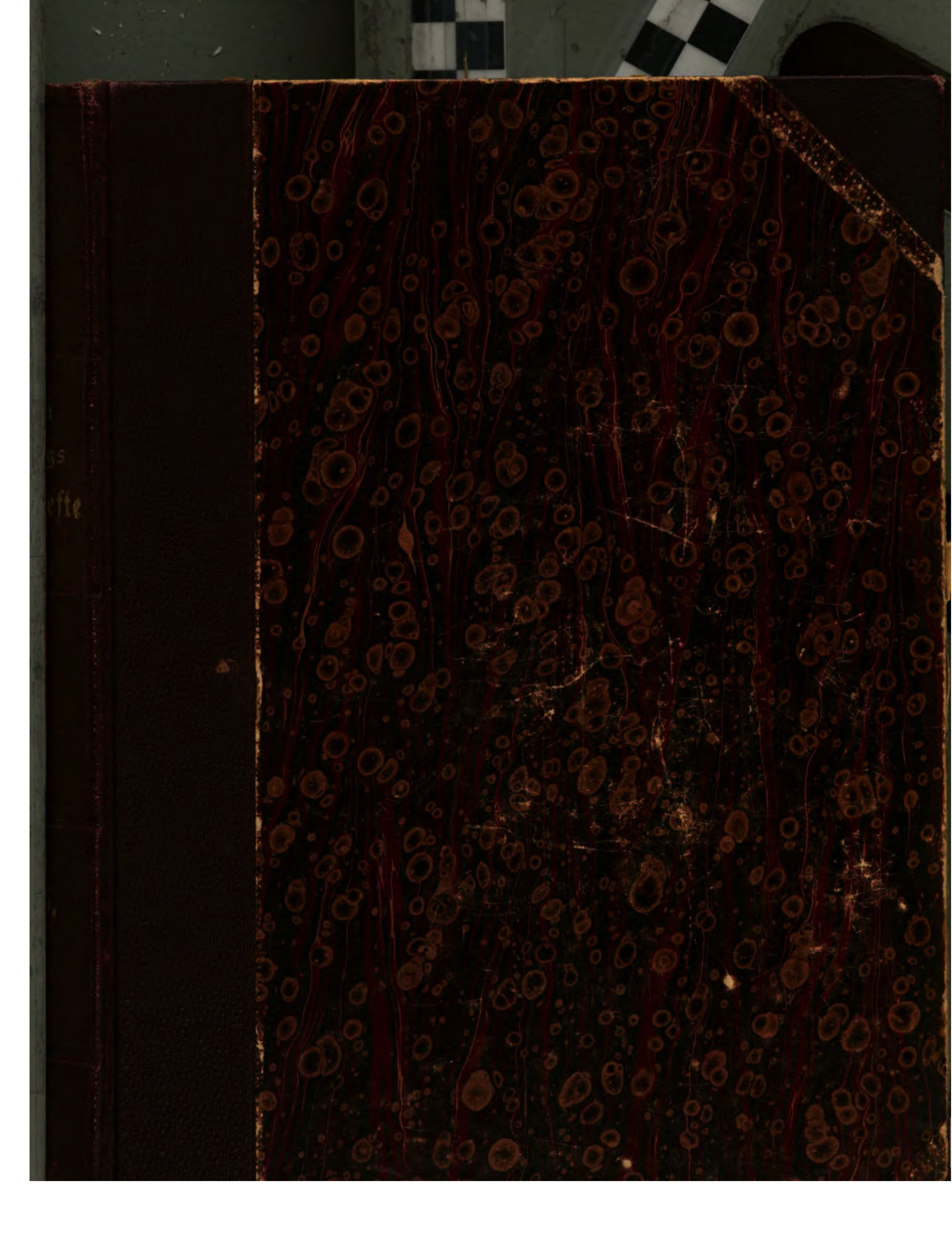
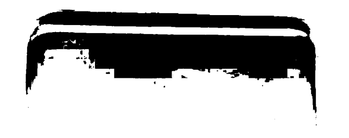
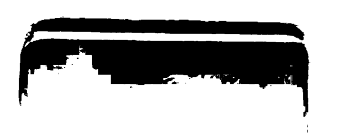



BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA







Velhagen & Klasings MONATSHEFTE

Jahrgang 1904/1905

1. Band



Berlin, Bielefeld, Leipzig und Wien
Verlag von Velhagen & Klasing

Inhaltsverzeichnis.

XIX. Jahrgang 1904/1905.

Erster Band.

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Romane, Novellen und Verwandtes.

Gedichte, Sprüche.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Kunst und Literatur.

Sonstige Aufsätze.

Neues vom Büchertisch.

Kunstbeilagen.

Einschaltbilder.

Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

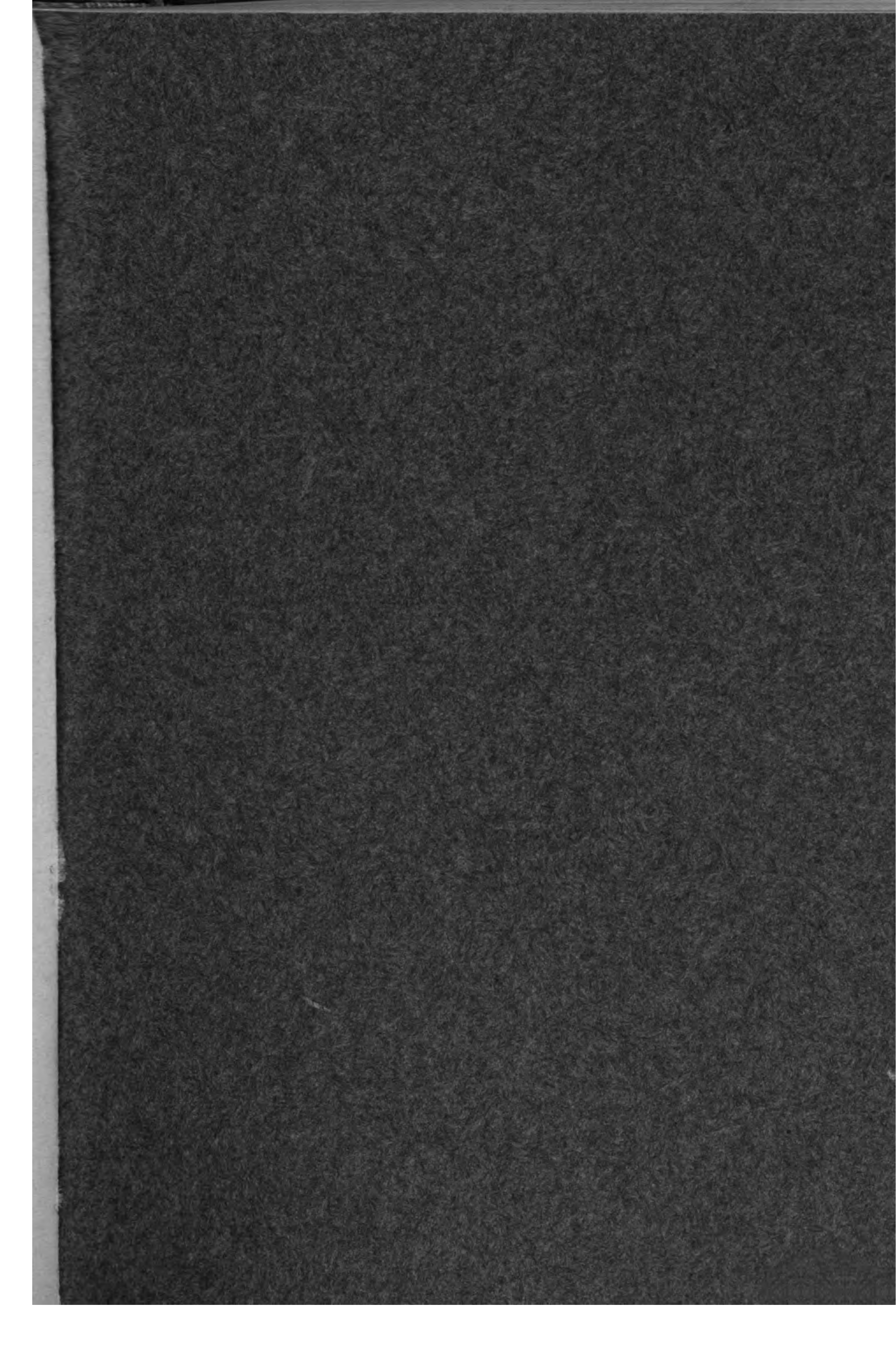
Kunst, Kunstgewerbe und anderes.

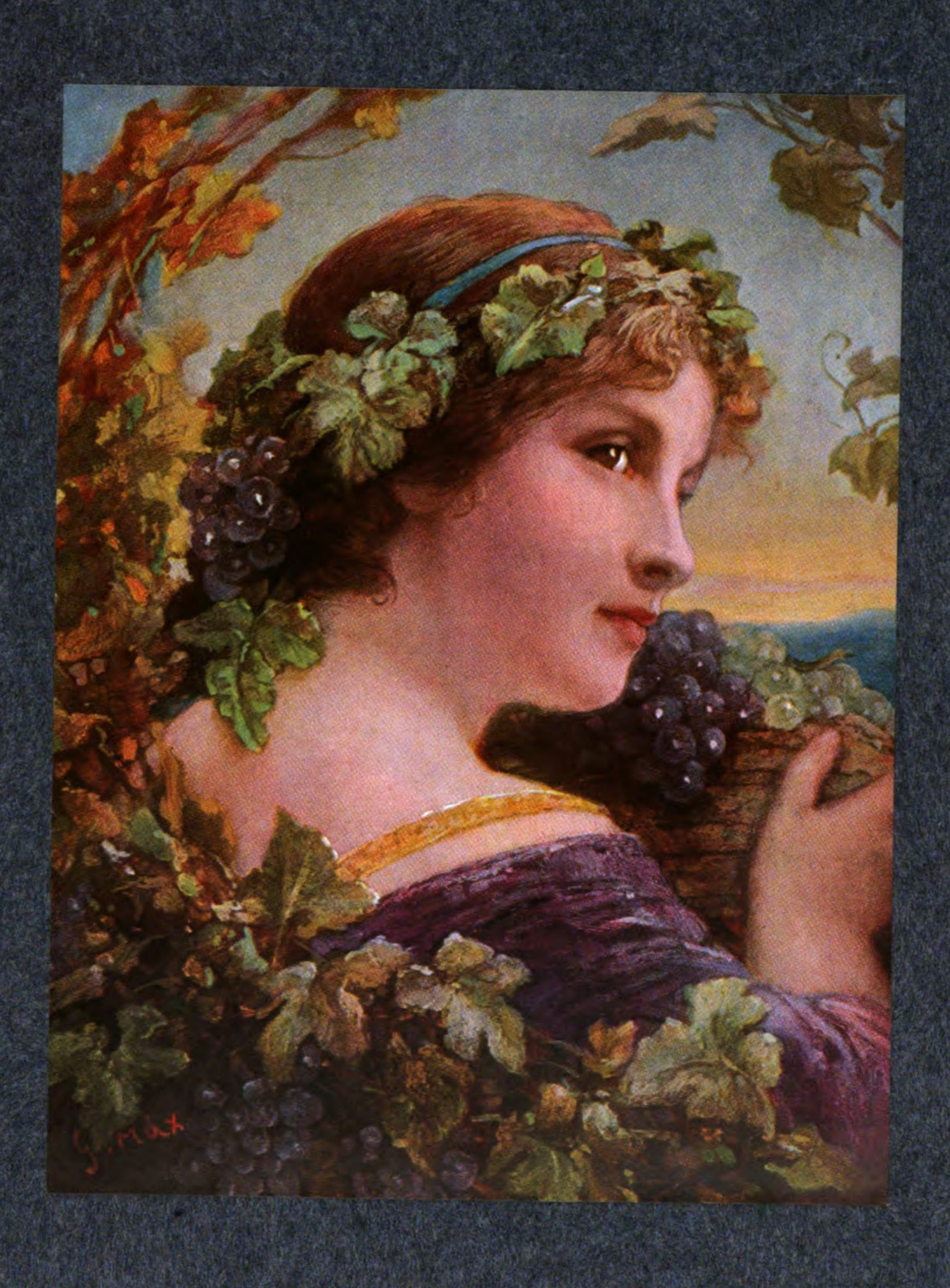
Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. XV. Band, Nr. 1 bis 6:

Die liebe Not. Roman von Marie Diers. Seite 1—112.
Eine Welle von drüben. Roman von Fedor von Zobeltitz. Seite 113—192. (Forts. folgt.)







Velhagen & Klasings
Monatshefte

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIX. Jahrgang 1904/1905. Heft 1, September 1904.

Jozef Israels.

Von

F. v. Ostini.

Mit dem Bildnis des Künstlers, zwei Einschaltbildern und fünfzehn Textillustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Seit bald zwei Jahrzehnten sind auf den Münchener und anderen deutschen Ausstellungen die holländischen Maler [illegible] ... [illegible]



Herbst. Gemälde von Prof. Gabriel Max-München.
(Im Besitz der Kunsthandlung von G. Seidenader in München.)

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIX. Jahrgang 1904/1905. Heft 1, September 1904.

Jozef Israels.

Von

F. v. Ostini.

Mit dem Bildnis des Künstlers, zwei Einschaltbildern und fünfzehn Textillustrationen.

Seit bald zwei Dezennien sind auf den Münchener und anderen deutschen Ausstellungen die holländischen Maler vertraute und liebe Gäste, ist auf ihnen der Holländer Saal stets eine bedeutsame Nummer im Programm. Beinahe eine stereotype. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß sich diese einzelnen Holländer Säle untereinander merkwürdig ähnlich sehen und daß auf den ersten Blick manchmal die betreffende Saalkollektion „noch vom letztenmal her“ an den Wänden geblieben schien. Sah man aber näher zu, so war man bald wieder gefesselt und fühlte sich unter den Bildern der Mesdag, Mauve, Jakob und Willem Maris, Apol, Weissenbruch, Bishop, Blommers und Jozef Israels' wohler, als in irgendeinem anderen Raum. Es ist richtig, daß fast alle diese holländischen Maler ihre Kunst innerhalb einer eng umschriebenen Spezialität übten und üben, aber auch fast alle mit ganz außerordentlich künstlerischer Vollendung und Verfeinerung. Man fühlt die Bodenständigkeit dieser Kunst, das tiefinnerliche Verwachsensein der betreffenden Maler mit ihrer Heimatnatur, die unendliche Liebe, mit der jeder jedesmal aufs neue an die alte Aufgabe heranging. Und die Meisterschaft auf einem begrenzten Gebiet hat hier nicht zu einer äußerlichen Virtuosenhaftigkeit geführt, sondern zu einer hohen Abklärung und Reife, zu jener höchsten Innigkeit des Ausdruckes, die nur gedeihen kann, wo ein vollkommenes Können über den Kampf mit Material und Technik längst hinaus ist. In allen Beziehungen ist diese Kunst merkwürdig, die Kunst eines kleinen, schönen, man möchte sagen eigens für die Maler geschaffenen Landes, in dem eine fast ununterbrochene Malertradition auf die größten Meister der Vergangenheit zurückführt. Diese Malerei ist so rein künstlerisch, wie nur je eine reine l'art pour l'art-Malerei hat sein können — und sie ist doch eine Volkskunst. Sie ist vornehm und populär zugleich und kann uns in diesem Sinne noch mehr als in irgend einem anderen vorbildlich sein. Sie ist zart und kerngesund, poetisch und wirklichkeitstreu, meisterlich und schlicht — alles zu gleicher Zeit! Und im Sinne solcher „malerischen Kultur“, mit welchem guten Wort Max Liebermann alle diese Vorzüge in eins zusammenfaßt, ist sie als Ganzes schlechthin vollendet — eine Gipfelkunst. Nicht *die* Gipfelkunst, aber eine!

In dieser aristokratischen Gesellschaft ist der greise Jozef Israels vielleicht immer der vornehmste gewesen, wie er ja auch ein Führender und Ausschlaggebender war. Er ist tiefer und reicher an Innenleben als

alle anderen, und zudem ist ihm, was in dem genannten illustren Kreise merkwürdigerweise selten der Fall ist, der Mensch der Maßstab für die Dinge. Dieser greise holländische Maler ist ein großer Dichter, was seiner Größe als Maler keinen Abbruch tut. Liebermann erzählt in seiner kleinen Monographie, daß Israels zu ihm geäußert: „Außer Millet gibt es keinen Maler, der so wenig zeichnen und malen konnte, wie ich, und dabei so gute Bilder gemacht hat.“ In diesem seltsamen Worte, das in einem Atem den höchsten Künstlerstolz und die rührendste Bescheidenheit offenbart, steckt der Schlüssel zu Israels' ganzem Wesen. Um die technische Vollendung an sich ist es ihm sowenig zu tun gewesen, daß er sich gar nicht bewußt wurde, wie weit er es darin gebracht hat. Gute Bilder machen wollte er, Bilder, die eben das in Vollkommenheit ausdrückten, was ihm die Seele bewegte, eine reiche und freie, kindliche, liebende Seele! Auch der Hinweis auf Millet ist bezeichnend. Israels hat sowenig von Millet genommen und hat soviel mit ihm gemein! Er ist ein Maler der Arbeit und der Menschenliebe, ein Maler der stillen, träumerischen Naturschönheit, ein Maler der Dämmerungen und Hütten, wie der Meister von Barbizon, wie dieser bestrebt und fähig, das Ergreifendste mit den schlichtesten Worten zu sagen. Seine „Ankerträger“ oder sein „Feld und Weg entlang“ geben dem „Angelus“ oder dem „Säemann“ an Wert und Gemütstiefe nichts nach. Auch darin ist er Millet verwandt, daß seinen Schilderungen von Menschen der Arbeit und Armut jede tendenziöse Schärfe fehlt. Nicht mitzuhassen, mitzulieben ist er da. Er ist ein Israelit, ein Sohn des alten Volkes. Aber die überwiegende Mehrzahl seiner künstlerischen Stammesgenossen ist in unserer Zeit zunächst nach der formalen Seite hin begabt, scharf an kritischem Verstand, der fast immer das erste Wort spricht, und darum gern geneigt zur Tendenz, zum Widerspruch. In Israels' traurigsten Armeleutbildern ist von allem dem keine Spur. In Kampf und Sorge ist er selber reif geworden. Er hat in Paris eine harte Lehrzeit durchgemacht und wohl auch den gemeinen menschlichen Hunger kennen gelernt, Enttäuschungen im Ringen um die Kunst; aber er ist

Abb. 1. Am Kirchhof vorbei. Gemälde.



Abb. 2. Das Schiffchen. Gemälde im Reichsmuseum zu Amsterdam.

dabei nicht bitter geworden, sondern gütig, nicht zornig, sondern mitleidig. Die harte Arbeit, die er so gern malt und in deren Schilderung er vielleicht seine größte Kunst entfaltet, hat ihm auch ihre Schönheit enthüllt, ihm, wie dem Kämpfer Constantin Meunier. Aber diese Schönheit feiert Israels mit lyrischer Gemütstiefe, Meunier mit dramatischer Leidenschaft und trotziger Parteinahme. Sie konnten beide das gleiche so ganz verschieden sehen, weil sie beide ganz echte, starke Persönlichkeiten sind.

Jozef Israels gehört zu jenen Malern, die eine bedeutsame Wirkung auf die Kunst ihrer Zeitgenossen üben müssen. Die holländischen Maler betrachten ihn wohl als ihr Haupt und ihren Altmeister, und mancher, wie Neuhuys und Adolf Artz, steht direkt auf seinen Schultern. In Deutschland hat Max Liebermann die fruchtbarsten Anregungen von ihm erhalten, Fritz von Uhde hat mit Bewunderung auf ihn gesehen, ein guter Teil der mannigfaltigen, verjüngenden Eindrücke, welche ungezählte



Abb. 3. Die Ankunft der Fischerboote.

deutsche Maler sich in den achtziger und neunziger Jahren in Holland geholt haben, geht auf Israels zurück. Er, der so wenig von sich reden macht und so wenig zum Volke redet, ist ein Erzieher, wie Rembrandt, sein Landsmann, dessen gigantischer Name überaus gern mit dem des Jozef Israels zusammen genannt wird. Es lassen sich zwischen den beiden auch gar viele Berührungspunkte finden, und wenn es möglich wäre, sich Rembrandts stark veränderte und gedunkelte Bilder so vorzustellen, wie sie einst gemalt wurden, würden wir wohl auch in der Malweise überraschend verwandte Züge entdecken. Freilich ist anderseits die vollsaftige, derbe Sinnenfreudigkeit Rembrandts wieder unendlich verschieden von der ruhigen, fast scheuen Lebensanschauung Israels'.

Unser Meister ist am 27. Februar 1827 in der Kornhändler- und Universitätsstadt Groningen geboren. Über seine Kindheits- und Werdejahre erhalten wir zum erstenmal ausführlichere Auskunft in dem trefflichen Begleittext, den Jan Veth zu dem großartigen Prachtwerke: „Jozef Israëls en zijn Kunst,“ bei Gebrüder E. u. M. Cohen, in Amsterdam geschrieben hat — einer in der Tat unvergleichlich schönen Sammlung von fünfzig Heliogravüren, die den besten Teil des Lebenswerks Israels' wiederspiegelt; auch unsere Abbildungen sind zum Teil diesem Werke entnommen. Es ist höchst interessant, hier über die erste Entwicklung dieses großen Künstlers Näheres zu erfahren, nicht etwa, weil diese Nachrichten uns sehr deutliche Aufschlüsse darüber gäben, wie der Israels von heute geworden ist, sondern im Gegenteil, weil jene ersten Phasen seiner Entwicklung fast ganz außer Beziehung zu seinem Schaffen in der Reifezeit zu stehen scheinen. Großes Geschick und spielende Leichtigkeit des Lernens und Arbeitens war ihm durchaus nicht in die Wiege gelegt, und er gehörte keineswegs zu denen, die ihren Beruf von Anfang an klar fühlen und sicher und stetig auf ein gestecktes Ziel losmarschieren. Sein Ziel war nur die Kunst so im allgemeinen — wer ihr wahrster Prophet sei, darüber war er lange im Zweifel, und die Hälfte seines Lebens verrann, ehe er sich selber fand.

Der Maler Jan Veth, dessen wundersam intime Porträtkunst an Holbein gemahnt und dem wir u. a. auch ein ganz meisterhaftes Bildnis Jozef Israels' verdanken, welches im Städtischen Museum zu Amsterdam hängt, erzählt: „Seine beiden Eltern waren gebildete jüdische Leute. Von seinem Vater weiß man, daß er viel las und selbst



Abb. 4. Allein. Gemälde im Museum Mesdag im Haag.

wohl bei Gelegenheit einen Vers machte, während seine Mutter ein liebes und frommes Frauchen war, das die Gedichte ihres Jungen (Israëls hat in der Jugend selbst den Pegasus geritten!) für sich in einem besonderen Büchlein gesammelt hatte.“ Der Knabe kam in die Schule des Meisters Brugsma, wo er schon als kleines Kind Unterricht im Hebräischen erhielt. Interesse für die hebräische Sprache ist ihm, obwohl er später keine intimen Beziehungen zum religiösen Leben der Israeliten mehr unterhielt, sein Leben lang geblieben. Die Farbenpracht der klangvollen, uralten Sprache hat ihn gefesselt, und als vor einigen Jahren eine neue Bibelübersetzung erschien, nahm er lebhaften Anteil. Seine Kindheit verlief in einem echten altjüdischen Milieu, und Spuren aus dieser Zeit lassen sich durch sein ganzes späteres Leben verfolgen. Als Israëls etwa acht Jahre alt geworden war, wurde sein Vater als angesehener Bürger von Groningen Mitglied der „Akademie Minerva“, welche Zimmerleuten und Steinmetzen Unterricht erteilen ließ, aber auch unter künstlerischer Leitung eine Kunstschule unterhielt. Um sein Geld nicht umsonst an das Institut zu bezahlen, ließ der alte Israëls seinen Sohn Jozef dem Unterricht dort beiwohnen, während der ältere Bruder studierte. Leiter jener Schüler war Jakob Bruggink, ein Schüler von J. W. Pienemann, von Beruf mehr ein Landschaftsmaler. Des Knaben höchster Traum war es damals schon, einmal ein bildender Künstler zu werden, und mit Feuereifer besuchte er die „Akademie Minerva“, obwohl der kleine, schwächliche Junge von Schülern und Lehrern mancherlei zu leiden hatte. Mühsam schleppte er seine schwere Mappe zur Akademie, wo teils nach Vorlagen, dann aber auch nach Modellen gezeichnet wurde. So wurde z. B. eine Gruppe gestellt: Alcibiades, der seinen Meister Sokrates verteidigt.



Abb. 5. Wenn man alt wird. Gemälde.

An Kunstwerken sah der Knabe einiges schon im Elternhause. Als er etwa zwölf Jahre alt war, erhielt er dann ernsthaften Unterricht von dem Bildnismaler J. J. van Wicheren, einem Schüler van der Kooi's, später von G. B. Buys, einem anderen Schüler dieses Meisters. Buys hielt wenig von seinem Schüler und sagt: „Es wird doch nichts aus dem Jungen, er ist viel zu ‚slodderig‘.“ Inzwischen besuchte Israëls aber auch fleißig die Schule, lernte die Violine spielen und hielt in einer Gesellschaft junger Leute schon in seinem fünfzehnten Jahre Vorlesungen, und in seinen



Abb. 6. Vor dem Schweinestall. Gemälde.

Mußestunden machte er, was er schon als kleiner Junge begonnen, Verse. Bestimmt wußte er noch lange nicht, was aus ihm werden sollte. Er mußte dem Vater in dessen Effektenkontor an die Hand gehen, und bei dieser Gelegenheit wurde er mit dem reichen Herrn Klaas Mesdag, dem Vater des berühmten Seemalers, bekannt, zu dem er oft mit Aufträgen geschickt wurde. Waren die Geschäfte, gegen die der Knabe einen angeborenen Widerwillen hatte, erledigt, dann führte der alte Herr ihn vor seine Bilder. Im Kämmerchen über des Vaters Kontor hatte der Knabe seinen Zeichenkram untergebracht und arbeitete daran, wenn ihn der Vater nicht brauchte. Es existiert aus dieser Zeit ein in Kreide ausgeführtes Bildnis des alten Herrn L. Schaap von des jungen Israels' Hand. Damals begann er auch auf eigene Hand zu malen, und zwar betrieb er dies mit ein paar Stubenmalern in der leerstehenden Kammer über einer Armenschule. Sein erster Ölfarbeversuch war die Kopie einer Kopie nach Kruseman; auch versuchte er die Lithographien, die er in den „Erinnerungen und Mitteilungen" des Malers Koekkoek fand, in Ölfarben nachzumalen. Seine erste selbständige Malerei war die lebensgroße Studie nach einem Groningenschen Juden, die sogar in seiner Vaterstadt ausgestellt wurde. Man hängte das Bild aber auf die Tür des Saales, und so war es nur sichtbar, wenn diese geschlossen war. Geschlossen war sie aber nur, wenn niemand im Saale war. So blieb das Bild unsichtbar für alle Besucher!

Er war 18 Jahre geworden und sollte einen Beruf wählen, sein Brot selbst verdienen. Ging's nicht mit der Geige, so solle es mit dem Pinsel gehen, meinte sein Vater, und ein Freund des Alten, Herr De Witt, ermutigte diesen, den Jüngling nach Amsterdam zu schicken. De Witt, Kunstfreund und Sammler, hatte Beziehungen zu Künstlern und empfahl Israels an J. A. Kruseman, so daß dieser sich bereit erklärte, ihn als Schüler in sein Atelier aufzunehmen. Vor der Abreise nach Amsterdam verkaufte der junge Maler noch einen Studienkopf um 40 Gulden an den alten Mesdag. Im Amsterdamer Judenviertel, nahe an Rembrandts einstiger Behausung, wurde er bei Verwandten der Mutter in Kost und Quartier getan. Bei Kruseman malte er untertags, abends ging er zum Zeichnen in die Akademie. Zunächst mußte

er nach Gips arbeiten, und man war mit seinen Leistungen wohl zufrieden, weniger seines Geschickes als seines Fleißes halber; bei einem Wettstreit im Zeichnen nach der Antike schnitt er als Erster ab. Der damalige große Ruf Krusemans ist heute nicht mehr gut zu verstehen, er scheint aber ein anregender Lehrer gewesen zu sein und leitete seine Schüler zur Ehrfurcht vor den großen Meistern an. Israels kopierte bei ihm einen herrlichen Kopf nach Van Dyck, ferner einiges aus Rembrandts Staalmeesters und einen Gerhard Dou.

Als Israels — es war im Jahre 1845 — auf der Städtischen Ausstellung zu Amsterdam ein Gemälde von Ary Scheffer, Gretchen am Fenster, sah, ward er mächtig ergriffen. Zum erstenmal sah er hier am Werk eines Zeitgenossen, „daß Malerei auch noch etwas anderes sein kann, als äußerliche Vollkommenheit und geschickte Zusammenstellung“. So weit heute für uns ein Ary Scheffer und ein Jozef Israels auseinander stehen, der letztere fühlte damals doch heraus, daß die innerste Kunstauffassung des einst so gefeierten Meisters dem verwandt war, was er halb unbewußt und dunkel anstrebte. Das Träumerische, Poetische in Scheffers Art, das in so starkem Gegensatze stand zu der kalten, leeren und glatten Äußerlichkeit der Akademiker, zog ihn magnetisch an, und bald wurde der Entschluß in ihm reif, seine Weiterbildung an einer Stelle zu suchen, wo freiere Luft wehte.

Noch im gleichen Jahr ging er mit seinem Studiengenossen van Konigsveld aufs Geratewohl nach Paris. Man gab ihm den Rat, bei Picot, einem Manne aus der Schule Davids, einzutreten. Dieser leitete eine Privatakademie, in der wohl 150 Schüler arbeiteten, Franzosen, Engländer, Deutsche und Amerikaner. Der Einundzwanzigjährige mußte in der strengen Schule Picots wieder mit dem ABC anfangen und nach — Gips zeichnen. Ein Versuch des Zöglings, mit der reiferen Hälfte der Schüler nach Aktmodell zu arbeiten, wurde streng von Picot zurückgewiesen, der im übrigen Israels' Leistungen lobte und ihm nach zwei Monaten



Abb. 7. Für die Aussteuer. Gemälde.

das teuere Unterrichtsgeld erließ. Da man bei Picot nur morgens arbeitete, meldete sich unser fleißiger Kunstjünger auch an der Akademie des Beaux-Arts an, um dort des Abends zu studieren, unter der wechselnden Korrektur von Horace Vernet, Pradier und Delaroche. Am meisten lernte der aufmerksam um sich schauende Schüler von den vielen Klassengenossen, unter denen auch Bouguereau war. Morgens bei Picot, abends in der Akademie — da blieb noch der halbe Tag dazwischen frei. Diesen nutzte Israels großenteils durch Kopieren im Louvre aus, wo er einen Kopf von Velasquez und Tobias mit dem Engel von Rembrandt nachmalte; in der freien Zeit malte er auch Bilder zusammen mit seinem Freunde van Konigsveld. Der Katalog der Amsterdamer Ausstellung von 1846 verzeichnet unter dem Namen der beiden zwei Gemälde: „Mutter und Kind“ und „Geplündert und verjagt“, und ein paar Jahre später waren beide auf der Ausstellung im Haag durch ein Bild „Die letzten Augenblicke des Pacheco“ vertreten. In der Malerei sollen die Arbeiten stark von Scheffer, in der Komposition von Delaroche beeinflußt gewesen sein. Als Israels 1846 in Angelegenheit seiner Militärpflicht nach Holland reisen mußte, malte er die Bildnisse seines Vaters und seiner Mutter und ein andermal das Porträt eines Eleazar Herschel, das starke Fortschritte gegen die Bildnisse der Eltern aufwies und bemerkenswert für die Entwicklung des Künstlers ist. Es ist natürlich falsch, anzunehmen, der Umschwung in Israels' Kunst, der im Jahre 1855 nach der Aufgabe der „Großen Historie“ und mit dem Beginn des Bilderkreises von Zandvoort deutlich wird, sei in der Tat plötzlich und unvermittelt gekommen. In Wahrheit hat sich die künstlerische Anschauung und Ausdrucksweise Israels' sehr langsam entwickelt, was seiner zähflüssigen, ernsten und gewissenhaften Natur entsprach. Mit der Geschichtsmalerei warf er nur ein lästiges, schweres Gewand ab, das ihn gehindert hatte, sich zu geben, wie er war. Ganz verwandte Wandlungen hat eine Reihe namhafter deutscher Maler aus der Schule von W. v. Kaulbach und Piloty durchgemacht. Es waren weite Umwege, auf denen Israels sich zum Ziele fand, ein Sprung aber, ein radikales Brechen mit der Vergangenheit war aber kaum dazwischen. Hierfür sitzt das Gelernte, die intensive

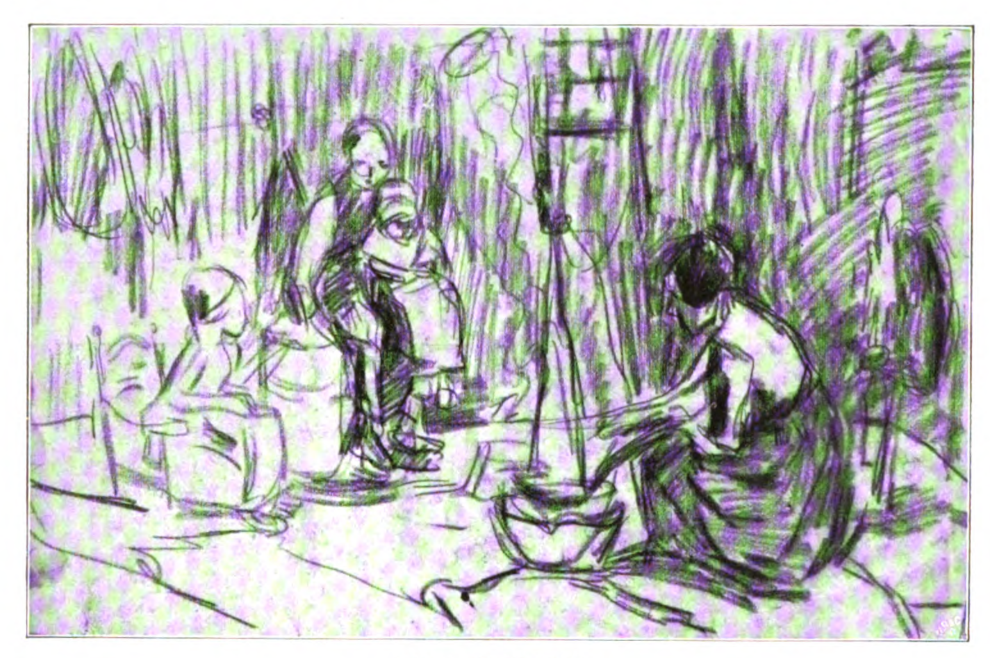


Abb. 8. Kohlestudie.



Die Nähschule von Katwyk. Gemälde von Jozef Israels im Besitz des Herrn J. Staats Forbes in London.



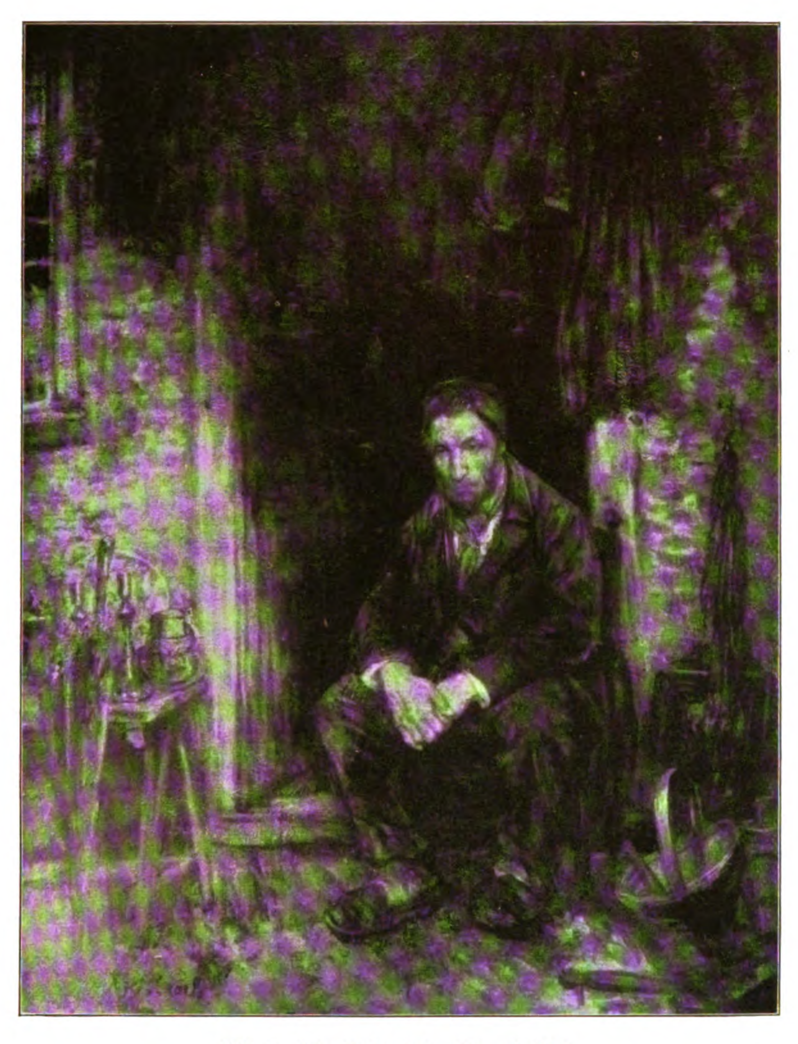


Abb. 9. Ein Sohn des alten Volkes.

Arbeit der Schuljahre viel zu fest in solchen Naturen.

Seltsam! Israels ist in Paris sozusagen schon einmal an seinem spätern Ich nahe und nichts ahnend vorbeigegangen. Er hatte von Millet, von Barbizon gehört, von der neuen Kunst und den Meistern, die da draußen auf dem Lande residierten. So zog der rastlos Suchende auch da hinaus und zeichnete Bauernhütten; aber der Kunst jener Meister kam er durchaus nicht nahe und selbst viel später, als er auf der Pariser Weltausstellung eine Anzahl von Werken der reifsten Meisterschaft Millets beisammen sah, war der Eindruck auf ihn noch kein sehr starker. Der „holländische Millet" hat seinen Weg ohne den großen Mann gefunden, mit dessen Namen man den seinigen so gern verbindet.

Israels, der in Picots Schule wohl im Können vorwärts kam, aber dort auch nur die nüchternste Arbeit des Handwerks lernte, führte im allgemeinen in Paris ein recht trübes Leben. Anregung von Kameraden und Verkehr hatte er nur wenig. Ein Omnibuskondukteur und ein Briefträger, die er mit ihren Frauen für ein Billiges malte, waren sein Umgang. Er war arm und lernte das wahre Elend kennen. So konnte er es kaum fassen, daß dies Paris die Stadt sei, wohin die Leute reisten, um sich zu amüsieren. Für ihn war es der Ort, wo



Abb. 10. Auf Freiers Füßen. Gemälde im Besitz des Herrn J. C. J. Drucker in London.

mehr als irgend auf der Welt der bitterste Gegensatz von Armut und Pracht fühlbar wurde. Heimweh erfaßte ihn, und er fühlte sich immer unglücklicher. Sein einziger Trost in jenen Tagen war, wie Jan Veth erzählt, eine Auswahl von Goethes Gedichten, die er immer bei sich trug. Später zählte auch „Werther" zu seinen Lieblingsbüchern. Als er im Jahre 1846 wieder wegen einer militärischen Musterung nach Groningen mußte, hatte er plötzlich Paris so satt bekommen, daß er beschloß, in Holland zu bleiben. Er mietete sich in Amsterdam eine Kammer, und als morgens zum erstenmal ihm das Dienstmädchen das Frühstück brachte, „glaubte er der König zu sein im Vergleich mit dem Pariser Trubel".

Nun malte er, immer noch ohne klar erkanntes Ziel, wieder frisch drauf los. Für ein Wohltätigkeitsfest wurde ein „Traum der Dido" verfertigt. Dann entstand ein drei Meter hohes, zwei Meter breites biblisches Gemälde: „Aaron mit seinen Söhnen Eleaser und Ithamar in den Tabernakel kommend, findet die Leichen seiner ältesten Söhne Nabab und Mihu". Diesen „Aaron" und das Bildnis einer Brettelsängerin aus dem „Nes" stellte er 1848 in Amsterdam aus, wurde aber von einem Teil der Kritik übel mitgenommen. Als er das gleiche Bild, zum guten Teil übermalt, ein Jahr später im Haag wieder sehen ließ, wurde es viel günstiger beurteilt. Israels bekam in dieser Zeit zum erstenmal ein Bild von Decamps zu Gesicht, die „Türkische Schule" und war ganz hingerissen von diesem Meister, dessen sichere Persönlichkeit, wie „alles, was fest auf seinen Füßen stand", ihm gewaltig imponierte. Er selbst stand ja noch so wenig fest auf den eigenen Füßen, daß er noch im dreißigsten Jahre an seiner Malerei ganz verzweifelt war. Wieder versuchte er es mit einem großen Historienbild „Maria Stuart und John Knox", tat allerlei kleine Brotarbeit, malte Bildnisse, gab Zeichenunterricht (u. a. einem Neffen seines Hausherrn, wofür er dreimal in der Woche in der Familie Freitisch erhielt). Aus diesen Tagen stammen auch ein „Hamlet mit seiner Mutter, auf die Erscheinung des Geistes zeigend" und ein „Regentenstück" altholländischen Sinnes

für das Jüdische Altmännerhaus an der Keizersgracht. Sein bestes Werk aus dieser Periode war die „Grüblerin“ (de Mijmering), ein Mädchen in weißem Gewand, mit bloßen Füßen unter grünen Bäumen. Das Bild bekam einen der besten Plätze in der Amsterdamer Ausstellung. Es war noch mit unverkennbarem Anklang an Ary Scheffer gemalt, aber doch schon von Qualitäten, daß man ihn von nun an bereits in die erste Reihe der holländischen Maler stellen durfte. Auch verkauft wurde das Bild, und zwar an den Kunsthändler de Vries um fünfhundert Gulden, für Israels' damalige Verhältnisse nicht wenig Geld! Dieser Glücksfall gab ihm die Mittel, Düsseldorf zu besuchen, wo er bald Eingang in die maßgebenden Künstlerkreise fand und Knaus und Vautier kennen lernte. Von Düsseldorf aus besuchte er in Oosterbeek den um dreizehn Jahre älteren Landschafter J. W. Bilders (1811 bis 1890), den Veth den Bahnbrecher der modernen holländischen Landschaft nennt. Im Verkehr mit ihm und dem talentvollen Landschaftsmaler Richard Burnier, den Israels dort traf, mag er manche fruchtbringende Anregung erhalten haben. Nach Amsterdam zurückgekommen, versuchte er sich jetzt gerne, die Schiffe und Schiffer, die er auf der Gracht sah, in Skizzen und Studien festzuhalten, aber so sehr er mit wachsender Sehnsucht den Drang spürte, Lebendiges, Gesehenes in seiner Kunst zu gestalten, fürs erste fand er die bannkräftige Formel noch nicht, Kunstwerke wurden noch nicht aus jenen Motiven. Zunächst hat er das romantische Bild eines jungen Cellisten vollendet, das unter dem Titel „Adagio con espressione“ bekannt wurde, dann einen Martin Luther, in seinem Kloster mit Mönchen disputierend, endlich die Witwe Oldenbarneveldts, die dessen Brief aus dem Gefängnis liest. Aber mit wahrer Freude war er längst nicht mehr bei der Historienmalerei, wenn er sich auch gewissenhaft in ihren Diensten abmühte. Im Jahre 1853 ging er wieder auf kurze Zeit nach Paris, hauptsächlich noch, um ergiebigere Studien für seine Geschichtsbilder machen und bessere Modelle finden zu können. Wie fünf Jahre vorher Arnold Böcklin, dessen Pariser Lehr-

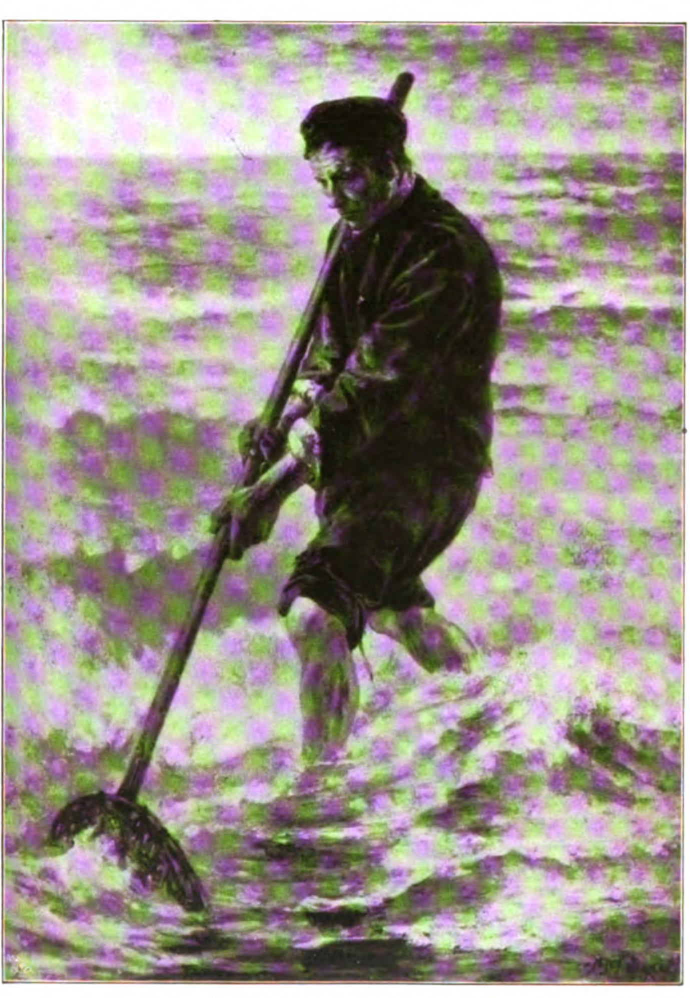


Abb. 11. Der Muschelfischer. Gemälde.

zeit übrigens mit der des Jozef Israels manche Ähnlichkeit hat, begeisterten ihn jetzt „Die Römer der Verfallzeit" von Thomas Couture. Im Clunymuseum forschte er nach Material für seine Historien. Dann kam er auch wieder nach Fontainebleau und Barbizon, wo er Bauernhütten und anderes zeichnete, Bauernkleider erwarb, um sie nach Hause mitzunehmen, und das Landleben mit Genuß aus nächster Nähe beobachtete. Aber als er wieder nach Hause zurückgekehrt war, widmete er seine Kraft doch einem neuen Geschichtsbilde, „Margareta von Parma", das den Einfluß Gallaits deutlich verspüren läßt. Gallaits berühmtes Bild der Grafen Egmont und Horn war damals in Amsterdam ausgestellt worden. Ein Bild aus der Geschichte Oldenbarneveldts, das Sterbebett Wilhelms I. waren weitere „Große Historien" Israels'. Die Sachen sind für die Mitwelt verschollen und vergessen.

Jener Israels, den heute die Kunstverständigen aller Länder in die allererste Reihe unserer zeitgenössischen Maler stellen, erstand erst 1855, durch äußeren Anstoß, durch einen Zufall, möchte man sagen. Ein rheumatisches Leiden nötigte ihn, an der See zu weilen, und er nahm in dem Fischerdorf Zandvoort, dessen malerische Reize übrigens ein Deutscher, Ritter, entdeckt hatte, Aufenthalt. Und hier erfolgte seine künstlerische Wiedergeburt. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, in Überfülle stürmten die Bilder auf ihn ein. Die Umgebung der freien, unendlichen Natur, der Anblick der eigenartig pittoresken Hütten und ihrer Bewohner, wetterharter, arbeitsfroher, kindlich liebenswürdiger Menschen, ihr alter, charakteristischer Hausrat, ihre Tracht, ihr Leid und Glück — das alles wies ihm das Ziel, nach dem er künftig streben sollte. Mit unzähligen Notizen füllte sich sein Skizzenbuch, und Jan Veth, der dies Buch gesehen hat, erzählt, daß eine ganze Anzahl bedeutender Bilder, die viel, viel später die Welt mit Bewunderung erfüllten, auf jenen Blättern schon als Ideen notiert sind. Der Maler lernte das Meer lieben, das ewig schöne, ewig junge und ewig wechselnde Meer, und sein Wesen verwuchs mit den Menschen, die dort lebten. Dem Meer und seinen Menschen gehörte Israels' ganzes Leben und Schaffen von nun ab, und wenn er aus einer Fischerhütte Zandvoorts stammte,



Abb. 12. An Feld und Weg entlang. Gemälde.



Abb. 13. Die Fischer. Gemälde im Besitz des Herrn van Stolk in Rotterdam.

statt aus dem Groninger Kaufmannshause, er hätte das Meer und die Schiffer und Fischer nicht innerlicher, nicht wahrer und nicht liebevoller schildern können, als er es tat. Nicht neuen Inhalt nur gewann seine Kunst, sondern auch neue Form. Wohl klingt durch seine ersten Zandvoorter Fischerbilder noch merklich die Konvention des Genrebildes durch, wird die Absicht, zu rühren oder lächeln zu machen, noch etwas deutlich, wirkt der Bildgedanke noch anekdotisch und nicht durch den zwingenden künstlerischen Eindruck, die Stimmungsgewalt, wie später, aber der Schritt ins neue Land war nun doch schon getan! Die Reise nach Zandvoort hat man seine Fahrt nach Damaskus genannt. Hier war er auf das Gebiet gekommen, auf dem sein unendlich reiches Gemütsleben in künstlerischer Gestaltung zu Worte kam. Ihn interessierten die Menschen in ihren kleinsten und schlichtesten Hantierungen, bei der Arbeit, beim Mahl, im Schmerze, in der Sehnsucht, im Spiel und im Träumen. Er malt immer das Schicksal mit, wenn er Menschen schildert, weich, mitleidig, verstehend, tröstend kann man sagen.

Die Zahl seiner Bilder aus dem Fischerleben ist gewaltig, kaum mehr festzustellen, ebenso ist das Entstehungsjahr wohl der meisten von diesen Bildern nur ungefähr zu schätzen. Er schrieb nie ein Datum auf die Leinwand. In einem engen Kreis von Geschehnissen bewegen sich diese Bilder, und doch ist nichts von Monotonie in der Reihe. Für den Maler, der dem scheinbar Kleinsten so unendlich viel Größe zu leihen weiß, ist die Zahl bedeutsamer Motive eben unbegrenzt. Er malt einsame Menschen, Trauernde und Verlassene im Hüttendunkel, Sterbende und Kranke, Menschen in schwerer Arbeit, Opfer des Meeres, träumende Mädchen, die sehnsüchtig aufs Meer hinausstarren, Liebespaare in den Dünen und spielende Kinder. Den ganzen Reichtum seines Gemütslebens entfaltet er, wo es den letztern gilt, und Anmut und Humor oder auch das feinste Mitgefühl, wenn er ihre Leiden schildert. Nichts Rührenderes als Israels' Kinderbilder; es ist, als ob einer mit zarter, liebkosender Hand junge Vögelchen aus dem Neste nähme und betrachtete. So ist er auch köstlich als Maler der Mütterlichkeit und des Familienlebens. Israels' Kunst hat den dreifachen Segen der Wahrheit, der Sorge und der Liebe!



Abb. 14. David vor König Saul. Gemälde im Städtischen Museum zu Amsterdam.

Hand in Hand mit seiner inneren Vertiefung wuchs auch die technische Vollendung seiner Malerei. Alles Harte in Farbe und Ton verschwand, immer weicher umfloß die Luft seine Gestalten. Er sucht im Umriß, in der Bewegung nicht das Monumentale, Typische, wie Meunier und wohl auch Millet, sondern das Persönliche und Menschliche. Auf besonders scharfe, klare Zeichnung gibt er nicht viel, in der Bewegung aber ist jede seiner Gestalten meisterhaft gelungen. Er ist heute skizzenhaft, wenn er einen Gedanken mit wenigen Strichen ausschöpfen kann, er versteht aber auch, wie die wundervolle „Nähschule in Katwyk“ von 1881 (zw. S. 8 u. 9) beweist, mit glänzender Technik „auszuführen“, wo es ihm geeignet scheint. Dämmerige Innenräume, wie sie eben in holländischen Fischerhütten sich finden, Spätabendstimmungen am Strand oder zwischen Dünen kann man wohl nicht überzeugender schildern, als er, und er weiß die Armut dieser Hütten und Gegenden mit einer ganz wundersamen Poesie zu verklären. Seine Palette ist einfach und doch reich, die vielen braunen Töne auf seinen Bildern wirken nie schwer, sondern immer farbig und durchsichtig, auch im tiefsten Dunkel. Wenn er dann dazwischen eine lichtere und stärkere Farbe anwendet, so wirkt sie mit doppelter Schönheit.

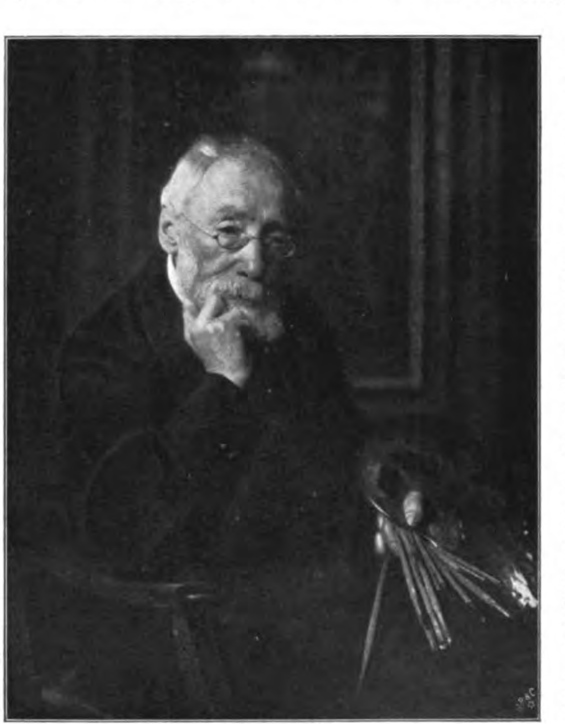
Auf die Reihe von Israels' Bildern aus der zweiten Periode ist hier nur ein kurzer Rückblick möglich. Die Abbildungen sprechen für sich, und in Worten ist von diesen schlichten Lebensschilderungen im Grunde nicht viel Ersprießliches zu erzählen. Hier steht die Erfindung an Interesse ja weit hinter der künstlerischen Gestaltung. „Am Kirchhof vorbei“ (Abb. 1) gehört wohl zu den ältesten Früchten des Zandvoorter Aufenthaltes. Es ist noch ein „Genrebild“, das erzählt, das zeitlich Auseinanderliegendes zusammenfassen will. Später hat er den Gedanken, verwaiste Menschen zu zeigen, einfacher zusammengefaßt: Ein Totenbett in dunkler Stube, ein weinendes Menschenkind davor, „Allein auf der Welt“ heißt so ein Bild, um 1878 entstanden, „Allein“ (Abb. 4) ein anderes, das 1880 gemalt sein mag. Mit welcher Kunst ist hier die Tragik des Alltäglichen ins Große erhoben! Von jener älteren Art waren noch „Mutter Hilfe“, „Die Waisen“, „Die Wiege“, die, 1862 zusammen mit dem „Schiffbrüchigen“ in London ausgestellt, so großes Aufsehen erregte. Über diesen Schiffbrüchigen schrieb Theophile Gautier

begeisterte Worte, als er das Bild sah. Ein reines Genrebild, fast wie aus der Düsseldorfer Schule, ist wiederum „Die alte Geschichte“ — ein altes Paar in der Laube, während zwei junge Verliebte draußen im Grünen lustwandeln. Das erste von seinen Sterbebildern dürfte der „Abend vor dem Scheiden“ (um 1862) gewesen sein. „Müde“ stammt ungefähr aus der gleichen Zeit. „Das Schiffchen“ ist 1872 gemalt, und das Motiv hat der Künstler mehrfach variiert (Abb. 2). Er mag da die Holländer Fischerkinder oft genug bei dem bedeutungsvollen Spiel, in dem sich ihr späteres Lebensschicksal spiegelt, beobachtet haben. Ein freundliches Idyll ist unser Bild „Vor dem Schweinestall“ (Abb. 6); „Ein Sonnenstrahl“, „Muttersorgen“ sind auch in den siebziger Jahren von seiner Staffelei gekommen. Dann folgte die erwähnte „Nähschule“, „Bauernmahlzeit“, „Alt und verbraucht“, „Der Küster und seine Frau“. Aus dem Jahre 1882 datiert das ergreifende Bild „Zwei Kameraden“, auch „Der treue Freund“ genannt: Ein einsamer alter Mann mit seinem Hund in ärmlicher Stube. Die Verlassenheit der Alten ist ein Lieblingsmotiv des Künstlers, das er stets mit besonders tiefer Innigkeit behandelt. „Wenn man alt wird“ heißt ein anderes Werk verwandten Inhalts (Abb. 5), das 1884 gemalt sein mag. Eine greise, einsame Frau, die sich am Feuer die starren Hände wärmt — nichts weiter! Und doch ein Menschenschicksal. „Ein Sohn des alten Volkes“ (Abb. 9), das seltsam wehmütige und lebenstreue Bild eines armen Trödeljuden vor seiner Ware, ist Ende der achtziger Jahre vollendet worden, ebenso unser heiteres Dünenstück „Auf Freiersfüßen“ (Abb. 10). — „An Feld und Weg entlang“ (Abb. 12), das wir, wie auch einige andere Abbildungen der schönen, bei C. M. van Gogh in Amsterdam erschienenen Mappe Jozef Israels entnehmen, gehört zum Besten und Traurigsten, was Israels gemalt hat. Eine unendliche Wehmut liegt über der Gruppe dieser beiden Verlassenen, der alten Frau mit dem Hund, die ihren Karren durch den Straßenschmutz ziehen. Mensch und Tier gleich elend und bedrückt! Klassische Arbeitsbilder sind die viel abgebildeten und wohlbekannten „Ankerträger“ (nach 1890 gemalt) und „Die Fischer“ (Abb. 13) von 1890; ein gleicher Zug geht durch das gewaltige Bild „Heimkehr von der Arbeit“, drei Frauen und ein kleines Mädchen, die über die Dünen bei sinkender Dämmerung heimkehren. Auch der „Muschelfischer“ (Abb. 11) zeigt jene herbe Größe und ebenso manches andere Bild, das einzelne Figuren von Mühseligen und Beladenen gegen die freie Luft stellt. Ein anderes Mal schildert der Maler



Abb. 15. Bildnis des Herrn J. de Jong aus dem Jahre 1890. Im Besitz des Herrn Dr. J. de Jong im Haag.

auch wieder friedliches Behagen, wie in dem Werk „Für die Aussteuer“, „Gebet vor dem Essen“ und in dem „Studierenden alten Mann“ (zw. S. 16 u. 17), in vielen anderen Innenraum- und Strandbildern. Er zeigt — ein Motiv, das noch jedem die holländischen Küsten besuchenden Künstler als besonders schön und charakteristisch aufgefallen ist! — auch gern die Frauen, welche der heimkehrenden Fischerboote am Strande harren, bald in ruhiger Zuversicht, wie auf unserer Abb. 3, bald in Angst und Sorge; er schildert Schäfer und Herden, mähende, plaudernde Mädchen, lasttragende, mühsam oder heiter wandernde Männer und Frauen — alles schlicht, ohne Pathos und irgendwie betonte Pointe. Immer aufs neue fesselt seine abgeklärte Weise, die Schicksale zu nehmen und zu schildern, wie sie sind, stark und wahr, aber ohne Kritik und ohne Protest. In dieser seiner Kraft und Tiefe erhebt sich Jozef Israels wohl über alle anderen Maler der Armut und Arbeit in unseren Tagen und ganz besonders über seine malenden Landsleute, auch die besten!



Jozef Israels. Nach einer Photographie.

Seit seiner Zandvoorter Reise hat der Maler andere Sujets, als die eben erwähnten, nur noch ausnahmsweise behandelt, erst in allerletzter Zeit scheint er sich hin und wieder auf anderen Gebieten zu versuchen. Eine interessante Probe davon ist „David und Saul“ von 1898 (Abb. 14) und „Adam und Eva“, ein Bild, das 1903 entstand und unsere Stammeltern im dämmerigen Dunkel des Gartens Eden mit mehr Realismus als Anmut darstellt. Nicht der Gegenstand an sich scheint den Künstler angezogen zu haben, sondern die Erscheinung der nackten Körper im Halbschatten der Bäume.

Über Israels' Leben seit seiner Neugeburt in Zandvoort bleibt wenig zu erzählen. Er kam bald in bessere Verhältnisse, heiratete 1863 die Tochter eines Advokaten in seiner Vaterstadt, lebte erst in Scheveningen und dann im Haag. Sein Sohn Isaak Israels ist auch ein hochbegabter Maler. Die Anerkennung für seine Kunst, seit diese sich erst gefunden hatte, wurde Israels schnell und von allen Seiten. Heute gibt es kein Museum von Rang mehr, das nicht ein Werk von Israels zu seinen Perlen zählte. Der englische Sammler Mr. Forbes erwarb allein nicht weniger als vierzig Bilder des Meisters. Dieser lebt in seinem Besitztum an der Koninginnengracht im Haag ein behagliches, stilles und schaffensreiches Leben. Was er für ein feiner und liebenswürdiger Geist ist, wie vornehm er über Kunst und Leben denkt, das fühlt man so recht aus dem Buche heraus, das Israels über eine spätere Reise nach Spanien geschrieben hat. Es zeigt den Sinn für das Große, wie den Sinn für das Kleine, die ihn beide gleich bedeutsam kennzeichnen, ihn, den Maler der „Ankerträger“ und der Kinder, die mit dem „Schiffchen“ spielen; es zeigt Güte, Humor, Begeisterung und Mitleid an der rechten Stelle, und man muß es gelesen haben, um voll zu empfinden, wie harmonisch das Wesen dieses großen Malers ist, bis auf seinen Grund.



Beim Studium. Gemälde von Jozef Israels.
Im Besitz des Herrn J. C. J. Drucker in London.



„Die Referendarin."

Roman von

Carl Busse.



He hopp! Runter, Satan! Sieh Dich um — Dein neuer Wirkungskreis."

Der Schaffner, der die Tür des Abteils dritter Klasse aufgerissen hatte, stand schmunzelnd dabei. Ein mächtiger graublauer Doggenrüde reckte sich, schnüffelte und sprang dann mit einem Satze aus dem Wagen.

„Sehen Sie, Mann Gottes," sagte der Besitzer des Hundes zum Schaffner, „es ging! Die Welt steht noch, die Eisenbahn dito. Es geht überhaupt alles. Kateridee, solchen Prachtkerl ins Hundecoupé stecken zu wollen! Damit er mir die Räude kriegt — was?"

„Instruktion, Herr . . . Herr Baron. Aber wenn man ein Auge zudrücken kann..."

„Dann tut man's. Ich sehe, Sie passen in die Welt. Grüßen Sie Ihre Frau."

Der Schaffner grinste über das ganze Gesicht.

„Wenn ich man eene hätt' —!"

„Na, dann die zukünftige! 'morgen!"

„'morgen, Herr Baron."

‚Für einen Reichstaler hat er mich zum Baron gemacht,' dachte Peter Körner. ‚Für zwei wär' ich Graf und für drei am Ende gar Durchlaucht geworden. Großkirchen scheint billig zu sein.'

Er hatte den Handschuh angezogen und die Dogge am Halsband gefaßt. Trotzdem er reichliches Gardemaß hatte, brauchte er sich dabei nicht zu bücken. So ging er, fast als letzter der in Großkirchen ausgestiegenen Passagiere, durch die Bahnsperre, gab seine beiden Billetts ab und stand bald einer Reihe von Hoteldienern gegenüber, von denen jeder die Mütze abnahm und ihm durch ein aufforderndes Lächeln nahelegte, sich ihm anzuvertrauen.

Ja so, das Gepäck —!

„Wo speisen die Juristen?" fragte er, während er den Schein suchte. „Ich meine, die Referendare."

Die Hoteldiener äugten sich an.

„Sind Sie'n etwan vons Gericht?"

„Aufzuwarten. Wünschen Sie meine Personalakten zu sehn?"

„Jä, Härr, denn is das bei uns richtig. Gasthaus zum Lamm — gleich am Markt links."

„Schön. Besorgen Sie mir also mein Gepäck. Haben Sie einen Wagen da? Denn ich sage Ihnen im voraus, Gustav, ich hab' keinen Koffer, sondern eine Kofferburg."

Der Hoteldiener kraute sich mit verlegenem Lächeln den Kopf.

„Na, was fehlt denn noch? Ist das Gepäck zu schwer für Sie?"

„Nä, Härr, aber ich bin doch nich Gustav. Ich bin Korl."

Peter Körner zuckte die Achseln. Satan ward ungeduldig.

„Die Hoteldiener heißen bei mir alle Gustav. Nach einer Perle Eures Standes. Und nun erzählen Sie mir noch, wo's nach dem ‚Großkirchener Anzeiger' geht. Da 'runter? Immer gradeaus? Schön."

Die Dogge ward freigegeben. In mächtigen Sätzen schoß sie hin, ein eleganter Läufer. Der Referendar sah ihr zu — mit einem fast eitlen Wohlgefallen in dem hübschen Gesicht.

Erst dann begutachtete er Großkirchen. Es präsentierte sich von dieser Seite nicht übel. Vor dem Bahnhof der große Platz mit dem Rondell, auf dem bald gewiß Blumen blühen würden. Dann eine kerzengerade Straße mit roten und weißen Häusern — keins ohne Vorgarten. Und fast alle diese Häuser schienen neu zu sein. Mit ihren Farben grüßten sie an dem sonnigen, ob auch kühlen Vormittag so freundlich, daß der Ankömmling sich nicht genug wundern konnte.

Er hatte geglaubt, dies Großkirchen sei das verräuchertste Nest im ganzen deutschen Vaterlande.

Und nun lag die Straße vor ihm, so schmuck, sauber, einladend — nur unheimlich still. Man mußte sich an diese Stille

erst gewöhnen. Er war heute in aller Herrgottsfrühe mit der Droschke durch Berlin gerumpelt, dem Stettiner Bahnhof zu. Das Dröhnen des großstädtischen Lebens lag ihm noch im Ohr. Da war das Schweigen hier doppelt wunderlich.

Die Spatzen schilpten. Es ging nicht unter in anderen Geräuschen, es tönte fast aufdringlich. Ein Hotelomnibus rumpelte vom Bahnhofe her — man hörte ihn, und nur ihn, unglaublich lange.

Fast kein Mensch zu sehen. „Schapp, schapp, schapp" tönte das Laufen des Hundes. Und die eigenen Schritte dröhnten ordentlich.

Es war eine ganz andere Welt. Man fühlte sich geradezu versucht, leiser aufzutreten. Als ob man durch eine schlafende, versunkene Stadt schritte!

Aber die Stimmung hielt nicht lange an. Denn plötzlich ertönte ein Zetergeschrei: Mit erhobener Rute, in tollen Sätzen war Satan davongeschossen. Peter Körner sah ein dürres, altes Frauenzimmer, auf deren Schulter miauend und fauchend eine Katze saß.

„Nehmen Sie den Hund weg ... weg mit dem Hund," kreischte eine hohe Stimme. „Wie kann man solch Vieh frei laufen lassen! An die Kette damit!"

Wie ein Tanzbär hatte sich die Dogge aufgerichtet; prachtvoll standen die Ohren.

Der Referendar mußte ihn packen und festhalten.

„Zwischen Katz und Hund gibt's keine Freundschaft," sagte er wie zur Entschuldigung. „Ruhig, Satan!"

Aber unwillkürlich mußte er lächeln, als er den giftigen Blick der dürren Person bemerkte. Unter einem schwarzen Kapotthut ein scharfes Vogelgesicht, gelb und gleichsam zerknittert. Die Haare kurz geschnitten. Die ganze Gestalt steckte in einem stumpf glänzenden dunklen Mantel, dessen Form durch keine Falte, keinen Besatz gefälliger gemacht wurde.

Die Person hatte eine mit Milch gefüllte Selterssflasche in der Hand. Der Patentverschluß war offen. Auf der Straße, dicht am Trottoir, stand ein kleines Schälchen, eine Untertasse. Dort hinein hatte die Milch für die Katze wohl kommen sollen, als die unvermutet auftauchende Dogge der Sache eine andere Wendung gab.

„Bleibt der Hund in der Stadt?" fragte das wunderliche Frauenzimmer dann.

„Den Sommer über auf alle Fälle, wenn Sie nichts dagegen haben."

„Wieder einer mehr! Satan ... wenigstens hat er den richtigen Namen. Satans sind sie alle."

„Danke," sagte Peter Körner. Dann ging er weiter.

‚Ausgerechnet muß mir diese angesäuerte Jungfrau auch zuerst in die Arme laufen,' dachte er. ‚Ist das nun Pech? Als Jäger müßt' ich umkehren!'

Er wandte den Kopf. Die Katze hatte sich wieder zur Erde hinabgetraut. Sie leckte gierig die Milch auf. Die hagere Person verschloß die Flasche und verbarg sie unterm Mantel. Dann nahm sie die Untertasse auf und schritt weiter.

„Das wird Deine Freundin nicht, Satan," brummte Peter Körner und gab der Dogge einen Klaps.

Bald hatte er den Markt erreicht. In der Mitte Anlagen; das übliche Kriegerdenkmal: Der in den Armen der Germania sterbende Soldat; zwei Brunnenbassins ohne Wasser. Sechs Straßen liefen auf dem Markte zusammen. Richtig — da war das Hotel zum Lamm! Auf der anderen Seite, freier stehend, der plumpe Backsteinbau einer Kirche. Drüben Geschäfte, dazwischen ein großes Amtsgebäude, entweder Gericht oder Rathaus. Auch hier alles sauber, wenn die Häuser auch nicht mehr so blank und neu aussahen.

‚Es wird sich leben lassen. Fern von Madrid! Gottlob, daß Berlin nicht allzuweit ist.'

Mit langen Schritten ging er auf ein Haus zu, an dem in goldenen Lettern „Redaktion und Expedition des Großkirchener Anzeigers" prangte. Mit fünf Briefen kam er heraus. Er hatte schon von Berlin aus eine Annonce aufgegeben mit genauer Detaillierung dessen, was er wünschte: zwei hübsche, helle Zimmer, nicht zu weit vom Amtsgericht. Bedingung war, daß die Wirtin die Verpflegung des Hundes übernahm.

Jetzt studierte er die Angebote. Vier Briefe steckte er in die Tasche, einen behielt er draußen.

„Frau verwitwete Feldwebel Neugebauer — na, wenn das alles stimmt: herrliche Lage am See, aufmerksame Bedienung,

besseres Haus . . . los! Wie hieß die Straße? Rüdigerstraße!“

Er wollte einen fragen, aber in dieser ausgestorbenen Stadt war das nicht so leicht. Doch schließlich konnte man sich in einem Nest von zehn- bis zwölftausend Einwohnern nicht verlaufen. Man lernte gleich die Stadt kennen.

Auf gut Glück wanderte er also in eine der sechs Straßen hinein, die strahlenförmig vom Markt ausliefen. Durch Gassen und Gäßchen wanderte er: Von einem See war nichts zu sehen, von einer Rüdigerstraße ebensowenig.

Unschlüssig stand er einen Augenblick. Da trat aus einem Geschäfte ein junges Mädchen. Sie trug ein kleines Paket im Arm und schritt langsam die sonnige Gasse aufwärts.

Eine Großkirchener Schöne . . . Immer ansehen, Peter!

Er nannte das „Terrain rekognoszieren“. Mit seinem raschen Schritt, dem des Großstädters, hatte er das junge Mädchen bald eingeholt. Denn alles, was er hier gesehen hatte, ging langsam. Kommst Du heute nicht, so kommst Du morgen: Zeit ist genug da.

Er sah eine volle, aber ganz mädchenhafte Figur. Der helle, halblange Mantel schloß eng an. Auf dem hochliegenden Kragen ruhte das nußbraune Haar: ein außergewöhnlich starker, ein wenig wuscheliger Knoten. Darüber das barettartige Mützchen.

Ein Wink: Satan blieb zurück. Peter Körner jedoch schritt an der jungen Dame vorüber. Kurz darauf blieb er stehen.

„Wird's bald?“

Er sah sich gleichsam nach dem Hunde um. Er sah aber auch mit der Ungeniertheit des Großstädters in das Gesicht des Mädchens.

Sie ging ihren Weg, ohne sich um ihn zu kümmern.

Aber der Referendar steckte, als sie vorüber war, beide Hände in die Taschen.

Dieses Großkirchen wird ja immer interessanter! Das war ja . . das war ja . . .

„Donnerwetter!“ murmelte er.

Schade, daß man die Augen nicht sehen konnte!

Und mit einemmal drückte er seinen Hut mehr ins Gesicht, strich den blonden Schnurrbart und blickte sich um. In der ganzen Straße ein paar Kinder, oben ein altes Weib, das Wasser schleppte, rechts ein wartendes Fuhrwerk.

„Satan . . . halt fest! . . . Halt fest!“

Die Dogge sah ihm in die Augen, wandte sich wie fragend, blickte ihn noch einmal an, und als er kurz nickte und nach vorn zeigte, fuhr sie wie der Sturm davon. Sie pflügte förmlich an dem Mädchen vorüber das Trottoir entlang, warf sich herum und verstellte plötzlich der jungen Dame den Weg.

Die wollt' ausweichen. Man sah, wie sie erschrak, als der riesige Köter plötzlich vor ihr auftauchte.

Doch mit kurzem Bellen verlegte ihr Satan, ob sie auch links und rechts vorbeizukommen trachtete, immer von neuem die Passage. Man sah es an seiner hin und her spielenden Rute, daß er's nicht böse meinte.

Zitternd, hilfesuchend wandte das Mädchen sich um.

In drei Sätzen war Peter Körner zur Stelle.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, mein gnädiges Fräulein. Leider sah ich zu spät, daß der Hund Sie molestierte.“

Eine rasche Handbewegung — die Dogge zog sich zurück.

„Ich hoffe nur, daß Sie nicht zu sehr erschraken.“

Sie hatte die Augen aufgeschlagen, schnell, scheu und doch prüfend.

„Danke,“ sagte sie. Sie wollte gehen und nahm das kleine Paket fester in den Arm. Aber als wäre das eine Wort doch zu wenig, fügte sie hinzu, während eine leichte Röte über ihr Gesicht lief: „Man weiß ja nie, ob solche Tiere nicht bissig sind.“

Der Referendar zuckte ein ganz klein wenig zusammen. Dann lächelte er.

„Nein, gnädiges Fräulein, wir beißen beide nicht.“

Rückwärts konzentrieren, dachte er im selben Augenblick, denn ihre Stirn krauste sich, von der Nase aus zog sich eine tiefe, senkrechte Falte bis zum Haar. Ihr Gesicht bekam dadurch etwas kalt Abweisendes. Mit leichtem, grüßendem Neigen des Kopfes wollt' sie weitergehen.

Aber Peter Körner kam ihr zuvor.

„Verzeihung . . . Wenn gnädiges Fräu-

kein Böses mit Gutem vergelten wollten — wo komme ich hier nach der Rüdigerstraße? Sie soll am See liegen."

„Am Kleinkirchener See — jawohl. Gehen Sie nur gerade entgegengesetzt. Über den Markt fort die Kleinkirchener Straße hinunter."

Dann ein Blick: Wollen Sie etwa noch mehr?

Aber Peter Körner dankte nur und zog den Hut.

‚Jetzt will ich doch ein bezopfter Chinamann sein,' dachte er, ‚wenn ich in einer knappen Stunde nicht das schönste und das häßlichste Frauenzimmer von ganz Großkirchen gesehen und gesprochen hab'! Die angesäuerte Katzenjungfrau vorhin und dieses patente Geschöpf hören beide auf den Sammelnamen Weib.

‚Wie sie die Augen aufgeschlagen hat! In Berlin würd' ich glauben, sie verstünde das Klappern. In Großkirchen ist das natürlich echt. Famose Augen! Rasse darin! Eigentlich nur darin. Denn die Gestalt —'

Die Gestalt war tadellos. Ohne Zweifel. Aber um ein ganz Geringes zu voll — nicht an sich, sondern nur für die Augen. Für die Augen hätt' die Figur dünner, feiner sein können. Ebenso das Gesicht. Ein ganz klein wenig zu breit. Übrigens: das Mädel blieb trotzdem überraschend schön. Und die Trotzfalte —

‚Sie hat noch Stacheln wie der Igel,' dachte Peter Körner.

Was tut man damit?

Ausbrechen! Es wär' eine außerordentliche Aufgabe für den Sommer.

Plötzlich blieb er stehen.

Der Teufel sollte wissen, ob er nicht gar die Tochter des Amtsgerichtsrates erwischt hatte! Das wäre! Na, schließlich hatte er sie ja ganz comme il faut behandelt. Bis auf das „Wir beißen alle beide nicht." Und wenn sie das krumm nahm —

Er pfiff zwei kurze, leise Töne vor sich hin. Was tat's?

Außerdem hatte er innerlich das ganz feste Gefühl, daß er sie zu hoch einschätzte. Er war ein wenig zusammengezuckt, als sie gesprochen hatte. Diese breite Aussprache war nichts weniger als schön. Vielleicht landesüblich — wer konnte das wissen?

Aber sie störte!

Er war allmählich wirklich in die Kleinkirchener und von dort in die Rüdigerstraße gelangt. Eine Villenstraße am See, nur auf einer Seite bebaut. Überall sprangen Erker, Veranden, Balkone vor. Von Anlagen umgeben, den Häusern gerade gegenüber, der prächtige See. Die Sonne lag jetzt darauf, daß er flimmerte.

Der Referendar suchte sich das Haus der verwitweten Frau Feldwebel Neugebauer. Schon im Flur sah er zu seinem Vergnügen, daß rechts ein Zimmer mit separatem Eingang lag. Spuren einer Visitenkarte klebten noch daran.

Auf sein Klingeln öffnete ein bezopfter Backfisch von fünfzehn Jahren. „Ach so . . . wegen der Zimmer!"

Wie ein Füllen sprang sie weg. Gleich darauf kam eine Achtzehnjährige mit Tituskopf.

„Wollten Sie sich bitte hereinbemühen. Mama kommt sofort!"

Als er drin war in dem Staatszimmer, steckte eine Sechzehnjährige den Kopf durch die Tür, zog ihn aber sofort erschrocken zurück.

„Gottes Segen bei Cohn," brummte Peter Körner. „Drei Mädels hab' ich schon gesehen."

Und nun hörte er auch die Frau Feldwebel. „Ist Lottchen schon aus der Schule? Nein?"

‚Nr. 4,' dachte der Referendar. Da verbeugte er sich schon vor der kleinen Frau, deren grauer Kopf gar nicht zu dem frischen Gesicht passen wollte.

Er hatte richtig taxiert. Der separate Eingang vom Flur sollte ihm gehören. Er führte in ein zweifenstriges Vorderzimmer, in dem Bett, Waschtisch und sonstige Toilettegegenstände placiert waren. Von diesem Flurzimmer kam man dann in den Arbeitsraum, der recht behaglich eingerichtet war. Im Erker ein Schreibtisch, mit grünem Tuch bespannt, Diwan, Schaukelstuhl, Sessel mit weißgewaschenen Schonern darauf, die unvermeidlichen japanischen Fächer in den Ecken, Photographien, die einen bärtigen Unteroffizier darstellten — alles nicht mehr neu, aber noch taktfest. Das Beste war jedenfalls die kleine Veranda, auf die man hinaustreten konnte.

Ganz entzückt sah Peter Körner sich um. Vor ihm, rechts und links, der kleine Ziergarten. Jenseits des Gitters die Straße.

Sanft fiel das Land dann ein paar Meter zum Ufer des Sees ab, der blau vor ihm lag. Über die noch kahlen Baumwipfel am gegenüberliegenden Ufer stieg ein Turm empor — der Wasserturm, sagte Frau Neugebauer — und ihm fast zu Füßen baute sich die Badeanstalt — „für Militär und Zivil" — in den See hinein. Man konnte die Sprungbretter, wenn man das Auge anstrengte, gerade noch unterscheiden.

‚Hier bleib' ich natürlich,' dachte der Referendar.

„Und der Preis, Frau Neugebauer?"

Das betuliche Madämchen wiegte und drehte sich wie eine Henne.

„Ach Gott, Herr Referendar ... wenn Sie's zufrieden sind: vierzig Mark den Monat."

„Topp. Dann wären wir soweit einig. Wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, nehmen Sie die japanischen Fächer, die Schutzdeckchen und die Photographien bis morgen weg. Sie dürfen sich selbst nicht berauben, Frau Neugebauer. Ja, und die Hauptsache: Der Hund! Die Fußböden sind wohl mit Milch aufgewischt? Hm, das wird natürlich dann nicht nötig sein. Wo ein Hund ist, sieht der Boden nie mehr so blank aus."

Die Vermieterin nickte vor sich hin.

„Geht es nicht ohne den Hund, Herr Referendar?"

„Ohne den — —?"

Er lachte laut auf. „Nein, verehrte Frau! Das ist mein besseres Selbst. Das ist meine Schwäche und Stärke. Lieber wohn' ich *mit* Satan auf dem Rumpelboden und guck' aus der Dachluke, als *ohne* ihn im Schloß. Soll das heißen, daß ich wegen des Hundes die Zimmer nicht kriege?"

„Bewahre, bewahre," lenkte das Madämchen zurück. „Aber entschuldigen Sie: ist er wenigstens stubenrein?"

„*Der* Hund?" Peter Körner war außer sich. „Frau Neugebauer, *der* Hund hat vor einem Jahre in der Jugendklasse den ersten Preis bekommen, vor acht Wochen in Berlin bei denkbar schärfster Konkurrenz den zweiten. Glauben Sie, daß ich *den* Hund für 1000 Mark verkaufe? Dann irren Sie sich! Und sie fragen, ob er stubenrein ist? Das würde ich bei einem Kollegen als Tusch auffassen. Selbst wenn Satan 48 Stunden eingesperrt ist, werden Sie sich nicht zu beklagen haben. Dann benutzt er eine Vase."

Frau Neugebauer kluckerte vor Lachen.

„Herr Referendar sind so spaßhaft ..."

„Immer feste! Wer lange lacht, lebt lange. Wir werden uns schon vertragen, Frau Neugebauer!"

Plötzlich sah er sie an. „Entschuldigen Sie, verehrte Frau, ich verdreh' wohl Ihren Namen? Sie zucken immer so ..."

In das frische Gesicht der Grauköpfigen stieg die Röte.

„Ach, lassen Sie doch! ... Der Name ist ganz richtig ... nur ... nur ...

In Großkirchen," sagte sie endlich resolut, „muß man sehr auf seine Stellung sehen. Und wenn der Herr Referendar nach Frau Neugebauer fragen, so wird man Sie zur Waschfrau Neugebauer führen. Die besseren Leute nennen sich hier bei den Titeln. Wenn der Herr Referendar also so gütig sein wollen: Frau Feldwebel, bitte. Es ist nur wegen der Reputation."

Peter Körner war fassungslos.

„Ja natürlich," nickte er dann, „ich verstehe ... es könnte schließlich auch eine Verwechslung mit der Waschfrau geben. Man hält hier auf die soziale Stellung ... sehr richtig! Nehmen Sie nur meine Unkenntnis nicht übel, Frau Feldwebel!"

Das Madämchen strahlte. „Es ist doch beinahe Offiziersrang ... mein guter Mann ist von seinem Hauptmann immer als Kollege ästimiert worden. Und als er starb, und ich mit den Kindern dasaß ..."

Sie wollte die Familiengeschichte beginnen. Aber der Referendar unterbrach sie.

„Wieviel Töchter haben Sie eigentlich, Frau Feldwebel?"

„Sechs!"

„Und wieviel davon spielen Klavier?"

„O, seit Elfriede fort ist, nur Lenchen."

„So, so. Nur Lenchen. Aber eh' ich's vergesse: Sie übernehmen doch die Beköstigung des Hundes? Täglich um 12 Uhr mittags ein Pfund Reis mit Kalbsknochen gekocht ... natürlich die Bouillon dabei. Abends um sechs einen trocknen Hundekuchen. Der Reis wird täglich 15 Pfennige machen, Kalbsknochen zwanzig, der Kuchen zehn. Das sind 45 Pfennige. Für Kochen und Mühe 15 Pfennige — also sechs Silbergroschen pro Tag. Sind Sie einverstanden?"

Der Frau Feldwebel zitterten die Beine.

„Sechzig Pfennige täglich der Hund?“

Ungläubig starrte sie ihn an. „Davon müssen hier ja viele Menschen leben!“

„Glaub' ich,“ antwortete er. „Aber Satan ist auch mehr wert als viele Menschen. Ich selbst möcht' nur morgens den Kaffee und abends das Abendbrot hier einnehmen.“

„Und was wünschen der Herr Referendar da?“

Sie dachte blitzschnell an Kaviar, Gänseleberpasteten, Austern — alles dreies hatte sie ihr Leben lang noch nicht gegessen.

„Ach,“ sagte er, „belegtes Butterbrot, mal ein Ei . . . es ist ganz egal. Aber nicht vergessen: Reis mit Kalbsknochen, das ist die Hauptsache. Erlauben Sie, daß ich die Miete für den ersten Monat gleich bezahle?“

Als sie ihn bis zur Tür begleitet hatte, schossen die fünf Töchter auf die Mutter zu. Sie mußte ausführlich erzählen. Der Tituskopf fand den blonden Schnurrbart sehr schön; die Sechzehnjährige hatte entdeckt, daß er weiche Oberhemden trage; der Backfisch schwärmte mehr für den Hund.

Alle waren sich einig, daß der neue Mieter immens reich sein müsse.

Und das war das Höchste. Das entrückte ihn jeder Kritik.

Für den ganzen Tag bot der Referendar Stoff zur Unterhaltung. Die Küchlein stritten sich über ihn, die alte Henne wiegte sich und kluckerte dazwischen.

Peter Körner aber hatte keine Ahnung, welche Gloriole in der Rüdigerstraße um sein Haupt gewunden ward. Er schritt wohlgemut dem „Lamm“ zu. Es war allmählich Tischzeit geworden, und er verspürte Hunger.

‚Bleiben noch die Herren Kollegen!‘ dachte er. ‚Dann ist's für heute genug! Die Vorgesetzten kommen morgen 'ran.‘

Und wenn er alles überschlug: In den paar Stunden seines Hierseins hatte er schon genug hinter sich. Das machte ihn vergnügt.

Er war überhaupt leicht mit sich zufrieden, der Referendar Peter Körner.

II.

Im Gasthaus zum Lamm regierte Frau Nettchen Bötzow. Sie regierte von ihrem Büffetplatz aus alles: Den Mann, das Personal, die Gäste.

Ein junger Gymnasiallehrer, der „im Abonnement“ bei ihr aß, hatte behauptet, ihr Name sei die Überschrift zu einem lyrischen Gedicht, sie selbst aber die wandelnde Reklame für ihren Mittagstisch. Denn durch das viele Sitzen und das gute Essen war Mutter Bötzow in die Breite gegangen und machte nun eine etwas sonderbare Figur. Sie ging ungern und sehr langsam, ächzte dabei und faltete die Fingerwürste in der Taillengegend. Unwillkürlich schmunzelte jeder.

Deshalb hatte der Spaßvogel und Philologe weiter behauptet, daß es niemandem möglich sei, vor ihr selbst ihren Namen richtig auszusprechen. Denn bei „Bötzow“ müsse man das Mäulchen spitzen, aber vor Lachen ziehe es sich gleich wieder breit, also daß das „Ö“ niemals rein herauskomme.

Es waren die Witze der Stammgäste, die sich vererbten, die man jedem Ankömmling erzählte und die gleichsam heilig gehalten wurden. Es war ja im „Lamm“ ein stetes Kommen und Gehen. Junge Ärzte ohne Praxis, die Referendare, die Probekandidaten und Hilfslehrer vom Gymnasium, die Posteleven fanden sich hier zusammen. In jedem Semester waren ein paar alte Gesichter verschwunden, ein paar neue an ihre Stelle getreten. Und in den vielen Jahren hatte Nettchen Bötzow die ganze akademische Jugend, in deren Aufstieg Großkirchen die erste Sprosse bildete, durch ihren Speisesaal ziehen sehen.

Nun war wieder mal ein neuer Referendar da — du lieber Gott, Nettchen Bötzow hoffte noch viele seiner Nachfolger zu erleben. Aber sie wußte, was ihr bevorstand. Denn irgendeiner erzählte ihr stets vor der ganzen Korona eine haarsträubende Geschichte — entweder war Berlin abgebrannt, oder Deutschland sollte Republik werden oder etwas ähnliches.

„Jä,“ sagte sie dann, „dat schall wohl sin.“

Es interessierte sie nämlich wirklich nicht. Worauf sie, wie alltäglich, fragte, ob das Essen geschmeckt habe. Da meinte denn der Wortführer, der Kohl sei beim Aufwärmen wohl etwas angebrannt. Beim ersten, zweiten und dritten Male war die Lammwirtin darauf reingefallen und war in

schreckliche Aufregung geraten — zum Jubel der „Abonnenten". Aber nun hatte sie längst gemerkt, daß sie damit nur den neuen Ankömmlingen vorgestellt werden sollte, die sich vor Lachen ausschütteten, wenn sie bei Weltereignissen ruhig blieb und bei einer versalzenen Sauce so in Aufruhr geriet, daß alles Fett an ihr hin und her schwappte. Sie tat ihren Gästen den Gefallen . . . es war einmal Tradition und es war fürs Geschäft.

Auch Peter Körner hatte die ererbten Witze und die Vorführung über sich ergehen lassen müssen — die Witze gleich am ersten Tag, die Vorführung am dritten. Die Mehrzahl der Tischgäste war schon verschwunden; mit den beiden Juristen saß er am Fenster, sah auf den Markt hinaus und trank noch einen Schoppen.

„Sonntag vormittag werd' ich in Gala dem Chef meine Aufwartung machen und den Richtern," sagte er. „Anders geht's doch hier mal nicht."

„Nein, allerdings nicht, Herr Kollege," lächelte Referendar Dieckmann. „Sie würden es ohne Verkehr ja auch nicht lange aushalten."

„Ach glauben Sie das nicht! Oder vielmehr: Ich such' mir meinen Verkehr selber."

„Aber es gibt hier keinen andern! Jurist zu Jurist, allenfalls biedert man sich noch mit den Offizieren an. Es ist ganz merkwürdig, wie scharf die einzelnen Kreise hier geschieden sind. Es hat sein Gutes . . . besonders für uns."

Er besah lächelnd die wohlgepflegte linke Hand. Um das Gelenk trug er ein goldnes Armband. Es ärgerte Peter Körner schon seit drei Tagen. Der ganze Mensch ärgerte ihn. Für den fing die Welt auch erst beim Referendar oder Leutnant an.

„Ich kann nicht finden, daß diese Exklusivität 'was Gutes ist," antwortete er deshalb ziemlich scharf. „Gerade wir Juristen müssen ins Volk, dürfen die Verbindung mit dem Volke nicht verlieren, sonst verlieren wir das Verständnis. Aber stopp — das sieht so aus, als wenn's eine Debatte werden sollte! Ich meine nur, daß ich mir keinen Verkehr vorschreiben lasse."

Assessor Behrens, genannt „Buttche", der schweigsam daneben saß, hob sein Glas und trank in vollen Zügen. Referendar Dieckmann jedoch lächelte. Er lächelte etwas malitiös, etwas überlegen.

„Na denn man zu!" sagte er. „Jeder nach seinem Geschmack. Der eine fühlt sich da wohl, der andre dort. Ich für meine Person bleib' am liebsten in unsern Kreisen. Und der Chef — —"

„Der Chef?" unterbrach ihn Peter Körner. „Was geht den mein privater Verkehr an? Wenn ich dienstlich meine Pflicht tu' und mich außerdienstlich im übrigen angemessen benehme, kann es ihm Wurst sein, mit wem ich umgehe. Ich hab' einen breiten Buckel, gottlob." Er lachte. „Da rutscht alles runter!"

Der Referendar machte sich zum Gehen fertig.

„Ich glaube, Herr Kollege, Sie passen nicht nach Großkirchen. Was meinen Sie, Buttche? Bleiben Sie noch? Ja? Dann hab' ich die Ehre!"

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, fragte Peter Körner: „Sind Sie eigentlich sehr befreundet, Sie beide?"

Buttche zuckte zurück. „Mit dem da?" flüsterte er. „Ich . . . ich . . . hören Sie, Bester, wollen Sie mir einen Gefallen tun? Kommen Sie mit! Wir haben Zeit, wir gehen ein Stück. Ich . . . ich möcht' Ihnen was sagen . . . gerade Ihnen. Aber hier . ."

Er sah sich scheu um. ‚Es könnten doch Lauscher hier sein,' sagte der Blick.

„Immer los," nickte Peter. Und im stillen dachte er: ‚Ein wunderbarer Heiliger!'

Er war ihm schon an den beiden vorhergehenden Tagen aufgefallen. Saß meist schweigsam da, lächelte, wenn Dieckmann oder ein andrer einen Witz machte, war zuvorkommend gegen jedermann und immer ein wenig bedrückt.

‚Und nun will er gerade zu mir was sagen?' dachte der Referendar.

Vielleicht den mit dem goldenen Armband verteidigen?

„Sie brauchen mich nicht für einen gar zu unangenehmen Patron zu halten, Herr Assessor," sprach er draußen im Verfolg seiner eigenen Gedanken. „Aber manche Leute fallen mir auf die Nerven. Das war eben so einer. Eigentlich hat er mir ja nichts getan. Vielleicht, wahrscheinlich sogar, werd' ich auch da verkehren, wo er verkehrt. Aber das goldene Armband . . . und die fette Würde: L'Etat c'est moi!, und

das ungetrübte Bewußtsein, daß ein Referendar ungefähr das Ideal ist — Schockschwerebrett, da quält's mich ordentlich, so einem die Zähne zu zeigen. Dem erzähl' ich noch einmal, daß ich Anarchist bin — nur um seine Miene zu sehen! Ich teil' die Menschen ein in solche, mit denen ich einen Abend, meinetwegen auch eine Nacht verkneipen möcht', und in solche, mit denen ich das nicht möchte. Mit Dieckmann möcht' ich das nicht. Er mag sonst ein guter Beamter und tadelloser Mensch sein."

Buttche war noch immer still. Er hielt die Blicke nach seiner Art aufs Pflaster gesenkt, als müßte er die Steine zählen.

So kam man aus der Stadt heraus ins Freie. Zwischen Wäldern zog die Chaussee sich hin.

Da blieb der Assessor stehen. Er hatte eine kümmerliche Figur. Er sah immer aus, als friere ihn.

„Nun möcht' ich nur wissen, wozu Sie mich zählen. Konkneipant oder nicht?"

„Hm," erwiderte Peter Körner, „das kann man doch bei vielen Menschen nicht gleich bestimmen. Wie lange kennen wir uns denn? Und Sie sind meistens ja sehr schweigsam."

„Bin ich," nickte Buttche, „bin ich. Und weshalb? Ich teile die Menschen auch in zwei Gruppen: Mit den einen möcht' ich reden, mit den anderen nicht.

„Mit Ihnen, Bester, möcht' ich's. Ihnen möcht' ich mich anvertrauen. Sie haben so was Freies. Wie Sie's dem Dieckmann gegeben haben! Frisch raus — bumm, da steht meine Meinung! Nicht in Watte gewickelt und nichts! Sie denken nicht dran, daß er's vielleicht dem Chef hinterbringt. Die Leute können Ihnen alle den Buckel runterrutschen! Ganz Großkirchen — selbst der Rat — immer los! Rutscht mir den Buckel runter! Das ist ja herrlich, herrlich!"

Sein Gesicht strahlte in Begeisterung.

‚Gott Zions,' dachte Peter Körner, ‚was gibt das für verrückte Assessoren! Nur weil ich einen breiten Rücken habe, liebt er mich?'

Er mußte aber lachen.

„Lachen Sie nicht!" rief Buttche. „Mit Lachen hat man schon mehr getötet, als mit Zorn und Gift. Mich, wie Sie mich hier sehen, haben Sie zum Krüppel runtergelacht — zum geistigen Krüppel! Ich war auch mal ein frischer Junge — und heute? Wissen Sie, lieber Körner — lieber Körner darf ich Sie doch nennen? — was ich heut bin?"

Er stellte sich hin, als müsse er seinem Begleiter ein großes Geheimnis anvertrauen. Und ordentlich triumphierend sprach er:

„Ich, der Assessor Behrens, bin eine geknickte Persönlichkeit!"

„Menschenskind, machen Sie keine Dummheiten!"

„Eine geknickte Persönlichkeit!" wiederholte Buttche in einem Tone, der jeden Widerspruch abschneiden sollte. Auch darin lag's wie ein halber Triumph: Jawohl, seht, was Ihr aus mir gemacht habt! So steh' ich nun da — ich mit meinen Gaben! Nun heult nur und klappert mit den Zähnen: Es nützt nichts mehr!

Der Referendar hatte gedankenvoll die Stirn verzogen, aber innerlich lachte er nur noch mehr.

„Erklären Sie wenigstens ... das ist eine so wuchtige Behauptung ... man weiß gar nicht, wie man sie nehmen soll!"

Der Assessor war wieder in Schweigen versunken und ging mit gesenkten Blicken. Sein dünnes Spazierstöckchen schlug hin und wieder gegen einen vorstehenden Stein. Oft nahm er damit auch einen abgerissenen, vom Walde herübergewehten Zweig auf und schleuderte ihn ein Stückchen weiter.

„Wenn Sie mein Freund werden wollten, Körner! Nein, Sie müssen's werden! Ich weiß zwar, es hilft nichts mehr, auch das nicht. Aber 's ist ein Versuch, der letzte! Wie man einem den Abhang hinabrollenden Wagen noch ein Stück Holz vor die Räder wirft. Vielleicht hält es einen Moment auf, daß man sich retten kann."

„Und ich soll das Stück Holz sein?" fragte der Referendar. „Na schön — aber wo rollt denn der Wagen? In welchen Abgrund? Ich glaube, Menschenskind, Sie überschätzen mich! Ich bin ein harmloses Lebewesen ... allenfalls ein guter Zechkumpan. Aber sonst ... wissen Sie nämlich, ich hab' eine Cousine. Ein Mädel, das mir imponiert. Toll, was es heutzutage für gescheite Weiber gibt! Die sagt immer nur: ‚Grenzenlos oberflächlich — brrr!' Und das bezieht sich auf meines Vaters Sohn. Aber das Schlimmste ist: Es stimmt!"

Buttche zuckte nur die Achseln.



Stilleben. Gemälde von A. Mignon † 1679.
Original im Besitz von J. Deiker-Sartorius in Düsseldorf.

„Was beweist das, mein Teuerster? Und wenn Ihre Cousine wirklich recht hat? Ich will Ihnen doch keinen Verstand abkaufen! Den schenk' ich Ihnen. Grübeln kann ich selber! Viel zu viel grübeln, Tag und Nacht, auf dem Burcau und draußen! Aber Sie sind so herrlich aufrecht — so wie 'n junger, starker Baum, an dem alles gesund ist, der sich Licht und Luft erkämpft. Der nach seinen eigenen Gesetzen wächst und sich nichts vorschreiben läßt. Das, das, das will ich von Ihnen lernen. Sie sollen nur mit mir manchmal zusammen sein. Sie sollen der Bande hier die Wahrheit geigen. Dann hab ich eine Freude, Mensch . . . ach, eine Freude! Und vielleicht wird sie mal so groß, daß ich Mut krieg' und ebenso frei werde. Daß ich mich an Ihnen aufricht'. Daß ich nicht die geknickte Persönlichkeit bleibe."

Peter Körner sah ihn an, schüttelte den Kopf und fragte sich, wie viel Spleen und wie viel Ernst nun eigentlich dahintersteckte.

„Mir scheint," sagte er, „daß Sie Großkirchen gründlich hassen. Ist das Nest denn wirklich so schlimm? Oder ist der Chef eine süße Kanaille?"

„Eine süße Kanaille," wiederholte der Assessor mit verklärtem Gesicht. „Wie er das so von sich gibt! Haben Sie denn keinen Respekt, Mensch? Nein, gottlob — er hat keinen. Er hat keine Angst. Er duckt sich nicht. Sie werden nicht vor ihm kriechen. Vor ihm nicht, vor Großkirchen nicht, vor keinem!"

„Aber wer tut das denn in aller Welt? Sie laufen immer um die Hauptsache 'rum, wie die Katze um den heißen Brei. Möchten Sie mir nicht mal Erklärungen geben?"

‚Das wird ja langweilig,' dachte der Referendar bei sich. ‚Ich glaube, mit dem kneip' ich auch nicht.'

„Wer kriecht?" sprach Buttche da. „Alle! Ich voran, Dieckmann, die Richter, ganz Großkirchen. Nicht vor dem hochmögenden Herrn Amtsgerichtsrat. Jeder halt vor seinem Vorgesetzten, welchen Titel er auch führt. Der eine aus Streberei, der andere aus Bequemlichkeit, der dritte aus Feigheit. Da nehmen Sie den Dieckmann. In dem goldnen Armband liegt der ganze Mensch. Er ist eitel, dumm und will Karriere machen. Deshalb liegt er vor dem Chef auf dem Bauch und poussiert die Tochter und schneidet sein Leben genau zurecht nach dem, was oben beliebt ist. Er heuchelt gar nicht. Er ist der naive Streber und gefällt sich in seiner Rolle. Er ist ein ‚erstklassiger' Mensch, weil er Referendar ist — ein Patentekel, dem Sie nie beibringen werden, daß es etwas Höheres gibt als Akten anlegen. Aber lassen wir ihn. Erlauben Sie, daß ich von mir spreche.

Ich, mein lieber Körner, bin der Kriecher aus Feigheit. Der sentimentale Kriecher. Dieckmann ist der naive, der's mit Freuden tut. Ich tu's mit Seufzen. Und weshalb kriech' ich? Weil man mir den aufrechten Gang genommen hat. Weil man mir Mut und Kraft totgelacht hat.

Glauben Sie das nicht? Totgelacht, sag' ich Ihnen! Ich war auch mal 'n frischer Jung'. Wollt' aus eigenen Kräften was machen. Ich weiß: einmal wollt' ich 'ne Lokomotive bauen. Mein Vater lacht . . . ich hör' sein Lachen noch jetzt. Immer, wenn ich was anfing, hat er so gelacht. Das hat mir den Mut schon immer vorher genommen! Das hieß: Du dummer Bengel kannst ja doch nichts! Weiß Gott, warum er mir nichts zugetraut hatte! So hat er mich in mich selbst reingetrieben, verstehen Sie? Was sonst bei 'nem gesunden Jungen nach außen schlägt, schlug nach Innen. Ich hab' nicht gehandelt, sondern gegrübelt. Furchtbar viel Bücher verschlungen. Bis ich eines Tages den Gedanken hab': Buttche, Du bist zum Dichter geboren!

Na ja — nicht lachen, Bester! Lachen mordet so viel. Ich hab also gedichtet. In Schulhefte — ganz heimlich. Verse, Dramen, alles mögliche. Keinem hab' ich mich vertraut. Bis kurz vor dem Abiturientenexamen. Da sagt mein Vater: ‚Jung', was willst Du werden?' Er hätt' am liebsten einen Ingenieur aus mir gemacht. Aber daß ich dazu nicht paßte, sah er ein. Also Arzt oder Jurist.

Drei Tage ging ich 'rum, endlich faßt' ich Mut. Nahm meine Hefte, legte sie meinem Vater vor. ‚Ich paſſ' nicht zum Juristen, nicht zum Arzt — ich glaub', daß ich Talent hab'!'

Mein Vater hat sich halb tot gelacht. ‚Säusler' hat er mich genannt. ‚Künstler will er werden!'

Wie er das Wort ‚Künstler' aussprach, das war schrecklich. Er hat nicht etwa ge-

wütet. Immer nur gelacht. Hat die Hefte den Onkels und Tanten gezeigt. ‚Jotte doch, der Fritze macht ja richtige Verse,' sagt Onkel Knappe. ‚Was 'n gefühlvoller Jung!' sagt Tante Ulrike. Und lachen. Der Direktor vom Gymnasium sieht mich so von der Seite an. Ich kann da eine Homerstelle nicht extemporieren. ‚Na,' meinte er, ‚das brauchen wir nicht, Behrens — he? Machen selber Verse. Wie ist doch Ihr Gedicht: An die Gelübte?'

‚Gelübte' sagte er. Die ganze Klasse lacht. ‚O Gelübte, komm hernüber — küsse Deinen Sänger wüder!' Die Klasse brüllt. So geht es weiter. ‚Überlassen Sie das Dichten lieber Goethen und Schillern. Haben die wohl schon als Kollegen betrachtet? Wie?'

Körner, das verstehen Sie nicht. Da hat man eine Scham, da bricht 'was in einem. Von allen Seiten hat's gelacht. Spießrutenlaufen muß 'ne Wohltat dagegen sein. Knacks — so 'n Lachen mordet. Damals bin ich geknickt worden. Hab' mich nicht wieder erholt."

Er strich sich über die Stirn, als wären dort Schweißtropfen wegzuwischen.

Peter Körner hatte sich eine Zigarre angesteckt. Und während er den Rauch abblies, dachte er: ‚Teufel, das ist doch Ernst!' Es überkam ihn Mitleid und gleichzeitig die Scham, daß der andere sich so . . so entblößte. Er wollt' 'was reden, irgendein gutes Wort, fand aber keins. Da brummte er.

Buttche sah ihn von der Seite an.

„Haben wohl hier schon gehört, daß ich ‚Dichter' bin — was? Ich schwör's Ihnen: Unsinn! Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich les' nichts vor und hab' auch nichts zum Vorlesen. Damals war's aus. Mein Gott, daß ich 'was Bedeutendes mal gekonnt hätte, ist ja nicht anzunehmen. Aber daß sie's mir so grausam tot gelacht haben — nee, nee, das war nicht schön. Aller Mut futsch, alle Kraft hin! Besonders, verstehen Sie, jede Lust, jeder Glaube! ‚Werd' Jurist!' sagt mein Vater. Schön, das bin ich. Einer von den Unzähligen. Und feige bin ich seitdem. Mit Talent, denk' ich, durch Dich selbst kannst Du's doch nicht machen. Also duck' Dich! Das Selbstvertrauen ist fortgelacht. Ich duck' mich vor dem Rat, vor den Richtern. Ich veracht' mich selber. Nützt nichts, radikal gar nichts. Allein, zu Hause, denk' ich manchmal: ‚Fritz Behrens, Buttche, Assessor, setz Dich durch!' Dann kommt ein Freiheitsrausch über mich. Dann will ich wie ein Gewitter über Großkirchen fahren, allen Leuten die Wahrheit geigen, mich empören gegen Ungerechtigkeit, solche Streber wie Dieckmann zu Boden schmettern, durch eine fabelhafte Tat von mir reden machen — — aber wenn dann der Rat kommt: ‚Sie bearbeiten wohl diese Sache, Herr Assessor,' dann knick' ich jämmerlich zusammen, grinse — jawohl, grinse vor Demut und Lächeln und Liebenswürdigkeit und schwenk' ein wie ein Unteroffizier. Ist das nicht gemein? Ist das nicht scheußlich? Ist das nicht niederträchtig?"

Und bei jedem der drei Eigenschaftsworte hieb Assessor Buttche mit dem dünnen Spazierstock gegen die Steine.

„Dämmert es Ihnen nun, weshalb ich eine geknickte Persönlichkeit bin? Weshalb die Kollegen es wagen, alles, was ihnen selber nicht paßt, auf meine Schultern abzuladen? Weshalb sie es auch getrost wagen **dürfen**? Sie nicken — Sie begreifen es. Aber Sie begreifen mich doch nur so, wie der Starke den Schwachen, der Gesunde dem Kranken begreift. Da sitz' ich hier . . . in dem elenden Nest. Ich hass' es, wie man nur hassen kann — passen Sie auf, Sie alle gehen fort, ich bleib' sitzen. Wenn ich in Berlin wäre — herrje, da ist man fertig, wenn der Dienst 'rum ist. Man tut, was man will. Aber hier? Hier? In jeder Minute beobachtet von hundert Augen, von Vorübergehenden, aus den Fenstern, durch ‚Spione' — Spione haben die Leute hier! Wissen Sie nicht mal, was das ist? Glückseliger Mensch, das sind Spiegel außen an den Fenstern, mit denen man die ganze Gasse auffängt. Glauben Sie, ich kann mir Zigarren kaufen, ohne daß die halbe Stadt es weiß? Immer kontrolliert . . . immer fühl' ich Augen über mir, die examinieren, die alles kritisieren, was ich anfang'! Und wenn ich mal ganz Ich sein möcht', hör' ich schon das Lachen, das alles totlacht . . ."

Peter Körner packte ihn an die Schulter. „Sie laufen mir zu schnell, Bester. Wovor fliehen Sie denn? Und warum übertreiben Sie denn alles so? Das ist ja der

reinste Verfolgungswahnsinn. Jawohl ... machen Sie nur Augen!"

„Was hab' ich gesagt," murmelte Buttche. „Er begreift mich nicht."

„Tut er doch! Wenigstens so halbwegs," protestierte der Referendar. „Aber Sie sind ja empfindlich wie 'ne photographische Platte. Weshalb in aller Welt bleiben Sie denn hier, wenn Sie das Nest so hassen?"

„Ist es denn wo anders besser?" fragte der Assessor. „Und dann ... es sind da noch Gründe ... äh ... hm ... Gründe jawohl, die ich Ihnen später mal auseinandersetz'. Ich seh' ja auch ein: es liegt nicht an Großkirchen. Es liegt alles an mir! Es wär' überall dieselbe Leier. Ich bin verpfuscht, verpfuscht, verpfuscht! Wär' ich Künstler geworden, ein Schaffender, gleichviel, ob es zu vielem oder wenigem gelangt hätt', ich wär' in 'ne richtige Bahn gekommen. Aber so?"

Plötzlich hob er das Gesicht, ordentlich feierlich.

„Wie heißen Sie mit Vornamen? Peter? Danke! Also, Peter Körner, ich will Ihnen gestehen, was meine glücklichsten Stunden sind. Aber Sie lachen nicht ... Lachen mordet so viel ... und erzählen's nicht weiter. Was? Geben Sie mir die Hand drauf?"

„Beide! Wollen Sie noch mehr?"

„Nein — aber eh' Sie es als blödsinnigen Witz von anderen hören! Der Philologe, der die Witze am Stammtisch gemacht hat, soll erzählt haben, ich ginge zu Hause den ganzen Tag in Unterhosen 'rum und deklamierte Schillers Tell.

Wahnsinn! Aber richtig davon ist so viel: Sehen Sie, Gedichte mach' ich selber nicht mehr. Nicht mal heimlich. Das ist geknickt. Aber ich hab' noch eine Liebe dafür, eine glücklich-unglückliche Liebe. Und da steht unter meinem Bett eine Kiste. In der Kiste sind lauter Gedichtbücher. Kriegen Sie keinen Schreck. Nicht die zahmen Lyriker, Geibel liegt nicht drin. Aber die Revolutionäre, die Donnerer, die Fanfarenbläser, die Männer. Und wenn ich ganz empört bin und wie ein Gewitter über Großkirchen hinfahren möcht', dann hol' ich mir die vor. Dann lauf' ich in der Stube 'rum, dann rollen die Verse, dann wat' ich in Blut, zerschmettre Tyrannen, dann ... dann ... Peter Körner, dann bin ich glücklich. Und gerade beim Anziehen oft, des Morgens, kommt mir der Blutdurst. Ungekämmt, in Unterhosen und Socken lauf' ich dann 'rum, irgendein Buch in der Hand. Da hab' ich heut früh 'was gefunden! Hört uns keiner?"

Er sah sich um. Dann reckte sich die dürftige Gestalt; die dürftige Stimme schwoll. Buttche faßte den Spazierstock wie einen Degen.

„Hoch weht mein Busch, hell klirrt mein Schild
Im Wolkenbruch der Feindesklingen,
Die malen kein Madonnenbild
Und tönen nicht wie Harfensingen.

Und in den Staub der letzte Schelm,
Der mich vom Sattel wollte stechen!
Ich schlug ihm Feuer in den Helm
Und sah ihn tot zusammenbrechen.

Ihr wolltet stören meinen Herd?
Ich zeigte Euch die Mannessehne.
Und lachend trockne ich mein Schwert
An meines Rosses schwarzer Mähne."

Buttche war atemlos. Er schlug mit dem Spazierstock durch die Luft, als spalte er Schädel und spieße Feinde auf.

„Ist das Kraft?" schrie er entzückt. „Klapps — da hast Du's! ‚Feuer in den Helm' — mausetot! Und das beste: er trocknet lachend sein Schwert — lachend — lachend!"

Ganz echauffiert war er. „Ich zittre, wenn ich einem auf die Hühneraugen trete, und der lacht, wenn er einen totgeschlagen hat!

Sehen Sie, lieber Körner, deshalb häng' ich mich auch an Sie. Sie sind ebenso ... pardon, natürlich mit Unterschied — frei, kräftig, aufrecht. Haben Sie nie gemerkt, daß es die Schwachen zur Kraft zieht wie die Motte zur Flamme? Weshalb les' ich die zarten Lyriker nicht? Weshalb nur die starken und die, die sich gleich mir an der Kraft berauschen?

Kennen Sie Nietzsche? Nein? Sehn Sie, das ist auch so einer wie ich. Krank, hysterisch, verweibst durch und durch — einer für die Weiber und für die Kranken! Der hat sich berauscht an der Kraft, die ihm selbst fehlte. Hat da in genialem Überschwang Kraftideale aufgestellt, wie's nur ein Schwächling tut, kein Mann. Lesen Sie ihn nicht — Sie lachen ihn aus. Bismarck hätt' Nietzsche auch ausgelacht. Aber für uns Schwächlinge mit der Sehnsucht nach Stärke ist er grandios, Gift, ein

Rauschbringer. Ich lieb' ihn und hass' ihn, wie man nur sich selber liebt und haßt. Er peitscht mich auf, und ich jauchze, ob ich auch weiß, daß er nur anspannt wie ein Fieber. Daß man nachher noch schlaffer zurücksinkt. Daß er alle Fundamente unterwühlt."

Peter Körner hatte immer zugehört und immer genickt. Er kam sich nicht recht an seinem Platze vor. Er genierte sich ein wenig.

„Was haben Sie alles gelesen, Mensch!" sagte er ehrlich erstaunt. „Da muß sich unsereiner ja beschämt verkriechen. Und so dankbar ich Ihnen für Ihre gute Meinung über mich bin — ich . . . ich . . . der Teufel ja, ich glaub', ich kann Ihnen nicht das geringste sein. Ich hab' zu wenig gelesen, zu wenig nachgedacht — es ging mir in diesem Augenblick selber an die Nieren, wie recht meine Cousine mit dem ‚grenzenlos oberflächlich — brrr!' hat!"

Am liebsten hätte sich der Referendar noch weiter selbst heruntergemacht, gleichsam um vor dem Assessor nichts voraus zu haben. Aber Buttche sprach:

„Das weiß ich nun besser, Körner. Sie sollen nur wie heut manchmal mit mir spazieren gehen. Mir erlauben, daß ich mich ein bißchen an Sie attachieren kann. Und wenn Sie mich zu denen rechnen, mit denen man gern mal einen Abend verkneipt — —"

„Nu sag' ich Buttche!" fiel der Referendar ein. Es wurde ihm ganz warm. So bittend war der Ton des andern gewesen. „Sie wunderliches Gewächs Sie — wird mir 'n Vergnügen sein, Sie bei Gelegenheit untern Tisch zu trinken."

Von den Feldern kam, während sie zurückgingen, herbwürziger Schollengeruch. Eine Ahnung des Frühlings lag in der Luft. Seen glänzten mit breiter, leuchtender Fläche durch die Waldbäume. Und als sie vor der geschlossenen Barriere am Bahnübergang etwas warten mußten, bis der Zug passierte, sagte Peter Körner:

„Das wird für Satan eine Freude sein. Sie sahen ihn wohl schon vorgestern, den Köter! Braucht hier keinen Maulkorb, kann sich austoben . . . wie weit das Land hier ist! Es muß ja im Sommer prachtvoll sein. Na, da werd' ich Kilometer rennen! Radeln Sie?"

„Wo denken Sie hin! Ich bin für jeden Sport verloren. Aber die Umgegend ist wirklich schön."

In seine letzten Worte donnerte der nahende Zug. Er war noch nicht vorüber, als der Referendar sich plötzlich reckte, mit der Zunge schnalzte und Buttche am Arme faßte.

„Jetzt red' ich über Tod und Teufel" — er hob die Barriere — „und vergeß wahrhaftig, was ich lange schon fragen will. Ob Sie vergrübeltes Menschenkind das zwar wissen? Also erstens: hier existiert eine Person, die Katzen aus einer Selterssflasche mit Milch tränkt und auch sonst ein bißchen verschroben aussieht. Kennen Sie die?"

„Ich sitz' doch lange genug in Großkirchen," erwiderte der Assessor. „Das ist das Katzenluischen. Unter diesem Namen ist sie stadtbekannt. Was es sonst für eine Bewandtnis mit ihr hat, weiß ich nicht."

„Sie hat mir bei meinem Einzug eine Szene gemacht," lachte der andre und erzählte. „Aber auf das Saure folgte das Süße. Strengen Sie mal Ihr Gedächtnis an, Buttche: Wie heißt das entzückende Mädel, das so ein barettartiges Mützchen trägt, hellen Mantel, halblang, noch ein bißchen scheu und — — was lachen Sie denn?" unterbrach er sich verdutzt.

Aber der Assessor hörte gar nicht auf Es war jedoch ein leichter schmerzlicher Unterton in seinem Lachen.

„Wieder einer," sprach er und bog das Stöckchen. „Ihr verfällt jeder. Kein Referendar, der in der letzten Zeit durch Großkirchen gezogen wäre und ihr nicht den Hof gemacht hätte."

„So, so! Andre haben auch Augen! Ist diese . . . diese Dulcinea so leicht zugänglich?"

„Was?" schrie Buttche ordentlich empört. „Zugänglich? Da blitzt jeder ab. Von oben bis unten. Sie hat Stacheln, die Jule Fischer."

„Gott Zions, wie heißt die Stachlige?"

„Jule Fischer . . . ach so, Sie meinen, daß sie schöner ist als ihr Name. Fand ich auch . . . ganz zuerst. Aber man gewöhnt sich. Und wer liebt sie nicht? Die ‚Referendarin' hat sie mal ein Kollege genannt. Aber es gelingt keinem — alle ziehen geknickt ab."

Mit einer gewissen innern Befriedigung hatte der Assessor das letzte erzählt.

„Keinem,“ wiederholte er. Und mit einem seltsamen Seitenblick: „Haben wohl auch Lust zu 'ner Extratour — was? Ist für alle jungen Juristen das inoffizielle Sommervergnügen. Natürlich: Offiziell kniet man vor Fräulein Inge. Wissen Sie nicht, wer das ist? Inge Westerhausen ... aha, da riecht er den Braten! Die Tochter des Chefs.“

„Inge? Alle Achtung! Ist denn das so 'ne germanische Heldenjungfrau oder wie kommt sie zu dem Namen?“

„Sie soll Ulrike heißen,“ sprach Buttche und kniff ein Auge zu. „Aber sie findet Inge schöner.“

„Und das sonstige Exterieur? Hübsch? Häßlich? Daß sie von jedem Gerichtsjüngling den schuldigen Tribut der Verehrung fordert, hör' ich schon.“

Etwas grimmig und etwas süßsauer, als hätt' er in einen unreifen Apfel gebissen, sah der Assessor drein.

„Sie werden ja selber urteilen. Werden natürlich Tennis mit ihr spielen. Nicht zu umgehende Pflicht. Sonst allerhöchste Ungnade. Aber ... aber ... na ja!“

Er schnitt sich selbst mit einer Handbewegung alle weiteren Worte ab.

‚Mit einem Male so einsilbig?‘ dachte der Referendar. Er wunderte sich. Doch ließ er das Thema Inge Westerhausen fallen und fragte nur noch:

„Sie duldet also keine Götter neben sich? Deshalb müssen wir an ihrem Wagen ziehen und dürfen nur inoffiziell zu Julchen 'rüberschielen. Da verkehren die beiden wohl auch nicht?“

„Wer?“ fragte Buttche verwundert. „Inge Westerhausen und Julchen Fischer? Aber Menschenskind, Sie sind naiv. Die Tochter vom Amtsgerichtsrat und das Mädel vom Zigarrenfritzen? Eher kommen Feuer und Wasser zusammen.“

Jetzt war durch Peter Körner ein Ruck gegangen.

„Zigarren ... fritzen?“ brachte er nur 'raus. „Mann Gottes, Sie spaßen!“

Aber er wußte im Augenblick selber, daß es ernst war. Er dachte an die Sprache, an das ganze Mädel. Alles tadellos — hätt' 'ne Gräfin sein können bis auf ... bis auf irgend so eine ganze Kleinigkeit. Man konnte es nicht recht ausdrücken.

„Ja,“ sagte der Assessor grimmig, „vom Zigarrenfritzen! Deshalb das Inoffizielle, verstehen Sie. Wenn die den Amtsgerichtsrat zum Vater hätt', wär' sie längst weg. Aber so ... Ja, 'ne Extratour möcht' jeder mit ihr machen ... heimlich ... 'n paar süße Monate lang. Sie will aber 'ne richtige Tour mit Verlobung und Hochzeit. Und dazu sind sie alle zu feige ... haha ... einer wie der andre! Dieckmann mit dem goldnen Armband hat 'n paar Monate geschwänzelt, Unmassen Zigarren gekauft, ‚gnädiges Fräulein‘ hinten, ‚gnädiges Fräulein‘ vorn — prost Mahlzeit, als er neben Inge über die Straße geht und Julchen ankommt, macht er die Tochter vom Chef auf 'ne interessante Wolkenbildung aufmerksam. Da braucht er Julchen nicht zu grüßen. Aber seitdem ist er für das Mädel selber 'ne Wolkenbildung — großartig, nicht? Guckt immer über ihn weg. Seitdem spricht Dieckmann von ihr immer nur als von der ‚kleinen Verkäuferin‘. Dreht sein Armband nachlässig und sagt: ‚In der Tat ... für'n Geschäftsmädel sehr niedlich!‘ Wenn ich noch dran denk' ... damals hätt' ich ihn spießen mögen. Aber ich hab' nur erwidert: ‚Gewiß, ganz meine Meinung!‘ Und hab' gegrinst vor Wut und Liebenswürdigkeit.“

Peter Körner knipste mit den Fingern und lächelte für sich.

„Das geht Ihnen ja so nahe, Buttche. Ganz merkwürdig nahe. Übrigens: ist die Jule wirklich im Geschäft?“

Der Assessor war etwas rosenrot geworden.

„Von 12—1 Uhr,“ sagte er rasch und verlegen. „Immer, wenn ihr Vater zum Mittagessen nach Hause geht. Das weiß die ganze Stadt. Oft werden in der einen Stunde die meisten Zigarren verkauft. Kennen Sie den kleinen Laden in der Ziethenstraße? Neben dem Wäschegeschäft? Da ist es!“

„So! Und soll ich da auch hingehen? Was meinen Sie?“

Buttche zuckte die Achseln.

„Wenn Sie sich zwecklos verlieben wollen ... was geht's mich an?“ Und während er mit den blaßblauen Augen seinen Begleiter ansah, flüsterte er: „Es lohnt sich nicht ... denken Sie an mich! Sie fallen höchstens dem Alten in die Hände!“

Der Referendar wollt' sich das erklären

lassen. Er verstand das mit dem „Alten“ nicht.

Aber der Assessor winkte ängstlich ab und versank in Schweigsamkeit. Denn sie waren nun allmählich wieder in die Stadt gekommen — in die Stadt mit den schmalen Straßen, von denen die meisten auf den Markt führten.

Die Fenster blitzten in den Häusern. Alle schienen extra blank gerieben zu sein. Und weil ihn der Assessor darauf aufmerksam gemacht, sah jetzt auch Peter Körner, daß fast vor jedem Fenster zwei schräg gestellte Spiegel angeschraubt waren: Der „Spion“.

Er amüsierte sich darüber, aber es lief ihm gleichzeitig doch wunderlich den Rücken 'runter.

Als ob jede Straße Tausende von Augen hätte, mit denen sie den harmlosen Passanten verfolgte. —

III.

Etwa eine Woche darauf kam Peter Körner um die Mittagsstunde durch die Ziethenstraße.

Der Tag war trübe und neblig. Gleich morgens beim Aufstehen hatte der Referendar eine milchweiße undurchdringliche Dunstschicht überm See gesehen, die sich nicht heben wollte. Dabei war die Luft feucht und warm.

Zum Mittagessen bei Nettchen Bötzow im „Lamm“ war's noch zu früh. So holte er den Hund und schlenderte planlos durch die Gassen.

Ein bloßer Zufall, daß er dabei auch in die Ziethenstraße geriet.

Wohl hatte er ein paarmal daran gedacht, zwischen 12 und 1 Uhr den kleinen Zigarrenladen aufzusuchen, in dem zu dieser Stunde die „Referendarin“ verkaufen sollte, aber es war nie dazu gekommen. Entweder er war gleich vom Gericht hinüber zum „Lamm“ gegangen, oder er hatte an der Verschönerung seines Zimmers gearbeitet — zum großen Entsetzen von Frau Feldwebel Neugebauer, die japanische Fächer, Makartbuketts, Photographien, Schlummerrollen, gebrannte Spruchplatten und Gläser, auf denen „Warmbrunn“ oder „Erinnerung an Heringsdorf“ stand, zurückbekam.

Eine Zeitlang hatte ihn auch Buttches letzte Äußerung beschäftigt. Was hieß das: „dem Alten in die Hände fallen?“ Er hätte längst gefragt, aber der Assessor hielt sich offensichtlich von ihm fern. Als bereue er schon, ihm Geständnisse gemacht zu haben. ‚Wie Du willst,‘ dachte Peter Körner, — ‚ich hab' mich Dir nicht aufgedrängt!‘

Auch die anderen Worte fielen ihm ein: daß es völlig zwecklos sei, sich an Jule Fischer heranzubirschen.

Das allerdings reizte ihn mehr, als es ihn hemmte. Er hatte immer viel Glück gehabt. Warum nicht diesmal? Und wenn er daran dachte, daß der Chef und Fräulein Inge über ihn die Köpfe schütteln würden, fühlt' er ein Kribbeln bis in die Fingerspitzen. Es mußte an der Großkirchener Luft liegen: Noch niemals hatte es ihn so gezwickt, Opposition zu machen, als hier. Kein Mensch hatte ihm was getan. Aber diese geradlinige Gesetzmäßigkeit, diese lächerlichen sozialen Barrieren, diese heilige Philistrosität reizten ihn.

Vielleicht war auch die ungewohnte Stille daran schuld, in der die Nerven sich spannten.

‚Nu straf mich Gott,‘ sagte er zu sich selber . . . ., ‚seit wann hab' ich einen Empörer in mir? Man muß wahrhaftig in die Stille gehen, um sich kennen zu lernen.‘

Er verstand mit einem Male Buttche. Wenigstens, daß der die Revolutionslyriker las und in seiner Phantasie Blutbäder anrichtete. Es war gleichsam eine Ergänzung zu dem gleich-, ordnungs- und gesetzmäßigen, von tausend Augen überwachten Beamtenleben, das man hier führte.

Eine Ergänzung . . .

Er fühlte, daß auch er sich etwas ähnliches schaffen würde. Na, für die Poesie war er zwar verloren. Aber im Leben . . . so ein kräftiger Seitensprung . . . sich zur Freude, andern zum Ärger . . .

‚Ich kauf' mir doch Zigarren bei der Referendarin,‘ sagte er sich. ‚Und wenn es zehnmal zwecklos ist! Auch Abblitzen ist eine Sensation!‘

So suchte er jetzt, wo er einmal in der Ziethenstraße war, nach dem kleinen Laden. Nach Buttches Angaben mußte er neben einem Wäschegeschäft sein. Er fand ihn bald.

Zwischen zwei großen Häusern war ein kleines eingeklemmt. Alles daran war eng und schmal: das Schaufenster, die Ladentür,

der Flur. Es gab noch einen ersten Stock mit drei Fenstern, dann kam schon das Dach.

Peter Körner blieb vor dem Schaufenster stehen und studierte die Auslage. Aus Zigarrenkisten waren kühne Bogen und Brücken gebaut, auf deren Vorsprüngen holländische Tonpfeifen lagen. Im Vordergrund gab es ein Stilleben von Zigaretten, vergrauten Tabaksblättern, Zigarrenspitzen, Lotterielosen und ähnlichem Kram. Grelle Plakate der verschiedenen Fabriken hingen an der Seite.

Man konnte trotz der abschließenden Gardine in das Lädchen hineinsehen. Es war leer.

‚Also trotz der Mittagsstunde,' brummte der Referendar. ‚Der Andrang scheint nicht so fürchterlich zu sein, wie's Buttche geschildert hat.'

Er rief Satan, der mit einem Foxterrier spielte, heran und öffnete die Tür. Ein kurzes, schrilles, unangenehmes Klingeln . . .

Da stand er nun.

Er hatte nicht viel Zeit, sich umzusehen. Aus dem — wohl nur kleinen — Raume, der sich an den Laden schloß, kam das junge Mädchen.

Er erkannte sie sofort, trotzdem er sie nur einmal gesehen hatte — und damals in Mantel und Mützchen. Und wieder fiel ihm auf, daß sie fast unhöflich lange zu Boden blickte, um dann plötzlich die Augen groß aufzuschlagen. Es war eine Eigentümlichkeit von ihr und wirkte so überraschend, daß mancher darüber verlegen werden mochte.

Auch sie mußte sofort wissen, wer vor ihr stand. Denn sie hatte den Gruß noch nicht ganz erwidert und „Sie wünschen?" gefragt, als auch eine leichte Röte in ihr Gesicht stieg.

Er bat darum, ihm Zigarren in einer bestimmten Preislage vorzulegen. Schweigend, wieder mit dem leisen Trotz im Gesicht, wandte sich Jule Fischer nach den Regalen um und suchte ein paar Kisten zusammen.

Peter Körner konnte jetzt in Muße ihr Haar betrachten, das ihm schon bei der ersten Begegnung aufgefallen war. Damals hatte der hohe Mantelkragen den Knoten halb verdeckt. Erst jetzt sah er ganz, wie stark es war.

‚Und wuschelig,' dachte er. Es machte ihm fast das meiste Vergnügen. Überall hatten sich ein paar Härchen gelockert oder frei gemacht.

Er räusperte sich.

„Bitte sich nicht zu sehr zu bemühen," sagte er . . ., „ich finde sicherlich eine zusagende Sorte."

Keine Antwort. Das Mädchen suchte weiter.

„Nun muß ich das . . . gnädige Fräulein schon zum zweiten Male belästigen. Na, eigentlich war es zuerst der Hund . . ."

„Bitte," sprach sie und stellte ein paar Kistchen auf den Ladentisch, die sie mit einem schweren Messer öffnete.

„Haben Sie dem Hund denn verziehen?"

Er beugte sich herab und prüfte scheinbar interessiert die Zigarren.

„Er hat es ja nicht böse gemeint," erwiderte sie kühl.

‚Geistreiche Unterhaltung,' dachte Peter Körner. ‚Sie macht es einem wahrhaftig nicht leicht!'

„Ich probier' es zunächst mal mit dieser hier, bitte —"

Aber gerade als er ihr die Kiste reichen wollte, heulte Satan draußen und stieß mit der schwarzen Nase gegen die Ladentür.

„Hören Sie ihn?" fragte der Referendar lachend. „Das ist der Missetäter! Er möchte seine Dummheit wieder gut machen. Bitte, erlauben Sie es ihm!"

Und rasch öffnete er die Tür. Die riesige Dogge erschien.

„Kotau!" befahl Peter Körner ganz ernsthaft.

Da streckte sich das Ungetüm mit den Vorderfüßen weit hin, daß der Kopf sich tief neigte, während die Kruppe hoch stand.

Auf Jule Fischers Stirn war einen Augenblick die senkrechte Furchung erschienen. Aber sie sah unwillkürlich doch nach dem Hunde hin und mußte lächeln.

„Das war die Sühnemission," sagte der Referendar. „Er ist Ihnen jetzt untertänig. Und wenn Sie mir erlauben möchten, mich vorzustellen — —"

Sie nickte rasch und verlegen, als er seinen Namen nannte.

„Wieviel darf ich hiervon geben? Die ganze Kiste?"

Aber er protestierte lachend. „Ich möchte doch erst versuchen. Und dann hol' ich mir meinen Tagesproviant lieber immer frisch."

Richtig — da war dieser schnelle Augenaufschlag wieder. Zusammengepreßte Lippen . . . sie hatte ihn verstanden. Er wollt' öfter kommen.

„Zehn?“ fragte sie geschäftsmäßig.

„Bitte, gnädiges Fräulein.“

Das „gnädig“, sagte er zu sich selbst, war hier nicht angebracht. Es war hier geschmacklos. Aber sie zuckte dabei nicht zusammen; sie mocht' es gewohnt sein. Und warum feinfühliger sein, als sie?

Er sah ihr zu, wie sie die Zigarren in eine Papiertüte schob. Einen einzigen Ring trug sie an der Hand, mit rotem Stein. Hände, die sehr gepflegt waren . . . vielleicht hätten sie eine Spur schmaler sein können.

Er zahlte und empfahl sich. Noch ehe er die Ladentür geöffnet hatte, hatte sich Jule Fischer umgewandt und ging nach dem Nebenraum. Gleichzeitig fast schlossen beide die Türen.

Da mußte Peter Körner lächeln. Spott kräuselte seine Lippen.

‚Sie will auch als Verkäuferin Dame sein,‘ dachte er, ‚und ist es gerade deshalb nicht. Sie wird ja fast unhöflich. Ja, ja — sie hat Stacheln, aber sie trägt sie Parade. Es ist nicht ganz natürlich.‘

Was hatte er übermütig am ersten Tage sich vorgenommen?

Ausbrechen! Das war die außerordentliche Sommeraufgabe.

Er brachte den Hund nach Hause und ging dann ins Lamm. Nach dem Essen — er wollte schon aufbrechen — streckte er in einem plötzlichen Einfall der „geknickten Persönlichkeit“ die Zigarrentüte hin.

„Wollen Sie mal versuchen? Neue Sorte!“

„Ich?“ fragte Buttche, erstaunt und liebenswürdig ablehnend.

Da sah er auf der Tüte die Firma: „Paul Fischer, Großkirchen, Ziethenstraße.“

„Ach so,“ sagte er. Sein Gesicht ward süßsauer. Und mit einem Versuch zu scherzen: „Sie fangen mit dem Inoffiziellen früher an als mit dem Offiziellen.“ —

Am Nachmittag begann es zu regnen. Es pladderte aus allen Traufen — eine eintönige Musik, die sich selbst belauschte. Denn auf den Straßen war fast niemand. Die Gossen schwollen an. Jetzt brauste der Wind darüber, ein rücksichtsloser, ungestümer Wind, der die Schirmdächer der vereinzelten Passanten umdrehte. Aber ein Wind auch, der rüttelte und reinigte — ein wilder Vorreiter des Frühlings. (Fortsetzung folgt.)



Im Glockenturm.

Von

Hugo Salus.

Ich stand hoch oben im Glockenturm,
Als alle Glocken ertönten,
Als mächtig im rollenden, grollenden Sturm
Die erzenen Stimmen erdröhnten.

Da ward die Luft so töneschwer
Im Turm auf dem ragenden Dome,
Sie wogte in Fluten um mich her
Und ward zum brausenden Strome.

Und der war trunken und satt vom Klang,
Mit Tönen vollgesogen,
Und strömte hinaus den Glockengesang
Auf tönenden, dröhnenden Wogen.

Da war mir in all dem Gebrüll und Gebraus,
In all dem Dröhnen und Schwingen:
Meine volle Brust hielt' den Strom nicht aus,
Und ich hob meine Stimme zum Singen.

Und ich sang mit den Glocken im tönenden Turm
Und hörte die Stimme erdröhnen,
Als könnt' auch ich meinen Glockensturm
Weit, weit in die Lande tönen . . .



Pfingstrosen. Gemälde von Prof. Eduard Grützner-München.



Willkommen in der Heimat.

Hinter den Kulissen der Hamburg-Amerika-Linie.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Mit dreiundzwanzig Originalaufnahmen.

Dämmernder Morgen in Cuxhaven. 5 Uhr früh.

Vor dem Hotel Dölle stehen fröstelnd ein paar einsame Gäste. Der Oberkellner kassiert noch schnell die letzte Rechnung ein. „Ist er wirklich schon da? Er sollte doch erst um 7 Uhr kommen.“ — „Der Kapitän hat aus Cherbourg depeschiert: um 8 Uhr.“ — „Er ist da ...“ — „Gestern im Bureau in Hamburg wußten sie's auch noch nicht genau.“ — „Bitte, wollen sich die Herren beeilen ...“

Der Wagen rattelt heran, rattelt die todöde Straße hinab zum Hafen. Auf den noch halb verschlafenen Gesichtern prägt sich die Spannung schärfer aus. „Sie erwarten auch Verwandte?“ — „Meine Schwester. Ich sah sie seit 14 Jahren nicht,“ meint der eine mit dem süddeutschen Accent. „Ob wir uns wohl wiedererkennen werden?“ — „Ich hole meine Tochter ab. Mit meinem ersten Enkelkinde,“ sagt der zweite. Der dritte schweigt. Mir hat's der alte Herr gestern abend anvertraut, was ihn herführt.

Vor einem Jahrzehnt ging sein Sohn über das große Wasser, ein Gescheiterter. Heut soll er ihn wiedersehen, wiederhaben. Es ist, als könne er's selber noch nicht recht glauben.

Am Zollamt hält der Wagen. Ein dünner, grauer Nebel liegt über dem Wasser, das sich bleiern zu breiten scheint. Gegenüber den Betonmauern der Mole — der „Neuen Liebe" im Gegensatz zu der vielbesungenen „Alten Liebe" — ragt aus der Flut ein Eisenkoloß hervor mit hundert Fenstern, aus denen das elektrische Licht mit dem Nebel kämpft. Massig und ungefüge sieht jetzt im Frühlicht das gewaltige Schiff aus, wie es langsam und vorsichtig heranbugsiert wird. Eine Viertelstunde dauert's wohl und noch eine. Allmählich erst gliedert es sich vor unseren Augen in seinen schönen Linien, mit dem stolzen Aufbau. Man sieht die Matrosen mit den Koffern und Kisten des Passagiergepäcks hantieren; dann in ihren Ölröcken den ersten Offizier auf der Kommandobrücke neben dem Oberlotsen. Dann und wann ein scharfes Befehlswort, ein schriller Pfiff. Und mit einemmal, ganz plötzlich, lauter Instrumentenklang, ein fröhliches Lied der Bordkapelle vom Promenadendeck her — ein Willkommengruß an die Heimat, ein Abschiedsgruß an die Passagiere, die nach schneller, glücklicher Überfahrt hier an Land gehen.



Getreide-Elevatoren in Tätigkeit.

Ich bin der erste an Bord des „Moltke", sobald er festgemacht hat. „Der Herr Kapitän?" — „Ist im Salon." Durch die bunte Schar der Zwischendecker, die sich auf dem Hinterdeck zusammenballen und sehnsüchtig nach dem festen Lande hinüberspähen, dränge ich mich hindurch. Im Salon sind die langen Tafeln festlich gedeckt, der schöne Raum strahlt im hellsten Lichte. Hastig nehmen die einen, gemächlich die anderen, Erfahrenen das letzte Frühstück an Bord. An der Spitze der Mitteltafel präsidiert



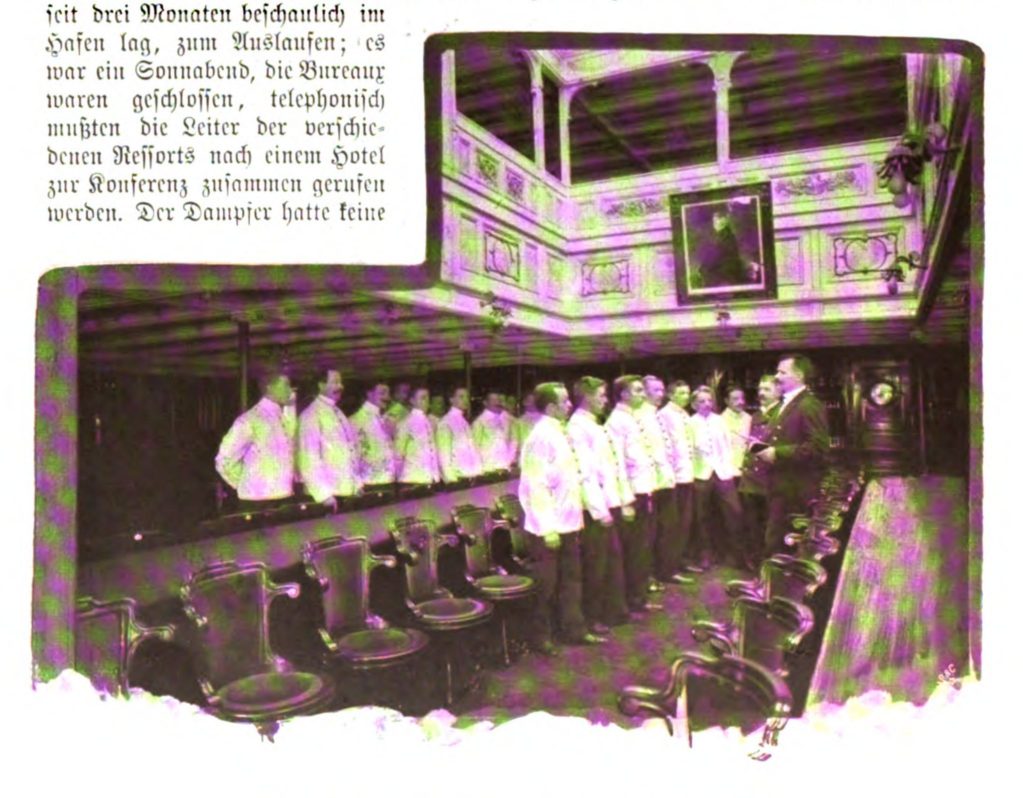
Der Kaiser Wilhelms-Hafen in Hamburg-Kuhwärder. Gemälde von Prof. H. Schnars-Alquist.

Kapitän Leithäuser. Viel Ruhe hat er heut nicht, denn die Abschiednehmenden umdrängen ihn. Immer wieder muß er Hände schütteln, derbe Manneshände und feingliedrige, schmale Mädchenfinger. „Melde mich an Bord, Herr Kapitän.“ Etwas verwundert sieht er auf. Ein neuer Passagier in Cuxhaven, wo sonst der letzte das Schiff verläßt, muß wohl auch ein sonderbarer Heiliger sein! Was will der Fremdling hier?

Was ich wollte?

Als ich die Nachricht von der schnellen Ausrüstung der Hilfsexpedition nach der von einer verheerenden Feuersbrunst heimgesuchten norwegischen Stadt Aalesund las, war mir der Gedanke gekommen, einmal den inneren Betrieb solch eines gewaltigen Unternehmens zu studieren, das wie die Hamburg-Amerika-Linie in der Lage war, ein Riesenschiff in noch nicht 20 Stunden für einen völlig außer jeder Berechnung und Voraussicht liegenden Sonderzweck auszurüsten. Man stelle es sich nur vor: Am 25. Januar abends bestimmte Generaldirektor Ballin die „Phönizia“, die seit drei Monaten beschaulich im Hafen lag, zum Auslaufen; es war ein Sonnabend, die Bureaux waren geschlossen, telephonisch mußten die Leiter der verschiedenen Ressorts nach einem Hotel zur Konferenz zusammen gerufen werden. Der Dampfer hatte keine Mannschaft und keine Kohlen an Bord, einzelne Teile der Maschine waren in den Reparaturwerkstätten. Am Sonntag nachmittag aber trat das Schiff seine Fahrt an, vollkommen bemannt und ausgerüstet mit Baracken und Decken und Lazaretteinrichtungen und warmen Kleidungsstücken und Proviant, um mindestens zwei Wochen hindurch täglich 4000 Menschen speisen zu können! Es hatte — außer etwa 700 Tons Kohlen — an Bord genommen u. a. 2500 Kilo Rindfleisch, 1000 Kilo anderes Fleisch, 200 Kilo Schinken, 500 Kilo Speck, 5000 Kilo Beef, 1600 Dosen kondensierte Milch, 2000 Eier, 2000 Kilo Schwarzbrot, 120 Faß Mehl, 400 Kilo Graupen, 1300 Kilo Reis, 1200 Kilo Erbsen, 1000 Kilo Bohnen, 600 Kilo Sauerkohl, 1200 Kilo Zucker, 600 Kilo Kaffee, 500 Kilo Käse usw.

Als ich das alles las, sagte ich mir: die Größe und Pracht der Ozean-Windhunde und der Riesenfrachtdampfer unserer beiden bedeutendsten Schiffahrts-Gesellschaften, der Hamburg-Amerika-Linie und des Norddeut-



Der Obersteward beim Instruieren seines Personals.

schen Lloyd, die ja auch die bedeutendsten auf dem Erdball sind, die Annehmlichkeit des Reisens auf ihnen — das alles ist hundertmal geschildert worden. Wie wäre es aber, einmal hinter die Kulissen zu schauen. Es mußte da des Neuen und Interessanten viel geben, von dem das größere Publikum gar keine Ahnung hat. Und darum begab ich mich, nach vorbereitenden Studien in Hamburg, in Cuxhaven an Bord des heimkehrenden „Moltke", um das bunte Getriebe zu verfolgen, das auf solch einem Schnelldampfer sich in der kurzen Spanne Zeit abspielt, bis das stolze Schiff aufs neue zur Ausreise bereit ist. —



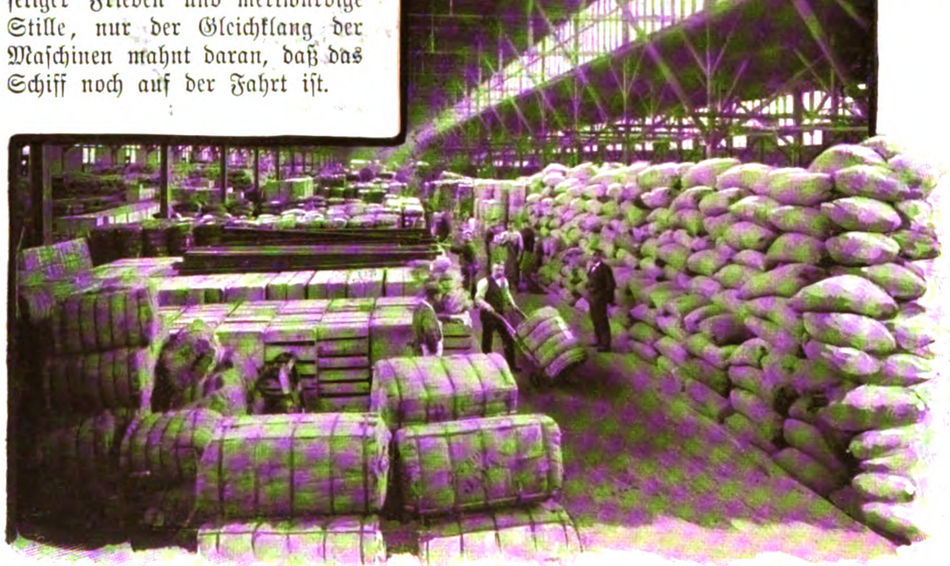
Letzte Verschönerung vor Hamburg.

Die letzten Passagiere sind von Bord gegangen; sie führt ein bereitstehender Sonderzug auf Kosten der Linie nach Hamburg. Jenen nach drängen ungeduldig die Zwischendecker, während die Kräne die unzähligen Kollis des Passagiergepäcks an Land setzen. Endlich ist auch das geschehen. Der „Moltke" löst sich von der Mole, und in schneller Fahrt geht's stromaufwärts auf der breiten Elbe, über der jetzt der Sonnenglast des Frühlingsmorgens lagert.

Die großen Dampfer der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft, wie der ursprünglich etwas umständliche Name der Linie lautet — HAPAG abgekürzt, was der Volkswitz deutete „Haben Alle Passagiere Auch Geld?" — die großen Dampfer also können bei den jetzigen Stromverhältnissen leider nur ausnahmsweise in Hamburg selbst vollständig löschen. Meist müssen sie vorher „geleichtert" werden, d. h. ihre Ladung wird, nachdem sie in Cuxhaven schon Passagiere und Zwischendecker abgaben, ganz oder teilweise entladen. Oft bleiben sie dann ganz auf der Unterelbe bis zur neuen Ausreise liegen, und all die Vorgänge, die ich jetzt zu schildern versuchen werde, spielen sich dort ab. Wir hatten besonderes Glück; die Wasserverhältnisse waren günstig, unser „Moltke" konnte direkt bis Kuhwärder, zu den großen neuen Anlagen gehen, welche die Hamburg-Amerika-Linie im Freihafengebiet vom Hamburger Staat gepachtet hat.

Ein eigenes Gefühl, so einziger Passagier auf solch einem Dampfer zu sein, auf dem sonst vielleicht 400 Kajütpassagiere I. Klasse und 2000 II. Klasse und Zwischendecker hausen! Alle Dimensionen erscheinen noch größer in den leeren Räumen, fast ungeheuerlich. Man hat oft, und mit Recht, diese gewaltigen Schiffe mit schwimmenden Riesenhotels verglichen. Nun denke man sich eine Karawanserei von dem dreifachen Umfang etwa des Berliner Kaiserhofs völlig gästeleer! Die Kellner, hier die Stewards, und die Zimmermädchen, die Stewardessen, die Köche, Küfer und Kellermeister verschwinden in den vielen Gängen

und Kammern fast vollständig; auf dem langgestreckten Promenadendeck, das sonst vom lustigsten Leben erfüllt ist, herrscht tiefe Ruhe. Ich klettere hoch oben ganz einsam zwischen den Rettungsbooten herum, ich schaue in den Turnsaal mit seinen medico-mechanischen Apparaten, den Streck- und Beugemechanismen und dem köstlichen „Kamel"-Sattel, den die reisenden Damen besonders lieben sollen, ich beaugenscheinige die Funksprech-Kammer; ich schlendere tief unten im Schiffskörper zu dem Friseur, der gerade in schönster Beschaulichkeit einige Schiffsbeamte für Hamburg verschönt. Überall ein seliger Frieden und merkwürdige Stille, nur der Gleichklang der Maschinen mahnt daran, daß das Schiff noch auf der Fahrt ist.



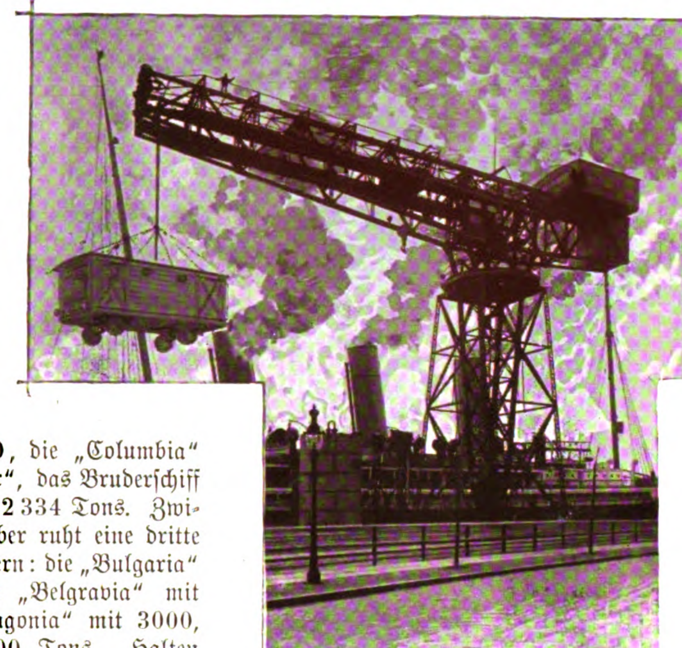
In der Entladehalle.

meister, der Obersteward verfassen kleine Dokumente über die erforderliche Ergänzung der Proviantvorräte; der erste Schiffsarzt — Schiffe mit mehr als tausend Mann an Bord haben zwei Schiffsärzte — schreibt über den Gesundheitszustand an Bord und über die Auffrischung der Apotheke. Zugleich beginnt aber auch, schon von Cherbourg aus, der Telegrammverkehr mit Hamburg. Der Kapitän meldet, wieviel Kajütpassagiere und Zwischendecker, wieviel

Trotzdem ist diese Ruhe nur scheinbar, wie es denn — so paradox es klingt — auf dem Dampfer während der Ruhezeit im Heimatshafen erst recht gar keine Ruhe gibt. Gerade in den letzten Stunden vor der Ankunft wird recht tüchtig gearbeitet — auf dem Schiff selber und in den Hamburger Bureaux der Gesellschaft für das Schiff. Auf dem Dampfer stellen die Offiziere und Beamten ihre Berichte und ihre umfangreichen Listen fertig. Der erste Offizier bearbeitet eine viele Seiten lange Aufstellung über notwendige Reparaturen, der Obermaschinist eine Zusammenstellung seiner Wünsche; der Zahlmeister, der Proviant-

Passagiergepäck er noch an Bord hat, damit die Betriebsinspektion in Hamburg und die Abteilung für den Passagierverkehr ihre Vorbereitungen für Cuxhaven treffen können. Weitere Angaben folgen seitens der Funksprechstation Duhnen, die sich mit dem Marconiapparat auf dem Dampfer in Verbindung gesetzt hat. Und so geht es fort, bis der „Moltke" endlich am Kronprinzkai festgemacht hat, vor den riesigen — unwillkürlich kommen einem hier immer das „ungeheuer" und „riesig" in die Feder, wenn man es auch vermeiden möchte — Entladespeichern. Knapp hat er Platz gefunden. Denn hart vor ihm liegt die breite, lang-

gestreckte „Patrizia“ mit ihren 13 424 Tons Bruttoraum, rückwärts die halb so große „Phönizia“; ein halbes Dutzend kleinerer Dampfer, auch sie noch Riesen, schließen sich an. Gegenüber, vor den Ladespeichern, wo die Dampfer zur Ausfahrt rüsten, liegen, wieder unter vielen anderen, die „Pennsylvania“ mit 13 333 Tons, die „Suevia“ mit 4000, die „Columbia“ mit 7250, der „Blücher“, das Bruderschiff unseres „Moltke“, mit 12 334 Tons. Zwischen den beiden Kais aber ruht eine dritte Reihe von großen Dampfern: die „Bulgaria“ mit 11 000 Tons, die „Belgravia“ mit 10 900 Tons, die „Patagonia“ mit 3000, die „Palatia“ mit 7300 Tons. Halten wir es fest, denn wir werden die Zahl noch öfter brauchen: solch ein „Register“ton entspricht einem Raummaß von 2,83 Kubikmeter und ist wohl zu unterscheiden vom Gewichtsmaß. So besitzt die oben erwähnte „Patrizia“ 13 424 Registertons Raummaß und 14 220 Gewichtstons; ein Gewichtston aber ist gleich 1000 Kilogramm, und zum Vergleich prägen wir uns das andere ein, daß ein mittlerer Eisenbahngüterwagen etwa 10 000 Kilo Ladungsvermögen faßt!



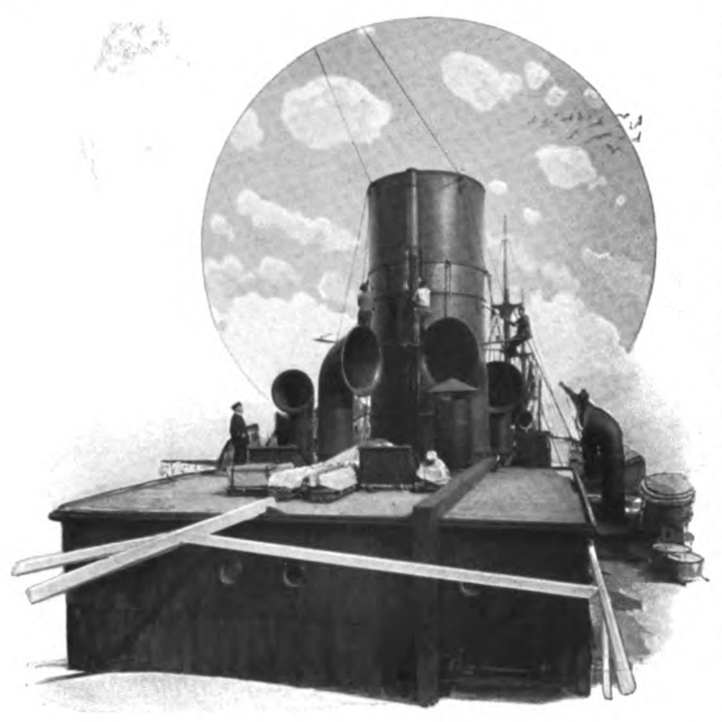
Der große Kran in Tätigkeit.

Kaum hat unser „Moltke“ seinen Gangweg übergelegt, so ergießt sich auch schon, einem Bienenschwarme gleich, eine Schar von Handwerkern, Schauerleuten, den Arbeitern für die Löschung, und Kaiarbeitern an Bord; die langen Ladeschlitten werden angesetzt, die Löscharbeit beginnt.

Der Laie kann sich nur schwer eine richtige Vorstellung davon machen, was solch Schiffskörper in seinem Inneren, von den Passagieren ganz abgesehen, zu tragen vermag. Unser



Scheuern an Bord.



Beim Anstreichen eines Schornsteines.

an, kleinere Fahrzeuge, die von hier aus der Ladung zuleibe gehen. Und hat ein Dampfer, wie z. B. die „Patrizia", größere Getreidemassen an Bord, so kommt ein mechanischer Getreideheber zur Hilfe. Das sind Leichterschiffe, von denen aus bis zur Lagerstelle des Getreides große Schläuche führen, in welchen durch die Luftpumpe das lose Getreide hochgesaugt wird; in einem turmartigen Aufbau auf dem Leichter wird es dann sofort gereinigt, abgewogen und in einen weiteren Leichter übergeschüttet, der es dem Speicher zuführt.

„Moltke" führt, da er Dienst als Schnelldampfer tut, verhältnismäßig noch wenig Ladung. Aber die „Patrizia" neben uns, die wie alle Dampfer der sogenannten P-Klasse die Eigenschaften eines eleganten Passagierdampfers mit denen eines ungeheuren Lastschiffes verbindet, kann nicht weniger als den Inhalt von 28 vollbeladenen Eisenbahngüterzügen, der Zug zu rund fünfzig Wagen gerechnet, aufnehmen!

Natürlich finden für Entladen und Laden die modernsten technischen Hilfsmittel ausgedehnte Verwendung. Die Lösch- und Ladekais sind in ihrer ganzen Ausdehnung von etwa 3000 Metern mit Reihen von elektrisch betriebenen Drehkränen bespickt, die wie mit Polypenarmen bis tief in das Schiffsinnere hinabtauchen und mit spielender Leichtigkeit die schwersten Laststücke aus ihm herausheben. Daneben besitzen die Dampfer selbst mehrere, von der Schiffsmaschine aus betriebene hydraulische Kräne und einige Dutzend Dampfwinden. Aber das alles genügt nicht. Auf der dem Kai abgekehrten Schiffsseite legen vielmehr noch große, auch mit Kränen ausgerüstete Leichter

Wenn man von unseren großen Dampfschiffahrts-Gesellschaften spricht, denkt man meist nur an deren Ozeandampfer, vergißt aber ganz, daß sie für interne Zwecke auch eine gewaltige Flottille an Flußfahrzeugen unterhalten müssen. So verfügt die Hamburg-Amerika-Linie in Hamburg, Cuxhaven, Emden, in New York, auf ihren Stationen in Westindien, in Brasilien, in Ostasien über nicht weniger als 171 Flußdampfer, Schlepper usw., darunter über 100 Leichterfahrzeuge. Im Kuhwärder-Hafen wimmelt es geradezu von diesen kleinen Dampfern, die unaufhörlich zwischen den Riesen umherpendeln: schwere Dienstfahrzeuge, mit Material aller Art beladen, Eisschuten, Wasserboote und vor allem die flotten, schnellen Barkassen. Gerade das belebt das Hafenbild ungemein, steigert es ins Malerische. —

All jene maschinellen Hilfsmittel können aber die Arbeit der Menschenhand nicht ersetzen. Es sind täglich beim Laden und Entladen etwa 1000 der durch ihre Tüchtigkeit ebenso berühmten, wie durch ihre Streiklust berüchtigten Hamburger Schauerleute und etwa 1200 Kaiarbeiter beschäftigt; umfaßt doch im Jahre die gesamte Ladung, die hier zu bewältigen ist, zwischen 4 und 5 Mil-

lionen Kubikmeter! Die Arbeitslöhne, die hierfür gezahlt werden, gehen denn auch in die Millionen und stellen einen recht beträchtlichen Teil der Gesamtausgaben der Hamburg-Amerika-Linie dar, die im Jahre 1903 nahe an 100 Millionen Mark betrugen.

Allmählich leert sich der Riesenleib des Dampfers, und dafür füllen sich die Hallen des Entladespeichers. Man könnte dabei einen praktischen Kursus in der Warenkunde durchmachen. Was kommt nicht alles zutage: Hunderte von Ölfässern, ganze Baumstämme kostbarer Holzarten, Maschinen aller Art, gewaltige Mengen mattrot glänzender Kupferbarren, Asbest und Steinnüsse, ungeheure Berge von Häuten, große Kakaolasten, Kaffeesäcke, Baumwolle, Fruchtkonserven — es ist der Importhandel halb Europas, der hier in die Erscheinung tritt.

Während die Kräne rasseln, die Ketten und Winden ächzen, haben sich aber auch die gestrengen Herren Inspektoren — Oberinspektor Kapitän Sachse an der Spitze — an Bord zur Inspektion eingefunden. In die militärischen Verhältnisse übersetzt, könnte man sie mit ihrem Unterstab als das Kriegsministerium der Hamburg-Amerika-Linie bezeichnen, während die Direktion mit dem Hauptbureau etwa den Generalstab vorstellen würde. Der letztere (das Hauptbureau) trifft die großen Dispositionen, verteilt das Schiffsmaterial auf die verschiedenen Linien, regelt den Fracht- und Passagierverkehr, ordnet die Verhältnisse zu den befreundeten Kompanien, beschäftigt sich mit den finanziellen Fragen, die bei einer Gesellschaft, welche mit einem Aktienkapital von 100 Millionen Mark arbeitet (neben 40 Millionen Prioritäten) und in ihrem Schiffsbestand, Bauten, Hafenanlagen usw. die Kleinigkeit von rund 180 Millionen Mark angelegt hat, eine große Rolle spielen müssen. Es existiert endlich auch ein großes statistisches Bureau, welches zugleich als Kontrollbureau — der Oberrechnungskammer vergleichbar — dient und als solches sämtliche Ausgaben der Linie im In- und Auslande prüft.

Also die Herren Leiter des Decks-, Maschinen- und Ausrüstungsressorts kommen an Bord. Sie haben bereits die Berichte der Schiffsoffiziere und -beamten in Händen,



In der Matratzen-Werkstätte.

in denen neben anderen schönen Dingen besonders die notwendigen Instandsetzungsarbeiten auf dem Schiffe verzeichnet sind. Nun spielt sich — mutatis mutandis — zunächst etwa derselbe Vorgang ab, wie zwischen Regierung und Reichstag — der Vorgang des Herunterhandelns und Streichens, denn selbstverständlich möchte jeder echte Offizier mit der dem Seemann angeborenen Liebe zur peinlichsten Sauberkeit sein Schiff nach jeder Fahrt am liebsten „neu" haben, und ebenso selbstverständlich muß die Verwaltung hübsch sparsam sein. Schließlich bleibt doch noch genug an Reparaturen übrig, für den Laien sogar ganz unglaublich viel.

Eine Hauptrolle spielen bei den Wiederherstellungsarbeiten die Anstreicher und Maler. Überall sieht man sie in den nächsten Tagen hantieren. Einzelne Kabinen, Teile der Salons, Deckshäuser werden neu gemalt, nach jeder Fahrt wird der ganze gewaltige Innenraum des Maschinenhauses vollkommen mit weißer Ölfarbe gestrichen. Die Tapezierer gesellen sich dazu, um Sofas, Teppiche, Gardinen aufzufrischen, neu zu polstern, chemisch zu reinigen; Zimmerleute, um die Leckagen der Decke nachzukalfatern, Segelmacher, um Tauwerk auszuwechseln, Schlauchmacher, um das Feuerlöschgerät zu reparieren und zu schmieren. Die Farbenbereiter kommen, um die Schiffsfarben zu ergänzen, die Korbmacher, um Kohlenkörbe auszubessern, Glaser und sogar Maurer, die den Kochherd neu aufmauern. Ein Schwarm von Schiffsreinigern wäscht und fegt im Zwischendeck. Beim Obermaschinisten, der auf einem großen Dampfer nächst dem Kapitän die allerwichtigste, verantwortlichste Stellung einnimmt, melden sich Schmiede, Schlosser, Klempner, Kupferschmiede und Kesselreiniger, Kesselschmiede, Maschinenbauer und Modelltischler. Der Galvaniseur, der nach jeder Fahrt ein gut Teil des Kajütsgeschirrs neu versilbern muß, der Elektriker, der die viele, viele Kilometer langen elektrischen Leitungen im Schiffsinnern nachsehen soll, tritt an; zum Zahlmeister, dem vielgeprüften, kommen die Proviantarbeiter, um sich die leeren Fastagen übergeben zu lassen, und die Vertreter der Waschanstalten — erschrick nicht, liebe Hausfrau: es sind diesmal nur 512 Säcke mit schmutziger Wäsche, die sie abholen.

Die ungeheure Mehrzahl all dieser Handwerker, von denen es in den nächsten Tagen an allen Ecken und Enden des Schiffes



Blick auf die Speicher, die elektrische Zentrale und das Verwaltungsgebäude.

kribbelt und wibbelt, stammt aus den eigenen Reparaturwerkstätten der Gesellschaften, in denen dauernd etwa 1600 Mann beschäftigt und jährlich rund $2^1/_4$ Millionen Mark Lohn ausgezahlt werden. Wohlgemerkt: es sind nur Reparaturwerkstätten, denn die Hamburg-Amerika-Linie vergibt grundsätzlich alle Neuanfertigungen an fremde Betriebe; ja viele größere Reparaturen werden sogar in diesen ausgeführt. Aber ein Gang durch diese Reparaturwerkstätten zeigt recht deutlich, wie unendlich vielseitig die Arbeit ist, welche der Schiffsdienst erfordert. Da gibt es Schlosserei, Klempnerei, Tischlerei, Küperei, Schlauchmacherei, Zimmerei, Korbmacherei, Segelmacherei; Tapeziererwerkstätten, eine galvanische Versilberungsanstalt, ein Stück Maschinenfabrik usw. Besonders originell erschien mir auch die umfangreiche Einrichtung zur Umwandlung von Kajütsmatratzen in solche für die Zwischendecker. Wie groß der Bedarf an letzteren ist, kann man am besten an der Tatsache illustrieren, daß die Hamburg-Amerika-Linie jährlich gegen 250 000 Mark für sie ausgibt: jeder Dampfer, der Auswanderer führte, wirft nämlich bei der Heimreise auf offener See sämtliche gebrauchte Zwischendeckermatratzen einfach über Bord in das Meer, damit auch die entfernteste Möglichkeit einer Krankheits- und Ungezieferverschleppung ausgeschlossen wird.



Vor dem Heuerbureau.

Die Durchschnittskosten für die Wiederinstandsetzung eines großen Schnelldampfers im Heimatshafen belaufen sich jedesmal auf 8—12 000 Mark. Ist es aber notwendig, das Schiff zu docken, um es mit neuem Anstrich zu versehen, die Schrauben, Wellen usw. nachzuprüfen, was mindestens alle halbe Jahre geschieht, oder wird der Dampfer zum Antritt der Saison instand gesetzt, so erhöhen sie sich sofort ganz beträchtlich. Die Hamburg-Amerika-Linie verfügt zwar selbst über ein kleines Trockendock; die ganz großen Dampfer aber wandern meist in das riesige Schwimmdock von Blohm & Voß, das unsere Leser aus dem Artikel im Juniheft vorigen Jahrgangs kennen. Billig ist der Scherz nicht: für ein nur zweitägiges Verweilen im Dock 4150 Mark! Überhaupt kostet das Verweilen im Hafen hübsche Sümmchen, so allein an Hafengeld, das an den Staat Hamburg zu zahlen ist, jedesmal 2594 Mark.

Während unser „Moltke“ sich so, innerlich und äußerlich, verschönt, hat man in den Bureaux der Gesellschaft nicht aufgehört, für ihn und seine nächste Reise zu sorgen und zu arbeiten.

Da hat zunächst die „Nautische Abteilung“ unter Leitung des Herrn Kapitän Polis, die gewissermaßen das Militärkabinett des Generaldirektors Ballin vorstellt, etwaige Versetzungen von Offizieren, hat die Ma-

schineninspektion personelle Fragen der Ingenieure und des Maschinenpersonals geregelt. Gleichzeitig entfaltete Inspektor Zeigmeister, dem das wichtige Heuerbureau untersteht, eine emsige Tätigkeit. Ein nicht unbeträchtlicher Teil des ganzen Unterpersonals wechselt nämlich nach jeder Fahrt, wenn auch ein guter Stamm möglichst erhalten bleibt.

Anfang dieses Jahres umfaßte das ganze auf See befindliche Personal der Gesellschaft nicht weniger als 9668 Köpfe. Angemustert wurden im Jahre 1903 im ganzen 20 863 Mann, abgemustert 20 234 „Mann", wobei lustigerweise die Stewardessen regelmäßig als Männer mitgezählt werden. Unter den Angemusterten befanden sich u. a. — neben 2395 Matrosen, 1019 Leichtmatrosen, 887 Jungen, 1588 Maschinisten, 3206 Heizern, 2859 Trimmern (Kohlenziehern) — auch 1171 Bäcker, Konditoren und Schlachter, 539 Köche, 419 Stewards und Stewardessen. Die Anwerbung der letzteren Kategorien macht nicht die wenigste Arbeit, denn zuverlässiges Personal ist gar nicht immer leicht zu beschaffen, und die Ansprüche sind außergewöhnlich hoch, zumal für die Schnelldampfer, die großen schwimmenden Hotels mit ihren verwöhnten Reisenden. Freilich sind auch die Einkünfte mindestens der höheren Chargen, der Herren Oberköche und der Herren Oberstewards, bedeutend. Der Oberkoch eines Schnelldampfers erhält z. B. monatlich 3—400 Mark Gehalt — und gar der Obersteward der „Deutschland" dürfte wahrscheinlich nicht mit dem Einkommen eines mittelstaatlichen Ministers tauschen.



Waschtage an Bord.

Außer den 126 Kapitänen, 126 ersten, 139 zweiten, 81 dritten, 17 vierten Offizieren, den 4 Ingenieuren, 14 Obermaschinisten, 113 ersten, 127 zweiten, 144 dritten, 99 vierten Maschinisten, den 12 Elektrikern, 286 Assistenten usw. waren Anfang 1904 auch 54 Ärzte im Dienste der Gesellschaft. Ein besonderer Oberarzt, Dr. Günther, bearbeitet dauernd alle ärztlichen Angelegenheiten des Gesamtdienstes.

Soviel von den Personalien. Ohne Zahlenangaben ging es leider dabei nicht ab, aber sie allein vermögen ja auch den Umfang des ganzen Betriebes richtig zu illustrieren.

In den „Frachtabteilungen" des Hauptbureaux sind, während unser Dampfer dockte und dann an dem Ladekai „verholte", d. h. anlegte, die letzten

Dispositionen über die Frachten, die er nach Amerika hinüberführen soll, getroffen werden. Die Ladespeicher haben sich bereits gefüllt, und wer sie durchwandert, kann wie beim Entladen über den Import, so jetzt über den Export Deutschlands die interessantesten Studien machen. Wieder rasseln die Kräne, ächzen die Ketten und Winden, und Säcke und Kisten senken sich in den schier unergründlichen Leib des Kolosses. Aber vor allem muß ihm auch die erforderliche Kraft zugeführt werden, das Brennmaterial für seine unersättlichen Kesselfeuerungen! Gleichzeitig legen auf der Wasserseite große Kohlenleichter an, fahren auf der Landseite ganze Eisenbahnzüge mit Kohlen beladen unmittelbar an das Schiff; die Pforten werden geöffnet, und teils durch Handarbeit, teils durch Motorwinden füllen sich die Kohlenbunker mit überraschender Schnelligkeit. Selbst die riesige „Deutschland“ kann in 48 Stunden ihre 4500 Tonnen Kohle an Bord nehmen, „kohlen“, wie der technische Ausdruck lautet.



In der Wurstkammer.

Mir liegt eine interessante, meines Wissens bisher kaum veröffentlichte Zusammenstellung vor, aus der hervorgeht, daß die Hamburg-Amerika-Linie im Jahre 1863 39 000 Tonnen, 1893 451 000 Tonnen, 1903 aber rund 900 000 Tonnen Kohlen verbrauchte. Bis zum Jahre 1878 — und das ist eigentlich noch interessanter — konnte in Hamburg dieser Bedarf nur mit englischer Kohle gedeckt werden; erst 1878 wurden kleinere Versuche mit westfälischer Kohle gemacht, und diese ist seither in fast stetig steigendem Umfang herangezogen worden, so daß jetzt etwa der halbe Bedarf der deutschen Stationen — also Hamburg mit Cuxhaven, Emden und Stettin — durch deutsche Kohle bestritten wird. Erfreulicherweise; wobei nicht verhehlt werden darf, daß die Herren von der Maschine bei allem Patriotismus die englische Kohle meist doch noch vorziehen, vor allem weil angeblich die deutschen Lieferanten nicht so gleichmäßig liefern wie die Engländer.

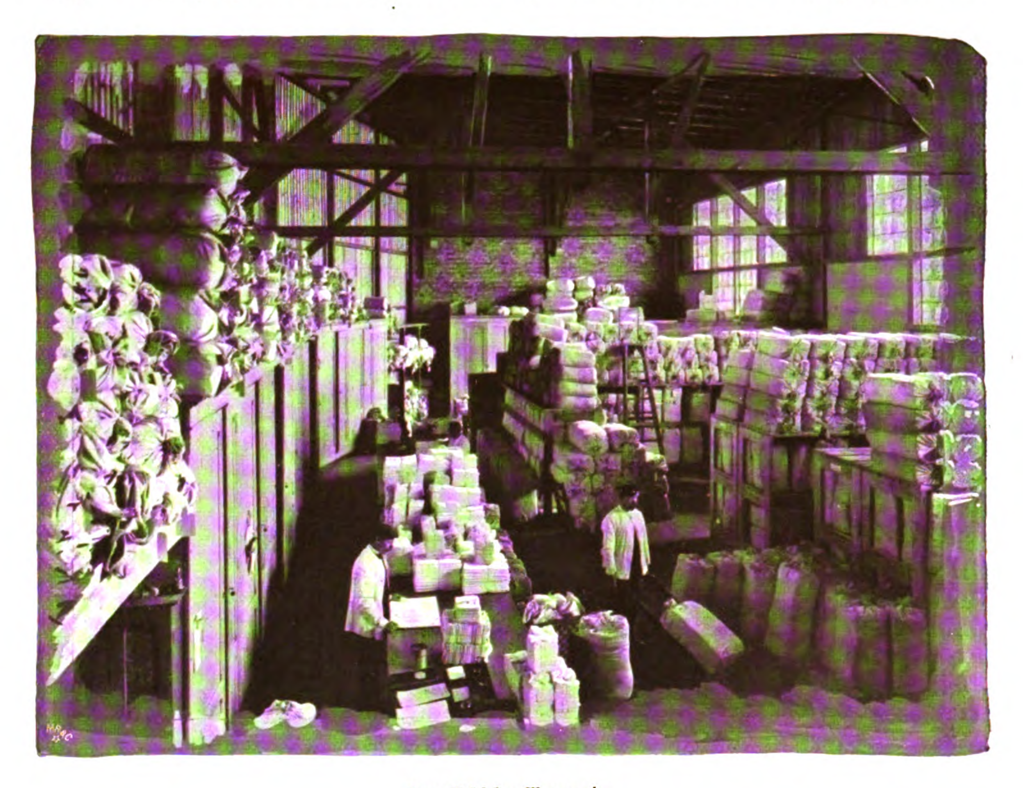
So herrlich sauber war das Schiff, ein Schmuckkästchen von oben bis unten. Der erste Offizier hatte seine helle Freude daran. Nun ist seine Stirn wieder umwölkt, denn die vermal— Kohlen haben all die Sauberkeit in wenig Stunden zunichte gemacht. Aber wozu gibt es Wasser, Seife, Besen — und Menschenhände! Also frisch auf zum neuen Scheuern . . .

Bitte, die Füße hübsch hochheben! Durch einige gewaltige Wasserpfützen gelangen wir in den Salon. Es ist Mittagsstunde und Frühstückszeit für die Herren Inspektoren, die dienstlich im Hafen zu tun haben. Täglich finden sie sich nämlich auf einem der hier lagernden Dampfer zusammen, um zwischen der Arbeit auch einmal an des Leibes Notdurft zu denken. Zu diesem Zwecke wird ein interimistischer Betrieb in Küche und Pantry — fast hätte ich Keller

geschrieben — aufrecht erhalten. So gibt's denn immer eine gemütliche kleine Tafelrunde mit wechselnder Besetzung, unter der wohl der behäbige Herr Oberarzt, der ganz voll guter Schnurren und Späße zu stecken scheint, den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht bildet.

Für mich bot diese famose Frühstücksstunde stets willkommenste Gelegenheit zu allerlei Informationen, die man auf dem offiziellen Wege über die Bureaux in der Stadt

Die Hamburg-Amerika-Linie hat für die Verproviantierung ein etwas anderes System als der Norddeutsche Lloyd. Während dieser gewissermaßen in eigener Regie arbeitet, große Lager an Proviant, Getränken usw. unterhält, bestellt die Hamburger Gesellschaft auf Grund vorher abgeschlossener Verträge die Ausrüstung für jedes Schiff und jede Fahrt bei einzelnen Lieferanten. Das große Hamburg bietet ja besonders gute Gelegenheit für diese Art der Versorgung, bei der



Im Wäsche-Magazin.

nur weit langsamer und schwerer erhalten konnte. Heute hörte ich hier noch rechtzeitig, daß der gewaltige Schwimmkran der Gesellschaft an den „Moltke" anlegen würde, um mit unheimlich spielender Leichtigkeit ein paar Riesenstücke der Maschine, die zur Reparatur in die Werkstätten gegeben waren, an Bord zu befördern — etwa 30 Tons Last mit einem Hub. Ein ander Mal aber saß ich zwischen den Herren Musmann und von Loën von der Ausrüstungsabteilung und ließ mir von ihnen erzählen, wie die Verproviantierung der Dampfer vor sich geht.

natürlich auch, für unvorhergesehene Fälle, Reservevorräte von einer Reichhaltigkeit und von einem Umfang gehalten werden müssen, die eine Hausfrau in Entzücken oder — Schrecken versetzen würden.

Die ganze Proviant-Versorgung, deren Leitung dem Chef des Ausrüstungswesens Herrn von Holtzendorff untersteht, ist straff, fast militärisch straff organisiert. Jeder einlaufende Dampfer reicht seine Listen über verbrauchten und noch an Bord befindlichen Proviant, der sofort vom Kontrolleur an Bord auf seine Richtigkeit geprüft wird,



Kirchen im Innenhof der Auswandererhallen.

und seine Bedarfsnachweisungen für die nächste Fahrt ein; danach werden sofort die Bestellscheine für die verschiedenen Lieferanten ausgefertigt mit genauen Lieferterminen, und pünktlich auf die Minute müssen die verschriebenen Gegenstände im Ausrüstungsmagazin zur Stelle sein, wo sie einer sehr genauen Kontrolle, besonders auf ihre Güte hin, unterzogen werden. Denn die Gesellschaft kann nur allerbeste Waren gebrauchen, in tadellosester Beschaffenheit, um den Grundsatz aufrecht zu erhalten, der für sie maßgebend ist: „die Verpflegung auf unseren Schiffen darf der eines Hotels allererster Ordnung nichts nachgeben, soll diese womöglich übertreffen.“ Derselbe Grundsatz wird, unter Anpassung an die anderen Ver-



Jüdische Auswanderer.



Polnische und ruthenische Auswanderer.

sellschaft eingerichtet wurde. Nach Schema F wird, wie in dem ganzen Betriebe, nie verfahren, der Einzelfall wird stets als solcher behandelt und erledigt.

Was solch Riesendampfer an Proviant an Bord nimmt, ist so oft beschrieben worden, daß ich auf den „Schlager“ der großen Zahlen gern verzichte: 2—3000 Menschen pflegen eben, bei dem guten Appetit zumal, den die Seeluft hervorruft, in 7—13 Tagen recht anständige Quantitäten zu verzehren. Interessanter erscheint mir, wie die Einrichtung und Ausstattung der Schnelldampfer sich immer wieder den Fortschritten des modernen Hotelwesens anzupassen sucht. Die neueren Hotels großen Stils haben sich eine Amerikan-Bar zugelegt — die neuen Schnelldampfer müssen selbstverständlich auch eine solche besitzen, in der es nicht nur alle möglichen Drinks gibt, sondern auch den unvermeidlichen Rost. Ja, da die allerfeinsten Hotels jetzt außer den Speisesälen noch ein besonderes Restaurant zu besitzen pflegen, so wird der gewaltige Dampfer, den die Hamburg-Amerika-Linie augenblicklich im Bau hat, auch solch ein Restaurant erhalten, in dem diejenigen Kajütspassagiere, deren Börsen es erlauben, sich an „kleinen Tischen“ den Luxus der raffiniertesten französischen Küche gönnen dürfen. Nach dem Vorbild der großen neuen englischen Karawansereien ist auf den Dampfern auch ein besonderer Kontrolldienst eingerichtet: ein Kontrolleur schwebt gleich einem Geheimpolizisten über dem ganzen innern Betrieb — wenn's erforderlich ist, zum Schrecken der Oberstewards, Küfer und Köche und aller derer, die es sonst angeht.

hältnisse, auch für die Zwischendecker streng durchgeführt.

Das klingt ja nun alles sehr einfach. In Wirklichkeit komplizieren sich die Verhältnisse in diesem Betriebe, der jährlich nur für Proviant über 8 Millionen Mark auszugeben hat, jedoch oft recht sehr. Denn die Ausrüstungsabteilung soll ja nicht nur das allerbeste Material an Bord liefern, sie soll doch auch wirtschaftlich verfahren. So kauft sie denn keineswegs nur allein in Hamburg ein. Die Dampfer bringen vielmehr teilweise auch Posten besten amerikanischen Fleisches mit herüber, das sich in den Kühlräumen wundervoll „abhängt“; sie bringen von drüben Austern, Früchte, Konserven — es kommt aber auch vor, daß plötzlich einer der leitenden Inspektoren nach einem Mittelmeerhafen reisen muß, um dort einzukaufen, oder nach Skandinavien, wie jüngst, als die neue Skandialinie der Ge-

Unser „Moltke“ wäre nun zur Ausreise bereit. Die Abteilung für den Personenverkehr hat auch schon die Listen für die Kajütspassagiere aufgestellt, die bei besonders beliebten Schiffen und in der Hauptreisesaison sich oft bereits monatelang vormerken lassen. Besonders beliebt — Reisende, die den Ozean oft kreuzen, haben nämlich solch ausgesprochene Vorliebe für einzelne Dampfer. Und zwar keineswegs nur für die Ozeanwindhunde par excellence, wie etwa für die prächtigen „Deutschland“. Es scheint sogar, als ob sich die Gunst der Reisenden neuerdings mehr den Dampfern von der Klasse unseres „Moltke“ zuwendet, die bei immerhin noch großer Geschwindigkeit mehr Ruhe und Behaglichkeit bieten. Wieder andere Reisende ziehen die mächtigen P-Dampfer vor, die zur Fahrt über den großen Ententeich zwar einige Tage mehr gebrauchen, aber bei ihrer Bauart, sagt man, die Passagiere weniger den Schrecken der Seekrankheit aussetzen. Endlich spielt auch die Persönlichkeit des Kapitäns eine Rolle: so erfreut sich z. B. die „Pennsylvania“ bei den Amerikanerinnen als Ladyschiff ganz besonderer Beliebtheit. Jedenfalls werden die beiden im Bau befindlichen, resp. in Auftrag gegebenen neuen großen Dampfer nicht für die rasende Eilfahrt gebaut, die bei dem ungeheuren Kohlenbedarf der Weltmeerhyänen auch wirtschaftlich kaum noch rationell ist. Verursacht doch, wenn ich recht unterrichtet bin, jede Ozeanüberkreuzung der „Deutschland“ an 200 000 Mark Kosten!

Es kommt noch eins hinzu: Man hat in immer weiteren Kreisen die Annehmlichkeiten, auch die gesundheitlichen Vorzüge des Reisens zur See in immer höherem Maße derart schätzen gelernt, daß man, wo nicht geschäftliche Rücksichten in Frage stehen, ein paar Tage längerer Fahrt ganz gern mitnimmt. Der beste Beweis dafür ist der überraschende Erfolg der „Exkursionen“ gerade der Hamburg-Amerika-Linie, die mit diesen Vergnügungstouren bahnbrechend vorangingen. Als erste aller großen Schiffahrtsgesellschaften begann sie vor etwa dreizehn Jahren mit ihnen, stellte nacheinander drei eigens für deren Zwecke eingerichtete Dampfer in Dienst und dehnte die Reisen allmählich bis um das Erdenrund aus. Wobei nicht unerwähnt bleiben darf, daß diese „Exkursionen“, die Generaldirektor Ballin, wie er selbst sagte, zuerst in einer Zeit geschäftlicher Depression als einen Notanker ansah, von Anbeginn an sich der ganz besonderen persönlichen Anteilnahme unseres Kaisers erfreuten. Es dürfte kaum weiteren Kreisen bekannt sein, daß sich im Archiv der Hamburg-Amerika-Linie ein eigenhändiger Entwurf Kaiser Wilhelms

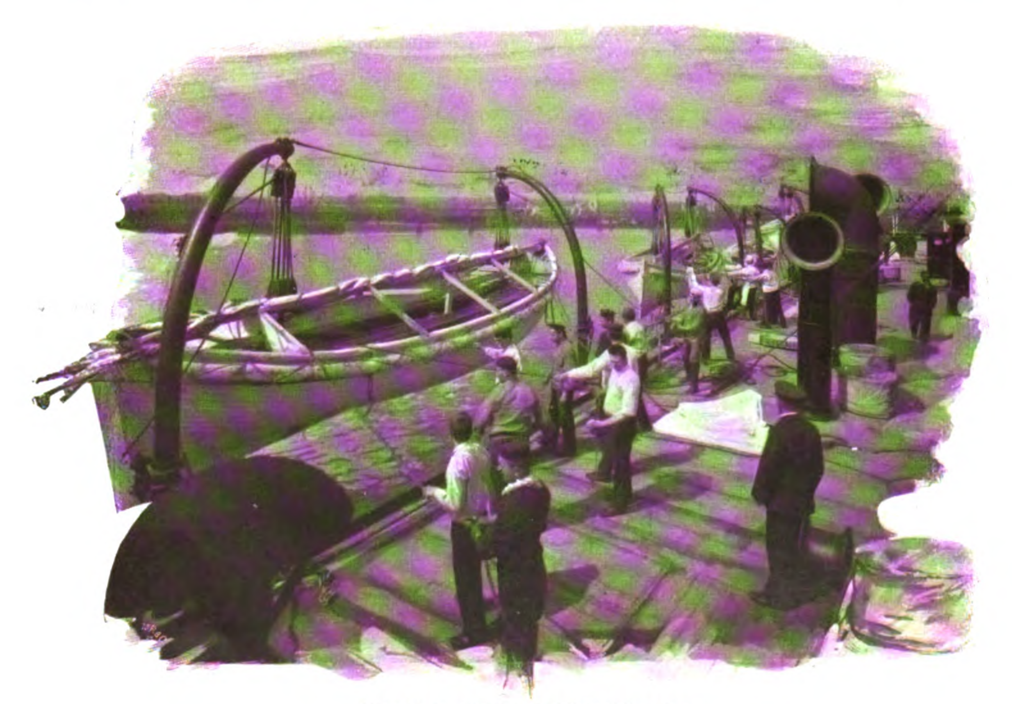


Feuerlöschmanöver.

befindet, in dem er die Entwürfe für den Bau des Exkursionsdampfers „Prinzessin Viktoria Luise“ mit seinen Ratschlägen für den Komfort der Passagiere usw. kritisiert und begleitet. — Zahlen beweisen nun einmal: während im Jahre 1891 nur wenige hundert Passagiere an den Exkursionen teilnahmen, waren es 1903 nicht weniger als 2584!

Unstreitig wirkt für die Einbürgerung dieser Fahrten am besten die Empfehlung derer, die an ihnen teilnahmen und dann fast ausnahmslos für sie werben, „weil es gar zu schön war“. Es wirkt weiter die großartige, man möchte fast sagen, allzugroße Gastfreundschaft, welche die Hamburg-Amerika-Linie auf ihren Reisen entfaltet und die außer vielen hochgestellten Persönlichkeiten auch zahlreiche Künstler und Schriftsteller in ihre Kreise zu ziehen weiß. Ich muß aber noch eines dritten Faktors gedenken: der „literarischen Abteilung“ der Gesellschaft und deren rühriger Tätigkeit. Vielen Lesern wird es ganz unbekannt sein, daß heute fast alle großen industriellen Unternehmungen eigene literarische Bureaux besitzen, die unter fachmännischer Leitung stehen und u. a. auch den ja in der Jetztzeit nicht zu entbehrenden Reklamedienst zu bearbeiten haben. Ich sage ausdrücklich „unter anderem“, denn der Reklamedienst bildet doch nur einen Teil ihres Tätigkeitskreises. Mindestens ebenso wichtig ist ihre Aufgabe, die gesamte Literatur des In- und Auslandes ständig zu verfolgen und die leitenden Persönlichkeiten der Unternehmungen auf jede Erscheinung aufmerksam zu machen, die für den Betrieb in technischer oder wirtschaftlicher Beziehung bedeutsam sein oder werden kann. Das aber kann bisweilen, um ein Beispiel herauszugreifen, eine kleine umschriebene Notiz, etwa über die Einstellung eines neuen Dampfers in eine Konkurrenzlinie, sein. So wird denn im literarischen Bureau der Hamburg-Amerika-Linie für die Direktion täglich in übersichtlicher Weise eine Sammlung von Zeitungsausschnitten zusammengestellt — in ganz ähnlicher Weise, wie dies bekanntlich im Auswärtigen Amt für den Kaiser geschieht. Auch eine besondere, nur für die Angestellten der Firma bestimmte Zeitschrift gibt das literarische Bureau heraus.

Aber kehren wir nach dieser Abschweifung zu den Vorbereitungen für die Ausfahrt unseres Dampfers zurück. Die Zahl



Manöver an den Rettungsbooten.

der Kajütspassagiere steht bereits fest, dagegen ist das „Zwischenbureau“ noch nicht genau unterrichtet, wieviel Auswanderer der „Moltke“ an Bord nehmen wird.

Das Auswanderergeschäft ist für all diese große Linien von höchster wirtschaftlicher Bedeutung, wanderten allein über Hamburg im Jahre 1903 doch 144 560 Personen aus. Es ist aber auch in heißem Konkurrenzkampf umstritten; so hat erst jüngst die englische Cunardlinie die bedeutende, bisher meist über Hamburg geführte ungarische Auswanderung an sich zu reißen gesucht. Erhöht werden die Schwierigkeiten des Geschäfts durch die enorm hohen, freilich keineswegs immer unberechtigten Forderungen, welche die amerikanische Regierung stellt, um untaugliche Elemente fernzuhalten. Endlich ist das Geschäft natürlich auch kompliziert worden durch die strenge Handhabung der Auswanderergesetze des Deutschen Reiches selbst, vor allem durch die Maßnahmen gegen die Einschleppung von Krankheiten durch russisch-polnische Auswanderer.



Parade der Stewardessen mit umgelegtem Rettungsgürtel.

Die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd haben, um allen diesen Schwierigkeiten zu begegnen, eine großartige Organisation geschaffen. Sie errichteten, um das Wesentlichste herauszuheben, zunächst an den Haupteinfallstellen der Grenze Kontrollstationen, auf denen die Auswanderer gebadet, desinfiziert, ärztlich untersucht werden; ferner wurde in Ruhleben bei Berlin der große Auswandererbahnhof erbaut als Sammelstelle für den ganzen von Osten kommenden Zuzug. Von hier aus werden die Auswanderer dann in geschlossenen Zügen nach Hamburg, Bremerhaven usw. geführt.

Aber das alles genügte noch nicht. Die Hamburg-Amerika-Linie erbaute daher in einem Vorort die neuen großartigen Auswandererhallen, die sie auch selber bewirtschaftet, und die den doppelten Zweck haben, einmal die Stadt Hamburg und die Dampfer vor Seuchen zu schützen, dann aber auch die Auswanderer selber vor den Gefahren der Ausbeutung durch gewissenlose Quartierwirte zu bewahren.

Eine großartige Anlage in der Tat, in der über tausend Menschen seelische und



Zwischendecker gehen an Bord.

körperliche Fürsorge jeder Art finden können. Es fehlt in diesen Auswandererhallen an nichts, was die moderne Hygiene ersonnen hat. Brause- und Wannenbäder, große Desinfektionsöfen für Kleidung und Gepäck, weite, luftige Schlafsäle, getrennt für Familien, ledige Männer und Frauen und getrennt auch nach den Nationalitäten, finden sich hier. Zwei Gotteshäuser für evangelische und katholische Auswanderer, ein jüdischer Betsaal sind eingerichtet. Die Kosten für Unterkunft und Verpflegung, ärztliche Pflege, Bad usw. sind auf nur eine Mark pro Person und Tag festgesetzt; den ärmeren Auswanderern, etwa einem Viertel von allen, werden auch sie erlassen, während anderseits für besser situierte zwei schmucke Gasthäuser reserviert sind.

Stundenlang bin ich in diesen Hallen und auf den breiten bekiesten Wegen zwischen ihnen herumgewandert, so fesselte mich das eigenartige Leben, das hier pulsiert. Wehmütig berührte es mich, wie all diese Hunderte und Aberhunderte die letzten Stunden auf dem Boden des alten Europa verlebten: die meisten, so verschieden es sich äußert, scheinbar doch froh, den Staub des Erdteils abzuschütteln. Selten Tränen, vielfach Jubel, dazwischen freilich viele ernste Gesichter, in die Arbeit und Sorge ihre Furchen gruben. Aber sie alle hoffen ja im unbekannten Lande, das, worauf alle Menschen hoffen: Verbesserung! Und keiner würde es verstehen, wenn man ihm erklären wollte, daß die ungeheure Mehrzahl von ihnen nichts sein wird als Kulturdünger für das Land der Zukunft, das ja freilich auch das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist. —

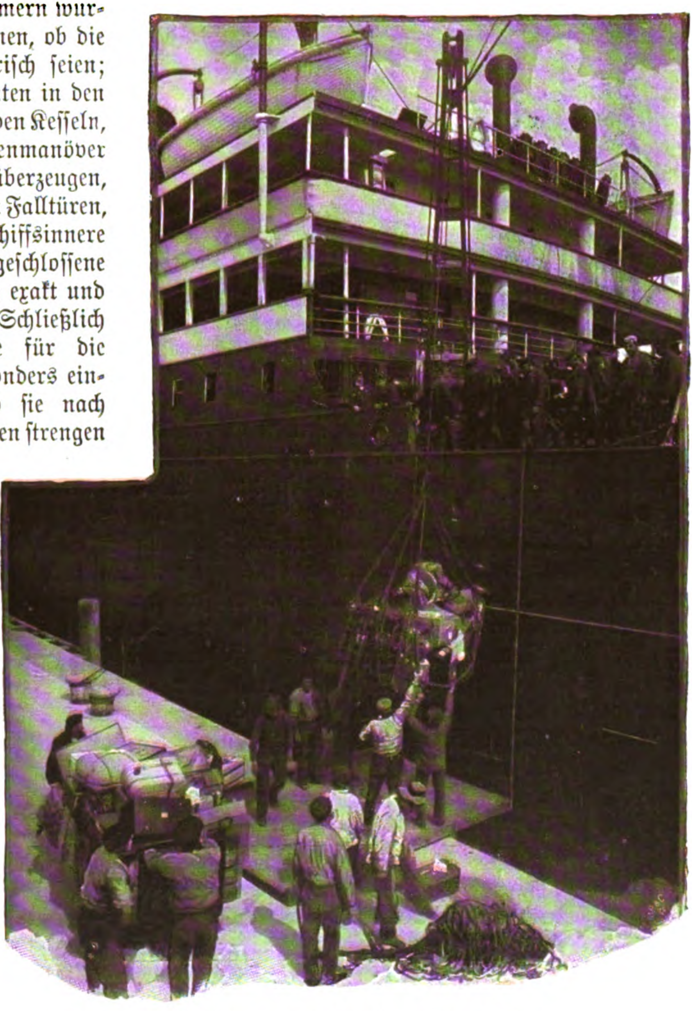
Am Nachmittag wird unser Dampfer zunächst nach Brunshausen hinunter gehen, wo er die Auswanderer an Bord nehmen soll. Ehe es aber soweit ist, kommen für den vielgeprüften ersten Offizier noch die schwersten Stunden: Die Kommission der Auswandererbehörde erscheint und mit ihr der Sicherheitsinspektor der Linie selbst, Herr Kapitän Seveloh, ein früherer höherer Marineoffizier, um den Dampfer — fast hätte ich gesagt — bis auf Herz und Nieren zu untersuchen. Keine Besichtigung im militärischen Dienst kann's genauer nehmen, als die dieser Herren, und das ist sehr gut so!

Ich habe diese Abnahme bis in alle Einzelheiten mitmachen dürfen, und sie hinter-

ließ mir ein wohliges Gefühl der Sicherheit für die Passagiere. Da wurden die jederzeit mit ausreichendem Dauerproviant und Trinkwasser ausgerüsteten Rettungsboote ausgeschwenkt, um ihre schnellste Verwendbarkeit zu prüfen; das Feuer-Alarmzeichen wurde gegeben, um sich zu überzeugen, ob jedermann wußte, wo er im Fall der Not hingehörte; die Löschschläuche wurden in Tätigkeit gesetzt und der Rauchhelm aufprobiert, wie beim Exerzieren einer Feuerwehr auf dem Lande; die Stewardessen traten mit dem seltsamen Paradegepäck der Rettungswesten und Rettungsgürtel an, um zu zeigen, daß sie es verstehen, den Passagieren bei deren Anlegen behilflich zu sein.

In den Proviantkammern wurden Stichproben genommen, ob die Lebensmittel gut und frisch seien; wir kletterten bis tief unten in den Maschinenraum und zu den Kesseln, und es wurden die Schottenmanöver ausgeführt, um sich zu überzeugen, daß die schweren eisernen Falltüren, durch welche sich das Schiffsinnere in einzelne wasserdicht abgeschlossene Teile trennen läßt, auch exakt und richtig funktionierten. Schließlich unterlagen die Räume für die Zwischendecker einer besonders eingehenden Prüfung, ob sie nach Größe und Ausstattung den strengen Gesetzesforderungen genügten. Nebenbei bemerkt: Sie glänzten mit ihren langen Bettreihen vor Sauberkeit, und man sah ihnen wahrlich nicht an, daß sie zum Teil noch auf der Heimreise Frachträume gewesen waren. Das ist auch solch eine Eigentümlichkeit des inneren Schiffsbetriebes, daß man mit Hilfe vieler fleißiger und geschickter Hände versteht, die verschiedensten Räume den verschiedensten Zwecken anzupassen, Treppen fortzunehmen und einzuschieben, Luken zu schließen und neue zu schaffen, die Wände flugs weiß zu streichen, Bänke und Betten aufzuschlagen — je nach Bedarf. Ist viel Fracht vorhanden, so verwandelt sich das Zwischendeck in Speicher; sind viele Auswanderer angemeldet, so modelt es sich in weite, luftige Unterkunftsräume um. —

Und nun ist der „Moltke“ schon auf der Unterelbe, liegt bei Brunshausen vor Anker, und auf zwei Flußdampfern, die seitlich anlegen, kommen die 1290 Auswanderer, die er hinüberführen wird über das Weltmeer. Ich sehe sie noch einmal alle, die ich gestern in den Auswandererhallen sah: Die galizischen Bauern mit den



Anbordnehmen des Passagiergepäcks.

wetterharten Gesichtern, die Frauen in ihren schreiend bunten Röcken, die Kinder am Schürzenband oder im Arm; schwerfällig stampfen die einen über die Brücke, rank und fix schieben sich dralle Polenmädchen dazwischen, alte Mütterchen und hagere Juden, feste Pußtasöhne und junge Weiber aus dem Szegediner Komitat — alle mit Kisten und Ballen, aus denen hier die merkwürdigsten Lumpen, dort buntbezogene Betten hervorlugen, und die meisten mit Körben voll Proviant, als ob sie fürchteten, daß man sie auf der Reise verhungern lassen wolle. Es ist nicht mehr ganz die frohe Zuversicht auf den Gesichtern ausgeprägt, wie gestern. Etwas Unsicheres liegt in den meisten Blicken, die scheu über das Wasser und den unheimlichen Schiffskasten schweifen; hier und dort ist auch ein Auge feucht — —

Aber die Schiffskapelle spielt eine muntere Weise; Stewards und Stewardessen weisen die Ankömmlinge schnell zurecht in die für ledige Männer, ledige Frauen und Familien geschiedenen Räume; schon brodelt das Essen in den riesigen Kesseln, und es wird ihnen sicher munden: Sie ahnen noch nichts von den Schrecken der Seekrankheit und, bei den meisten fast noch mehr gescheut, von der Pinzette des Schiffsarztes, der die vorgeschriebene Impfung möglichst bald vornehmen wird. Unten im Raum klingen schon eine Zigeunerfiedel auf und eine Harmonika —

Unser „Moltke" hat unterdessen seine Fahrt stromab fortgesetzt nach Cuxhaven. Hier trifft rechtzeitig der Eilzug mit den Kajütspassagieren ein. In kurzer Frist werden sie mit ihrem meist recht umfangreichen Gepäck an Bord genommen. Die Kapelle spielt „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus", in den Kajüten richten sich die Damen ein und freuen sich der „elektrischen Brennscheren", die man ihnen neben allem anderen Komfort neuerdings zur Verfügung stellt, im Salon flammen die elektrischen Lichter auf, ein Trompetenstoß ladet zum ersten Diner an Bord. „Leinen los!" ertönt das Kommando, zum letzten Heimatsgruß senkt sich die Flagge — langsam löst sich das Riesenschiff und nimmt seinen Kurs dem Meere zu . . .

Weit drüben, über der Wasserfläche, aber steigt ein dunkler Rauchstreifen auf. Der „Moltke" zieht hinaus — schon naht die „Deutschland" auf der Heimfahrt. Die Funksprechstation in Duhnen hat bereits gemeldet: „‚Deutschland' mit 430 Passagieren I., 200 II., 450 Zwischendeckern, 600 cbm Passagier-, 100 cbm Zwischendecksgepäck trifft 8 Uhr Cuxhaven ein." Das Schwungrad des gewaltigen Betriebes setzt zu einer neuen Umdrehung ein.

Des gewaltigen Betriebes! Es ist ja nur ein winziger Ausschnitt aus dem weit umfassenderen Gesamtbilde, den ich auf eng begrenztem Raume geben konnte. Nur ein Bruchteil der das ganze Erdenrund, im wörtlichsten Sinne, umspannenden Organisation. Nur ein paar Augenblicksaufnahmen sind es aus Hamburg allein! Und doch müßte ich eigentlich über das große Etablissement in New York, das allein mit fast 8 Millionen Mark zu Buch steht, über die Anlagen und den Betrieb in St. Thomas, dem Zentralpunkt für den ganzen westindischen Dienst, über die Einrichtungen in Havre, Montreal, Colon, Pará, Shanghai, Hongkong, Tsingtau, in Stettin, Emden usw. berichten, müßte von dem Dienst nach Ostasien, nach Zentral- und Südamerika sprechen, von der ausgedehnten „Interessengemeinschaft" mit andern großen Linien, wie etwa der Dampfschiffahrts-Gesellschaft Italia, — aber wo wären dann überhaupt die Grenzen zu ziehen bei einer Gesellschaft, deren letzte Jahresbilanz auf jeder Seite mit der Summe von 182 870 825 Mark abschließt? Ich wollte ja nichts anderes, als ein Spiegelbild geben von dem emsigen, regen Leben, das sich — fern den Augen der Laien — hinter den Kulissen einer unserer größten industriellen Unternehmungen abspielt. Gerade jenes tätigen Lebens, jener Kleinarbeit, möchte ich sagen, die nicht in den imponierenden Zahlen eines stolzen Jahresberichtes zutage tritt, und die doch alle — aber auch wirklich alle Erfolge bedingt. Denn der dauernde Erfolg ist schließlich nicht von einzelnen glücklichen spekulativen Gedanken abhängig. Er gründet sich überall auf dem Festgefugten, auf der gesunden Entwicklung, auf straffer, pflichttreuer Arbeit. —





Die Elemente.

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer.

Vier Elemente, innig gesellt,
Bilden das Leben, bauen die Welt.

Vier Elemente bauen den Punsch, dessen Weltbedeutung Schiller hierdurch besang. Vier Elemente bauen die Welt! So lehrte man es allerorten seit Aristoteles: Feuer, Wasser, Luft und Erde hatten im ewigen Wechsel ihrer Liebe und ihres Hassens die ganze Welt geschaffen. Feuer und Wasser sind im beständigen Kampfe miteinander, sie fliehen oder vernichten sich; das Feuer strebt nach oben, das Wasser nach unten und erfüllt die Erde an ihrer Oberfläche. Die Erde aber verbindet sich mit dem Wasser, sie löst sich in ihm, es sind befreundete Elemente, und ebenso befreundet sind auch Luft und Wasser; sie zieht es wieder zu sich empor und läßt es niederregnen auf die Erde. Doch Luft und Erde wollen nicht zusammen; sie stehen einander gegenüber ähnlich wie Feuer und Wasser. Die Luft ist aber wieder dem Feuer befreundet, denn was durch das Feuer geht wird zu Luft. Zur Versinnlichung dieser Beziehungen entstand das hier abgebildete Diagramm. Alle diese vier Elemente waren aus dem Urstoff entsprungen, der Einheit des Weltganzen. Der Kreislauf der Verwandlungen dieser vier Elemente ineinander war das Weltgeschehen.

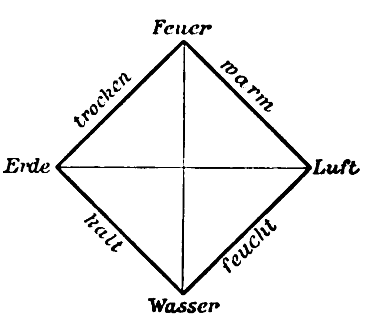


Diagramm der vier Elemente des Aristoteles.

Diese Anschauungen mögen auf den ersten Blick naiv erscheinen und doch enthalten sie, recht betrachtet, die Grundidee unserer modernsten Naturforschung. Setzen wir für die drei aristotelischen Elemente Erde, Wasser und Luft den Stoff in seinen drei Aggregatzuständen und für das Feuer die Kraft, die den Stoff bewegt und wandelt, so haben wir die große Einheit der Natur, wie wir sie träumen, vor uns. Wir sehen also, wie wir seit zweitausend Jahren an diesem großen Einheitsgedanken arbeiten. Wohin wir blicken, sehen wir überall die bedeutungsvollsten einheitlichen Züge im Weltbilde.

Am eindrucksvollsten wird der Sternkundige davon ergriffen, wenn er seine geistigen Blicke zugleich mit denen, die ihm sein raumdurchdringendes Fernrohr gestattet, durch die Einrichtungen des Weltgebäudes schweifen läßt. Der ungeheuere Ring der Milchstraße besteht aus Myriaden Sonnen gleich der unsrigen, und alle sind aus denselben Stoffen aufgebaut wie sie und unsere Erde; das Spektroskop hat es uns bewiesen. Die Bewegungen aller Himmelskörper geschehen nach denselben Gesetzen, die den Stein zur Erde fallen lassen, und alles ordnet sich und kreist in Systemen, deren Entstehen und Vergehen überall verwandte Wege ging. Ein einziger Gedanke regiert das All.

Und wohl noch viel wunderbarer sind die Entdeckungen, welche die Physiker und Chemiker unserer Zeit an der Materie rings um uns her gemacht haben, die sich vor ihren Blicken als ein neues Universum immer deutlicher dartut, in dem wiederum Planeten und Sonnen kreisen und Milchstraßenringe sich schließen wie dort oben am Himmel: Die geheimnisvolle, ewig unsichtbare Welt der Atome.

Tausende von Tatsachen lassen keinen Zweifel darüber, daß die Materie aller der noch so festen Stoffe, die uns umgeben, aus einzelnen Teilchen besteht, die unter sich in keinem festeren Zusammenhange sind als der Mond mit unserer Erde und beide mit der Sonne und endlich diese wieder mit der Schar der übrigen Milchstraßensterne, von denen sie einer ist. In keinem festeren Zusammenhange: Aber dieser Zusammenhang zwischen den Himmelskörpern, wie ungeheuere Zwischenräume sie auch trennen

mögen, ist doch ein unerschütterlich fester. So umschlingen auch die gemeinsamen Bande der Naturgewalten die Vereinigungen der Atome, welche sich unsern Sinnen als feste oder sonst zusammenhängende Körper darstellen, während es in Wirklichkeit Weltgebäude aus Myriaden an sich selbständiger Körper sind, deren Größe wir gegeneinander abwägen und deren Bewegungen wir messen können.

In dieser allerkleinsten Welt fand man auch die Atome der chemischen Elemente. Diese Atome sind eben die Einzelkörper in diesen Weltsystemen.

Die sehr vielen verschiedenartigen Stoffe, die es in der Welt gibt, hatte man immer weiter zu zerlegen gesucht, immer von dem Gedanken ausgehend, daß sie eben alle von einem einzigen Urstoff herrührten, aus dem alles geformt sei, aus dem man also vielleicht einmal auch wieder alles machen könne. Dies war ja auch, wie wenig sie es sich wohl bewußt werden mochten, der leitende Gedanke der mittelalterlichen Alchimisten, die aus wertlosen Stoffen glaubten Gold machen zu können. Die spätere Forschung lächelte über diesen Glauben, und doch können wir unter den wunderbaren Klärungen unserer Ansichten über das Wesen der Materie, welche die neueren Untersuchungen und namentlich die Entdeckung des Radiums wenigstens einleiten, nicht anders, als wieder an die Möglichkeit zu denken, daß wirklich die chemischen Elemente sich ineinander verwandeln können, also auch Gold und was sonst unser Begehr, aus beliebigen andern Stoffen herzustellen sei. Theoretisch, wohl bemerkt. Praktisch bleiben wir hübsch beim Alten und suchen nach wie vor das versteinerte gleißende Glück in den Tiefen der Erde. —

Was sind nun eigentlich diese chemischen Elemente? Um auf den Urstoff zu kommen, war man bei der Zerlegung vorhandener Stoffe schließlich auf eine Reihe von Grundstoffen gekommen, die man mit den uns derzeit zu Gebote stehenden Mitteln nicht mehr zu vereinfachen vermochte. Augenblicklich kennt man einige siebzig solcher Elemente, also ganz beträchtlich mehr als vier oder gar zwei, deren ein Weltbaumeister nur bedürfen würde, wenn er wirklich aus dem Allereinfachsten heraus das Universum geschaffen hätte. Wir sind damit von der Erfüllung des Einheitsgedankens wieder weit abgekommen.

Vorläufig mußte man also mit diesen einigen siebzig verschiedenen Bausteinen rechnen, mit denen das Weltgebäude in seinem ganzen Umfange errichtet worden ist, und es war nun jedenfalls interessant, sich diese Bausteine ein wenig näher anzusehen.

Da fand man zunächst, daß jeder derselben Art ein von dem jeder andern Art verschiedenes Gewicht hat, an welchem man sie also unterscheiden kann. Es gelang zwar nicht, sie selber auf die Wagschale zu legen, denn diese Atome erwiesen sich für alle unsere Sinneseindrücke ganz unendlich klein: Keine noch so feine Wage, kein Mikroskop wird sie uns jemals direkt erkennbar machen. Aber man fand Methoden, die Atome gegeneinander abzuwägen, so daß man zum Beispiel ganz genau weiß, daß ein Atom Sauerstoff 16 mal schwerer ist als ein Atom Wasserstoff. Da die Atome selbst nicht mehr teilbar sind, so müssen also alle Dinge, die wir mit diesen Atomen aufbauen, immer die ganz bestimmten Gewichtsmengen der verschiedenen verwendeten Stoffe enthalten, welche diesen „Atomgewichten“ entsprechen. Wenn ich zum Beispiel zu einem Atom Sauerstoff zwei Atome Wasserstoff füge, so entsteht daraus Wasser. Wenn ich nun 18 Gramm Wasser habe, so weiß ich genau, daß darin 16 Gramm Sauerstoff und 2 Gramm Wasserstoff enthalten sind, es kann niemals etwas mehr oder etwas weniger von dem einen davon sein. Wir haben eben bei der Bildung des Wassers allerkleinste Weltsysteme geschaffen, in deren jedem eine Sauerstoffsonne von zwei Wasserstoffplaneten umkreist wird, und jede dieser Sonnen ist genau (bis auf Einschränkungen, auf welche ich noch komme) 16 mal schwerer als jeder ihrer Planeten. Wo wir nun auch sonst noch Sauerstoff in chemischen Verbindungen antreffen, immer ist er im Gewichtsverhältnis von 16 zu den Atomgewichten der andern Grundstoffe darin enthalten. So besteht zum Beispiel die wasserfreie Schwefelsäure aus einem Atom Schwefel, das gerade noch einmal so schwer ist wie das des Sauerstoffs, dann aus vier Atomen Sauerstoff und zwei Atomen Wasserstoff. Ein solches Weltsystem der Schwefelsäure — man nennt solche Vereinigungen



Pflügende Ochsen. Gemälde von Prof. Heinrich Zügel-München.
Von der Internationalen Kunstausstellung in Düsseldorf, 1904.

von Atomen zu Systemen Moleküle — solch ein Molekül Schwefelsäure hat also genau das Gewicht 32 (Atomgewicht des Schwefels) + 4 × 16 (gleich vier Atomen Sauerstoff) + 2 (zwei Atome Wasserstoff); das macht zusammen 98. Aus 98 Grammen Schwefelsäure kann ich deshalb immer nur 16 oder 32 oder 48 oder endlich 64 Gramm Sauerstoff herausholen, niemals Gewichtsteile, welche zwischen diesen Zahlen liegen. Das ist unter unserer atomistischen Anschauung ebenso selbstverständlich, als daß wir aus einem Bau immer nur ebensoviel Steine entnehmen können als wir zu ihm verwendeten. Es zeigt dies aber auch gleichzeitig, daß beim Bau wie beim Abtragen niemals ein Stein zerbricht, daß also die Atome unveränderliche, einheitliche Ganze sind.

Wäre diese Erkenntnis wirklich unerschütterlich, so stände es recht traurig mit unserm Einheitsgedanken, so gäbe es eben keinen einheitlichen Urstoff, sondern deren mehr als siebzig. Aber man machte doch nun bald ganz merkwürdige Wahrnehmungen an diesen Elementen, die begründete Vermutungen weckten, daß auch die Atome noch etwas Zusammengesetztes sein müßten. Zunächst sah man, freilich nur, so lange man noch keine ganz genauen Untersuchungen darüber anstellen konnte, daß die Atomgewichte der verschiedenen Elemente ganze Zahlen waren, wenn man das des leichtesten Elementes, Wasserstoff, gleich eins setzte. Es sah also etwa so aus, als ob die andern Atome sich aus Wasserstoffatomen aufgebaut haben könnten, oder auch vielleicht noch aus kleineren, indem man auch das Wasserstoffatom noch als zusammengesetzt annahm. So haben wir ja schon gesehen, daß der Sauerstoff gerade 16mal, der Schwefel gerade 32mal schwerer ist als Wasserstoff. Dazu kamen noch andere merkwürdige Zahlenverhältnisse, wie zum Beispiel eben das zwischen Sauerstoff und Schwefel, 16 und 32, als ob etwa ein Atom Schwefel genau aus zwei Atomen Sauerstoff bestände. Beide Elemente besitzen dabei sehr viel Ähnlichkeiten in ihrem chemischen Betragen. Ganz ebenso entstehen durch Hinzufügen von bestimmten ganzen Zahlen Atomgewichte von Elementen, die einander ähnlich sind: Fügt man zu dem Gewicht des Lithiums wieder diese 16, so ergibt sich das Gewicht des Natriums, 23, und abermals 16 hinzugefügt gibt Kalium, 39. Alle diese drei Elemente sind sich außerordentlich ähnlich, nur daß sie um so träger wirken, je schwerer ihre Atome sind. Diese selbe 16 zum Kohlenstoff, 12, hinzugetan, gibt Silizium, 28, wieder durchaus ähnliche Stoffe; zum Fluor, 19, diese 16 gelegt, gibt das Atomgewicht von Chlor und so fort. Mendelejew und Lothar Meyer hatten seinerzeit, gestützt auf solche Zahlenverhältnisse, ein sogenanntes natürliches System der chemischen Elemente aufgestellt, in welchem sich noch Lücken befanden, wohin nach jener Zahlengesetzmäßigkeit, die zu dem System veranlaßte, noch unbekannte Elemente gehörten, deren Atomgewicht und hauptsächlichsten chemischen Eigenschaften man danach vorhersagen konnte. Wirklich ist dann später eine Reihe von diesen Lücken durch neu entdeckte Elemente ausgefüllt worden, die die vorhergesagten Eigenschaften auch besaßen, so das Scandium, das Gallium und Germanium, alles sehr seltene Stoffe, die wohl bis dahin der Beobachtung entgehen konnten.

Dies alles schien also die Überzeugung sehr zu bestärken, daß auch die Atome ihrerseits wieder Weltsysteme noch kleinerer Ordnung wie die aus ihnen zusammengesetzten Moleküle seien. Man konnte sich dann denken, daß diejenigen Kräfte, welche schon dem Auseinanderfallen des Moleküls und schließlich des körperlichen Zusammenhanges überhaupt entgegenstehen, in den Atomsystemen so gewaltige werden, daß eben unsere Mittel nicht mehr ausreichen, sie jemals zu überwinden. Man kann sich in dieser Hinsicht zum Beispiel folgendes vorstellen. Wir haben schon erfahren, daß in jenen kleinsten Weltsystemen die einzelnen Körper kreisen wie in den himmlischen. Man hat nun sogar aus dem Verhalten der verschiedenen Körper in bezug auf ihren Wärmezustand und anderer physikalischen Einflüsse die Geschwindigkeit dieser Bahnbewegungen, und wenigstens Anhaltepunkte ermitteln können über die wirkliche Größe der Atome selbst und der Abstände, in denen die Systeme sich unter normalen Verhältnissen befinden. Man kann sich keine Vorstellung von der unendlichen Kleinheit dieser Welten machen, wenn man auch erfährt, daß in einem Kubikmillimeter Kohlensäure, einem System, das aus einem Kohlen-

stoff- und zwei Sauerstoffatomen besteht, 58000 Billionen solcher Systeme umherschwirren, und zwar jedes mit einer Geschwindigkeit von 460 Metern in der Sekunde (unter normalen Druck- und Temperaturverhältnissen). Durch den fortdauernden Anprall dieser ungeheuern Zahl von Körpern, die sich mit der Geschwindigkeit von Flintenkugeln bewegen, gegeneinander und gegen die Wände des Gefäßes, erzeugen sie die verschiedenen Wärmeerscheinungen. Stellen wir uns nun vor, daß die Atome in so unvorstellbar kleinen Bahnen, wie sie die obigen Zahlen notwendig machen, sich mit solchen Geschwindigkeiten um den Mittelpunkt ihres Moleküls bewegen, so wird es so leicht keiner Macht gelingen, sich innerhalb dieser Kreise zu drängen; ebenso wie es ein an einem Faden schnell herumgeschleuderter Stein verhindern würde, daß ein anderer Körper in seinen Kreis eindringt. Ist nun das Atom auch wieder ein Molekül einer tieferen Stufe der Weltbildung, besteht es also aus noch kleineren Körpern, aus „Uratomen", die wieder um einen Mittelpunkt schwingen, und setzen wir nur voraus, daß die absoluten Geschwindigkeiten dieser Uratome keine andern seien als die der chemischen Atome, so muß doch in den so viel engeren Bahnen innerhalb der Atome die Umschwungsgeschwindigkeit, die das Atom nach außen hin zu einem Ganzen macht und gegen Zertrümmerung schützt, offenbar eine sehr viel größere werden, und diese läßt sie uns als völlig unteilbar, einheitlich erscheinen, wie es die chemischen Atome für uns sind.

Das wäre nun alles recht gut und schön, wenn sich bei genauerer Betrachtung nicht abermals eine Schwierigkeit herausgestellt hätte. Nachdem nämlich die Methoden des Experimentierens, namentlich aber des Wägens — man kann heute noch den zehntausendsten Teil eines Grammes in der Wagschale nachweisen — sich so außerordentlich verfeinert hatten, konnte es nicht länger geleugnet werden, daß die Atomgewichte doch keine ganzen Zahlen waren, was man zwar schon vorher vermutet, aber auf Beobachtungsfehler geschoben hatte. Es fehlte allerdings meistens nur sehr wenig, aber die Bausteine waren eben doch nicht ganz intakt, man konnte sie nicht genau aus kleineren gedachten Steinen zusammensetzen. Wenn man zum Beispiel das Atomgewicht des Sauerstoffs mit genau 16 beibehielt, so erwies sich das des Wasserstoffs nicht genau gleich 1, sondern als 1,008. Man wolle wohl verstehen, daß, wenn man sich über diese kleine Differenz den Kopf zerbrach, dies keine Haarspalterei bedeutet: Die allerkleinste wirklich konstatierte Abweichung von der ganzen Zahl wirft eben unsern ganzen Begriff von der einheitlichen Zusammensetzung der Atome aus einem Uratom über den Haufen, wenn wir nicht etwa annehmen wollen, dieses Uratom sei so klein, daß zum Beispiel im Wasserstoffatom deren mindestens 1008 steckten oder Vielfache dieser Zahl — dann kämen davon auf das Sauerstoffatom 16000. Mit einer solchen Annahme kann man natürlich alles machen, und nichts, so lange diese nun wirklich allerkleinsten Körper nicht tatsächlich als vorhanden nachgewiesen werden können. Dazu schien aber gar keine Aussicht, da wir ja gesehen haben, wie unendlich fest die chemischen Atome sie jedenfalls halten mußten.

Auf der Suche nach den Ursachen dieser kleinen Abweichungen der Atomgewichte von ganzen Zahlen fand nun der geniale englische Forscher Ramsay in vereinigter Arbeit mit verschiedenen anderen Kollegen eine Reihe von neuen Elementen, die in unserer Frage ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Man hatte also gesehen, daß die Weltbausteine in jenem Einheitssinne nahezu, aber doch nicht völlig intakt seien. Man konnte sich vorstellen, daß bei ihrer seit Ewigkeiten ununterbrochenen Benützung beim Aufbauen und Abbauen von Welten in allen Größen von diesen Steinen doch gelegentlich etwas abgebröckelt oder sich etwas ursprünglich Fremdes an ihnen festgesetzt haben könne, daß also etwa nicht alle Sauerstoffatome einander völlig gleich seien. Es kam deshalb darauf an, die betreffenden Atome miteinander zu vergleichen. Ramsay tat das mit Sauerstoffatomen von verschiedener Herkunft, fand sie aber immer übereinstimmend. Als er dabei einmal zur Kontrolle auch den nach Absorption des Sauerstoffs aus der atmosphärischen Luft übrigbleibenden Stickstoff genau wog, ergab derselbe sich immer um etwas schwerer als Stickstoff aus irgendwelcher anderen Herkunft. Freilich stellte es sich heraus, daß dies nicht auf einer Verschiedenheit der

Atome des Stickstoffs beruhte, sondern daß in diesem atmosphärischen Reste noch ein bisher unbekanntes Gas enthalten war, das schwerer ist als Stickstoff. Der Entdecker nannte das neue Element **Argon**; es hat das Atomgewicht 38, der Stickstoff 14 oder genauer 14,04. Mehr als ein Prozent Argon enthält unsere gewöhnliche Luft, und in jedem mittelgroßen Zimmer sind also Hunderte von Litern davon enthalten. Wie konnte es kommen, daß man einen Stoff so lange nicht entdeckte, der uns überall umgibt, auf den wir buchstäblich beständig mit der Nase stoßen? Weil dieser Stoff, Argon, der Träge, völlig eigenschaftslos ist, er übt keinerlei Wirkung auf seine Umgebung; selbst mit den sozusagen gewalttätigsten chemischen und physikalischen Mitteln ist dieses Gas nicht aus seiner völligen Teilnahmslosigkeit am Weltgeschehen zu bringen. Es ist, so viel wir bis jetzt von ihm wissen, ein ganz und gar unnützer Stoff, der nur anderen den Platz nimmt.

Als man nun, einmal aufmerksam gemacht auf solche unwirksamen Stoffe, noch weiter forschte, fand man in unserer Luft noch eine ganze Reihe davon, nämlich das **Neon**, **Krypton**, **Xenon**, und endlich das **Helium**. Freilich waren diese nur noch spurenweise in unserer Atmosphäre enthalten, so kommen zum Beispiel erst auf 20 Millionen Volumteile Luft ein Teil Krypton, und das Xenon nun gar verteilt sich in der Luft mit einem Teile auf 170 Millionen. Wie bewundernswürdig ist es, daß man so verschwindende Mengen noch experimentell nachweisen konnte! Da alle diese Gase sonst gar keine Eigenschaften zeigen, unterscheiden sie sich nur noch durch die verschiedene Schwere ihrer Atome voneinander. Das Atomgewicht des Heliums ist 4, das des Neons 19,9, also beinahe 20 oder das Fünffache des Heliums, das Gewicht des Argons ist 38 oder etwas weniger wie noch einmal so groß wie das des Neons; das des Kryptons 81,8 oder etwas mehr wie noch einmal so viel wie das des Argons, und endlich das des Xenons 128, oder etwas mehr wie dreimal das des Argons. Wir sehen hier bei dieser Reihe von einander so ähnlichen Gasen wieder diese Annäherung an einfache Zahlenverhältnisse, die eben immer nicht vollkommen ist.

Diese neuen Gase in der Luft, auch Edelgase genannt wegen ihrer Beständigkeit, besitzen aber noch eine andere, wiederum negative Eigenschaft, die uns hier besonders interessiert: sie sind **einatomig**. Das ist nun folgendermaßen zu verstehen. Ebenso wie es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei, so suchen auch die Atome sich je nach ihrer besondern gegenseitigen Zuneigung miteinander zu verbinden; am wenigsten gern tun sie dies aber meist mit ihresgleichen, es muß immer eine anziehende Charakterverschiedenheit vorhanden sein. Aber ihre Abneigung gegen das Alleinbleiben ist doch so stark, daß sie sich schließlich auch mit ihresgleichen zu zweien zusammentun, wenn keine andern Atome vorhanden sind. Deshalb bilden im Wasserstoffgase oder im Sauerstoffgase die kleinsten Teile immer ein Molekül aus zwei gleichen Atomen, sie sind ein System von Doppelsternen, die um ihren gemeinsamen Schwerpunkt kreisen, wie man deren am Himmel draußen zu Tausenden sieht. Sind diese Atom-Doppelsternsysteme einmal gebildet, so lassen sie nicht so schnell wieder voneinander.

Im Gegensatze nun zu dieser Gepflogenheit der Atome, sich mindestens zu zweien zu verbinden, aber im Einklange mit der vollkommenen Trägheit der neuen Gase, erweisen diese sich einatomig. Sie sind nun einmal hartgesottene Hagestolze. Freilich können wir diesen Verhältnissen nicht auf den Grund gehen. Es kann wohl auch sein, diese Atome bestehen aus zwei Teilen, die sich so innig verbunden haben, daß gar nichts sie mehr trennen kann, wir hätten es also mit den allervollkommensten Ehen zu tun, die die Welt der Atome kennt.

Unter diesen merkwürdigen Edelgasen nimmt das **Helium** noch ganz besonders unser Interesse in Anspruch. Es ist mit dem Atomgewicht 4 der zweitleichteste Körper überhaupt. Sein Gas ist gerade nur noch einmal so schwer wie Wasserstoffgas. Man hat das Helium zuerst gar nicht auf der Erde, sondern auf der Sonne entdeckt, wie ja auch sein Name andeutet. Das war ein großer Triumph. Man denke doch, die Sonne ist rund 150 Millionen Kilometer von uns entfernt und man sagte ihr auf den Kopf zu, daß sie einen Stoff beherbergt, der auf der Erde gar nicht vorhanden schien, man sagte es so bestimmt, als ob man mit dem Schöpflöffel Proben des

Sonnenstoffes heruntergeholt und in unseren Reagenzgläsern bearbeitet hätte. Wie war dies möglich? Durch das Wunder der Spektralanalyse. Jene Umschwungsbewegungen der Atome gehen nicht im leeren Raume vor sich. Alles umgibt der Weltäther wie eine unendlich leichte Flüssigkeit. Diese wird durch die Schwingungen der Atome selbst mit in Wellenbewegung versetzt, und diese wieder nehmen wir als strahlende Wärme oder Licht wahr. Man versteht es deshalb ohne weiteres, daß solche Lichtwellen größer oder kleiner sein müssen, je nach der Geschwindigkeit, mit welcher die Atome in ihren Bahnen kreisen, und ihrem besonderen Bau. Das Spektroskop ist nun imstande, diese Lichtwellen zu zerlegen, so daß man aus einem ganzen Konzert von Lichttönen jede einzelne Stimme unterscheiden kann, und möge sie auch aus den letzten Tiefen des Universums herüberklingen in dem alles erfüllenden Weltmeere des Äthers, worin Sonnenschwärme schwimmen wie in unseren Meeren die Fischlein.

Mit diesem Spektroskop analysierte man die über alles ergreifende Lichtsymphonie, mit der die Sonne uns in jedem Augenblicke unseres Lebens beglückt. Man fand darin unter vielen Tausenden von Akkorden, die in genau derselben Zusammensetzung auch von irdischen Stoffen ausgehen, so daß man also verwundert erkannte, wie Sonne und Erde aus demselben Fleisch und Blut bestehen, einen Einklang (eine Linie im Spektrum, würde der Fachausdruck lauten), den man auf der Erde noch nirgends wahrgenommen hatte. Ein unbekannter Stoff, mit Wasserstoff gemischt, nahm in ungeheuren Mengen die obersten Schichten der glühenden Sonnenatmosphäre ein. Man nannte ihn deshalb Helium, und man wußte auch gleich von ihm, daß er nicht viel schwerer als Wasserstoff sein konnte. Erst mehrere Jahre später entdeckte man geringe Spuren des Sonnengases in einem seltenen Mineral, dem Cleveit, und schließlich selbst in unserer Luft, wenn auch nur spurenweise.

Dieses Helium kann sich in unserer Luft nicht auf die Dauer halten; es ist zu leicht und muß deshalb ebenso wie der freie Wasserstoff unsere Atmosphäre verlassen, sich in den Weltraum verflüchtigen. Wenn wir es also doch immer wieder in der Luft vorfinden, so muß es sich irgendwoher fortdauernd erneuern, und wir werden gleich sehen, wo die Quellen dieses Sonnengases auf der Erde zu suchen sind.

Über der „Chromosphäre", so nennt man die oberste Schicht der Sonnenatmosphäre, in welcher das Helium vorkommt, breitet sich nun noch ein Etwas, das sich ganz allmählich in den Raum verliert und dessen matter Schein nur in den Augenblicken einer totalen Sonnenfinsternis bemerkbar wird, wenn also alle anderen Sonnenstrahlen durch den Mond für uns abgeblendet sind. Man nennt diesen Schein die Corona. Das Licht dieser Corona besitzt nun gleichfalls eine Linie im Spektrum, die mit keiner eines irdischen Stoffes identisch ist. Es muß hier noch ein anderes Element existieren, welches man das Coronium genannt hat, und dieses Element muß noch leichter sein, als das leichteste irdische Element, der Wasserstoff. Nach Mendelejew wäre das Coronium etwa nur halb so schwer wie dieser, und man müsse es als oberstes Glied in die Gruppe jener Edelgase Helium, Neon, Argon usw. stellen. Dieses demnach achtmal leichtere Gas als Helium wird man deshalb in unserer Atmosphäre um so weniger finden; dennoch will man auch von ihm Andeutungen entdeckt haben; namentlich scheint die Linie des Coroniums in den Nordlichtstrahlen aufzutreten, die nur die höchsten Regionen unserer Atmosphäre gelegentlich durchzucken.

Bei allen diesen schönen Entdeckungen kam man aber der Einheitsidee nicht näher, obgleich man sie überall durchschimmern sah. Namentlich waren es die elektrischen Vorgänge, die das Vorhandensein noch viel kleinerer Partikel, als es die chemischen Atome sind, mit immer größerer Entschiedenheit forderten. Das verschiedene Verhalten der Stoffe bei der Fortleitung der Elektrizität machte es zum mindesten wahrscheinlich, daß die letztere eine Art von Stoff sei, der ebenso wie die chemischen Stoffe in Atome zerfällt; aber diese Elektrizitätsatome mußten auf jeden Fall ganz wesentlich viel kleiner sein als das kleinste chemische Atom; man nannte sie Elektronen. An jedes gewöhnliche Atom heften sich ein oder mehrere solcher Elektronen. Sind gleichviel positive und negative Elektronen, entsprechend den beiden Elektrizitäten, an einem Atom vorhanden, so ist es unelektrisch, neutral, und es

betätigt sich dann auch nicht chemisch. Unter Umständen aber wandern z. B. die negativen Elektronen aus und heften sich an neutrale Atome, dann nennt man sie ionisiert, und die Atome selbst Jonen. Solche Jonen wollen sich nun immer ausgleichen, so daß wieder gleichviel positive und negative Elektronen am Atom, bezw. Molekül haften. Das geschieht entweder durch chemische Vereinigung, wobei dann meist gar keine elektrische Erscheinung zutage tritt, oder eben durch den direkten Ausgleich der Elektrizitäten. Man ist so zu der Ansicht gekommen, daß alle chemischen Vorgänge im Urgrunde eigentlich elektrische sind. Mit dieser Jonentheorie arbeitet heute fast die ganze Physik und Chemie, und meiner Ansicht nach geschieht hier wohl des Guten etwas zu viel.

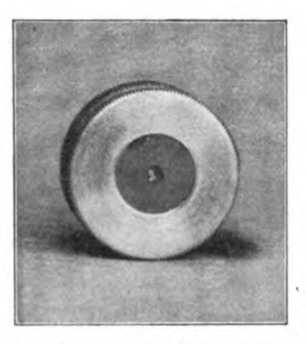
Man konnte nun die „Bewegung der Jonen" messend verfolgen und aus ihrer Geschwindigkeit auf ihre Größe schließen. Setzen wir, um dies zu verstehen, einmal den Fall, man habe eine Kanonen- und eine Flintenkugel nebeneinander gegen ein Brett gelegt und gäbe nun dem Brett einen Stoß, daß die Kugeln davonfliegen; dann wird offenbar die Flintenkugel viel weiter fliegen als die Kanonenkugel; man versteht, daß man aus der verschiedenen Weglänge der gestoßenen Kugeln das Verhältnis ihrer Schwere berechnen kann.

Diese Methode wurde nun namentlich bei den inzwischen entdeckten Kathoden- und Röntgenstrahlen angewandt. Wenn man den elektrischen Strom durch einen möglichst luftverdünnten Raum leitete, so geschah dies unter geheimnisvollen Glüherscheinungen, deren Studium ergab, daß hier „ionisierte" Gasteilchen mit ungeheuren Geschwindigkeiten zwischen den Leitungsenden fortgeschleudert wurden, mit Geschwindigkeiten, die sich bereits der größten unserer Physik bekannten, der des Lichtes, 300 000 km in der Sekunde, zu nähern begannen. Diese Gasteilchen mußten also auch sehr, sehr klein sein. Nun wurden die rätselhaften Röntgenstrahlen entdeckt. Die gingen durch Glas, Metall, durch alles hindurch, ohne sich von ihrem geraden Wege durch irgend etwas ablenken zu lassen. Man konnte nachweisen, daß sie kein eigentliches Licht, keine Wellenbewegung des Aethers seien, sondern daß eben wirklich von dem Leitungsende des elektrischen Stromkreises ein Etwas ausgeschleudert wurde, dessen einzelne Teilchen so klein waren, daß sie das molekulare Gewebe aller Stoffe durchdringen. Glas z. B., das dem Bombardement der kleinen Wasserstoffatome eine undurchdringliche Mauer entgegenstellt, läßt die Röntgenstrahlen durch wie ein weitmaschiges Sieb das Wasser. Man konnte ermitteln, daß diese Teilchen, wahrscheinlich die gesuchten Elektronen selbst, wohl tausendmal kleiner sein müßten, als ein Wasserstoffatom.

Allen diesen wunderbaren Entdeckungen aber setzte die Krone auf das Radium. Obgleich seine ersten Wirkungen schon 1896 von Becquerell entdeckt und seitdem von einer großen Reihe hervorragendster Forscher oft mit geradezu fieberhafter Anstrengung weiter untersucht worden sind, ist es doch das Rätsel aller Rätsel geblieben, das aber mehr wie jedes andere endlich das große Geheimnis der Atomwelt zu enträtseln verspricht.

Das Radium ist ein neues Element, das im Gegensatze zu den vorhin betrachteten zu den schwersten überhaupt gehört, ja vielleicht das schwerste von allen ist. Nachdem seine ganz wunderbaren Eigenschaften lange Zeit hindurch nur an ganz minimalen Beimengungen desselben in anderen schweren Stoffen, Uran, Baryum, Thor, Wismut, beobachtet werden konnten, gelang es erst mehrere Jahre später dem gelehrten Ehepaare P. und S. Curie in Paris ein reines Radiumsalz, Radiumbromid, herzustellen, und das Atomgewicht des Elementes Radium selbst zu 225 zu bestimmen, d. h. sein Atom ist 225mal schwerer als ein Atom Wasserstoff. Danach wären nur noch Thor mit 232 und Uran mit 239 schwerer als Radium, aber Runge und Precht in Hannover haben es aus spektralanalytischen Untersuchungen wahrscheinlich gemacht, daß das neue Element mit 258 als Atomgewicht das schwerste von allen sei. Es scheint, daß es verschiedene ähnliche Elemente gibt, die heute noch bei den Untersuchungen vielfach miteinander verwechselt werden; so redet man von einem Polonium, einem Aktinium, Emanium, im allgemeinen von radioaktiven Substanzen.

Alle diese Stoffe sind in der Welt ungeheuer selten. Gold ist gegen Radium

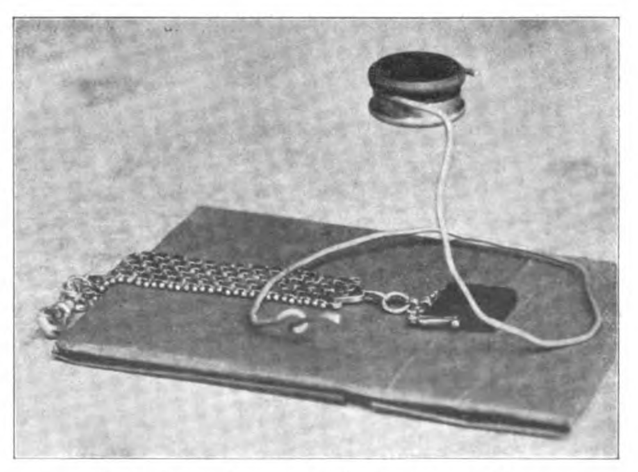


Ein Milligramm Radiumbromid — der weiße Punkt in der Mitte — in natürlicher Größe.

ein Massenartikel. Ich stelle dem geneigten Leser hier zunächst einmal ein Milligramm reines Radiumbromid vor, wie ich es von der besten und fast einzigen Quelle dafür, von Professor Giesel in Braunschweig, für 20 Mark erstanden habe. (Jetzt bekommt man es schon nicht mehr unter 30 Mark, und es wird noch immer teuerer werden.) Der Wunderstoff ist in einer Kapsel eingeschlossen, und es ist das kleine helle kristallinische Körnchen in der Mitte. Es sieht gelblich aus wie ein Sandkorn. Die gleiche Menge Gold würde zwei Pfennige kosten. Und doch wird das Radium selbst aus fast wertlosem Metall hergestellt, aus der Uran-Pechblende. Nur braucht man eine ganze Tonne davon und muß sie in der langwierigsten Weise bearbeiten, bis man ein paar Milligramm reines Radiumsalz daraus extrahiert.

Nun, und was macht man mit diesem seltenen Wunderstoffe? Alles, wirklich alles! Wir gehen mit ihm in einen dunklen Raum, dann sehen wir ihn leuchten, ganz schwach zwar, wie ein verglimmendes Sternchen, das uns eine letzte Kunde gibt von der Unendlichkeit. Es gibt wohl manche Stoffe, die im Dunklen *nach*leuchten, dann müssen sie aber vorher bestrahlt worden sein, sich voll Licht gesogen haben, und sie liefern es dann wieder zurück, bis sie ihren Vorrat davon verbraucht haben. So macht es der Diamant. Das Radium braucht vorher nicht bestrahlt zu werden und leuchtet doch ohne Unterlaß und ohne daß man ihm etwas hinzufügt oder daß sein Gewicht oder seine Eigenschaften sich im mindesten änderten. Es verbraucht sich nicht, es ist ein ewiges Licht. Aber außer diesem *sichtbaren* Lichte, das, wie gesagt, nur ganz schwach ist, strahlt der Wunderstoff noch ganz dasselbe unsichtbare Licht aus, das Röntgen von mächtigen Elektrizitätsquellen zuerst ausgehen sah. Ich habe mit meinem Milligramm Radium, mit jenem Sandkörnchen, das ich dem Leser vorhin im Bilde vorstellte, das nebenstehende Röntgenbild, eine „*Radiographie*" meiner Uhrkette angefertigt, und das nächste Bild zeigt, auf welche höchst einfache Weise das geschah. Ich wickelte die photographische Platte in schwarzes Papier; man sieht sie auf dem Tische liegen. An einem Drahte hängte ich darüber meine Radiumkapsel auf, und so ließ ich alles im Dunkelzimmer (damit gewöhnliches Licht nicht doch stören konnte) $2^1/_2$ Stunden lang stehen. Als ich die Platte dann entwickelte, erschien das Bild gerade so, als ob ich das Ganze dem Sonnenlichte vielleicht eine hundertstel Sekunde lang ausgesetzt hätte. Mein Sandkörnchen Radium hatte also durch

Radiographie, hergestellt mit einem Milligramm Radium in $2^1/_2$ Stunde.



Versuchsanordnung für die Erzeugung obiger Radiographie.

das schwarze Papier hindurch immer noch so stark photographisch gewirkt, wie der millionste Teil des direkten Sonnenlichtes, und das wieder ganz aus sich selbst heraus, ohne jede erkennbare Kraftquelle. Es gehen wirkliche Röntgenstrahlen beständig vom Radium aus, d. h. allerkleinste Partikel, die alles durchdringen, jedoch die dichteren Stoffe schwerer, so daß das Metall der Uhrkette sie zum größten Teil zurückhielt, während sie ungehindert durch das Papier schwirrten. Diese Partikelchen wurden nach allen Richtungen ausgeschleudert, denn die ganze Platte wurde ja von dem einen kleinen Pünktchen über ihr davon getroffen.

Diese Radiumstrahlen teilen nun außerdem noch die Eigenschaft der Kathodenstrahlen, daß sie negativ elektrisch geladen sind. (Die Röntgenstrahlen sind nicht elektrisch, sie verlieren ihre Ladung beim Durchdringen der Glaswand.) Bringe ich mein Milligramm Radium in die Nähe einer Elektrisiermaschine, die lustig Funken gibt, so hört ihr Spiel mit einemmal auf, wie von einem Zauber berührt. Die vom Radium ausgeschleuderten Partikelchen machen die umgebende Luft elektrisch und deshalb leitend, der Funke findet keinen Widerstand mehr in derselben, und die Elektrizität verteilt sich in ihr unmerklich, durch „Büschelentladung“. Gäbe es also größere Mengen von Radium in der Erdrinde, so fänden auf unserm Planeten keine Gewitter statt.

Zu dem allem kommt noch, daß das Radium beständig Wärme ausstrahlt, und zwar so viel, daß etwa sechs Kilo davon ohne Unterlaß bis ans Ende der Welt die Wärmekraft einer Pferdestärke liefern würden. Das Radium gibt also in der Tat alle Kraft her, die wir uns nur praktisch wünschen können, es leuchtet, wärmt und strömt Elektrizität aus, alles gratis und bis in alle Ewigkeit, so viel wir ermitteln konnten. Nur schade, daß die Anschaffungskosten für diese Allerweltskraft so gänzlich unerschwingliche sind!

Es zeigte sich nun, daß die vom Radium ausgeschleuderten Partikelchen sehr verschiedene Geschwindigkeit und also auch Größe besitzen. Ein Teil davon geht mit voller Lichtgeschwindigkeit in den Raum hinaus. Sie erwiesen sich als etwa zweitausendmal kleiner wie ein Wasserstoffatom, es sind die gesuchten Elektronen. Trifft eines davon auf ein Luftmolekül, so bleibt es an ihm haften, ionisiert es; daher seine Wirkungen auf die Elektrisiermaschine.

Ja, wenn also beständig Körper vom Radium hinwegfliegen, so muß es doch einmal weniger werden. Gewiß! Aber so ein Elektron ist eben ganz unvorstellbar klein. Man hat ausgerechnet, daß mein Milligramm Radium bei der beobachteten Wirkung erst in tausend Billionen Jahren (1 000 000 000 000 000) verzehrt sein würde, das ist eben praktisch eine Ewigkeit.

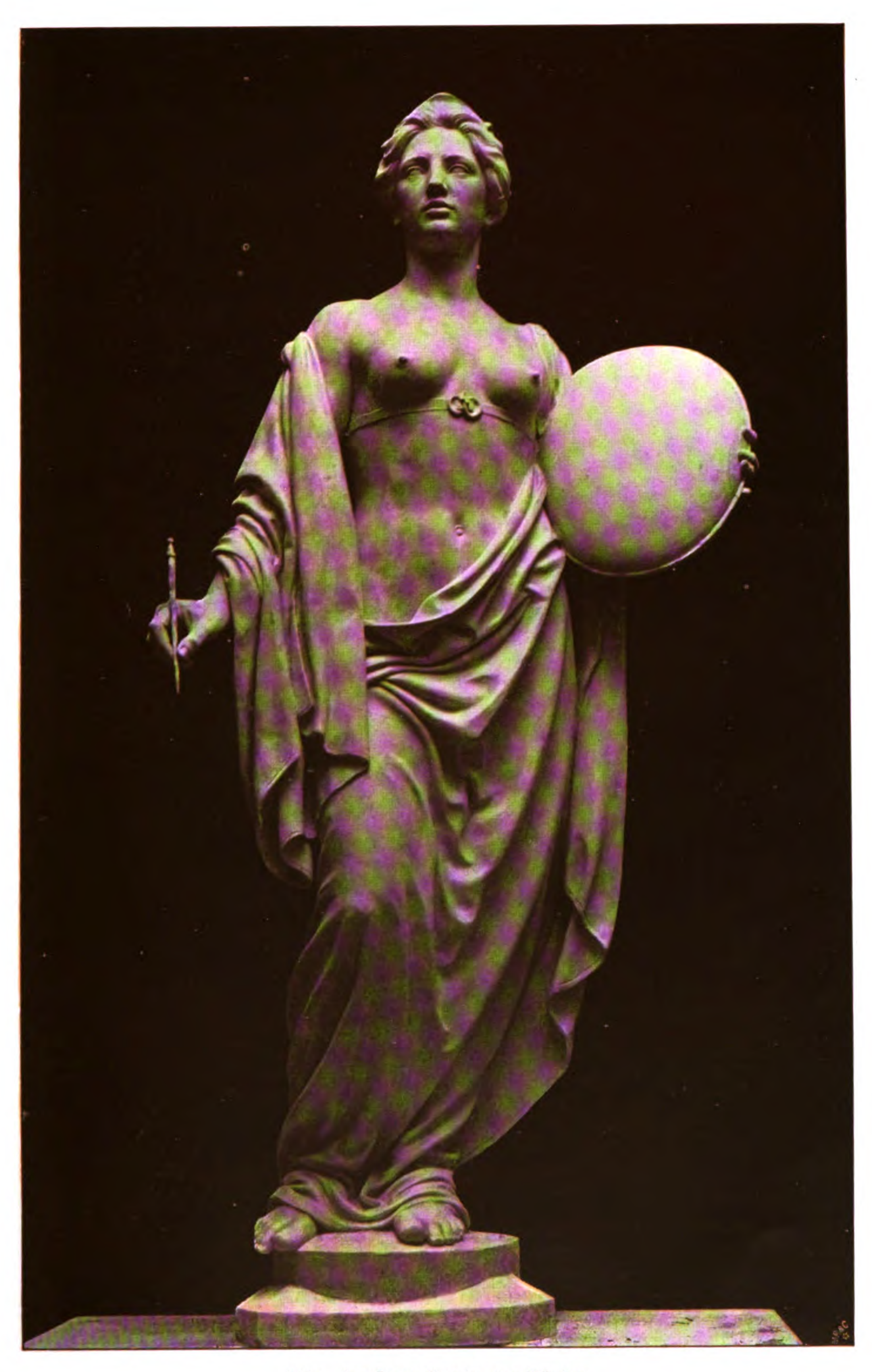
Wenn also auch die ausgeschleuderte Masse so unendlich klein ist, so ist die Kraft, mit der sie ausgestoßen wird, um so gewaltiger. Woher nimmt das Radiumatom dieselbe? Wir kommen auf unsere Vorstellung von den Weltsystemen der Atome zurück, in welchen die kleinsten Teile mit ungeheurer Gewalt um ihre Mittelpunkte kreisen. Wenn das Radiumatom Elektronen ausschleudert, so muß es aus solchen bestehen. Jedes derselben ist 2000 mal kleiner als ein Wasserstoffatom, und das Radiumatom ist mindestens 225 mal größer als wieder dieses letztere. Es muß also aus vielen Hunderttausenden einzelner Körper gebildet, ein Weltsystem sein, unserer Milchstraße mit ihrer unzählbaren Schar von Einzelsonnen vergleichbar. Aber da das Radium zu den schwersten Stoffen gehört, so drängen sich die einzelnen Körper seines Systems ungewöhnlich nahe aneinander. Es gibt beständig Zusammenstöße unter ihnen, wie wir deren auch am Himmel unter seinen Sonnen wahrnehmen, gerade da am häufigsten, wo sie sich im Milchstraßenringe am engsten zusammengedrängt hatten. Es flammen dann neue Sterne auf, deren interessantester 1901 im Perseus erschien.

Das Radiumatom, zu schwer geworden, ist also nach dieser Ansicht dem langsamen Verfall geweiht, es ist ein untergehendes Weltsystem allergrößter Dimensionen innerhalb des Reiches der Atome. Die Atome sind demnach nicht nur etwas Zusammengesetztes, sie sind auch etwas Werdendes und Vergehendes, nicht starr, wofür man sie bisher hielt. Das Radium hat dies uns in noch auffälligerer Weise bewiesen. Es geht von ihm verhältnismäßig langsam noch ein geheimnisvolles Etwas aus, das einem Gase in allen Stücken ähnlich ist, aber doch unwägbar dünn blieb. Man er-

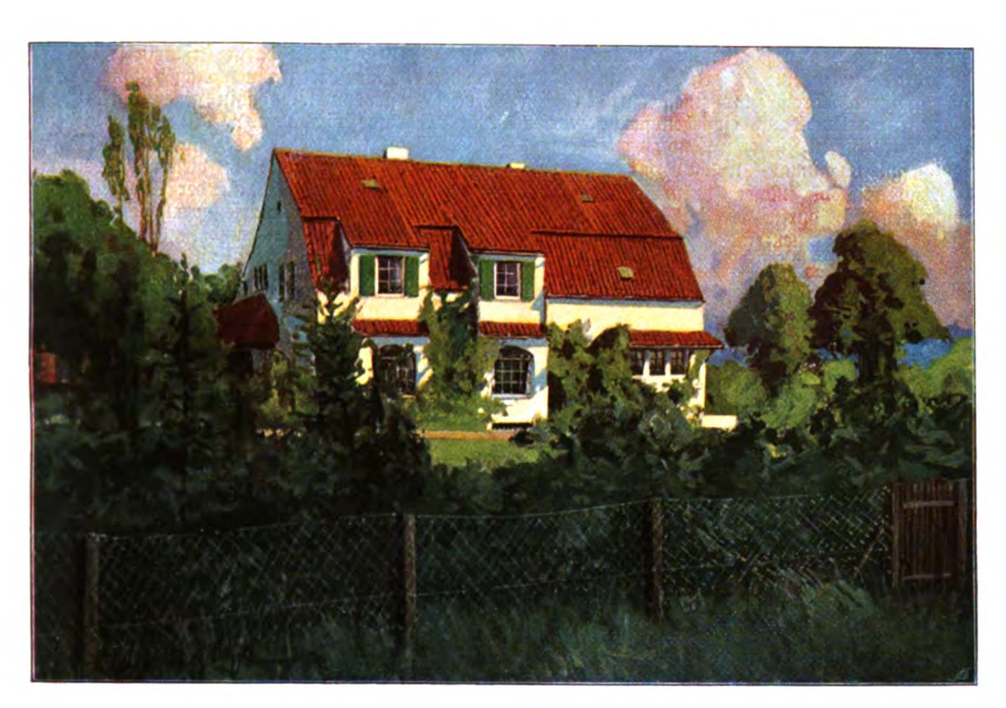
kennt es nur an seinem Leuchten. Es geht langsam aus einem Gefäß in ein anderes über, setzt sich an den Gefäßwänden fest, von denen es abgewischt werden kann, es mischt sich mit dem Wasser und macht dann alles dieses leuchtend, solange es eben an ihm haftet. Man nennt den Stoff die **Emanation** des Radiums. Die aus dem vulkanischen Innern der Erde kommenden heißen Quellen führen diese Emanation mit sich und auch in der Luft kann man sie nachweisen, namentlich in Kellerluft und in tiefen Bergwerken. Die geheimnisvollen Quellen dieses Leuchtstoffes sind also in den Tiefen des Erdballes zu suchen. Nun schloß kürzlich **Ramsay** dieses Gas in eine Glasröhre ein und ließ es eine Weile stehen. Er beobachtete das Spektrum des Inhalts von Zeit zu Zeit und konnte sich zunächst überzeugen, daß kein bekannter Stoff sich in der Röhre befand. Es waren wohl Linien zu sehen, aber die konnten eben nur jenem neuen Gase, der Radium-Emanation, angehören. Nach einigen Tagen dagegen trat, zuerst ganz schwach, dieselbe gelbe Linie auf, durch welche man in der Chromosphäre der Sonne das Helium entdeckt hatte. Die Linie wurde nach einigen Tagen immer deutlicher, und es traten noch andere Heliumlinien hinzu: Es war kein Zweifel, **das so außerordentlich dünne Gas, welches vom Radium ausgegangen war, hatte sich langsam in Helium verwandelt.** Wir haben hier zum ersten Male die lang gesuchte Verwandlung eines chemischen Elements, des Radiums, in ein anderes, das Helium, ein strikter Beweis, daß eben die Elemente etwas Zusammengesetztes sind, daß eines aus dem andern werden kann. Wir haben uns den Vorgang so vorzustellen, daß vom Radium nicht nur jene Elektronen, sondern auch sehr viel größere Körper ausgeschleudert werden, selbst bis zur Größe chemischer Atome, zwar zunächst noch von so leichten, wie wir sie auf der Erde nicht kennen. Diese Atome sind alle elektrisch geladen und verbinden sich deshalb schnell wieder, es bilden sich gewissermaßen aus den abgesprengten Trümmern des zerfallenden Weltsystems sofort wieder neue von den kleinsten an beginnend. Wir können verschiedene Stufen dieser Neubildung von Atomwelten aus den Produkten des Radiums verfolgen; man kennt verschiedene Grade der Emanation; schließlich entsteht das Helium als eine erste bestandfähige Atomwelt, die wir nun in die Erscheinung treten sehen.

Unter diesen Gesichtspunkten müssen wir die chemischen Atome als Weltsysteme auffassen, die wohl im großen und ganzen während menschlicher Zeitspannen etwas Unveränderliches sind, aber dennoch, wie sonst alles in der Welt, dem Werden und Vergehen unterliegen. Sie haben sich durch immer weitere Zusammenfügung von kleineren Atomgruppen gebildet, wodurch die oben dargestellten einfachen Zahlenverhältnisse entstanden, aber mit der Zeit sind doch von dem Gefüge Uratome abgebröckelt oder haben sich angefügt, wie wir es schon vermutet hatten. Auch die Atome können wachsen und zerfallen. Sie sind nichts anderes als Moleküle einer noch tieferen Weltstufe. Würden wir genügend kräftige Mittel besitzen, sie nach unserm Belieben zu spalten oder zusammenzufügen, wie wir es bisher nur mit den chemischen Verbindungen dieser Elemente vermögen, so könnten wir wirklich aus jedem beliebigen Stoffe Gold machen. Denn nur das Gewicht des Atoms bestimmt alle seine Eigenschaften. Da im besonderen das Radiumatom, als nahezu das schwerste von allen, beständig durch seine Emanationen kleiner wird, so muß es sich, freilich erst im Laufe der Jahrmillionen, nacheinander in alle bekannten Stoffe verwandeln, je nach der Stufenfolge ihrer geringern Schwere. Ich habe also in meinem Sandkörnchen Radium überhaupt alle Stoffe vereinigt, die die Welt gebaut haben und noch bauen können. Es ist nicht nur die Allerweltskraft, sondern auch der Allerweltsstoff. Immer nur nach unserer hypothetischen Voraussetzung, die ja noch längst nicht in aller Schärfe bestätigt ist, gibt es also nur dieses eine Element, das alle andern enthält; es ist aber nicht jener einfachste von allen Stoffen, den wir suchten, sondern der komplizierteste von allen; das Urelement ist das Elektron.

Das geheimnisvolle Licht des Radiums hat uns den Weg gezeigt, der uns einstmals zur Beherrschung der Elemente und des geheimnisvollen Naturwaltens führen kann.



Clio. Von Hugo Kaufmann-München.
Von der Ausstellung des deutschen Künstlerbundes, 1904. (Secession-München.)



Da steht ein Haus, von Rosen umsponnen, . . .

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Worpsweder Idyll.

Von

Anna Rinneberg.

Mit neun Aquarellen von Curt Agthe.

Wie die Sonne ins Fenster scheint, freundlich aber kühl, denn sie ist müde. Es ist ja Herbst. Draußen sinken leise die Blätter, eins legt sich still zum andern und wartet auf das Geheimnis des neuen Lebens. Das feine Zweigwerk der Linde hebt sich wie eine wunderzarte Radierung vom goldgetönten Abendhimmel, an dem die Sonne sachte niedergleitet. All ihre Strahlen wandern mit ihr durch die Dämmerung zur Nacht. Noch ein letzter, vergessener, spielt um meine Blumen und Kräuterchen auf dem Fensterbord. Aber Frau Sonne ruft auch ihn, und eilig huscht er davon. Meine beiden Farne im farbigen Blumentopf küßt er zum Abschied. Er liebt sie wie ich; vielleicht noch mehr, er kennt sie ja viel länger. Und sie standen da so hübsch auf dem Fleckchen, von dem ich sie fortnahm, fortnahm als wundervolle Erinnerung einer wundervollen Zeit. Das feine zierliche Wiesenfarnkraut und der kräftigderbe Steinfarn; wie lange, vielleicht schon jahrelang, hatten sie zwischen nickenden Gräsern und Moosen gestanden, bis ich sie aus der weichen, schwarzen Moorerde riß zum Wahrzeichen, mir selber zur Bestätigung, daß ich auch einmal da war, dort draußen in Torf und Moor, wo der Wind so frisch ist und der Himmel so weit, und die Sonne so ganz anders scheint und man selber ganz andere Augen bekommt, Augen, die all die sprossende, geheimnisvoll sich breitende Schönheit in ihren tiefsten Winkeln aufspüren. Ja, sind es denn die Augen allein, die sehen? Hat nicht das ganze Ich teil daran? Fühlt man sich nicht selber als ein Naturding? Eingereiht in Baum und Busch und Wind und Welle? Durch alle Glieder rieselt einem das Schauen, man trinkt's mit jedem Atemzug wohlig in sich hinein.

Und was war denn da so Besonderes, dort draußen in Heide und Moor?

Da steht ein Haus, von Rosen umsponnen, vollblühende crimson rambler sind's. Ich habe die reichen Dolden gezählt. An einer waren es zweiundvierzig, an einer anderen vierundfünfzig, und vielleicht waren sechsundsiebenzig der zierlichen roten Röschen noch nicht einmal das Höchstmaß an einem Zweige. Rotkehlchen und Stare bauten ihre Nester an dem Hause, in dem ich als veritable Märchenprinzessin vier

einzig schöne Wochen schalten und walten durfte. Für alles hatten meine gütigen Wirte, mit denen ich vor ihrer Abreise nur einen einzigen Tag zusammen verlebte, aufs eingehendste vorgesorgt. Sogar ein Kistchen Zigarren stand zu meiner Verfügung, falls ich einmal — welche verschenken wollte.

Und wie die Rosen draußen das Haus umspannen, so durfte ich mich drinnen nach Herzenslust einspinnen, falls ich es nicht vorzog, in Heide und Moor auf Entdeckungsreisen auszugehen, zu welchem Zwecke mir eine vorzügliche Karte zur Hand war, denn ich war ja völlig fremd in der Gegend. Ja, und auch völlig fremd im Hause.

Und so beschloß ich denn, nachdem meine Wirte auf dem sonnigen Waldweg, der gleich hinter der Gartenpforte begann, verschwunden waren, erst einmal die nächste Umgebung zu untersuchen und Besitz zu ergreifen von dem, was meiner Obhut anempfohlen war.

Da kam auch schon der verwunschene Prinz des Hauses, der edle Muckel, ein prächtiger roter Kater, angeschnurrt und begleitete mich auf sanften Sohlen von Zimmer zu Zimmer. Es dauerte ziemlich lange, ehe wir von dem einen in das andere gelangten. All die Schönheit, all die Bilder, Radierungen und Skizzen!

Da ist ein wilder Herbstwald. Der Sturm braust durch das halbentlaubte Gezweig. Auf der anderen Seite die berühmte Radierung: Das Grab Hannibals. Dunkle Gewitterschwere lastet auf der Landschaft.

Dort steht ein Bauernhäuschen im sonnigsten Grün; der blaueste Himmel, flimmernd, als wäre er auf Goldgrund gemalt, leuchtet durch das schattende Laub der Bäume, die es schützend umgeben.

Daneben eine Sinfonie in Rot, eine Skizze von unglaublicher Einfachheit und geradezu verblüffender Wirkung. Offenbar binnen fünf Minuten „heruntergehauen", um einen Malerausdruck zu gebrauchen, Luft und Baumwerk und Wasser — alles senkrecht herunter gestrichen, und der Grund spricht lustig mit.

Dann ist da noch ein winzig kleines Bildchen in Rot, in tiefem schwarzem Rahmen. So fein, so liebevoll ist das goldrote Herbstlaub gemalt, das den Boden deckt und das die weißen Stämme tragen, als wären es die Säulen eines Märchenwaldes. Und mitten darin steht ein trauliches Häuschen. Wer dort wohnen mag? Wie wär's, Muckel? Wollen wir dahin gehen durch das rote raschelnde Herbstlaub? Aber der biedere Kater scheint sehr wenig Herz für all die Poesie zu haben, die ihn umgibt; vielleicht, weil er selber ein Stückchen von all der Schönheit ist. Er und der zierliche Kanarienvogel, die einzigen lebenden Wesen in der wunderschönen Einsamkeit, das getreue Trinchen freilich nicht zu vergessen. Sie schafft in der blanken, blauen Küche und hantiert eifrig am Herde, über dem originelle alte Kacheln das Auge erfreuen, Funde aus Bauernhäusern, die da hinten, tief im Moor, ihre Schätze nicht würdigten und froh waren, ihre unmodernen Sachen los zu werden.



Muckel, der verwunschene Prinz des Hauses.

Zu Trinchen in die Küche, an sein Futternäpfchen, will der edle Muckel. Miauend trotz seines verwunschenen Prinzenrockes, steht er an der Tür und sieht mich bittend an. Nun, heute geht's dir gut, Käterchen. Warte, ich mache dir auf. Man erzählt sich zwar, daß du dir sonst zu helfen weißt und, von deinen zuweilen tagelangen Herumstreifereien durch Dorf und Heide zurückkehrend, dich einfach auf das breite, niedrige Küchenfensterbrett setzst und so lange mit dem Fensterhaken klapperst, bis man dir öffnet. Ja, es geht die Sage, daß Maler Vogelers weißes Kätzchen, Miß Mies, die vorsichtig durch den Zaun zu dir schlüpft — ganz vorsichtig und leise, damit die kleine Schelle, die ihr am blauen Bande das weiße Fell schmückt — nicht klingt, das Geheimnis von dir gelernt hat.

Nun, Muckel, ich überlasse dich deinen kulinarischen Genüssen und sonstigen Sehnsuchten und gehe den meinen nach, und die ziehen mich nach dem Allerheiligsten des Hauses, dem Atelier.

Andachtsvoll trete ich ein. Der Gedanke ist mir noch ganz unfaßbar, daß ich auch hier als Herrin schalten darf und in dem prachtvollen Raum — das Atelier soll das größte der ganzen Malerkolonie sein — nach Herzenslust schwelgen und malen darf. Sämtliche Staffeleien, Paletten usw. stehen mir zur Verfügung und, was das Schönste ist, ich darf von den zahllosen Skizzen nach Gefallen kopieren. Mit Entzücken sehe ich die Stöße durch und wähle endlich dreizehn aus, die ich ringsumher aufbaue. Dreizehn — eine böse Zahl, und ich fürchte, es geht mir wie Buridans Esel.

Ratlos wandere ich von einem Bilde zum anderen.

Was soll ich zuerst unter den Pinsel nehmen? Und will ich wirklich so viele kopieren? Ich will doch auch im Freien malen! Doch man kann ja das eine tun, ohne darum das andere zu lassen, und — so geschwind brauche ich mich ja auch nicht zu entscheiden.

Schließen wir also vorläufig die Ausstellung und gehen wir erst mal ein wenig in den Garten.

Da dehnen sich weite Rasenflächen, die nach der Landstraße zu sanft abfallen. Weiße Margaretenblumen nicken im Grase, nicht einzeln wie Sterne hie und da verstreut, sondern in geschlossenen Trupps wirken sie als lustige weiße Farbflecke in dem frischen Grün. Auf den hin und her eingelassenen Blumenbeeten schimmert



Das Atelier.

ein reicher Flor, von kundiger Hand gepflegt. Bäume und Büsche stehen gerade da, wo sie müssen, und lassen geschickt einen Ausschnitt in der Landschaft frei, so daß man am Abend das Licht aus dem Häuschen unten an der Landstraße herauf schimmern sieht. Das blinkt dann wie ein ruhevolles Stückchen Poesie durch die Nacht, wie ein warmherziges Auge, das sich der Dunkelheit freut. Unten, nicht weit von dem einladend breiten Gartentor, ist ein kleiner Weiher. Vielfarbige Iris und Schwertlilien spiegeln sich im Wasser. Geht man daran vorbei, wieder aufwärts dem Hause zu, so gelangt man in den reich bestellten Gemüsegarten. Alles wird hier gezogen und wächst und gedeiht aufs beste, gleichsam als wüßten es all die Kräuter und Früchte, daß man ganz allein auf sie angewiesen ist. Man ist ja hier völlig auf sich gestellt in der wunderschönen Einsamkeit. Die Stadt ist fern, die Eisenbahn ebenfalls; eine Post nur, die früh morgens und spät abends kommt und geht, vermittelt zwischen Kultur und Wildnis.

Ja, die wunderschöne Wildnis. Ich muß meine Kreise weiter ziehen und entdecken, was sich da rings um Haus und Garten breitet.

Wohin zuerst? In die Tiefe oder in die Höhe? Ins Moor oder über die Wiesen zur Hamme, oder durch den Wald zum Gartenberg?

Gehen wir zuerst zum Moor, meinem Farnkraute nach. Viele Wege führen dahin, beschreiben kann man sie nicht, man muß sie wissen. Natürlich gibt es auch ein paar sandige, breite Fahrwege, die dahin führen, aber ich habe im Leben immer die kleinen originellen Neben- und Schlängelwege mehr geliebt als die Allerweltsheerstraßen, und warum sollte ich meiner Vorliebe plötzlich untreu werden? —

„O, da können Sie bald hinkommen!“ sagt Frau Jarks, wirft ihren Zeughut ins Gras und trippelt mir voran den schmalen Pfad um ein strohgedecktes Häuschen herum und über ein kleines Wässerchen mit einem schrägen, glibberigen Brett als Brücke. Dann kommt ein Stückchen Grasland, dann noch ein Gehöft, durch dessen Kohl- und Krautgärtchen der Weg führt, dann ein Stückchen Heide.

„So, hier gehen Sie nu man immer längs, zuletzt kommt der Moorkanal.“

„Vielen Dank, daß Sie mir so gut Bescheid gesagt haben,“ erwidere ich. „Wo wohnen Sie denn, Frau Jarks?“

„Da hinten, wo die dunklen Tannen stehen, wo der Rauch über der Tür heraus kommt.“

„Ich besuche Sie mal!“

„Ja, das tun Sie man!“

Freundlich nickend geht die kleine runde Frau auf einem anderen Seitenwege zurück, während ich den schmalen Pfad durchs Heidekraut verfolge.

Plötzlich hört das auf, und zu beiden Seiten erhebt sich ein prächtiges Kornfeld, hoch auf dem fast einen Meter hohen Torfstich stehend. Wie wunderlich das aussieht: scharf abgestochen die schwarze Moorerde und darauf die grünen Wogen des üppigen Getreides. Ein paar ausgetretene

Stufen führen den Weg weiter durch die vom leisen Winde bewegten Halme, die volle, lange Ähren zeigen. Zu beiden Seiten des schmalen Fußsteiges zieht sich ein Graben hin. Er ist aber fast nicht zu bemerken, denn eine Fülle von Gras und Blüten und Farnkräuter verdeckt ihn. Ich habe nie solchen Reichtum von zierlichen Gräsern gesehen, und im raschen Weiterschreiten haftet mein Auge unverwandt auf der immer wechselnden, sich immer wiederholenden feinen Schönheit zu beiden Seiten.

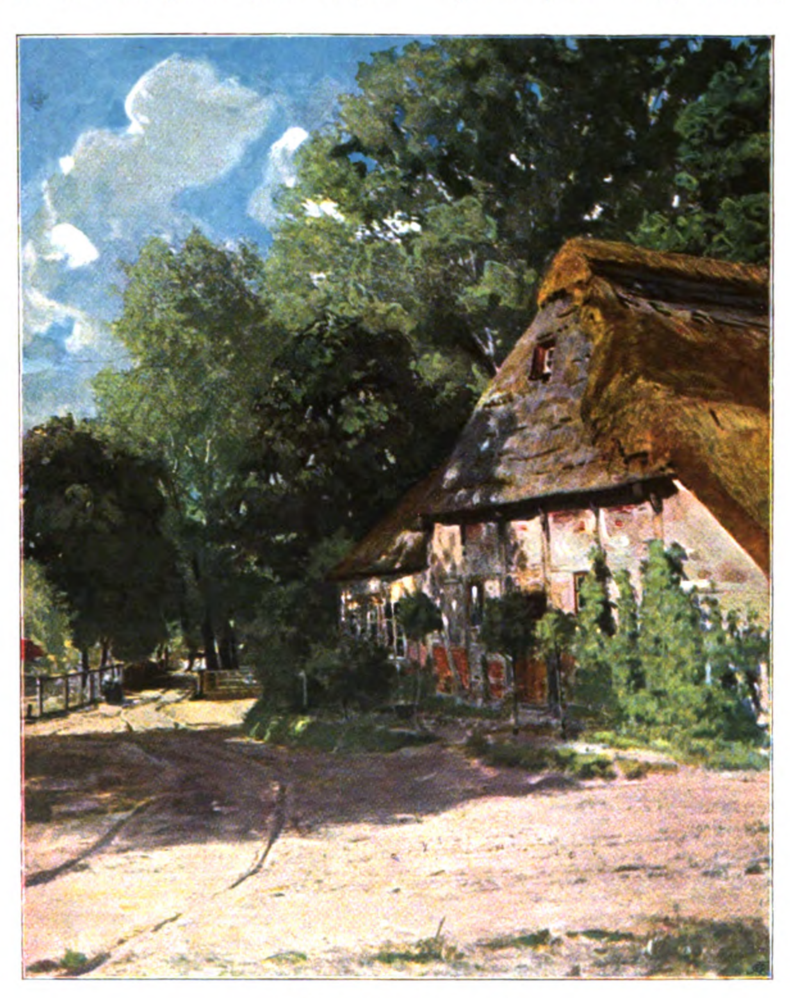
Da endigt mit einem Male das Kornfeld, und als ich aufblicke, sehe ich vor mir ein tiefdunkles, unergründlich scheinendes Gewässer, das sich zu beiden Seiten in schnurgerader Richtung dehnt, schmal, unabsehbar — der Moorkanal! Fast beängstigend nahe am ziemlich hohen, doch weiterhin auch flach werdenden Ufer läuft der viel betretene, von Gräsern und Blumen umnickte Fußpfad. Wie sich all die blühende, bunte Sommerherrlichkeit in den schwarzen Wassern spiegelt, wie der blaue Himmel hinein leuchtet und die weißen Sommerwolken geheimnisvoll auf dem dunklen Grunde schiffen! Als hätte Böcklin das gemalt! Ringsum Felder, Baumgruppen und die dunklen Moorhäuser, die sich dahinter verstecken, einige wenige in der Nähe des schwarzen Moorgrabens, die anderen zerstreut in der Ferne. Dann „eine ganze Weile gar nichts“. Nur die märchenhafte Stille, die sich unter dem endlosen Himmel in weitem Gewande ausbreitet, ein Falter, der von Blüte zu Blüte sich wiegt, ein Bienchen — leise summt es, um das wunderbare Schweigen nicht zu stören, das mit verträumten Augen über das unergründlich tiefe Wasser wandelt.

Ist das Wasser wirklich so tief, so unergründlich?

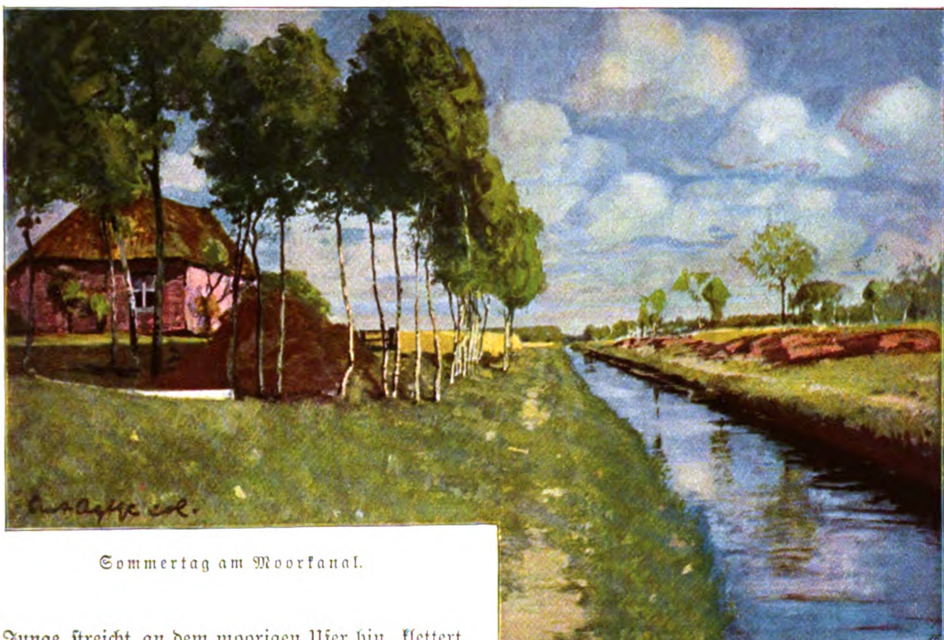
Da kommen ein paar Kinder gesprungen; das eine der Mädchen trägt einen Eimer, den ein kleinerer Knabe ergreift und mit weit übers Knie gekrempten Beinkleidern in den schwarzen Graben springt.

„Was macht ihr denn da?“ frage ich.

„Aale!“ ist die lakonische Antwort, und der



Dorfstraße in Worpswede.



Sommertag am Moorkanal.

Junge streicht an dem moorigen Ufer hin, klettert dann gewandt wieder in die Höhe und schüttet seine zappelnde Beute vor den lachenden Mädchen aus. Die hüten sie so lange, bis ein gutes Gericht beisammen ist.

Immer weiter führt mich der schmale Fußweg, auf dem es sich so eigentümlich hohl geht. So dumpf, als wäre der Erdboden mit Watte ausgestopft. Drüben, am anderen Ufer, beginnt jetzt auch ein Pfad zu laufen. Gerne wäre ich der Abwechslung wegen mal drüben, aber es gibt merkwürdig wenig Verbindungsstege, hier und da ein schmales, schwankes Brett, lose hinübergeschoben, so daß es rasch wieder entfernt werden kann, und dem mag ich mich nicht gerne anvertrauen. Endlich kommt eine höher gebaute Brücke, die ich benutze. Jenseits aber gerate ich wirklich ins Moor.

Ein riesiger Torfstich, in dem die Leute eifrig beim „Torfbacken" beschäftigt sind. Ich stehe still und sehe der fleißigen Arbeit zu, oder eigentlich, ich sehe auf den wundervollen braunvioletten Farbfleck, den das Moor der Landschaft gibt. Daneben wogen die hellen Kornfelder, breiten sich die saftiggrünen Wiesen, heben sich dunkle Baumgruppen aus der im Abendgold flimmernden Landschaft, an deren Westhorizont der Weyherberg in weichen Hintergrundsfarben schimmert.

Es wird wohl Zeit zur Heimkehr.

Ich erkundige mich bei den Leuten und werde wieder auf einen wunderhübschen Schlängelweg gewiesen. Immer der scheidenden Sonne entgegen geht's heimwärts. Alles ist in Duft und Glanz getaucht, der weite Himmel mit seinen grotesken Wolkenschiffen da droben, das dunkle Wasser, in dem an blumenübersätem Ufer ein einsamer schwarzer Moorkahn liegt, das endlos sich streckende Gelände — wie schön ist doch die Welt! Ein kleines Erinnerungszeichen soll sie mir schenken. Hier das zierliche Farnkraut nehme ich zum Wahrzeichen mit. Rasch ist es aus der weichen Moorerde herausgehoben und klemmt sich noch gerade zu meinem umfangreichen Blumenstrauß in die Hand.

So wandere ich glückselig meine Straße. Bei den ersten Häusern, Hütten möchte man sagen, kauern ein paar Kinder. Der größere Knabe tuschelt dem kleinen etwas ins Ohr. Er hat einen Strauß Kornblumen in der Hand und streckt ihn mir wortlos entgegen.

„Soll ich den haben?"

Der Junge nickt. Ganz gerührt nehme ich dies verwunderliche Zeichen von Verehrung entgegen und verspreche ihm beim nächsten Begegnen irgend etwas Erfreuliches.

Daheim angekommen, stecke ich alle meine Schätze sorgfältig ins Wasser. Das Farnkraut ward eingepflanzt.

„Und sehen Sie mal," sage ich zu Trinchen, „die Kornblumen hat mir ein Junge geschenkt."

„Das tun die Kinder hier öfter." Trinchen lächelt geheimnisvoll. Warum wohl?

Nach vierzehn Tagen klärt sich das Geheimnis auf.

Da kommen die Kinder in den Garten gezogen, wo sie mich wohl von der Landstraße aus erblickt hatten.

Der ältere Bruder hält den jüngeren, einen richtigen kleinen Lumpazivagabundus, an der Hand.

„Er secht, er kriegt Geld von Di!" erläutert der ältere.

„For die Blumen," fügt der Kleine hinzu.

„So, so," sage ich. „Willst Du nicht lieber ein buntes Bild oder Bonbons?"

Dergleichen hatte ich fast immer bei mir zu meiner eigenen und der gesamten Kinderwelt Freude.

„Nee, Geld," beharrt der kleine weißhaarige Schmutzfink.

„Was willst Du denn damit?"

„'ne Fahne!"

Fahne? Allmählich klärt es sich auf, was der Junge meint. Morgen ist Schützenfest, da möchte er mitfeiern. Ein ganzer Trupp Kinder hat sich inzwischen eingefunden und deutet mir die Sache aus in feierlicher Erwartung, was denn nun wohl geschehen wird.

Nun, ich hatte kein Rabenherz, und meine kleine Münze wanderte sämtlich in die begehrlich ausgestreckten Kinderhände.

Hinterher hörte ich, daß das Geldgeben und Bezahlen der vielfach den Fremden von den Kindern angebotenen Blumensträuße verboten sein soll. Es mag ja auch darin zuviel des Guten geschehen sein, und ich habe im übrigen all die unzähligen mir zugeschleppten Blumenbündel immer anders honoriert.

Ja, da standen sie überall in allen nur aufzutreibenden Vasen und Gläsern des Hauses und erzählten von der Schönheit da draußen, die ich immer weiter und weiter ergründete.

Wieder schimmert ein klarer sonnenheller Tag herauf. Muckel sitzt im Morgenlicht auf dem Türpfosten am Walde und läßt sich von den blanken Strahlen das rote Fell streicheln.

Muckel, ich komme zu dir!

Geschwind gieße ich die Blumen im Wohnzimmer und in der Veranda, deren zweiteilige Tür ich vorsichtshalber wieder schließe. Jeder, der den Garten heraufkommt und nicht Bescheid weiß, hält sie für die Eingangspforte. Die liegt aber ganz am anderen Ende. Und ich will durch noch eine andere Tür ins Freie. Durch das große Scheunentor nämlich. Das neue Haus ist geschickt mit dem alten Bauernkaten verbunden. Dieser enthält außer der großen Diele, wo auch die umfangreichsten Bilderkisten bequem Platz finden, noch verschiedene kleine Stübchen, die jetzt für Wirtschafts- und Gartensachen eingerichtet sind. Oben am Balken hat sich ein Schwalbenpärchen angesiedelt und findet sein Schlupfloch, auch wenn das Tor geschlossen ist. Unten in demselben hat auch der edle Muckel sein Spazierlöchlein, wie die Visitenkarte aus Aluminium verkündet.

Ich stoße das Tor auf und freue mich, wie das Sonnenlicht unter das tief herabhängende Strohdach flutet.

Muckel begrüßt mich zärtlich und nimmt meine Vorwürfe, weshalb er sich wieder tagelang herumgetrieben, mit behaglichem Schnurren entgegen. Dann überläßt er mich meinem Schicksal, und ich wandere mit Staffelei und Malgerät aufwärts. An dem niedlichen, einst gewiß vielbenutzten Backöfchen, auf dessen niedrigem Dache fußhohe Butterblumen unter Busch und Baum zum Licht streben, vorbei geht's zur oberen Pforte, die den Weyerberg hinaufführt.

Welch ein Duft entströmt dem mit Eichenbusch untermischten Fichtenbestand!

In wenigen Minuten bin ich oben auf dem breiten, sandigen, sehr sandigen Feldweg, der ins Dorf hinab führt.

Ich halte Umschau.

Wie eine große, lichte Glocke senkt sich der Himmel tief, tief hinab auf das unendlich weite Gelände, dort bis zum fernen Horizont erstreckt sich das Moor, nach der anderen Seite hin liegen Geest und Marsch. Tiefblaue Farbenwellen schmiegen sich rund herum an die lichte, große Himmelsglocke.

Auf einem fast nicht zu findenden, winzigen Fußpfad gelange ich durch wogende Kornfelder auf die höchste Höhe, den Gartenberg, der einen weiten, entzückenden Umblick in das ringsum sich erstreckende tiefliegende Gelände gewährt. Rot, gelb, hell- und dunkelgrün schimmert's bis zum tiefsten Blaugrün. Von Sonne überleuchtet, wandern die Wolkenschatten über das in Duft und Farben leuchtende Gefilde.

Links grüßt der Kirchturm des Dorfes. Dahinter und weiter hinter der an den dunklen Tannenwald sich lehnenden Villa des Malers Mackensen blitzt es hin und her aus dem saftigen Grün der Wiesen auf — das ist das Wasser der Hamme.

Dahin muß ich auch bald einmal, solange die gleichmäßig schönen Sommertage noch dauern.

Und jetzt heim mit Pinsel und Farben, damit aus Abend und Morgen wieder ein Tag wird.

Und es wurde einer.

Aber die Sonne stand hinter Schleiern. Weißer Nebel umlagerte ringsum Haus und Garten. Wie auf einsamer Insel fühlte ich mich, die Welt war versunken.

Doch allmählich tauchte sie wieder auf, höher und höher stieg die Sonne, und die Nebel krochen kleinmütig in die Fichtenwaldung. Aber ein weicher Dunst blieb und ballte sich am Himmel zu dichten, vielgestaltigen Regenwolken.

Trotzdem machte ich mich auf den Weg zur Hamme. An Maler Vogelers Gartengitter vorbei, vorbei an der riesigen Sandkuhle, in die man von oben hinein schaut und die schönsten Sandstudien machen kann, ging's durch die niedrige Tannenschonung quer über den Fahrweg durch die „Schlucht" hinab ins Dorf.

Da grüßen bekannte Bilder. Das hat man ja alles schon einmal gesehen. Hier sind „die heiligen Dreikönige" gewandelt auf der Suche nach dem Christkind, und dort über jenem Hause glänzte der Stern von Bethlehem. Wer kennt ihn nicht, den „Abend in Worpswede" oder den „Winterabend am Weyerberg"!

Gerade dort wanderte ich entlang. Am Eichenkamp, an der historischen Schmiede vorbei ging's hinab in die Niederung von Wiesen und sumpfigem Moor. Fast ein wenig unheimlich war's in der feuchten Wildnis voller Wasserlachen und Schilf und Ried, und doch war's auch wieder so eigenartig schön, wie der wolkige Regenhimmel in Harmonie damit stand. Und das war noch viel mehr der Fall, als ich das schmale Brett überschritt und nun am Hammehäuschen stand und auf die Wasserweite schaute. Luft und Licht, ein leiser Sonnenschimmer hinter silberlila Wolken vereinten sich mit der in gleichen Farben schimmernden Wasserwelt zu einer unbeschreiblich schö-



Morgensonne . . .

nen Wirkung, die sich noch unendlich erhöhte, als der Wirt mich weit hinaus auf das im feinen weichen Abendlicht schimmernde Gewässer staakte. Rudern kann man weder auf der Hamme, noch in den Moorkanälen. Man muß mit einer langen Stange zugleich steuern und den Kahn fortbewegen. Das soll zuerst nicht ganz leicht zu bewerkstelligen sein, wie mir mein Bootsmann versicherte, der klug und geschickt sprach und vielseitige Auskunft zu geben wußte über das Moor und seine Verhältnisse.

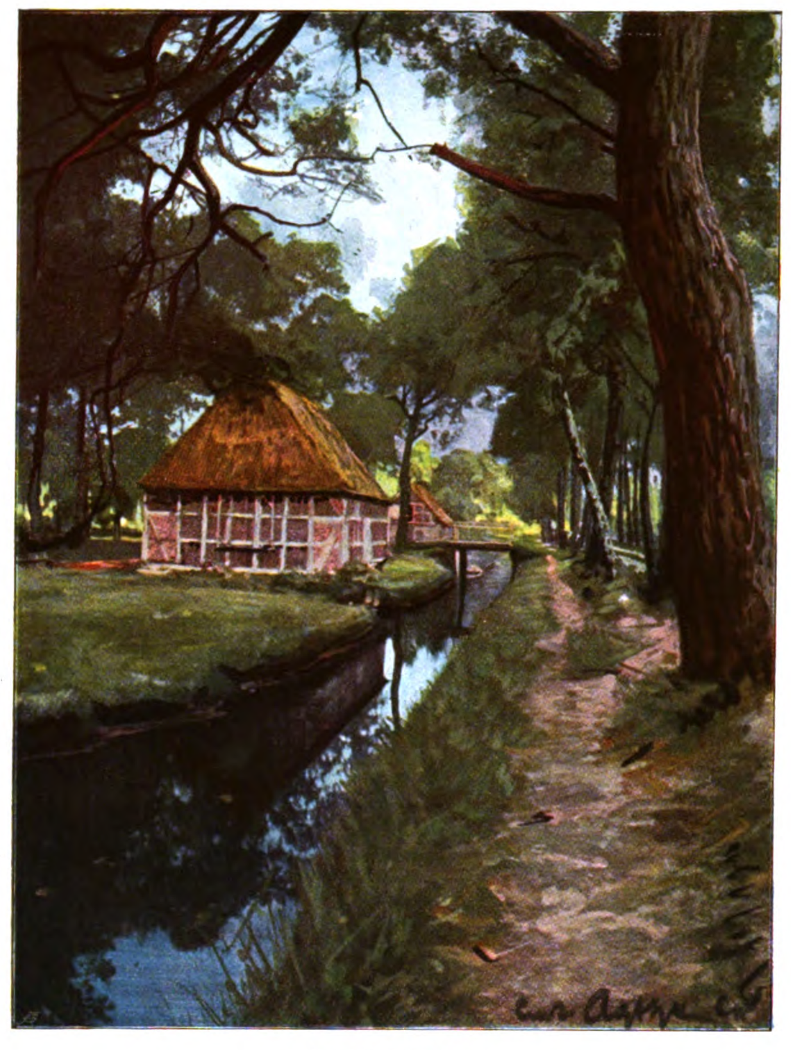
„Zur Winterszeit wohn' ich nicht hier draußen; dann ist das hier alles *ein* großer See, die Wiesen und das Triftland dort, wo die Kühe drauf weiden. Dann wohne ich in dem ersten Haus nach der Mühle zu; eine halbe Stunde ist es freilich wohl vom Dorfe, aber doch mehr im Schutz. Sind auch ringsum Bäume, wie fast jedes Haus sie hier in der Gegend hat gegen den starken Wind. Aber einmal kam das Wasser auch bis ins Haus."

„Das muß ja recht unheimlich sein! Was taten Sie denn da?"

„Ja, da haben wir Balken und dergleichen gelegt und Bretter drauf, daß das Vieh höher zu stehen kam."

„Und die Menschen?" frage ich.

„Ja, die Menschen auch," lächelt er, als ob



Am Moorgraben.

das selbstverständlich wäre. „So schlimm wird's nicht bei uns, jetzt schon gar nicht mehr und auch überhaupt nicht, weil alles reguliert ist; aber früher, ja da war's anders, und besonders im Teufelsmoor dahinten ist's manchmal bös gewesen. Ganze Länderstücken, Kornfelder und Baumbestände hat das Wasser gehoben und fortgeschwemmt, und die Leute sind mit 'nem Kahn nachgestaakt. Manchmal haben sie die Ausreißer wiedergekriegt und angeseilt und fest gepflockt, aber mancher ist auch ein armer Mann dabei geworden, wenn Moor und Sand obenauf kamen."

Immer breiter wird die Hamme, und in dem duftig dunstigen Abendlicht verschwimmen am Horizont Wasser und Himmel in zartem Silberton. Die Dämmerung entfaltet ihre weichen, friedvollen Schwingen, und ich möchte immer so weiter gleiten bis in die kommende Mondnacht hinein. Die muß zaubervoll sein auf der Hamme.

Aber ein Haus und ein Heim warten auf mich. Und da man ja nun einmal nicht als „Mannsminsch", sondern zufällig als weibliches Wesen auf die Welt gekommen ist, so hätte es wahrscheinlich, wenn auch „gerade keine Schwierigkeiten, so doch etliche Diffikülten", wie unser ehrsamer Tischler zu sagen pflegt, wollte ich mich nach Männerart gebärden.

Also rückwärts, Don Rodrigo!

Am Hammehäuschen wieder angelangt, stärke ich mich durch ein Glas Milch und wandere heimwärts durch den lauen Sommerabend.

Im Schilf huschen und rufen die Wasservögel. Weiterhin finde ich noch ein paar mir unbekannte Blumen. Dann kommt der tiefe Sandweg bei der Mühle. Da wende ich mich

noch einmal. Wie ein weicher Schleier sinkt der Abend in die große stille Einsamkeit. Ade, du wunderschöner Tag. Dich vergesse ich nicht. Im Weiterschreiten fällt mein Auge auf ein Farnkräutchen zu meinen Füßen. Das hob ich mit allen Würzelchen aus und trug es heimwärts ins Rosenhaus. Lange noch saß ich dann mit der Lampe auf dem reizenden Gartenplätzchen unter der Tanne, zeichnete und aquarellierte die gewonnenen Eindrücke und lauschte auf die verschlafenen Vogelstimmchen.

Endlich wurde mir der Mückentanz zu bunt. Ich machte Schluß und legte mich aufs Ohr, und trotzdem ich herrlich schlief, brachte ich doch die ganze Nacht ‚kein Auge zum anderen‘, wie mein Bruder Gymnasiast eines Morgens jammerte, als man ihn über die Ereignisse seiner Nacht befragte. Auf die teilnehmende Erkundigung, weshalb denn das nicht gegangen wäre, meinte er kläglich: die Nase war ja doch dazwischen.

Für solche und noch verschiedentliche andere Witze wäre ich beim Erwachen sehr empfänglich gewesen, denn es regnete nach Noten, in Strömen, in Güssen, als wollten Himmel und Erde zerschmelzen. In absehbarer Zeit schien kein Aufhören geplant zu sein, und es regnete denn auch volle sechsunddreißig Stunden ununterbrochen, wenn auch nicht fortwährend mit der gleichen Heftigkeit.

Völlig eingesperrt war ich in dem verwunschenen Schlosse.

„Muckelprinz, was fangen wir nun an?“

Muckel rollte sich auf meinem Schoße von einer Seite zur anderen und gähnte. Dann schnurrte er weiter.

Von ihm war also wenig Hilfe zu erwarten gegen die etwa drohende Langeweile. Aber sie drohte gar nicht. Die Frage galt eigentlich nur dem embarras de richesse. Da waren ja die gefüllten Bücherschränke, im Atelier standen angefangene Kopien, Briefe waren zu schreiben, das Klavier winkte — der Tag würde wieder einmal zu kurz sein — viel zu kurz! Wie alle Tage in dem wonnigen Idyll.

Und ich wußte, sie würden immer kürzer werden, immer kürzer — schließlich würden sie ein Ende haben, wie alles Schöne in der Welt. —

Da klingelt es. Der Briefträger! Er überfällt einen nur einmal des Tages, d. h. hier in dem Worpsweder Ende, das eigentlich Ostendorf heißt. Briefe hat er und Karten. Es ist doch hübsch, daß es immer noch Menschen gibt, die schreiben. Ich lege die Gedichte Gottfried Kellers beiseite und vertiefe mich in die Postsachen.

Ach, da ist ja auch Nachricht von den lieben Freunden. Sie kommen demnächst zurück! Muckel, wie ist das denn? Freuen wir uns eigentlich? Beinahe kommt es mir nicht so vor, Muckel.

Der Kater, das „kleine, zierliche Tier“, „der Schönste seines Geschlechts“, wie seine Pflegemutter ihn, den Stolzen, Kraftvollen, bewundernd nennt, schweigt. Hinter den blühenden Fuchsien am niedrigen Fenster sitzt er und blinzelt in das Wetter.

„Wenn's im Harz so gießt, kehrt deine Herrin sicher lieber heute als morgen zurück. Freu dich doch, holder Muckel!“



Nahendes Unwetter.



. . . Sie sitzt auf ihrer großen Diele bei dem wunderlichen Herd.

Der verwunschene Prinz steht auf, macht einen Buckel und wäscht sich dann eifrig die weißen Pfötchen.

„Jawohl, Verehrtester, du hast ganz recht. Blitzblank muß alles sein; da müssen wir uns wirklich ein wenig tummeln. In Haus und Garten und besonders im Atelier sieht es bunt aus, da hab' ich mich ein bißchen arg ausgebreitet mit meinem Krimskrams. Und wenn das Wetter nur aufhören möchte, damit man im Garten noch die Wege in Ordnung bringen und alles noch ein wenig schönen könnte! Nur noch wenig Tage sind es, da schafft es Trinchen nicht allein. Wenn nur eine Lücke im Regen wäre, daß man hinüber laufen könnte zu Frau Jarks, die hilft gewiß, oder Gesine, ihre Tochter."

Endlich lichtet sich der Himmel ein wenig, der Regen plätschert nicht mehr, er rieselt nur, und Frau Jarks verspricht, sobald er aufgehört, Gesine zu schicken. Sie sitzt auf ihrer großen Diele bei dem wunderlichen Herd und schält Kartoffeln, einen unendlichen Berg; denn wenn auch nicht alle zehn Kinder daheim sind, die, die noch zu Hause sind, haben einen guten Magen bis zur kleinsten Dreijährigen hinab. Die kommt eben zur Tür herein; der krause Lockenkopf ist ganz verschwunden, die Härchen sind so angeklatscht vom Regen wie die Federn den Hühnern, die ihr nach sämtlich auf die trockene Diele sich drängen, wo vom Viehfüttern immer noch ein paar Körner und Brocken zu finden sind. Zu beiden Seiten der Diele ist das Getier untergebracht; an dem einen Giebel sind die Stübchen für die Bewohner des Hauses, klein aber sauber, mit einem großen Schrankbett; am anderen Giebel ist das große Einfahrtstor, und in der Mitte der Diele sind die beiden Seitentüren. Abzug für den an der Decke um Schinken und Speck sich windenden Rauch ist also genügend vorhanden. Trotzdem duftet es energisch danach und, so gesund und konservierend der Rauch auch sicherlich ist, Nasen und Lungen, die nicht daran gewöhnt sind, sehnen sich ziemlich rasch wieder nach der freien Gottesluft da draußen.

So verschwinde ich denn nach nicht allzulanger Zeit. Habe ja auch noch mancherlei zu ordnen und besonders im Atelier wieder alles fein säuberlich herzustellen. All meine Skizzenbücher, Papiere, Pappen, Farben und sonstige Habseligkeiten müssen nach oben wandern in mein allerliebstes Eckstübchen mit der wunderhübschen Aussicht nach zwei Seiten hin. So behaglich ist es da oben, und doch komme ich mir vor wie einer, der aus dem Paradies des Weltalls auf die kleine Erde zurückgeworfen ist.

Aber so schnöde bin ich denn doch nicht, daß ich mich gar nicht auf die Heimkehrenden freue.

Im Gegenteil, von Tag zu Tag gewinnt die Freude mehr Boden, und sie wird ganz groß, als der Tag der Rückkehr endlich wirklich fest bestimmt ist und Herr B., ein junger Maler, der sich nach der Zeit der Ankunft erkundigt, sich aufs Rad schwingt, seinem geliebten Lehrer und Freund, Hans am Ende, entgegen zu fahren.

Ich gehe mit froher Unruhe durch Haus und Garten und komme mir vor wie jemand, der sehr lieben — — Besuch erwartet.

Endlich wird es dunkel. Die Sommernacht sinkt still und schwarz hernieder; kein Blättchen regt sich an den Linden vor dem Hause. Das leiseste Geräusch ist in weiter Ferne vernehmbar. War das nicht die Post? Nein, ein anderer Wagen, die Post hat ihren ganz unverkennbaren Trott.

Aber jetzt! Wirklich, Trinchen, sie kommen!

Trinchen eilt mit der Laterne den Gartenweg hinunter. Frohes Begrüßen auf der Landstraße am unteren Gartentor, dann wandern wir alle durch den dunklen Garten dem erleuchteten Hause zu. Ab und an fällt der Schein der Laterne auf einen blühenden Busch, auf ein Blumenbeet — wie eigenartig das aus der schwarzen Nacht aufglänzt!

„So gewachsen ist alles, so wunderschön geworden!"

„Und die Rosen, was machen denn die?"

„Wär's nur erst morgen, daß man alles sehen könnte!"

„Könnten wir nicht noch heute abend — nur ein bißchen — von all der Schönheit sehen?"

„Aber natürlich, nichts leichter als das! Es ist ja vollkommen windstill!"

So wandern wir denn, mit sämtlichen Lichtern und Lampen bewaffnet, durch den stillen, wie verzaubert stehenden Garten. Wie die Rosendolden magisch leuchten, eine Farbenglut wie kaum im Sonnenschein senden sie in die schwarze Nacht, die den Glanz und Schimmer geheimnisvoll verschlingt, sobald wir weiter schreiten. Rosenfarbene Weigelie, zierliche Spiräen, späte Jasmine drängen sich aus dem Dunkel in den Lichtschein, die Blütenköpfe der Wucherblumen glänzen wie Sterne aus dem Rasen, Petunien und tausenderlei feine Blütchen wollen beachtet und bewundert sein — o Märchenpracht der Sommernacht.

Mit einem tiefen Atemzug nehme ich Abschied von der wundersamen Poesie der Einsamkeit und — freue mich des Neuen!



Leben.

Von

Georg Busse-Palma.

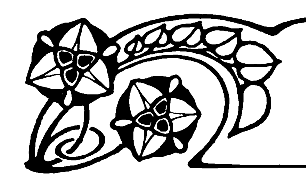
Als ich vor dich, o Leben,
In Wunsch und Lüsten trat,
Und bis zum Tod ergeben
Mich zärtlich dir genaht;
Da hast du mich misshandelt
Und schlugst mich wild und hart. —
Was hat dich jetzt verwandelt,
Seitdem ich kühler ward?

Und ich, der oft im Zorne
Dich schluchzend stiess zurück,
Schöpf aus dem dunklen Borne
Der Augen nun mein Glück;
So reines Glück, dass wehe
Mein Herz noch heut entbrennt,
Denk ich der bittren Schlehe,
Die man das Grabkraut nennt!

Nun liegst im Abendschimmer
Du vor mir sanft und weich,
Und zeigst mir lockend immer,
Wie schön du bist und reich,
Wie deine Glieder prahlen
So üppig reif und rund,
Wie deine Zähne strahlen
Blinkweiss aus rotem Mund!

O Leben, was zu bieten
Du anderen hast umher:
Ruhmkranz und Liebesblüten,
Mich locken sie nicht mehr!
Ich weiss, die Zähne beissen,
Und was als Honig winkt,
Muss bittre Galle heissen,
Wenn es der Durst'ge trinkt!

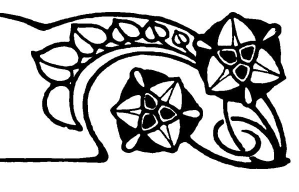
Doch blieb ich nach Verachtung
Und Zorn dir treu wie einst,
Weil sinnender Betrachtung
So seltsam du erscheinst,
Und weil in ernstem Streben
Sich forschend beugen kann
Doch über dich, o Leben,
Nur ein lebend'ger Mann! — —



Romanstudien.

Skizze von

Paul Oskar Höcker.



Reisen Sie zu Studienzwecken oder bloß zu Ihrem Vergnügen so viel in der Welt herum?“ fragte mich ‚entre poire et fromage‘ meine hübsche, leider nur etwas zu jugendlich gekleidete Table d'hote-Nachbarin in Monte Carlo.

Und sie fragte dies, nachdem sie mir — gestützt auf eine flüchtige Begegnung vor Jahren im Berliner Geheimratsviertel — die Tafelfreuden schon durch ein eingehendes Inquisitorium zu würzen gesucht hatte: über meine Stellung zu Gerhart Hauptmann und dem „Weißen Rößl“, zu Wertheim, der Frauenfrage und der Mandschurei.

„Manchmal auch zum Vergnügen, gnädige Frau,“ erwiderte ich erschöpft, „aber diesmal hauptsächlich, um die großen und kleinen Schwächen der lieben Mitwelt zu beobachten.“

„Und vorzugsweise der Damen?“

„Meine Gnädige ...“

„Oh, mein seliger zweiter Mann sagte es auch: Sie seien zuweilen ein bißchen indiskret.“

Sie drohte mir kokett mit dem Finger. Natürlich nur, um dabei ihre Brillanten im elektrischen Licht spielen zu lassen.

Ich ward die plauderlustige kleine Doppelwitwe auch nach dem Kaffee und Kognak nicht los, auf der Promenade zum Kasino. Sie interessierte sich so brennend für „Literatur und so“.

Unerträglich, diese kraß-dilettantische Schöngeisterei!

War ich etwa deshalb nach Monaco gereist? Was ging mich Frau Adele — was ging sie meine Lebens- und Arbeitsweise an? Was war ihr das neue deutsche Drama und Port Arthur? Sie wollte Konversation machen — irgendeine — wie sie's von den Diners her gewöhnt war. Damit die andern, die sie nur sahen, nicht hörten, sie für eine amüsante Persönlichkeit oder gar für eine begehrenswerte Partie hielten. Ja, ja — sicher war sie nur deshalb mit so viel verführerischen Gersonschen Toiletten an die Riviera gekommen, weil sie hier den dritten Mann suchte. Und da sie seit ihrer Ankunft am gestrigen Abend noch keinen passenderen Anschluß gefunden hatte, war ich unglückliches Opfer ihr eben recht. Als eine Art lebender Baedeker.

Wie es schien, glaubte sie in der Gesellschaft eines Belletristen, der in Monte Carlo Romanstudien macht, sich etwas degagierter als sonst geben zu müssen. Daher bat sie mich um eine Zigarette. Sie rauchte sie dann aber mehr aus Pflicht denn mit Genuß. Und nicht bis zu Ende.

Im Anblick des Meeres, der tropischen Vegetation, der üppigen Toiletten der internationalen Lebewelt, im Anblick der pompösen Sandsteinfassade des Kasinos mit den lockend erstrahlenden Kristallscheiben der Spielsäle — entsann sich die nervöse kleine Frau Adele wohl, diese ganze Situation schon aus unzähligen novellistischen Schilderungen zu kennen. Und in einer ihrer kühnen Ideenkombinationen fragte sie mich plötzlich, ob ich glaube, daß sie ‚gleichfalls unter die Schriftsteller gehen‘ könne.

Ich wüßte nicht, wer ein Recht hätte, sie daran zu hindern — erwiderte ich höflich, korrekt und sachlich, ohne auch nur die geringste Furcht vor der hier drohenden Konkurrenz an den Tag zu legen.

Ja, aber ob es denn nicht sehr schwer sei?

„Ça dépend, madame!“ sagte ich diplomatisch mit einem indifferenten Lächeln. „‚Treibt uns der Gott, der den Busen uns füllt, gleich stehn wir in Flammen.‘ Man muß freilich innerlich etwas erlebt haben. Viel erlebt haben.“

Sie wippte mit dem Brillantfinger die Zigarettenasche über die Marmorbalustrade, neigte ihr Haupt ein wenig zur Seite und seufzte leicht auf.

„Ich war — zweimal verheiratet, Herr Doktor.“

Es war schwierig, hierauf etwas Passendes zu erwidern. Und da mir nur Unpassendes einfiel, schwieg ich lieber.

Wir traten in den vorderen Spielsaal

ein. Das übliche Bild, das tausendmal geschilderte: die dicht umlagerten grünen Tische auf dem blanken Parkett, das Summen und Schwatzen der Spieler und Kibitze, die mechanischen Rufe der Croupiers, das Rollen der Kugel — gewagte Toiletten, Zyprebuft, Goldklingen, Schelten, Fluchen, Demimonde, Hitze, nervöses Lachen — und eine Unmenge Herren im Frack, mit Spazierstock und Strohhut.

Die kleine Doppelwitwe legte ihren mollig behandschuhten Arm in den meinen.

„Wenn Sie mich ein bißchen in die Schule nähmen, wie?"

„Aber gern, meine Gnädige. Und — worin, wenn ich fragen darf?"

Beinah schmollte sie. „Nun, im Schreiben natürlich. Am liebsten gleich einen Roman oder so. Stoff genug hätte ich ja. Mein ganzes Leben ist ein einziger Roman. Ach, wenn ich Ihnen erzählen wollte . . ."

Wir saßen nun schon mal in der für solche Stimmungen von dem Architekten eigens konstruierten Fensternische. Also bat ich sie schicksalergeben: „Erzählen Sie getrost, gnädige Frau."

Und sie erzählte. Lange. Reichlich lange. Es war dabei sicher in zwei Sätzen wiederzugeben Denn es konnte sich bei einer Frau Adele doch nicht um Erlebnisse, sondern nur um Geschehnisse handeln. Zuerst hatte sie einen königlichen Regierungsassessor in Magdeburg geheiratet, dann einen Rittergutsbesitzer im Mecklenburgischen. Beide hatte sie den Umständen entsprechend geliebt und darauf beerbt. Sie besaß einen bedenklichen Hang zu epischer Breite. Denn bis sie ihren zweiten guten Seligen mit all den im Mecklenburgischen üblichen Ehren zur letzten Ruhe geleitet hatte, war's zehn ein halb Uhr geworden.

Ich hielt inzwischen in der bunt zusammengewürfelten Gesellschaft Umschau. Interessante Typen gibt's da ja immer — kluge, pikante Gesichter und wahre Galgenphysiognomien bei Männlein wie Weiblein. Aber der charakteristischste Kopf, das stand sofort für mich fest, war doch zweifellos der des Monsieur — . . .

Ja, nun gerate ich in einige Verlegenheit. Denn den richtigen Namen darf ich nicht nennen. Der Herr lebt nämlich noch, wird mit Gottes Hilfe vielleicht noch länger leben als ich; ja, daß ich es ruhig eingestehe: er ist unsterblich. Einer der ‚quarante immortels de l'Académie française' — einer der gefeiertsten Romanschriftsteller und Feuilletonisten Frankreichs. (Sie kennen aus seiner Feder gewiß die entzückenden ‚Blitzlichtbilder aus der Pariser Gesellschaft', die das ‚Journal du matin' jeden Donnerstag und Sonntag bringt.)

Mehr darf ich wirklich nicht verraten. Es ist auch so schon indiskret genug.

Seit drei Tagen verfolgte ich nun schon voll aufrichtigen Interesses den berühmten gallischen Kollegen in Apoll. Freilich nur aus der Ferne. Gern hätte ich die persönliche Bekanntschaft dieses Meisters in der Kunst der Menschenbeobachtung gemacht. Aber gestern und vorgestern im Theaterfoyer war er unausgesetzt von einer dichten Schar hübscher junger Pariser Schauspielerinnen umgeben, wo es unzart (und vielleicht auch vergeblich) gewesen wäre, ihn stören zu wollen, — und heute, wo er sich allein befand, anscheinend um wieder Gesellschaftsstudien zu machen, war ich Pechvogel rettungslos an die schöngeistige kleine Doppelwittib gefesselt.

„Nun, was meinen Sie," fragte sie mich jetzt plötzlich nach einer längeren Kunstpause, „ist das nicht Stoff für einen Roman?"

„O gewiß," stammelte ich, „auch für ein Drama, wenn Sie wollen . . ."

Da senkte sie diskret den Blick. „Gott — Ihnen hab' ich das ja sans gêne erzählt, so gewissermaßen kollegial, nicht wahr: aber auf der Bühne, nein, nein, da geht das doch nicht alles, wenigstens nicht das letzte. Und darin liegt ja gerade — die Hauptspannung."

Es mußte mir unbedingt das Interessanteste entgangen sein. Ich war untröstlich. Und war so unvorsichtig es zu verraten. Darob ward mir die hübsche kleine Frau Adele aber beinahe feindlich.

Um abzulenken, fragte ich sie, ob sie nicht ihr Glück an der Bank versuchen wolle.

„Spielen Sie?" fragte sie mich rasch versöhnt.

„Gewiß. Ich halte das für den schaffenden Schriftsteller geradezu für unerläßlich. Man muß die Laster und Leidenschaften, die man schildern will, doch aus eigener Erfahrung kennen."

„Wenigstens soweit sie standesgemäß sind."

„Sehr richtig, gnädige Frau.“

„Nun ja. Hm. Aber mehr als fünfhundert Francs möchte ich auf keinen Fall verspielen.“

„Das ist schon eine ganze Menge. Ich hab' mich gestern mit einem Viertel Mille begnügt.“

„Das Sie verloren haben?“

„Gewonnen — verloren — wieder gewonnen — abermals verloren.“

„Wie aufregend.“

„Aber riesig instruktiv für den Romancier.“

Frau Adele hielt jetzt dicht an der ‚bande‘ an meiner Rechten. Wie sie so in ihrem knappsitzenden, ganz auf Seide gearbeiteten weißen Tuchkleid, mit leicht geöffneten Lippen und geröteten Wangen, mitten unter den verlebten, hektischen Jeuratten stand, sah sie gut um sechs Jahr jünger aus. Ja, ich behaupte dreist: wie vier- oder fünfundzwanzig. Mit durstigen Blicken, dabei doch etwas überlegen, wie dies mecklenburgischen Rittergutsbesitzerswitwen wohl eigen, hielt sie Umschau.

„Wenn ich einmal einen Roman schreibe, so muß er hier in Monte Carlo spielen,“ flüsterte sie mir in spontaner Begeisterung zu.

„Romane erleben, ist ja viel interessanter, gnädige Frau.“

Ich fühlte einen Druck auf meinem Arm. „Sie machen sich lustig über mich!“ schmollte Frau Adele.

Natürlich beeilte ich mich, ihr ‚bei Fohis Haupt‘ das Gegenteil zu schwören. Die wenigsten Menschen kennen diesen wunderlichen Chinesenheiligen. Seine Anrufung verpflichtet zu absolut nichts. Aber die kleine Doppelwitwe war doch gleich bedeutend beruhigter.

Und um sie vollends zu versöhnen, sollte ich sie nun also in ihren ersten Romanstudien unterstützen — sollte ihr zeigen, ‚wie man Menschen beobachtet‘.

Ich hatte in dieser Disziplin, die auf keinem regelrechten Stundenplan fehlen sollte, noch niemals Unterricht erteilt. Um mich in dem wichtigen Fach an diesem putzigen kleinen Lehrobjekt empirisch auszubilden, log ich nun zunächst einmal das Blaue vom Himmel herunter. Ich tat so, als sei ich über die Biographie jedes einzelnen der Spieler in unserem Gesichtskreis genau orientiert — unterwies meine atemlos lauschende Schülerin in der Kunst, aus physiognomischen Details, aus Gebärden und Redewendungen der Nachbarn Rückschlüsse auf Temperament und Charakter zu gewinnen usw. usw.

Wir fielen wegen unseres geheimnisvollen Flüsterns auf. Frau Adele bat mich deshalb, für sie zu setzen — nur pro forma, damit wir nicht von unserem bevorzugten Platz verdrängt würden.

Ich setzte, verlor — setzte das Doppelte, verlor — das Vierfache, verlor — das Achtfache . . . Und gewann.

„Es ist zu aufregend!“ versicherte Frau Adele wieder und wieder. „Und sich sagen zu müssen: diese Summe von Leidenschaften, die hier in größerer oder kleinerer Münze klingend verausgabt wird!“

Der letzte papierdeutsche Satz stammte sicher aus einem ‚weiblichen‘ Roman, den Frau Adele, um sich gebührend auf Monte Carlo vorzubereiten, im Eisenbahncoupé gelesen hatte.

Ihrem Wunsch willfahrend, setzte ich von neuem zwanzig Francs — vierzig — achtzig Francs.

„Da drüben — sehen Sie bloß — diesen seltsamen Charakterkopf!“ sagte die kleine Doppelwittib plötzlich sehr erregt.

„Es gibt deren mehrere, meine Gnädige.“

„Aber keinen wie den. Vor dem Manne könnte man sich ja fürchten. So ein fanatischer Zug liegt in dem Gesicht — so etwas Beutegieriges . . . Dabei spielt er gar nicht einmal . . .“

Ich spähte dahin und dorthin, ohne entdecken zu können, welchen Kopf sie meinte, und sagte endlich frech wie immer: „Ah — der?! Ja, meine Gnädige, was glauben Sie, — der Mann hat vor jetzt genau sieben Jahren hier zweimal hintereinander die Bank gesprengt. Und war mit kaum drei Louisdors ins Fürstentum eingewandert.“

„Nicht möglich!“

„Es kam damals ja in alle Zeitungen. Ein Russe. Petrowitsch oder so.“

„Ja, mir ist, als entsinne ich mich. Flüchtig.“ Sie sog tief die Luft ein. „Aber ich habe nicht den Eindruck, daß der Gewinn ihn glücklich gemacht hat.“

„Sehen Sie, wie Sie schon lernen, Menschen zu beobachten? Ja, meine Gnädige: Der Mann ist wohl eines der beklagenswertesten Opfer von Monte Carlo.“

„Ein Opfer?"

„Sie sagen selbst: er spielt nicht, nicht wahr?"

„Nein. Eben. Er spielt nicht. Und ich hörte immer, wer einmal Glück im Spiel gehabt hat, den läßt das grüne Tuch nicht mehr los?"

„Eine grausame Wahrheit. Und bei diesem Manne ... Aber sehen Sie, Ihre ersten schönen dreihundert Francs sind richtig foutus. Nun lassen Sie uns, bitte, weitergehen."

„Nein, nein. Setzen Sie ruhig noch einmal. Ach, bitte. Das ist hier ja so furchtbar interessant. Und Lehrgeld kostet's freilich, wenn man Studien machen will. Warum spielt der Russe also nicht?"

„Warum? Ja, das ist nämlich — hm — ein Gelübde."

„Ach, erzählen Sie!"

„Ja — als er nachher nach Petersburg zurückkehrte, ein Rubelmillionär, da fand er sein Weib auf dem Totenbett."

„O Gott!"

„In derselben Stunde, in der ihm das märchenhafte Glück widerfahren war, hatte sich die Arme — in einem Anfall von Wahnsinn — selbst entleibt."

„Aber das ist ja erschütternd!"

„Ja, es soll entsetzlich gewesen sein. Natürlich verfluchte er da sein Geld und sein Spielglück ..."

„Aber weshalb kommt er trotzdem wieder her?"

„Er muß. Das ist das psychologisch Merkwürdige: er spielt zwar selbst nicht mehr — aber dem Spielteufel ist er trotzdem verfallen."

„Der Unglückliche!"

„Er war in Afrika — in Ostasien. Aber sobald die Spielsaison hier in Monte Carlo beginnt, erfaßt ihn ein wahres Fieber ..."

„Das ist nervenzerrüttend!" flüsterte Frau Adele. „O Gott — und jetzt kommt er ganz nahe zu uns — da drängt er sich durch —"

„Gehen wir lieber, gnädige Frau."

„Wie bleich er ist! Und wie er die Umgebung mustert! So ordentlich — feindselig!"

Ich sah ihn noch immer nicht. Die standen drüben wie eine Mauer.

„Ja, blutdürstig," bestätigte ich. „Oh, er haßt die ganze Welt. — Aber bitte, kommen Sie jetzt."

„Nein, um keinen Preis! — Glauben Sie nicht, daß er seinem Gelübde doch einmal untreu werden wird?"

Ich zuckte mißtrauisch die Achsel. „Oh, eines Tages wird ihn die Versuchung sicher so mächtig erfassen, daß er spielen muß."

„Nun — und dann?"

„Ja — dann!" Ich seufzte. Mit finsterem Ausdruck fuhr ich fort: „Sobald ihm der Croupier mit seiner Harke das erste gleißende Häuflein Gold zuschiebt, wird er aufschreien, emporfahren, sich die Haare raufen, jammernd hinausstürzen ..."

„Messieurs, faites votre jeu, messieurs!" erklang's wieder vom oberen Tischende her.

„Setzen Sie — nur noch einmal — bitte!" drängte mich Frau Adele aufgeregt.

Genau fünfhundert Francs waren jetzt den Weg alles Irdischen gegangen. Ich griff in die Tasche. „Gnädige Frau — ich sehe zu meinem Schreck: mehr kann ich im Augenblick nicht auslegen."

Sie suchte mit zitternder Hand in ihrem Portemonnaie nach einem Goldstück.

„Hier — wenigstens eine Kleinigkeit!" sagte Frau Adele.

Ich setzte die zwanzig Francs.

„Rien ne va plus!" hieß es gleich darauf.

„Sie sagten: er wird aufschreien — hinausstürzen?" drängte Frau Adele, der die grausame Sensationslust aus den Augen blitzte. „Und dann? Dann wird er sich — eine Kugel durch den Kopf jagen?!"

„Faites votre jeu, messieurs!" erklang's von neuem. Wir hatten verloren.

Ich nickte der erregten Wittib mit unheimlicher Ruhe zu. „Faire sauter la cervelle!" bestätigte ich, nunmehr selbst mitleidslos, fast tückisch.

Sie zog mich hastig vom Spieltisch fort. „Das halte ich nicht mehr aus. Die Nähe des Menschen ist mir furchtbar. Sehen Sie nur, wie er uns nachstarrt ... Ah, da, jetzt greift er in die Tasche ... Um Himmels willen, er wird doch nicht zu spielen anfangen?! Gerade heute?!!"

„Rasch kommen Sie, gnädige Frau, Sie werden mir noch ohnmächtig! — Ja, mein Gott, solche Romanstudien!"

... Sie werden mir zugeben, daß die Situation für mich ziemlich kritisch geworden war. Gesetztenfalls, der Russe (höchstwahr-

scheinlich war es gar kein Russe) spielte wirklich und gewann: ja, mit welchem Recht konnte ich von ihm verlangen, daß er dann, bloß Frau Adele zulieb, mit einem Schrei emporsprang, hinausstürzte und sich draußen eine Kugel durch den Kopf jagte? Für einen gewöhnlichen Sterblichen lag doch absolut keine Veranlassung zu einem derartigen Gewaltstreich vor, der auch immerhin mißliebig aufgefallen wäre. Anderseits: wehe mir, wenn Frau Adele merkte, daß ich ihr die ganze Zeit über den unglaublichsten phantastischen Blödsinn aufgetischt hatte, um mich für ihre Diner-Konversation zu rächen.

„Erbarmen Sie sich — er spielt wirklich!" stieß Frau Adele in höchster Angst aus.

In einer Art dumpfer Verzweiflung stöhnte ich auf. Nun hatte der Mann doch seine sieben Jahre hindurch so treu und redlich seinen Schwur gehalten — und heute mit einem Male ... Aber auf Rußland ist ja nie Verlaß.

„Gnädige Frau, ich kann das nicht verantworten. Kommen Sie — es regt Sie zu sehr auf."

„Nein, lassen Sie. Ja, das ist das Leben — das ist das nackte Leben. Oh, das muß ich schildern. Nun fühle ich's, daß ich zur Dichterin geboren bin. Die tausend packenden Romane, die sich hier nebeneinander abspielen!"

Ich schwitzte Blut. „Ja — wenn man Beobachtungsgabe hat wie Sie ... Aber ich bitte Sie inständigst, mir jetzt zu folgen. Ich verlange es. Ja, das ist mein Recht — als Ihr Mentor."

Sie gab meinen Arm nicht mehr frei. „Oh, jetzt sehe ich, es ist nur Eifersucht von Ihnen: Sie wollen mich hindern, dem furchtbaren Drama beizuwohnen ..."

„Aber meine Gnädigste!"

„Sie wollen die Geschichte selber schreiben!"

„Ich schwöre Ihnen bei Fohis' Haupt ..."

Diesmal zog selbst Fohis Haupt nicht. Ich befand mich wenige Sekunden später wieder nolens volens am Spieltisch.

Unsere kleine Szene war nicht unbemerkt geblieben. Man musterte uns. Frau Adele entnahm ihrem silbernen Geldbeutelchen ihre letzten beiden Goldstücke — und kling, kling, warf sie sie auf ein beliebiges Feld. Nur um vor dem Vis-à-vis eine Erklärung für unsere Rückkehr zu konstruieren. Dabei gab sie mir Zeichen mit den Augen.

Richtig — da stand einer, der die Brieftasche unschlüssig in der Hand hielt, nervös in den Banknoten blätterte, während er das ernst forschende Antlitz uns beiden zuwandte.

... Und in dieser Sekunde muß ich ein unsagbar verdutztes Gesicht gemacht haben. Denn in meinem vom Schicksal so schwer gebeugten Russen, dem Mann mit dem Gelübde, der vor sieben Jahren zweimal hintereinander die Bank gesprengt haben soll, erkannte ich — den Unsterblichen, den berühmten Pariser Kollegen, den Feuilletonisten des ‚Journal du matin'.

Adeles Nervosität mußte ihm schon aufgefallen sein, und es genierte ihn auch fraglos, daß wir beide ihn so entgeistert anstarrten. Denn kaum hatte die Wittib jetzt ihre letzten paar Goldfüchse verloren, als er sich hastig vom Tische zurückzog, um in der nächsten dichten Gruppe unseren Blicken zu entschwinden.

„Sehen Sie, gnädige Frau," sagte ich, etwas erleichtert aufatmend, „Sie haben ihn noch einmal gerettet!"

Sie sah mich voll Zweifel an. „Gerettet?"

„Sicher. In diesem Augenblick hätte er seinen Eid gebrochen. Aber da traten Sie in seinen Gesichtskreis — ein Weib, jung, rein und schön — Sie blickten ihm entsetzt mahnend, warnend, flehend ins Auge: und das brachte ihn zur Besinnung zurück."

Frau Adele bat mich jetzt selbst, ziemlich erschöpft von der ausgestandenen Aufregung, sie von der unheimlichen Stätte wegzuführen.

Aber als wir durch die Parkanlagen schritten, begegnete uns der Unsterbliche plötzlich wieder. Oder vielmehr: er huschte an uns vorüber wie ein Schatten.

„Da ist er schon wieder — der gräßliche Russe!" entfuhr es der Wittib, die zu zittern begann. Und sie legte den Rest des Weges, so matt sie war, in einem wahren Sturmschritt zurück.

Im Hotel gab's Musik. Es ging sehr lustig her. Zu meiner Genugtuung fand Frau Adele Bekannte, ein flottes junges Ehepaar, das soeben aus Mailand eingetroffen war.

Ich verabschiedete mich rasch und trank



Bei der Badeanstalt. Gemälde von Pierre Auguste Renoir-Paris.
Im Besitz der Herren Durand-Ruel & Fils in Paris.

einsam aber stillvergnügt eine Flasche Pommery auf das Wohl meines Unsterblichen.

Es war weit über Mitternacht, als ich mein Zimmer aufsuchte. Auf dem Weg dahin begegnete ich der Wittib, die sich gerade von ihren Bekannten getrennt hatte. Sie schien mir — in allen Ehren — einen allerliebsten kleinen Schwipps zu haben.

„Nein, war das ein Erlebnis heut abend!“ sagte sie mit einem seligen Augenaufschlag. „Ich bin Ihnen riesig dankbar, Doktor. — Und wissen Sie das Originellste? Der Russe ist noch dreimal an unserem Tisch vorübergekommen ... und hat mich angesehen — mit einem Blick, ach, so traurig, so entsetzlich gott- und weltverlassen ... Am liebsten wäre ich auf ihn zugetreten und hätte zu ihm gesagt ...“ Sie seufzte. „Aber ich kann ja nicht russisch.“

„Besser so, gnädige Frau. Denn für Sie bedeutet der Unglückliche doch auch nur ein Studienobjekt, nicht wahr?“

„Nein — mehr. Oh, das fühle ich jetzt. Es besteht etwas Geheimes, Großes zwischen uns. Ich hab' ihn doch gerettet.“

„Gerettet, ja ja, ist ja wahr. — Et voilà, madame, — votre roman!“

Sie verstand nicht gleich.

„Nun ganz einfach, Frau Kollega: Sie erlösen unsern Russen, indem Sie ihn glücklich wiederverheiraten.“

„Mit wem?“

„Mit sich — mit Ihrer Heldin, die ihn rettet.“

Die kleine Doppelwittib senkte den Kopf in mädchenhafter Scheu. „Aber nicht doch, Herr Doktor!“

Ich lachte. „Natürlich nur in Ihrem Roman!“ beeilte ich mich zu sagen. (Denn aus dem Konversationslexikon war mir ja bekannt, daß mein Unsterblicher in glücklichster Ehe lebte und zärtlicher Vater, sogar ‚mehrköpfiger Großpapa‘ war.)

Die kleine Frau Adele ging heut nacht aber doch geschwellten Busens zu Bett.

Was mich betrifft: ich packte noch in selbiger Stunde meinen Koffer und siedelte andern Tags nach Nizza über.

— — — — — — — — — — —

Dort hatte ich die wackere Landsmännin und die Romanstudien, die sie in meiner Gesellschaft getrieben, schon fast vergessen; da erinnerte mich die Sonntagslektüre des ‚Journal du matin‘ wieder daran.

Der Artikel meines Unsterblichen trug die Überschrift: ‚Blitzlichtbilder aus Monte Carlo‘. Die Plauderei war geistreich, flott hingeworfen, pikant, übermütig — nur das Finale hatte die neuerdings von den Boulevardiers verlangte sensationelle Wendung.

Er schilderte in besonders glänzenden Farben das berühmte Bild des Kasinotreibens. Man atmete die schwüle Luft über den Spieltischen — den betäubenden Duft von Ylang-Ylang und Zigaretten — sah das verführerische Lächeln der geputzten Kokotten, die blitzenden Brillanten, die schwelgerisch schönen Arme — hörte die Seide rauschen, das Gold klingen, die Kugel rollen ...

‚... Und da — welch seltsames Paar!

Er müde, unlustig, das große kalte verzweiflungsvolle Nichts vor Augen, das dieser fieberheißen Stunde der letzten Lockung folgen wird. Dämon Spiel hat ihn. Ein gutes junges Blut. Und doch ...

Sie klammert sich an ihn, dringt in ihn in seltsam zischenden, teutonischen Lauten. Unglückliches Weib! Sorgen haben frühzeitig die blasse Stirn gefurcht — blaue Schattenringe um die traurigen Kinderaugen gezogen. Deutsche sind's. Mit letzten Mitteln haben sie aus der finstern nordischen Heimat die Reise zum glänzenden Tempel des Mammons angetreten. Ihr Kleid ist ein Kleid der Mode von gestern. Und sie möchte es doch so brennend gern den Damen der großen Welt gleichtun — der großen Pariser Welt, die ihr Traum war, seitdem sie Weib geworden.

Da gibt's ein letztes Ringen. Er hat alles verspielt — alles. In heißem Flüsterton reden sie — kämpfen — unterliegen.

Sie, die das Spiel verachtete bis zu dieser Stunde — sie greift mit hastiger hektischer Gebärde in die Tasche ...

Beelzebub Roulette hat auch sie gepackt.

Nur wenige Goldstücke. Sie setzen sie — verlieren.

Nun fährt er jäh empor. ‚Faire sauter la cervelle!‘ stößt er zwischen zitternden Lippen hervor.

Und fort stürzt er. Sie ihm nach. Sie klammert sich an ihn. Noch einen Versuch — den letzten, allerletzten!

... Sie spielen ...

Und abermals bildet das in trockenem Ton zu neuem Spiele lockende gleichmütige

‚Faites votre jeu messieurs!‘ des Croupiers den Grabgesang eines armen, abgetanen Menschenschicksals.

Sie schwanken hinaus.

Ich folge ihnen in den schweigenden Park, umschleiche sie im nächtlichen Dunkel, begegne ihnen wie von ungefähr.

Welch trostloses Bild. Irr die Blicke ins Leere gerichtet — ein scheues Lächeln auf den bleichen, matten Lippen.

Dann entschwinden sie meinen Augen.

Dämon Gold — Du hast dein Opfer.

Werden sie zum Felsen eilen — sich aneinanderschließen, die Augen zusammenpressen und sich von der schwindelnden Höh über die Brüstung hinabstürzen ins azurblaue Meer?

Da — ein Schuß . . .

Vielleicht nur vom Feuerwerk. Vielleicht aber auch — —

Ich harre des zweiten Schusses. Gewiß hat er sie zu Boden gestreckt — nun legt er den kalten Strahl an seine eigene zuckende Schläfe . . .

Ah — Grauen erfaßt mich. Ich flüchte aus dem Dunkel des Parkes ins Lichtermeer der Terrasse. Heitere Tonweisen umgaukeln mich da. Ein buntes Gewoge. Eitel Lust. Monde und Demimonde. Und Juwelen blitzen — die Grabsteine der Tugend.

Da dringt ein hektisches Frauenlachen an mein Ohr. Ich drehe mich um — und erstarre.

Dort an der Balustrade, lässig zurückgelehnt im Kreise zechender Landsleute, dort sitzt sie in wildorgiastischer Stimmung — die Deutsche, das rasch getröstete Weib des unglücklichen jungen Spielers.

Also sie lebt. Sie wagt es noch zu leben.

Und er?

O, ihm ist wohl. Er liegt im Schatten der linden Nacht, mit klaffender Stirnwunde, ein stiller Mann, dessen müde Brust keine Leidenschaften mehr durchwühlen.

Sie hat mich erspäht — den Zeugen ihres letzten verlorenen Spiels wiedererkannt. Für eine Sekunde durchzittert sie die furchtbare Erinnerung an den Unglücklichen, den sie in der Todesstunde feig verlassen. Aber dann erhebt sie den Kelch, in dem der fränkische Wein perlt, und leert ihn bis zum Grund.

Oh, Madame, auch auf diesen letzten heißen Fasching Ihres verspielten Lebens wird ein Aschermittwoch folgen, grau und finster und kalt!

Oh, madame, il n'y a pas de juges dans ce bas monde — mais un jour il y aura pour vous le jugement sinistre au trône de votre créateur . . .‘

— — — — — — — — — — — —

Ob ich nach Paris reisen, mich dem Unsterblichen endlich vorstellen und mich bei dieser Gelegenheit ‚dementieren‘ sollte?

Oder ob ich der kleinen Doppelwittib, die sich für ‚Literatur und so‘ so brennend interessierte, das Blatt schickte, um ihr zu zeigen, mit wie scharfem Aug' ein wahrer Dichter, ein Unsterblicher, das Leben der Mitwelt beobachtet, wenn er Romanstudien in Monte Carlo anstellt?

Nein, warum den Schleier zerreißen . . .

Und überhaupt: meine fünfhundert Francs würde ich von Frau Adele ja doch nicht wieder zurückbekommen. (Die Frauen sind darin komisch.)

Vielleicht genügt aber auch diese zarte Andeutung.

Gina.

Von

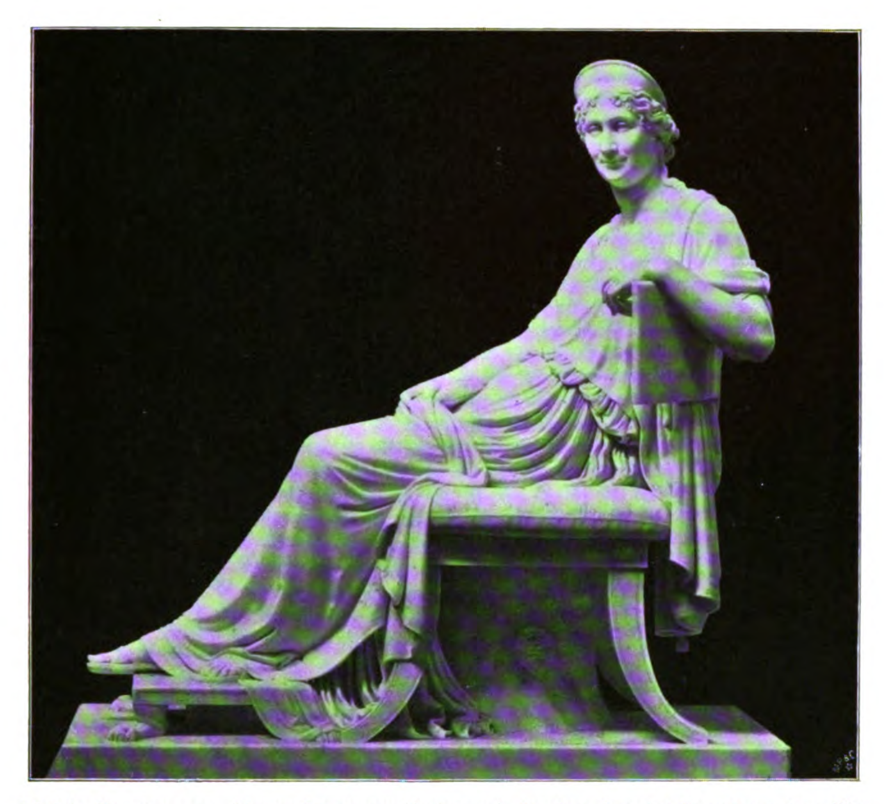
Hermann Hesse.

Wie mal' ich dich? — An abendlicher Treppe,
In eines grünen Wassers Widerschein,
Das Schultertuch in malerischer Schleppe
Langhin gebreitet auf den warmen Stein.

Der schmale Mund zu einem Lied bereit,
Die nackten Füße nach der Welle tastend,
Die braunen Hände auf dem roten Kleid
Still feierabendlich vom Tage rastend.

Dahinter eines gelben Segels Breite,
Das feiernd in der Abendstille ruht,
Und ohne Ende fernhinaus die weite,
Rotüberleuchtete, windstille Flut.

Dann steh' ich lang und schaue, bis die Nacht
Mit Sternenspiegeln die Lagune schmückt
Und langsam mir dein schönes Bild entrückt,
Und deine Lieder leis und leiser macht.



Lätitia Buonaparte. Marmorskulptur von A. Canova in der Sammlung des Herzogs von Devonshire.
(Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl in München.)

Madame mère.

Die Mutter Napoleons.

Von

Th. H. Pantenius.

Mit vierundzwanzig Abbildungen.

Am 2. Dezember 1804 fand in der Kirche Notredame zu Paris die Krönung Napoleons als Kaiser statt. Sie wurde durch den Papst Pius VII. vollzogen, der zu diesem Zweck nach Paris gekommen war, und es wurde auch sonst alle Pracht entfaltet, über die der neue Kaiser verfügte. Seine Brüder, die kaiserliche Prinzen geworden waren und bald Könige werden sollten, seine Schwestern, die kaiserlichen Prinzessinnen, die Gefährten seiner Heldenlaufbahn, die jetzt die höchsten Titel trugen, umgaben ihn. Nur die Mutter fehlte, die bei dem einzigen Bruder, der sich Napoleons Wünschen nicht fügte, bei Lucien in Rom weilte.

Inmitten des ihn umgebenden Glanzes wandte sich der Kaiser zu seinem älteren Bruder Joseph und flüsterte ihm zu: „Joseph, wenn unser Vater uns jetzt sähe!“

In der Tat, der Rechtsanwalt Buonaparte in Ajaccio auf Korsika, der 1785 auf einer Reise in Montpellier starb, hatte nicht ahnen können, welch seltsamen unerhörten Schicksalen seine Kinder entgegenwuchsen. Seine Gattin aber hatte die Kaiserkrönung Napoleons erlebt und war ihr doch fern geblieben, weil sie sie entschieden mißbilligte. So kam es, daß der Sohn in diesem Augenblick des Vaters gedachte und nicht der Mutter, der er doch ungleich mehr verdankte und der er ungleich mehr ähnlich geartet war als ihm.



Blick auf Ajaccio auf Korsika. Nach Photographie.

In dem weltgeschichtlichen Märchen, das die Überschrift „Napoleon“ trägt, ist, nächst dem Helden selbst, seine Mutter die weitaus fesselndste Gestalt.

Sie hieß mit ihrem Mädchennamen Lätitia Ramolino und war die Tochter eines Generalinspekteurs der Brücken und Wege auf Korsika, das damals Genua gehörte. Ihr Geburtstag läßt sich, da die Kirchenbücher von Ajaccio Opfer der Revolution wurden, nicht mehr mit Sicherheit ermitteln, sie scheint aber am 24. August 1750 geboren zu sein.

Da ihr Vater früh starb — das Datum läßt sich wieder nicht ermitteln —, heiratete die Mutter zum zweitenmal. Lätitias Stiefvater war ein aus Basel stammender Kapitän Fesch, der der Mutter zuliebe katholisch wurde. Aus dieser Ehe stammte der 1763 geborene spätere Kardinal Joseph Fesch, der mit Lätitia ihr Leben lang durch die innigsten Liebesbande verbunden blieb.

In dem Korsika jener Zeit lernte ein junges Mädchen, auch wenn es einer vornehmen Familie angehörte, herzlich wenig. Konnte es fließend lesen und einen leidlichen italienischen Brief schreiben, so gehörte es entschieden zu den gebildeten Frauen. Das Schwergewicht der Erziehung lag auf dem wirtschaftlichen Gebiet. War ein Mädchen erwachsen — und man hielt es nach südländischer Art sehr früh für erwachsen — so vermählten die Eltern es möglichst bald einem jungen Mann aus ihren Kreisen, und dieser war zufrieden, wenn sein junges Weib fromm, häuslich und wirtschaftlich war.

Lätitia Ramolinos Jugend verlief in diesem Sinne durchaus normal. Ihre Kenntnisse waren äußerst geringe und genügten für die Rolle, die ihr das Schicksal zugedacht hatte, in keiner Weise, aber sie war sehr wirtschaftlich erzogen, und ihre sittlichen Anschauungen ruhten auf dem Felsengrund einer echten Frömmigkeit. Die Natur selbst hatte sie mit scharfem Verstande, einem festen Charakter und großer körperlicher Schönheit ausgerüstet.



Charles Buonaparte,
Gemahl der Lätitia in jüngeren Jahren.
Lithographie von Delpech.

Sie war ihrer eigenen Aussage nach erst dreizehn, wahrscheinlich aber schon vierzehn Jahre alt, als sie im Jahre 1764 den achtzehnjährigen Charles Buonaparte, Rechtsanwalt in Ajaccio, heiratete. Der junge Ehemann war aus guter Familie, hübsch, elegant und liebenswürdig. Es fehlte ihm auch keineswegs an Charakter und Ueberzeugungstreue, aber er besaß, ohne daß er irgend ein Verschwender war, doch nicht die Wirt-



Lätitia Buonaparte, Mutter Napoleons I. Gemälde von François Gérard im Museum zu Versailles.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

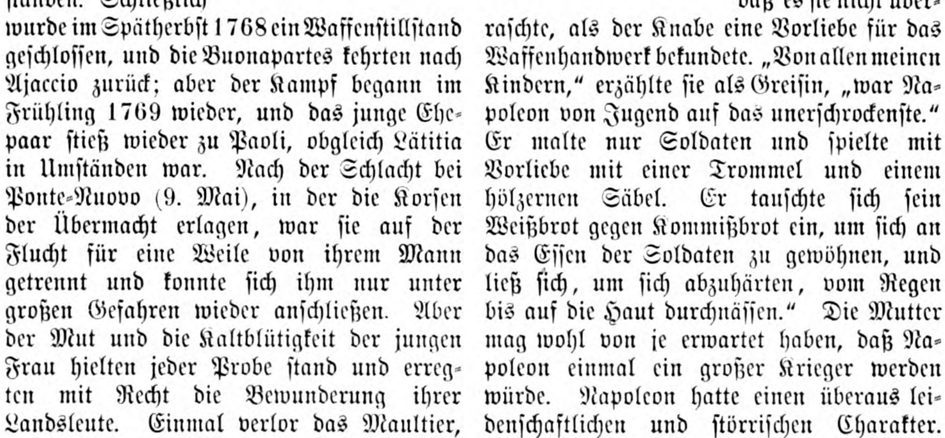
schaftlichkeit, die die Verhältnisse der jungen Eheleute bald verlangten. Sie waren ja keineswegs unbemittelt — sie besaßen ein Haus in Ajaccio, sowie Olivenhaine und Weingärten in seiner Nähe — aber sie lebten in einer Zeit, in der ihre Heimat lange Jahre hindurch durch Kämpfe aller Art erschüttert wurde.

Korsika war unter Paskal Paoli im Aufstand gegen seine alten Herren, die Genuesen. Genua erbat und erhielt von Frankreich Hilfstruppen, konnte aber die Korsen nicht unterwerfen und trat schließlich im Jahre 1768 die Insel an Frankreich ab. Die Korsen kämpften nun gegen Frankreich allein weiter. Paoli hatte sein Hauptquartier in Corte, und Charles Napoleon und sein junges Weib hielten treu zu ihm. Lätitia, die bisher in jedem Jahr ein Kind geboren hatte, das bald wieder starb, gebar in Corte den ersten Sohn, der am Leben bleiben sollte, Joseph. Das hielt sie aber nicht ab, ihren Gemahl auf den Streifzügen zu begleiten, in denen die Kämpfe gegen die Franzosen in dem gebirgigen Lande bestanden. Schließlich wurde im Spätherbst 1768 ein Waffenstillstand geschlossen, und die Buonapartes kehrten nach Ajaccio zurück; aber der Kampf begann im Frühling 1769 wieder, und das junge Ehepaar stieß wieder zu Paoli, obgleich Lätitia in Umständen war. Nach der Schlacht bei Ponte-Nuovo (9. Mai), in der die Korsen der Übermacht erlagen, war sie auf der Flucht für eine Weile von ihrem Mann getrennt und konnte sich ihm nur unter großen Gefahren wieder anschließen. Aber der Mut und die Kaltblütigkeit der jungen Frau hielten jeder Probe stand und erregten mit Recht die Bewunderung ihrer Landsleute. Einmal verlor das Maultier, das Lätitia durch eine Furt trug, den Boden unter den Füßen, und sie erreichte nur wie durch ein Wunder das andere Ufer. Während die Korsen sich in den Schluchten des Monte Rotondo verschanzten, ritt sie bis an die Vorposten heran und hörte die Kugeln an ihrem Ohr vorüberpfeifen.



Kardinal Fesch. Lithographie von Delpech.

Schließlich kam es zu einem für die Korsen ehrenvollen Frieden, den Paoli freilich nur als einen provisorischen ansah. Er verließ, bis zum Einschiffenshafen von Buonaparte geleitet, die Insel und begab sich nach England. Lätitia aber war der Meinung, daß die Vereinigung Korsikas mit Frankreich nunmehr als eine endgültige anzusehen sei und wußte auch ihren Mann für sie zu gewinnen. Sie hat an ihr, mit der für sie charakteristischen Zähigkeit, auch unter den erschwerendsten Umständen festgehalten.



Am 15. August 1769 gebar Lätitia den Sohn, der einer der größten Feldherren und eines der größten Verwaltungsgenies aller Zeiten werden sollte. Es ist verständlich, daß ihr Herz an diesem Kinde mit besonderer Liebe hing und daß es sie nicht überraschte, als der Knabe eine Vorliebe für das Waffenhandwerk bekundete. „Von allen meinen Kindern,“ erzählte sie als Greisin, „war Napoleon von Jugend auf das unerschrockenste.“ Er malte nur Soldaten und spielte mit Vorliebe mit einer Trommel und einem hölzernen Säbel. Er tauschte sich sein Weißbrot gegen Kommißbrot ein, um sich an das Essen der Soldaten zu gewöhnen, und ließ sich, um sich abzuhärten, vom Regen bis auf die Haut durchnässen.“ Die Mutter mag wohl von je erwartet haben, daß Napoleon einmal ein großer Krieger werden würde. Napoleon hatte einen überaus leidenschaftlichen und störrischen Charakter.

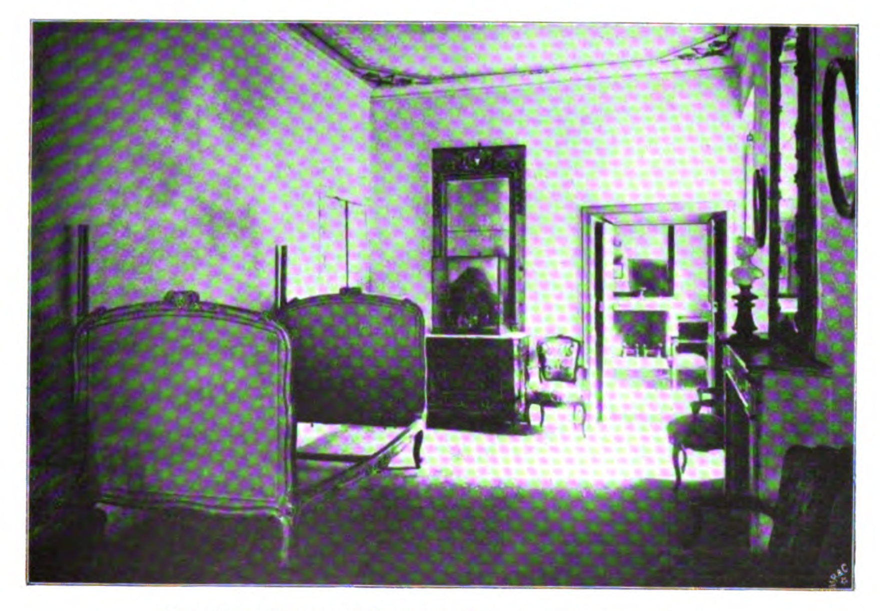
Da war es denn ein großes Glück für ihn, daß die Mutter ihn mit liebevoller Strenge erzog.

Es folgten ruhige Jahre, in denen den Buonapartes noch sechs Kinder geboren wurden: Lucien 1775, Elisa 1777, Louis 1778, Pauline 1780, Caroline 1782, Jerome 1784. Im ganzen ist Lätitia dreizehnmal Mutter geworden.



Das Haus Buonaparte in Ajaccio.

Sie war eine strenge Erzieherin und eine sparsame Hausfrau. Der Wohlstand der Familie, der schon durch die Kriege erschüttert war, ging langsam aber unaufhaltsam zurück, der Hausherr trug dem nicht genug Rechnung, und die ganze Sorge für die Familie lag auf den Schultern Lätitias. Sie erwies sich der Aufgabe gewachsen, aber sie mußte immerhin darauf bedacht sein, jede Erleichterung, die sich für die Erziehung der Kinder bot, wahrzunehmen. Der Stiefbruder Fesch wurde in das Priesterseminar in Aix gebracht, Joseph in das Kolleg von Autun, der zehnjährige Napoleon in die Kadettenanstalt von Brienne. Der kleine „Napoleone“, wie er sich damals noch und wie ihn seine Mutter immer nannte, hatte dort seines korsischen Dialekts und seiner Armut wegen viel auszustehen. Von dem



Das Geburtszimmer Napoleons I. im Hause Buonaparte.
Die Möbel stammen aus späterer Zeit.



Napoleon I. in jüngeren Jahren.
Ausschnitt aus dem Gemälde von J. B. Greuze im Museum zu Versailles.

Geist aber, in dem ihn die Mutter erzog, zeugt eine Anekdote aus jener Zeit. Ein brutaler Lehrer hatte einen unbedeutenden Verstoß des kleinen Kadetten gegen das Reglement mit dem Befehle bestraft, daß der Knabe knieend die Mahlzeit einnehmen sollte. „Ich werde stehend essen," erwiderte Napoleon. „In meiner Familie kniet man nur vor Gott." Als der Lehrer ihn auf die Knie niederzwang, brach der Knabe ohnmächtig zusammen, murmelte aber leise: „Nicht wahr, Mutter, nur vor Gott, nur vor Gott!" Der Direktor der Schule schaffte infolge dieses Vorfalles die Strafart ab.

Am 5. April 1784 schrieb Napoleon von Brienne aus an seinen Vater: „Wenn Ihr oder meine Gönner mir nicht die Mittel gewähren könnt, standesgemäß in dieser Schule aufzutreten, so laßt mich nach Hause zurückkehren, und zwar gleich. Ich bin es müde, wie ein Bettler dazustehen und es ruhig anzusehen, daß unverschämte Mitschüler, hinter denen nichts steht als ihr Vermögen, sich über mich lustig machen. In bezug auf edles Empfinden kommt mir hier niemand gleich. Soll ich hier die Zielscheibe abgeben für die Spottreden reicher und frecher junger Leute, die sich über die Entbehrungen, die ich mir auferlegen muß, lustig machen? Nein, mein Vater, nein! Kann meine Lage nicht gebessert werden, so ruft mich aus Brienne zurück. Laßt mich ein Handwerk lernen, wenn es nicht anders geht; versetzt mich unter Gleichgestellte, und ich hafte Euch dafür, daß ich bald der erste unter ihnen sein werde. Ihr könnt aus dem Vorschlag, den ich Euch mache, auf meine Verzweiflung schließen."

Dieser für den Vater bestimmte Brief fiel in die Hände der Mutter. Ihre Antwort lautete: „Ich habe Deinen Brief erhalten, mein Sohn. Würden mir nicht Deine Handschrift und Deine Unterschrift dafür bürgen, so würde ich nie geglaubt haben, daß Du sein Verfasser bist. Du bist dasjenige meiner Kinder, das ich am meisten liebe, aber wenn ich noch einmal einen ähnlichen Brief von Dir erhalte, so sind wir geschiedene Leute. Wer hat Dich, junger Mann, gelehrt, daß ein Sohn, gleichviel in welcher Lage, so zu seinem Vater sprechen dürfe wie Du? Danke Gott, daß Dein Vater nicht zu Hause war. Hätte er Deinen Brief gelesen, so würde er sich sofort nach Brienne begeben haben, um Dich, unverschämten Sohn, für eine solche Beleidigung zu züchtigen. Ich werde ihm Deinen Brief unterschlagen, da ich hoffe, daß Du bereuen wirst, ihn geschrieben zu haben. Was Deine Nöte betrifft, so hast Du zwar das Recht, uns von ihnen zu erzählen, aber Du mußt zugleich überzeugt sein, daß nur die äußerste Notwendigkeit uns verhindern



Paskal Paoli. Stich von J. Houbraken.

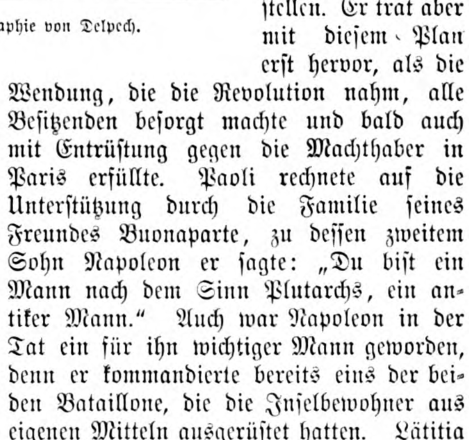
kann, Dir zu Hilfe zu kommen.“ Die Mutter schickt ihm einen Scheck über dreihundert Franks und schließt: „Napoleon, ich hoffe, daß Dein Betragen künftig rücksichtsvoller und zartfühlender sein wird und daß Du mich nicht zwingen wirst, noch einmal in diesem Ton an Dich zu schreiben.“

Ein Jahr früher, als dieser Briefwechsel stattfand, war auch die älteste Schwester Napoleons, Elisa, einer staatlichen Erziehungsanstalt, dem Institut von St. Cyr, übergeben worden. Auch sie, die viel von dem stolzen Charakter ihres Bruders hatte, litt schwer unter ihrer Armut.

Ende 1784 begann sich bei Charles Buonaparte ein schweres Magenleiden auszubilden, gegen das er vergeblich bei den berühmten Ärzten von Montpellier Hilfe suchte. Am 24. Februar 1785 starb er dort in den Armen seines Sohnes Joseph, fern von seiner Lebensgefährtin, die im November ihren jüngsten Sohn Jerome geboren hatte.



Barras. Lithographie von Delpech.



Die junge Witwe stand vor den schwierigsten Aufgaben, denn es galt, mit äußerst bescheidenen Mitteln acht Kinder zu erziehen, aber sie verzagte nicht. Eine kleine Pension, die sie vom Staat erhielt, kam ihr dabei sehr zu statten, und die ältesten Söhne waren bemüht, ihr bei der Erziehung der jüngeren Kinder zu helfen.

Mittlerweile begann die Revolution, die alle Verhältnisse Frankreichs umwälzen sollte. Charles Buonaparte war, um in der Sprache unserer Zeit zu reden, ein begeisterter Liberaler — Napoleon meinte, er wäre, wenn er die Revolution erlebt hätte, mit den Girondisten zu Grunde gegangen — und seine Söhne hatten nach den Erfahrungen, die sie mit ihren vornehmen Mitschülern gemacht hatten, auch keinen Anlaß, für die absolute Monarchie zu schwärmen. Lätitia wird den Vorgängen immerhin mit gemischten Gefühlen zugesehen haben, denn der frommen Frau konnten die freigeistigen Fortschrittler schwerlich große Sympathien einflößen. Sie sollte aber bald in Händel verstrickt werden, die sie näher angingen als die Bemühungen um eine Konstitution für ganz Frankreich.

Die Revolution hatte kaum begonnen, als man Paskal Paoli, der seit zwanzig Jahren in England lebte, zurückrief und ihm die Verwaltung von Korsika übergab. Es war eine ganz unsinnige Handlung, denn Paoli war der Todfeind Frankreichs geblieben, aber er hatte für „die Freiheit“ gefochten, und das genügte, um seinen Namen volkstümlich zu machen. Der Oberkonfusionsrat Lafayette stellte ihn der Nationalversammlung vor, und alle Welt berauschte sich wieder einmal in liberalen Phrasen. Paoli aber plante wohl immer, Korsika von Frankreich loszureißen und unter englischen Schutz zu stellen. Er trat aber mit diesem Plan erst hervor, als die Wendung, die die Revolution nahm, alle Besitzenden besorgt machte und bald auch mit Entrüstung gegen die Machthaber in Paris erfüllte. Paoli rechnete auf die Unterstützung durch die Familie seines Freundes Buonaparte, zu dessen zweitem Sohn Napoleon er sagte: „Du bist ein Mann nach dem Sinn Plutarchs, ein antiker Mann.“ Auch war Napoleon in der Tat ein für ihn wichtiger Mann geworden, denn er kommandierte bereits eins der beiden Bataillone, die die Inselbewohner aus eigenen Mitteln ausgerüstet hatten. Lätitia und ihr Sohn wollten aber an Frankreich

festhalten. Die kluge Frau erkannte ganz richtig, daß Frankreich ihrem ehrgeizigen Sohn ganz andere Aussichten bot als ein unter englischem Schutz stehendes Korsika.

Als die mittlerweile republikanisch gewordene Regierung gegen Paoli Verdacht schöpfte und drei Kommissare nach Korsika schickte, um die Sachlage zu untersuchen, stellte sich Napoleon ihnen zur Verfügung. Das bedeutete den Bruch mit Paoli. Als er von Lätitia verlangte, sie solle das Verhalten ihrer Söhne ausdrücklich mißbilligen, sprach sie zu seinem Boten: „Ich glaubte, daß Paoli mich besser kenne. Ich selbst habe meinen Söhnen ihr Verhalten angeraten. Ich bin Französin geworden und ich werde Französin bleiben."

Paoli ließ nun auch der alten Freundin und Mitkämpferin gegenüber alle Rücksichten fallen, ächtete die Familie Buonaparte und befahl die Konfiskation ihrer gesamten Habe. Während Joseph verkleidet nach Bastia floh und dort die Französischgesinnten um sich sammelte, begab sich Lucien nach Marseille, um dort im Interesse der Seinigen zu wirken — er war ein erfolgreicher Volksredner geworden — und verbarg sich Napoleon bei den Schäfern seiner Familie in der Nähe von Ajaccio.



Die Kaiserin Josephine.
Gemälde von François Gérard im Museum zu Versailles.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Bewaffnete Freunde der Familie bewachten unterdessen Lätitia und ihre jüngeren Kinder. Die allerjüngsten, Caroline und Jerome, brachte sie zu ihrer Großmutter, Elisa, Pauline, Louis und Joseph Fesch behielt sie, zu jäher Flucht bereit, bei sich. Da meldete in der Nacht ein Diener des Hauses, namens Costa, daß Paoli Leute abgeschickt habe, um sich Lätitias und ihrer Kinder zu bemächtigen. Sie sollten ihm als Geiseln für das Wohlverhalten der ältesten drei Buonaparte dienen. Costa hatte bewaffnete Anhänger mitgebracht, und in ihrer Mitte wanderten Lätitia und die Ihrigen zweimal 24 Stunden lang auf Schleichwegen durch die Insel, bis sie die Küste an einer ungefährdeten Stelle erreichten und von einem französischen Schiff aufgenommen wurden, an dessen Bord sich auch Napoleon befand. Lätitias Haus in Ajaccio war unterdessen von den Anhängern Paolis geplündert und in Brand gesteckt worden.

Die Flüchtlinge landeten zunächst in Calvi, das von den Franzosen besetzt war, und fuhren dann auf einem Kauffarteischiff glücklich durch die englische Flotte nach Toulon. Von dort begab sich Napoleon zu seinem Regiment nach Nizza, während Lätitia und ihre Töchter in Marseille eine armselige Wohnung bezogen.

In ihrem märchenhaften Leben bildet diese Episode den Tiefstand. Völlig verarmt, befand sie sich mit ihren Kindern in einem ihr immerhin fremden Lande und in einer Stadt, deren Bevölkerung von den wildesten politischen Leidenschaften zerrissen war. Man schrieb das Jahr 1793, und die Macht der Jakobiner hatte den höchsten Grad erreicht. Überall raste der Bürgerkrieg, anstatt der erhofften Freiheit hatte die Revolution bisher nur eine unerträgliche Knechtung aller durch die revolutionären Parteien gebracht. Die Marseiller hatten anfangs leidenschaftlich die Partei der Revolutionäre ergriffen, schraken aber jetzt, soweit sie den wohlhabenden und gebildeten Kreisen angehörten, vor der Herrschaft des Schreckens zurück. Da die Flüchtlinge es mit den Herrschenden hielten, hielt man sich vor ihnen zurück. Die Freunde



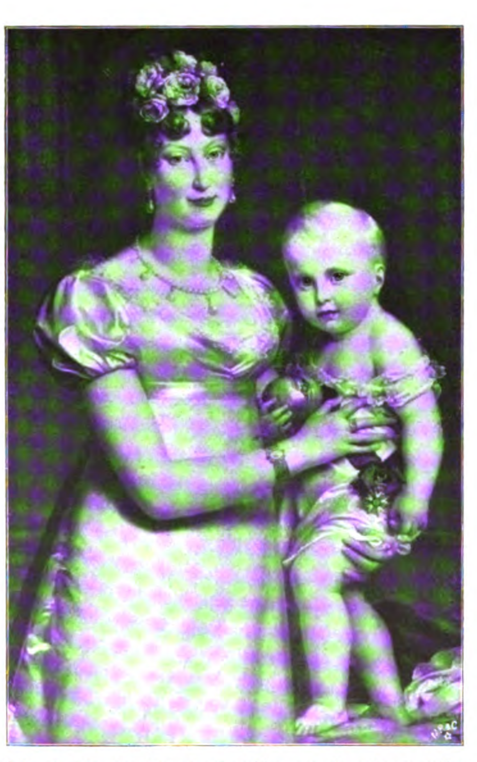
Die Krönung Napoleons I. zum Kaiser durch Papst Pius VII. in der Kirche Notredame am 2. Dez. 1804. Ausschnitt aus dem Gemälde von J. L. David im Louvre.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

der Familie aber waren für eine schöne Witwe, die drei heranwachsende schöne Töchter hatte, eine sehr gefährliche Gesellschaft, die man doch nicht verletzen durfte. Die Kommissare, die von Paris aus in die Provinzen geschickt wurden und die vielfach junge, völlig verderbte Leute waren, fanden eben so oft Freude daran, schöne Frauen der Guillotine zu überliefern, wie Liebeshändel mit ihnen anzufangen.

Lätitia erhielt als eine vor Paoli geflüchtete Korsin eine Pension, die eben hinreichte, die Familie vor dem Untergange zu retten. Zu ihrem Glück nahm sich auch ein reicher Kaufmann Clary, der später Josephs Schwiegervater wurde, ihrer an und räumte ihr eine Wohnung in seinem Hause ein. Später wurde Joseph Kriegskommissar, und Lucien bekam eine Stelle in der Kriegsverwaltung. Sie und Napoleon gaben der Mutter, was sie irgend entbehren konnten. Napoleon dachte damals daran, nach Amerika zu gehen, denn er war in Verzweiflung darüber, daß er nicht in Korsika gegen die Engländer kämpfen durfte. In einem Gespräch mit seiner Mutter sagte diese: „Warum läßt Du Dich so in Deinem Zorn gehen? Es ist so schön, so vornehm, sich stärker zu erweisen als das Geschick! Was erleidest Du schließlich? Eine Widerwärtigkeit! Napoleon, Korsika ist nur ein unfruchtbarer Fels, ein kleines, elendes Fleckchen Land. Frankreich aber ist groß, reich und stark bevölkert. Es steht in Flammen. Da hast Du Deiner würdige Aufgaben."

Als der Aufstand in Toulon ausgebrochen war, wurde Napoleon Kommandant der Artillerie im Belagerungsheer. Bekanntlich begann damit die Laufbahn, die ihn zu den höchsten Ehren führen sollte. Der Mutter aber war seine Nähe von höchstem Wert, denn die Kommissare der Republik, Fréron und Barras, fingen an, ihrem Hause eine sehr wenig erwünschte Anhänglichkeit zu erweisen.

Die Töchter Lätitias hatten in der Taufe ganz andere Namen erhalten, als unter denen sie später ihren Zeitgenossen bekannt wurden. Elisa hieß eigentlich Marianne, Pauline — Annunziata, Caroline — Maria Annunziata. Die jungen Damen fanden ihre Taufnamen unschön und ersetzten sie durch ihnen sympathischer klingende. Sie waren jetzt 18, 15 und 13 Jahre alt, alle drei sehr schön. Elisa hatte etwas Herbes in ihrem Wesen, das sie Männern weniger anziehend erscheinen ließ, aber Pauline war der leichtlebige Frohsinn in Person und verdrehte lange Jahre hindurch jedem Mann, der sich ihr näherte, den Kopf. Caroline war ja noch ein halbes Kind, aber sie versprach, auch eine Schönheit zu werden.



Die Kaiserin Marie Louise, zweite Gemahlin Napoleons I., mit ihrem Sohn, dem König von Rom. Ausschnitt aus dem Gemälde von F. Gérard im Museum zu Versailles.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Eine solche Familie mußte den Kommissaren Fréron und Barras ebenso anziehend erscheinen, wie die allmächtigen und doch zugleich jungen und eleganten Männer den jungen Mädchen.

Auch wenn es Lätitia gelang, Schlimmeres zu verhüten, so blieb dieser intime Verkehr immerhin kompromittierend, und die Klatschsucht hat sich denn auch seiner reichlich bemächtigt. Gewiß ist, daß Pauline mit Fréron heimlich verlobt war. Unter diesen Umständen hielt Lätitia es für gut, Marseille zu



Napoleon I. im Krönungsornat. Gemälde von R. Lefèvre im Museum zu Versailles.

verlassen und sich in der Nähe Toulons, also auch in der Nähe Napoleons, auf dem Lande niederzulassen. Nach dem Fall Toulons siedelte sie dann zu Napoleon nach Nizza über, denn Marseille stand jetzt selbst in Waffen gegen die Pariser Regierung. Nun wurde aber auch Napoleon verdächtigt, Paoli unterstützt zu haben, und er verdankte es nur seiner Volkstümlichkeit, daß man ihn zunächst vor den Wohlfahrtsausschuß nach Paris berief, um sich zu rechtfertigen. Er mußte dort mehrere Monate (Mai bis Juli 1794) auf den Ausgang der Untersuchung warten, wurde aber nach dem Sturz Robespierres rehabilitiert und mit dem Schutz der Küsten des Mittelmeeres betraut. Lätitia aber siedelte mit ihren Kindern nach Chateau-Sallé bei Antibes über und wurde durch eine sehr reichliche Geldsendung von zweifelhafter Herkunft durch Napoleon wieder in die Lage versetzt, standesgemäß zu leben.

Nun ging es mit Napoleon, der sich eng an Barras anschloß, schnell aufwärts,

und Lätitia hätte seine Laufbahn mit innerster Genugtuung verfolgen können, wenn er nicht Josephine Beauharnais geheiratet hätte. Die elegante Weltdame mit dem weiten Gewissen und den mehr als lockeren Lebensgewohnheiten mußte einer Frau vom Schlage Lätitias höchst unsympathisch sein. Sie mußte sich für ihren Sohn eine ganz andere Gattin wünschen, und der Umstand, daß alle ihre Kinder Josephine nicht leiden konnten, war wenig geeignet, sie gegen die Schwiegertochter milder zu stimmen. Josephine ließ es übrigens ihr gegenüber an Ehrfurcht nicht fehlen, so daß sich zwischen ihr und der Schwiegermutter immerhin zunächst ein leidliches Verhältnis herstellte, während der Haß zwischen den Bonapartes — so hieß die Familie jetzt — und den Beauharnais Napoleon noch viel zu schaffen machte.

Die älteste Tochter Lätitias heiratete (1797) einen früheren korsischen Offizier Baciochi, einen braven Mann, der aber nicht geeignet war, der hochfahrenden Elisa auf die Dauer zu genügen. Frérons Bewerbungen um Pauline wurden abgewiesen, weil Fréron zwar von guter Familie, aber mittellos und durch seine revolutionäre Tätigkeit stark kompromittiert war. Pauline wurde mit dem erst sechsundzwanzigjährigen General Leclerc verheiratet.



Marie Julie Clary, Gemahlin Joseph Bonapartes.
Gemälde von R. Lefèvre im Museum zu Versailles.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Nach dem italienischen Feldzuge hielt Napoleon im Schloß Mombello bei Mailand gewissermaßen Hof. Es ging unter den jungen Generalen und ihren jungen Frauen munter genug zu, denn die hier Versammelten mußten sich vorkommen wie aus einer Sturmflut Gerettete. Ein großer Teil dieser Offiziere war aus Kreisen hervorgegangen, denen sich vor der Revolution die Offizierslaufbahn verschloß. Sie und ihre Frauen suchten nun den Kameraden mit guter Kinderstube die Manieren abzusehen und genossen im übrigen das Leben in vollen Zügen.

Der Übergang von bitterer Armut zu diesem Leben im üppigsten Luxus war für die Töchter Lätitias zu jäh, als daß sie darüber nicht den sittlichen Halt hätten verlieren sollen. Sie

machten in dieser Beziehung ihrer Mutter und Napoleon die schwersten Sorgen, zumal ihnen die Formen der großen Welt, in denen ein leichtsinniger Lebenswandel den Franzosen leichter verzeihlich erschien, doch nicht so zur zweiten Natur wurden wie etwa Josephine. Es haftete ihnen immer viel vom Emporkömmling an, der mit den ihm gewordenen Schätzen nicht genug prunken kann.



Joseph Bonaparte, König von Spanien. Ausschnitt aus dem Gemälde von J. B. J. Wicar im Museum zu Versailles.

Während Napoleon in Ägypten war, weilte Lätitia in Ajaccio. Nach seiner Rückkehr erlebte sie dann den Staatsstreich, der ihn zum Ersten Konsul machte, und mehrere Attentate auf ihn. Was mag in diesen Tagen alles durch die Seele der Frau gezogen sein, deren Sohn eine so unerhörte Laufbahn machte und zugleich immer hart am Abgrund hinschritt! „Alle Welt,“ sagte sie später einmal, „nannte mich die glücklichste Mutter auf Erden, während mein Leben nur eine Folge von Kummer und Sorgen gewesen ist. War Napoleon im Felde, so fürchtete ich, daß jeder eintreffende Kurier mir seinen Tod melden würde.“

Immerhin konnte sie bis jetzt sein Verhalten noch billigen. Er war — was sie immer erwartet hatte — ein großer Feldherr geworden, hatte die Revolution gebändigt und dem Lande seiner Wahl den inneren Frieden gegeben. Da war es in der Ordnung, daß er auch die höchste Stellung im Staat einnahm und sich mit einem gewissen Glanz umgab. Lätitia nannte sich mit Stolz Madame Bonaparte mère. Daß Napoleon aber seine Residenz in die Tuilerien verlegte (19. Februar 1800), erfüllte sie mit Mißbehagen. Wo wollte das hinaus? Sie beschloß, für ihre Person jedenfalls ihren bürgerlichen Gewohnheiten treu zu bleiben, und führte diesen Entschluß, sehr gegen den Willen ihrer Kinder, von denen die jüngste Tochter Caroline eben Murat geheiratet hatte, soweit wie irgend möglich durch. Sie war auch immer bemüht, die Bonapartes und Beauharnais miteinander zu versöhnen, obgleich sie die Heirat ihres Sohnes Louis mit Hortense, der Tochter Josephinens, mißbilligte, weil sie einsah, daß sie den Gegensatz der Sippen nicht überbrücken, sondern nur noch erweitern würde.

Napoleon hatte wohl längst die Absicht, nicht beim Ersten Konsul Halt zu machen. Die Rolle eines Monck zu spielen, hatte für ihn auch nichts Verlockendes, er war daher entschlossen, sich zum Kaiser zu machen. Die Attentate der enttäuschten und erbitterten Royalisten rissen ihn dann zur Ermordung des Herzogs von Enghien hin, für den sich Lätitia vergeblich verwendete. Am 18. Mai 1804 wurde Napoleon zum Kaiser der Franzosen ausgerufen.

Lätitia mißbilligte diesen Schritt durch-



Lucien Bonaparte, Fürst von Canino. Gemälde von R. Lefèvre im Museum zu Versailles.

aus, und sie hat keinen Augenblick geglaubt, daß es Napoleon gelingen würde, sich auf die Dauer auf dem Thron zu behaupten und eine neue Dynastie zu begründen. Die Mutter, die von je in seiner Seele las wie in der eignen, sah voraus, daß dem vom Glück so unerhört Verwöhnten alles Maß abhanden kommen würde und daß er daran früher oder später scheitern mußte. Erlebte sie doch eben, daß Napoleon kurzer Hand von seinem Bruder Lucien verlangte, sich von seiner heißgeliebten zweiten Frau scheiden zu lassen, weil sie ihm nicht vornehm genug war. Als es darüber zwischen den Brüdern zum Bruch kam, folgte sie Lucien in die Verbannung nach Rom und kehrte erst nach der Krönung nach Paris zurück. Dort hielt sie sich von jeder Teilnahme an der Politik fern und beschränkte sich darauf, die Vorsteherin der kaiserlichen Wohltätigkeitsanstalten zu sein. Die reichen Mittel, die ihr der Kaiser für sie selbst gewährte, benutzte sie nicht, wie er das wünschte, zur Repräsentation, sondern legte sie beiseite, um sie den Ihrigen zur Verfügung zu stellen, wenn der Märchentraum, in dem sie lebten, ausgeträumt sein würde.

Lätitia erlebte es, daß ihr ältester Sohn Joseph König von Spanien, Louis König von Holland, Jerome König von Westfalen wurde. Elisa wurde Großherzogin von Toskana, Pauline, die nach dem Tode ihres ersten Gatten — Leclerc starb auf St. Domingo — den Fürsten Borghese geheiratet hatte, nahm wenigstens eine hohe soziale Stellung ein, Caroline wurde Königin von Neapel. Sie erlebte ferner, daß Josephine von Napoleon verstoßen und daß die Tochter des österreichischen Kaisers ihre Schwiegertochter wurde. Sie selbst trug den in seiner Schlichtheit so stolzen Titel: Madame mère.



Hortense, Königin von Holland, Gemahlin Louis Bonapartes, mit ihrem Sohn Louis Napoleon.
Gemälde von François Gérard im Museum zu Versailles.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Tornach i. E., Paris und New York.

Aber das alles machte ihr keine Freude. Sie, die eine wirklich vornehme Frau war, konnte nur mit Bedauern dem hohlen Treiben zusehen, in dem ihre Töchter sich glücklich fühlten. Sie mußte ja auch erleben, daß zwei ihrer Söhne auf die Kronen verzichteten, die ihnen der kaiserliche Bruder verliehen, und sie wußte auch immer, was sie von ihrer neuen Schwiegertoch-



Maria Anna Elisa, Großherzogin von Toskana.

ter zu halten hatte. Ihrem Napoleon aber sah sie sich immer mehr entfremdet, so sehr, daß er es einmal wagen konnte ihr, Lätitia Ramolino, zuzumuten, ihm die Hand zu küssen! Sie wies ihn scharf zurück. „Bin ich nicht Dein Kaiser?“ fragte er. „Aber bin ich nicht Deine Mutter und bist Du nicht vor allem mein Sohn?“ erwiderte sie. Er küßte ihr schweigend die Hand. Aber erst auf St. Helena fand er sich wieder ganz zu ihr zurück: „Ihr dankte ich mein Glück und alles, was ich je Gutes getan habe.“ Und weiter: „Sie war ein Weib mit dem Kopf eines Mannes und der höchsten Verehrung wert.“

Im Jahre 1812 trat ein, was Lätitia für früher oder später erwartet hatte: das Glück kehrte Napoleon den Rücken. Am 18. Dezember war Napoleon wieder in Paris. Die große Armee von einer halben Million Soldaten war in Rußland untergegangen, es galt, ein neues Heer zu sammeln. Für diesen Zweck bot ihm als ersten Beitrag die Mutter, als sie ihn begrüßte, eine Million Franks an.

Aber der beginnende Zusammenbruch der Napoleonischen Herrlichkeit ließ sich nicht mehr aufhalten, und Lätitia mußte sogar erleben, daß Murat sich den Feinden Napoleons anschloß, und zwar auf Veranlassung seiner ihn ganz beherrschenden Frau Caroline. Der Gedanke, in den Untergang ihres Geschlechts verwickelt zu werden, war der ehrgeizigen Frau unerträglich.

Es kam der Tag, an dem Napoleon auf den Thron von Frankreich verzichten und sich auf Elba beschränken mußte (11. April 1814 in Fontainebleau). Napoleon und die Seinigen sollten ihre Titel beibehalten, jedes Mitglied der kaiserlichen Familie 300 000 Franks jährlich erhalten. Aber Marie Luise machte von diesen Rechten keinen Gebrauch. Als sie zu ihrem Vater zurückgekehrt war, nahm sie wieder den Titel einer Erzherzogin an, und ihr Sohn, den sie mit sich nahm, wurde der Herzog von Reichstadt genannt. Sie dachte nicht daran, zu ihrem Gemahl nach Elba zu gehen, Lätitia aber schiffte sich nach Elba ein, sobald die Umstände es irgend zuließen (2. August). Später schloß sich ihr auch ihre Tochter Pauline Borghese an. Lätitia stellte ihrem Sohn rückhaltlos ihre Ersparnisse, eine halbe Million, zur Verfügung und bot alles auf, ihm den Aufenthalt auf Elba erträglich zu machen, aber der Mann, zu dessen Füßen einst der größte Teil von Europa gelegen, konnte sich in diese Enge nicht schicken. Eines Abends sah die Mutter



Louis Bonaparte, König von Holland.
Ausschnitt aus dem Gemälde im Museum zu Versailles.



Maria Pauline Borghese. Skulptur von A. Canova in der Villa Borghese.

ihn mit großen Schritten in dem von Mondschein beleuchteten Garten auf und nieder gehen. Sie folgte ihm, ohne daß er es wußte. Dann sah sie ihn den Kopf an einen Feigenbaum lehnen und hörte ihn sprechen: „Ich muß es doch meiner Mutter sagen.“ Und dann teilte er ihr im tiefsten Geheimnis mit, daß er noch in derselben Nacht nach Frankreich aufbrechen würde.

Es war doch ein verwegener Entschluß, denn es war vorauszusehen, daß seine Feinde Napoleon, wenn er in ihre Hände fiel, kurzerhand erschießen ließen. Das erkannte Lätitia sehr wohl, aber sie sprach doch: „Laß mich vergessen, daß ich Deine Mutter bin. Der Himmel wird es nicht zulassen, daß Du durch Gift oder sonst auf eine Deiner unwürdige Weise umkommst, sondern Du wirst mit dem Degen in der Hand sterben. Darum brich auf, mein Sohn, und folge Deinem Schicksal.“



Joachim Murat, König von Neapel.
Gemälde nach François Gérard im Museum zu Versailles.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie.
in Dornach i. E., Paris und New York.

Es begann das Kaisertum der 100 Tage. Seit dem 1. Juni 1815 war auch Lätitia wieder in Paris, aber schon am 18. Juni fand die Schlacht bei Bellealliance statt, und damit war der Ausgang des verwegenen Unternehmens entschieden. Und Napoleon fiel nicht, wie die Mutter erwartet hatte, mit dem Degen in der Hand, sondern ging der langen, qualvollen Gefangenschaft auf St. Helena entgegen. In Malmaison, in dem Napoleon einst an der Seite Josephinens so viele frohe Stunden verlebt hatte, verbrachte er zum letztenmal vier Tage in Gesellschaft seiner Mutter. Als

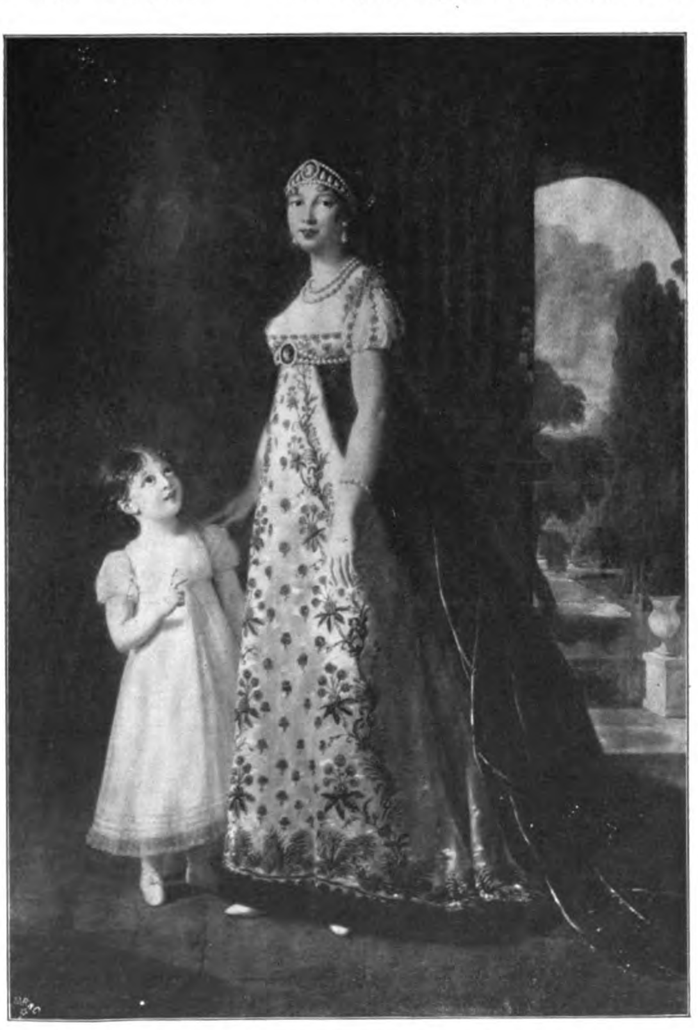
sie voneinander Abschied nahmen für immer, rollten zwei Tränen über Lätitias Wangen, während sie dem Sohn mit den Worten: „Lebe wohl, mein Sohn," die Hand reichte. „Lebe wohl, meine Mutter," erwiderte Napoleon. Dann umarmten sie sich zum letztenmal.

Lätitia begab sich nach Rom, wo sie unter dem Schutz des ihr sehr ergebenen Papstes Pius VII. vor allen Unannehmlichkeiten geschützt war. Hier erfuhr sie, daß Murat gefangen und erschossen worden war (13. Oktober 1815), hier wurde ihr auch mitgeteilt, daß sie unter keinen Umständen nach St. Helena dürfe. Sie stellte Napoleon ihre ganze Habe zur Verfügung; er schlug ihr Anerbieten aber aus, weil er über hinreichende Geldmittel verfügte und wußte, daß seine Geschwister vielfach mittellos waren.

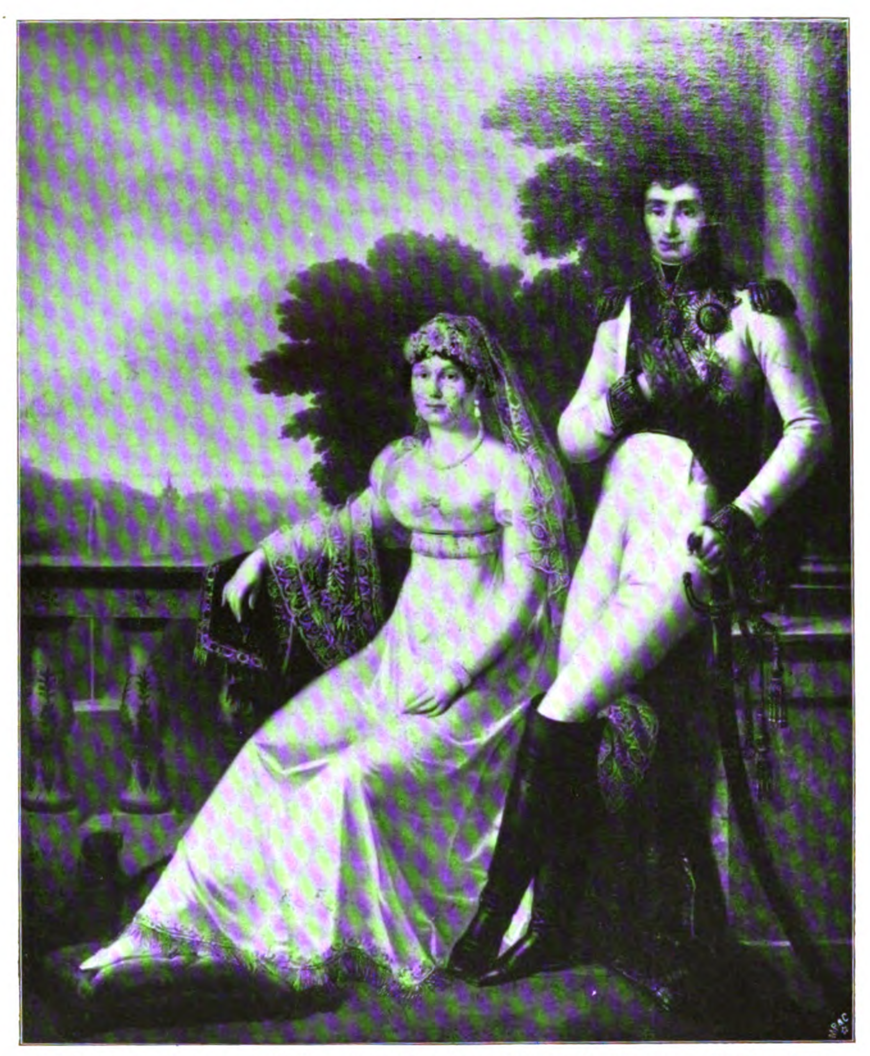
Napoleon erkrankte in St. Helena, und es unterlag keinem Zweifel, daß er zugrunde gehen mußte, wenn er dort blieb. Voll Verzweiflung flehte Lätitia die zum Kongreß in Aachen versammelten Monarchen in einem Brief vom 29. August 1818 an, den Gefangenen, der nun doch nicht mehr zu fürchten war, frei zu lassen, aber sie erhielt nicht einmal eine Antwort.

Am 5. Mai 1821 starb Napoleon, noch nicht zweiundfünfzig Jahre alt. Die Maßlosigkeit seiner Herrschsucht hatte Millionen aller europäischen Völker das Leben und ihm den Thron gekostet, aber wenn die Franzosen seinen Namen in Ehren halten, so wissen sie, was sie tun. Sein Verwaltungsgenie hat die Grundmauern gelegt, auf dem Frankreich noch heute ruht und die es möglich machten, daß es so viele Revolutionen ertragen konnte, ohne aus den Fugen zu gehen. Wenn er das aber tun konnte, so hatte er das zum guten Teil der Abstammung von und der Erziehung durch eine Mutter zu danken, die sich in ihrem Kreise auch immer als ein Verwaltungsgenie bewährte. Hätte er sich ihr in den Tagen seiner Macht und seines Glanzes nicht so sehr entfremdet, so hätte sie ihn vielleicht auch maßhalten gelehrt.

Lätitia starb erst am 2. Februar 1836



Maria Annunciata, später Caroline, **Königin von Neapel,**
Gemahlin Murats.
Gemälde von Mme. Lebrun im Museum zu Versailles.



Jérome, König von Westfalen, und seine Gemahlin Katharina von Württemberg.
Gemälde von F. J. Kinson im Museum zu Versailles.

in Rom, nachdem sie noch den Tod des Herzogs von Reichstadt (1832), ihrer Töchter Pauline (1825) und Elisa (1820), sowie einer ganzen Anzahl ihrer Enkel erlebt hatte. Sie bildete bis zuletzt den Mittelpunkt ihrer Familie. Ihr Stiefbruder, der Kardinal Fesch, überlebte sie zu ihrem Glück, und sie fand an ihm eine nie versagende Stütze.

Lätitia hatte angeordnet, daß ihr Herz nach Ajaccio gebracht werden sollte. Die Bestattungsfeierlichkeiten sollten so einfach wie möglich gestaltet werden, damit die Armen reichlicher bedacht werden konnten. Ihre Leiche wurde zunächst in Corveto bei Civita-Vecchia begraben, später aber, unter der Regierung Napoleons III. (1851), zugleich mit der des Kardinal Fesch nach Ajaccio gebracht. Über dem Eingang der Krypta, die die Gebeine der Geschwister und des Vaters Napoleons birgt, steht die Inschrift:

Maria Letitia Ramolino Bonaparte.
Mater regum.

Der Zusatz ist töricht, denn diese reges waren ganz vorübergehende unbedeutende Erscheinungen. Stünde da aber Mater Napoleonis, wie auf ihrem Sarge, so wäre die Inschrift zutreffend und stolz.



Jenseits der Mauern.

Von

L. Gräfin Uxkull.

Die Frauen sind silberne Schalen,
In die wir goldene Äpfel legen.
Goethe.

Wie aus einer Brust, die das Übermaß der Freude zu zersprengen droht, ein lauter, erlösender Jubelschrei bricht, so brauste der Siegesrausch der Stadt dem triumphierend einziehenden Gianozzo entgegen.

Schon am Tore begrüßte ihn aus einem reichvergoldeten, römischen Wagen ein herrliches, strahlend geschmücktes Weib, die Viktoria, die ihm nach einer Ansprache in rollenden Alexandrinern einen Lorbeerkranz über den funkelnden Helm drückte.

Dann schob sich der Zug der Krieger langsam weiter durch die Hauptstraße, deren hochragende Häuser und Paläste unter den Draperien farbenglühender Teppiche und köstlicher Seidenstoffe verschwanden. Von den Balkonen regnete eine Flut von Rosen, Oleanderblüten, Myrten- und Olivenzweigen auf die Sieger hinab, und lächelnde Frauen wiesen sich die jugendblühenden oder verwetterten Gestalten drunten, die mühsam ihre stampfenden, scharrenden, sich bäumenden Rosse durch das Gedränge der begeisterten Volksmasse, den Lärm frenetischer Zurufe, das Schmettern der Musik, das brausende Glockengeläute lenkten.

Ekstatisch hing manches schöne Auge an dem Heerführer, und zärtliche Kosenamen flogen ihm von weichen Lippen zu. Aber Gianozzo blickte sich nicht um. Über der energischen Nase und dem festgeschlossenen Munde blickten seine dunkeln Augen ein wenig finster, fest vorwärts gerichtet. Der Sammetbrokat des Baldachins, dessen Stangen acht vornehme Männer der Stadt trugen, warf einen Schatten über sein Gesicht, über den Scharlachmantel und den goldinkrustierten Paradeharnisch, in dem nur ab und zu ein Streiflicht wie ein blinkender Stern aufblitzte.

Endlich ergoß sich der ganze Strom auf einen weiten, geräumigen Platz, ringsum von Palästen mit trotzigen Rustikafassaden und hochbogigen Fenstern, von zierlichen, statuengeschmückten Loggien umgeben, und im Hintergrunde abgeschlossen durch den zinnengekrönten Signorenpalast, dessen Glockenturm keck und schlank in den ultramarinblauen Himmel emporschoß. Hier waren Tribünen errichtet, rechts eine für die Mitglieder des fürstlichen Hauses und ihres nächsten Hofstaates, links eine für die vornehmsten Adels- und Patrizierfamilien. In der Mitte aber stand das Podium, wo Messer Petreius, der gelehrte Humanist, des einziehenden Siegers mit einer liebevoll durchgearbeiteten Rede harrte.

Gianozzo blieb vor ihm stehen. Seine Krieger erfüllten rings um ihn her den Platz, und die zusammengepreßte Volksmenge drückte sich an die Mauern, erstieg die Vorsprünge der Häuser, erklomm die Statuen und Brunnen und überflutete die Loggien.

Mit einem stolzen, doch höfischen Gruße verneigte sich der Heerführer gegen die Tribünen, um dann sogleich sein Auge fest und unverwandt auf den Redner zu richten. Die Ansprache begann vielverheißend mit den Worten: „Gajus Julius Caesar“, und nun schwebte dem Gefeierten das Weihrauchgewölk wohlstilisierter lateinischer Phrasen entgegen. Klassische und biblische Zitate wucherten in sprossender Fülle durcheinander. Namen wie Alexander, Herodes, Scipio, Judas Makkabäus, Hektor und der des Erzengels Michael funkelten ohne kleinliche Unterscheidung, aufblinkenden Edelsteinen gleich, aus der zierlich ziselierten Rede hervor.

Dem kühnen, kriegskundigen Condottiere gebührte wohl eine so lange und glänzende Lobpreisung, denn zweifellos war es sein alleiniges Verdienst, wenn heute das Fürstenhaus von purpurner Tribüne auf das siegestrunkene Volk hinabblicken konnte, anstatt flüchtig die Stadt und das Reich zu meiden, wo feindliche Kriegsscharen das Entsetzen des Brandes und der Plünderung entfesselten. Und vielleicht schweiften Gianozzos Gedanken von den schwülstigen Phrasen der Huldigungsrede mit stiller und glücklicher

Genugtuung ab und überblickten nochmals die geschickten Manöver, durch die er den Feind in die Enge getrieben und gegen das Gebirge gedrückt hatte, bis er ihm endlich die letzte große Entscheidungsschlacht liefern konnte. Diese Schlacht bedeutete ein Meisterstück italienischer Kriegskunst, denn sie hatte nur wenig Menschenblut gekostet; dafür war eine große Menge vornehmer Gefangener, von denen sich hohes Lösegeld erwarten ließ, in die Hände der Sieger gefallen. Damit war der Feind vorläufig vernichtet, denn ehe er sich von dieser Niederlage erholen und ein neues Heer zusammenbringen konnte, mußte längst die Winterzeit hereinziehen, wo das Waffenhandwerk ruhte.

Gianozzo wußte, daß man seiner Person und seiner Truppen sicherlich bis zum nächsten Frühjahre und vielleicht überhaupt nicht mehr bedürfen würde, und heimlich mochte er wohl auch erwägen, was er nach diesem glänzenden Empfange wohl noch von der Erkenntlichkeit einer mißtrauischen Regierung zu gewärtigen habe. Und heimlicher noch, tief unten, wo die dunkelsten Empfindungen und Gedanken in der Menschenseele lagern, wie ein Knäuel schwarzer Schlangen, die wirr und lichtscheu durcheinander schleichen, da regte sich vielleicht eine ahnende Vorstellung, wie man das Versagte erzwingt, wie man stürzt, was man erhoben hat, und wie man es zur Seite räumt, um sich selbst Platz zu schaffen . . .

Doch der Redner hatte geendet, und eine neue Huldigung war dem glücklichen Condottiere aufgespart. Man überbrachte ihm, als ein besonderes Zeichen der fürstlichen Anerkennung, zwei junge, aneinander gekettete Löwen, ein Sinnbild seiner großherzigen Tapferkeit. Diese Tiere waren in der Stadt selbst von einem mächtigen Löwenpaare im fürstlichen Tierzwinger erzeugt, und das seltene Ereignis einer solchen Geburt in der Gefangenschaft war als ein freudiges Vorzeichen der wachsenden Macht und der Befestigung des Tyrannengeschlechtes gedeutet worden. Ihm, der den Augurenausspruch so glänzend bestätigt hatte, gebührte dieser Siegespreis.

Gianozzo streifte die knurrenden, sich duckenden Tiere kaum mit einem geringschätzigen Blicke. Aber das bedeutungsvolle Symbol wirkte wieder tief aufwühlend auf die große Menge der Zuschauer. Noch einmal brach der brausende Sturm einer wütenden Begeisterung in endlosem Jubel los, Hüte und Mützen und Tücher flatterten in frenetischen Schwingungen, wie tausend buntfarbige, windbewegte Schiffswimpel.

Aber auf Gianozzos Hand, die mit energischem Griffe den Zaum seines großen, starkknochigen Gaules umfaßt hielt, fiel eine schwere, opalschimmernde Rose von der Fürstentribüne hernieder. Und zum erstenmal erhob sich sein Antlitz neugierig und forschend. Sein Blick traf in zwei langgeschnittene, hell und unbestimmt, wie das Meer bei der ersten Morgenbeleuchtung gefärbte Augen, über denen die Brauen sich scharf, fein und tadellos abzeichneten. Sie standen in einem Antlitz von eigenartigem Reize. Ein schmales Näschen stumpfte sich etwas ab über der zarten, im Winkel ein wenig tückisch niedergezogenen Oberlippe, während die untere sich rot und hochmütig schwellte. Um die hohe, glatte Stirn teilte sich wellig das sonnengoldige Haar, rieselte an den blütenzarten Wangen hinab, die, ganz leicht am Knochen vorspringend, sich in einer feinen Linie mit dem eigenwilligen Kinn verbanden. Die schöne Frau hielt ihren Oberkörper ein wenig vorgeneigt, und aus dem blauen Gewande schimmerte unter einer Kette mit zierlichem Perlengehänge die Weiße ihres Halses und Busens hervor. Die lange, schmale Hand, welche eben die Rose geworfen hatte, lauschte aus einem weiten Ärmel von alexandrinischem Sammet.

Gianozzo trank ihre ganze Erscheinung mit einem Blicke — und mit einem zweiten gab er sich ihr zu eigen. —

* * *

Der Herbst zog über das Land und berührte die Bäume mit goldenem Finger. Ihr Laub entzündete sich in königlichen Farben zwischen dem unveränderlichen Schwarzgrün der Zypressen und dem stumpfen Grau der Olivenbäume. Aber die Rosen blühten noch in zarten Perlmuttertönen, kletterten schmeichelnd empor an dem hochbogigen Unterbau, umschlangen liebkosend die Balustrade der Terrasse, wo Gianozzo neben seinem Freunde Flavio träumend ruhte. Sein Blick schweifte manchmal über die sanft geschwungenen, weinumsponnenen Hügelketten, wo weiße Gehöfte und stolze Villengebäude aus den Baumgruppen hervorlauschten. Doch ihr stiller Zauber war

vor dem wilden Treiben und Lärmen der überall umherschwärmenden Kriegerbanden entflohen. Es waren nur flüchtige, zerstreute Blicke, die der Condottiere dort hinsandte; länger, verträumter haftete sein Auge drüben, wo jenseits des Wassers auf schroff ansteigender Höhe die goldbraunen Mauern der Stadt sich hinstreckten, von trotzigen, kurzen, starken Wachttürmen unterbrochen. Zwischen den Dächern der Häuser breiteten sich da und dort die dunkeln Schirme eingestreuter Pinien aus, und hoch aufgeschossen, in zierlicher Grazie überragte die ganze Masse der Bauten der launisch gezackte Turm des Signorenpalastes. Ein anderer, ungefügig und viereckig, gehörte zum fürstlichen Schlosse, und wenig weiter nur deutete der buntgestreifte, marmorne Glockenturm den Komplex der Kathedralengebäude an.

Zuweilen gelang es Flavio, die Aufmerksamkeit des Heerführers auf sein Geplauder zu lenken. Die prächtige Villa, die der Fürst ihnen zum Aufenthalte angewiesen hatte, erweckte in den beiden gar manches Erinnerungsbild. Mit ihrer Terrasse, mit ihrem Park, wo künstliche Wasserspiele zwischen den hermengesäumten Wegen glitzerten, wo weiße Griechengötter sich von den Lorbeergebüschen abhoben und grünumrankte Laubengänge zum sinnenden Wandeln einluden, gemahnten sie an das ferne, zwischen mancher abenteuerlichen Kriegsfahrt schon halb vergessene Heimatsschloß.

Dort war Gianozzo, ein unehelicher Sohn des Herzogs, mit seinen prinzlichen Geschwistern aufgewachsen, ohne Unterschied des Ranges und der Geburt. Sein Vater hatte ihn auf die geistliche Karriere hingewiesen und würde nicht Geld noch Einfluß gespart haben, um für seinen Sprößling den Kardinalspurpur zu erlangen. Doch Gianozzos stürmische Jugendglut hatte anderer Mittel begehrt, als der gefällig wühlenden Intrige und des prunkenden, geistlichen Wohllebens Roms, um seinem Tatendrange, seinem Ehrgeize, seinem überschäumenden Temperamente Genüge zu tun.

Während er zwischen Künstlern und Gelehrten am üppigen Hofe des Herzogs zum Jüngling heranwuchs, sorgsam mit seinen Brüdern und Schwestern in der Kenntnis der alten Sprachen, der Philosophie Platos, der römischen Geschichte und der großen heimischen Dichter, Dante und Petrarca, erzogen, in der Führung der Waffen, in der Kunst des Reitens und Turnierens unterwiesen, da träumte er den Siegeszügen Alexanders und Cäsars nach. Da erwachte wohl auch die Sehnsucht nach Größe und Macht und stolzem Besitze, und zu edel gesonnen, um heimlich der Krone des Bruders durch Hinterlist oder Gewalt nachzustellen, wie es die dunkeln Vorgänge in manchem herrschenden Fürstenhause ihn hätten lehren können, beschloß er, sein großes Lebensspiel mit den Waffen geworbener Truppen zu wagen. Hatten nicht kühne Heerführer vor ihm sich Glück und Reichtum, ja einen Thron zu erringen gewußt? War nicht Francesco Sforza, dem glücklichen Condottiere, dem Erben und Schwiegersohne des letzten Visconti, die unvergleichliche Herrschaft über Mailand zugefallen?

Flavio war schon sein Genosse bei kindlichen Studien und Spielen gewesen. Der leicht fassende Jüngling hatte schnell seine prinzlichen Gefährten in allen Wissenschaften überflügelt, hatte alles in sich aufgenommen, was ihm von Philologen, Kosmographen, Geschichtsschreibern, Mathematikern und Astrologen entgegengebracht wurde. Er übersetzte leicht und gewandt plautinische Komödien, beherrschte die Kunst der Musik, schrieb lateinische Gedichte in antikem Versmaß, bildete sich zum anmutigen Redner aus und war auch als kluger Ratgeber bei festlichen Veranstaltungen zu gebrauchen. Als er noch ein paar Jahre die Universität besucht hatte, konnte er wohl als das Muster eines elegant und humanistisch gebildeten Mannes gelten, und der Herzog war eifrig bestrebt, diese junge, vielversprechende Kraft an seinen Hof zu fesseln. Doch Flavio gefiel es besser, sein Geschick an das des abenteuernden Freundes zu knüpfen: es zog ihn die Neigung, es zog ihn wohl auch die Hoffnung, anstatt am herzoglichen Hofe einer unter vielen zu sein, vielleicht dereinst neben Gianozzo der erste zu werden.

So tauschten sie ihre ersten Jugenderinnerungen aus. Als aber Flavio merkte, daß sein Gefährte immer zerstreuter und einsilbiger wurde und das Auge nicht mehr von dem düstern, viereckigen Turme ließ, da griff er zur neben ihm liegenden Laute, präludierte anmutig und begann dann zu singen: schelmische Lieder, sehnende, schwer-

mütige Kanzonen, und es war der Geist süßer, verzehrender Liebe, der alle seine Gesänge durchwebte.

Gianozzos Züge verloren ihre Härte. Unverwandt und schwer lag sein Blick auf dem grauen, viereckigen Turme. Seine Gedanken umfingen sie, die dort hinter dem trotzigen Gemäuer weilte, die vielleicht — vielleicht auch ihre Gedanken den seinen entgegensandte. So wenig war es, was er von ihr kannte: ihren Namen, den stolzen Namen Zenobia, und ein paar kurze Züge ihres Schicksals. Unter der goldenen Fürstenkrone und der goldenen Krone ihres sonnigen Haares war sie als Gattin des jungen Herrschers in die Stadt eingezogen. Ein paar Monate nur — dann war ihr Gemahl gestorben; sein jüngerer Bruder übernahm die Regierung, und eine kleine, schmächtige Frau verdrängte sie von dem Throne. Man flüsterte manches über das schnelle, unerwartete Ende des blühenden Fürsten — Gift von Bruderhand —, aber solche Gerüchte heften sich an den Tod eines jeden Großen. Freilich, Marcantonio war ein Regent, dem man Schlimmes mit Grund zumuten mochte. Er befestigte seine Tyrannenherrschaft mit rücksichtsloser Hand, er verteidigte sie mit argwöhnischer Eifersucht, und überall, auf der Fährte nach heimlichen Verschwörungen, wütete er gegen die Verdächtigten mit Tortur, Kerker, Hinrichtung und Verbannung.

Über Zenobia erfuhr Gianozzo nichts mehr. Sie lebte als Witwe im Fürstenpalaste, und das Volk wußte nichts weiter von ihr, als daß sie schön und lieblich sei wie ein Stern, und daß es sie um ihrer Anmut willen liebe.

Ob sie sich mit ihrem Geschicke abgefunden hatte? Ob sie nach keiner neuen und glänzenden Verbindung mehr strebte? Ob sie den geheimnisvollen Tod des Gatten vergessen konnte, und ob sich niemals zu dunkler Stunde der Geist der Vergeltung an sie heranschlich? Fordert das Blut nicht gebieterisch Rache? . . .

Auf solche Fragen fand Gianozzo keine Antwort; er vermochte sie auch nicht aus ihrem geliebten Gesichte zu lesen, in dessen Züge er sich doch täglich mit stürmischer Zärtlichkeit versenkte. Denn es verging kein Morgen, da er nicht zu früher Stunde zur Stadt hinaufgezogen wäre. In einfacher Kleidung, den Mantel über die Schulter geschlagen, drang er durch die Straßen bis vor den Dom. Er harrte eine Weile, von Ungeduld und Sehnsucht verzehrt, bis sie, von zwei ihrer Frauen begleitet, erschien und durch das Portal ins Gotteshaus eintrat. Er folgte ihr, lehnte im Schatten der Gewölbe halb verborgen gegen einen Pfeiler, doch so, daß er sie während der ganzen Dauer der Messe im Auge behielt. Wie genau kannte er jetzt jeden feinsten Ausdruck ihres Antlitzes, die freien und sichern Bewegungen ihrer Gestalt, die langen, weißen Finger, die das Gebetbuch hielten! — War es möglich, neben diesem einzigen Weibe noch einen anderen Gedanken zu hegen? —

Sie kannte auch ihn, obschon sie es vermied, ihn zu grüßen, und er erriet wohl richtig, daß sie die Aufmerksamkeit nicht auf ihn lenken wollte. Aber wenn sie vorüber ging, so sagten ihm ihre Augen, daß sie ihn bemerkt habe, und warfen ihm einen lächelnden Gruß oder eine versengende Flamme zu. Sie verließ den Dom, und er folgte ihr von weitem bis an das Portal. Dort blieb er stehen, bis sie drüben im grauen Schloßtore verschwand.

Und den ganzen Tag beherrschte sie ihn.

Er legte in sie jede Vollkommenheit, die er je an einer Frau geliebt hatte. Er stattete sie mit heimlichen Reizen aus. Er ließ zu jeder Stunde, wie einen unerschöpflichen Blütenregen, alle Eigenschaften über sie niederrieseln, die das Weib liebenswert machen: Stolz, Keuschheit, Schalkhaftigkeit, Zärtlichkeit, süße Hingebung; doch auch mit Klugheit, Gelehrsamkeit, Tapferkeit, Willenskraft schmückte er sie. Alle Tage glaubte er, einen noch unbekannten Zug in ihr entdeckt zu haben und deutete ihn nach seinem Wohlgefallen. Aus den Tiefen der einst in sich aufgenommenen Poesie holte er alle Gestalten hervor, um sie in ihr zu verkörpern. Sie war Beatrice, die stolze Führerin durch Hölle und Paradies. Sie war Laura, die Lächelnde, Träumende, Unnahbare. Sie war Helena, die Entzünderin wilder Männerschlachten, und Elektra, die große Rächerin. Sie war Semiramis, die kluge, gewaltige Herrscherin, und auch die rätselaufgebende Königin von Saba. Zuzeiten schien sie ihm Kleopatra, die ihm, wie einst Antonius, die Tatkraft und Männ-



Birken im Moor. Gemälde von Prof. Ludwig Dill-Karlsruhe.
Von der Großen Berliner Kunstausstellung, 1904.

lichkeit aus der Seele saugte. Doch er liebte es auch, sie sich als ihre Namensschwester Zenobia vorzustellen, und von seinen etwas grausamen Instinkten hingerissen, schwelgte er in einer berauschenden Phantasie: er sah sich als gefeierter Triumphator durch die festlich geschmückten Straßen ziehen, die schöne, gefesselte Überwundene hinter seinem Siegeswagen herführend . . .

Flavio warf die Laute zur Seite.

„Was soll nun werden, Gianozzo? Du wirst nicht ewig der schönen Zenobia von ferne nachseufzen können, ganz abgesehen davon, daß Du Dein Leben täglich gefährdest. Marcantonio findet leicht einen Arm, der ihn flugs von Deiner unbequemen Gegenwart befreit."

Aber Gianozzo achtete die Warnungen und den liebenswürdigen Spott des Freundes gering. Wenn er seiner liebenden Schwärmerei nachhing — was wurde versäumt? Mußte er nicht hier untätig vor der Stadt lagern, bis der Fürst sich entschließen würde, ihm den schuldigen Sold auszuzahlen? Die Soldaten erlaubten sich allerlei gewalttätige Übergriffe — aber trug der lässige Zahler nicht selbst die Verantwortung? Sie murrten und knurrten schon leise; doch Gianozzo wußte sie zu bändigen, und noch machten sich Not und Kälte nicht fühlbar. Ja, er wußte selbst gut genug, daß Marcantonio darauf sann, sich durch Verrat oder Gewalt des lästigen Gläubigers zu entledigen — doch wenn er um Zenobias Blick täglich sein Leben in die Schanze schlug, fesselte sie ihn dadurch nicht mit einem heftigeren Reize?

Flavio ließ indessen nicht ab, mit sanfter, geschmeidiger Rede in die Seele des Feldherrn zu dringen. Seine goldbraunen Augen suchten schmeichelnd Gianozzos Blick, und während er zuweilen mit der Hand über den rötlichen Spitzbart strich oder schnell mit der Zunge die roten, geschwellten Lippen netzte, fielen seine Worte wie ein angenehmes, berauschendes Gift in den Geist des Gefährten.

Es herrschte nicht eitel Zufriedenheit in der Stadt. Die Zeiten waren noch nicht vergessen, wo der Gonfaloniere einer gewaltsam eingesetzten Tyrannenherrschaft hatte weichen müsse, wo sich eine mächtige, reiche Partei ihrer Sitze in der Signorie beraubt sah und selbst der Name der Bürgerfreiheit, den man so lange vor den Augen der Menge als ihr heiliges Eigentum hatte gleißen lassen, vertilgt ward. Man konnte diese Stimmungen, diese heimlichen Ehrbegierden ausnutzen, und nachher — dem Volke war es wohl gleich Es wußte schon, daß es doch nur den Herrn wechseln würde!

Ja, Marcantonio hatte die Söldner außerhalb der Ringmauern verwiesen. Um keinen Preis würde er die gefährlichen Gäste in seiner unmittelbaren Nähe geduldet haben. Aber Gianozzo und Flavio konnte er nicht ausdrücklich den Besuch der Stadt verwehren. Wenn nun der Condottiere seine Gänge dorthin benutzte, um Blicke der Liebe mit einem schönen Weibe zu tauschen, so wußte Flavio, unter der Maske des liebenswürdigen Lebemannes, seine Ausflüge auf andere Weise zu nutzen. Er irrte sich gewiß nicht, wenn er dem Feldherrn den baldigen Besuch Messer Pierluigis in Aussicht stellte.

* * *

Flavio, der alles wußte, hatte auch diesmal richtig prophezeit. Am andern Tage bewegte sich eine geräumige, schön bemalte und vergoldete Sänfte, von zwei starkknochigen, braunen Sklaven getragen und von einigen bewaffneten Reitern umgeben, über die Brücke mitten durch das Lager. Zwar begannen die umherstreifenden Soldaten sogleich, den Zug in übermütiger Weise zu belästigen, doch die Erklärung, daß es sich um einen Besuch bei dem Feldherrn handle, genügte, um sie schnell in die Schranken der Ehrfurcht zurückzuweisen.

Etwas schwerfällig entstieg dem pompösen Kasten Messer Pierluigi. Der Condottiere empfing ihn mit aller gebührenden Ehrerbietung und erhielt seinerseits von dem Gaste weitschweifige Versicherungen seiner grenzenlosen Verehrung.

Pierluigi kam eigentlich ganz zufällig vorüber, so erzählte er. Das Ziel seiner Fahrt war sein nahe gelegenes Landgut, das ein geschätztes Öl und einen köstlichen Wein lieferte. Auch eine Wollweberei sicherte dem Besitzer gute Erträge und half in Jahren der Mißernte ein wenig über entstandene Verluste hinweg. Pierluigi erkannte gewiß die über Gianozzos Truppen waltende Disziplin hoch an, — doch es ist natürlich, daß ein Hausvater in unruhigen Zeiten nach dem Seinigen sieht.

Gianozzo hörte das alles mit steinernem

Gesichte an, und Flavio lächelte liebenswürdig, indem er die Lippen zuweilen leicht mit der Zunge netzte.

Als aber die drei gemächlich drinnen beisammen saßen, wurde das Gespräch vertraulicher. Schimmernde Teppiche bedeckten den Boden des Gemachs, die schwarz getäfelten Wände waren mit hellen Arabesken eingelegt, weiche Kissen schmiegten sich um die Körper der Sitzenden, und auf einem niedrigen Tische vor ihnen quollen sammetene Früchte aus silbernen Schalen, blinkte goldiger Wein aus schlanker Karaffe.

Pierluigi prüfte und lobte ihn als erfahrerer Kenner. Sein glattrasiertes Gesicht mit den gewöhnlichen, breiten Zügen schien harmlos ganz dem Genusse hingegeben. Nur der Zug tiefer Überlegung verließ seinen großen, schmallippigen Mund nicht, und wer konnte den Ausdruck der kleinen, zwischen schweren Lidern und tausend Falten verborgenen Augen ergründen?

Als löse der Wein seine Zunge, begann er mit breiter Behaglichkeit die Wünsche des Fürsten auszuplaudern. Gianozzo konnte doch nicht auf unabsehbare Zeiten hinaus, hier vor der Stadt mit seinen Truppen lagern, deren Erhaltungskosten ins Ungeheuerliche wuchsen. Ein kluger Condottiere entläßt beim Eintritte der rauhen Jahreszeit den größten Teil seiner Soldaten und ist glücklich, wenn er für seine Vorräte und seine ständig verbleibenden Leute ein gutes Quartier gefunden hat.

Gianozzo erwiderte einfach darauf, daß der Abzug nur von der Auszahlung des rückständigen Soldes abhänge. Marcantonio habe das selbst in der Hand.

Aber Pierluigi sagte, bei so etwas komme es nicht immer auf den guten Willen an. Der Fürst glaube sich nicht zu täuschen, wenn er Gianozzos Reichtümer hoch genug einschätze, damit dieser die erforderliche Summe einstweilen vorstrecken und das Heer entlassen könne. Einem Herrscher, der ihm durch einen so überaus prächtigen Triumphzug seine Dankbarkeit und Gunst vor allem Volke bekundet habe, dürfe er mit Recht vertrauen und von ihm die baldige Rückerstattung der Schuld erwarten. So sei allen Teilen geholfen.

Hier unterbrach ein lautes und übermütiges Lachen den Redner. Flavio steckte mit seiner Heiterkeit die beiden anderen an, und selbst Pierluigi schien den ausgesprochenen Vorschlag belustigend zu finden. Doch schnell hatte er seinen alten behaglichen Ernst wiedererlangt.

Nun, war es etwa nicht begreiflich, daß Marcantonio die Umgebung der Stadt gern von den Söldnerscharen befreit gewußt hätte, da er selbst im Begriffe stand, eine Reise anzutreten? Gewiß — eine ganz harmlose Reise im Interesse seiner Familie. Schon lange schwebte ein Ehebündnis zwischen Marcantonios jüngstem Bruder, Andrea, und der Tochter des mächtigen Herzogs Giulio, und Marcantonio hoffte die noch bestehenden Hindernisse am schnellsten durch eine persönliche Vermittelung zu beseitigen. Dies Bündnis, welches den Kredit des Fürsten gewaltig heben mußte, lag ja in Gianozzos eigenem Interesse.

Doch der Condottiere lachte nur spöttisch dazu und warf plötzlich die harten Worte hinein: „Herzog Giulio gebietet außerdem über eine ansehnliche Truppenmacht."

„Davon" — versetzte Pierluigi — „hat der Fürst mir nichts in seiner Instruktion mitgeteilt." Und dann verwirrte er sich und widerrief jeden fürstlichen Auftrag.

Aber Flavio, der alles wußte, durchschaute sein ganzes Spiel. „Gelt," sprach er mit seinem gefälligen Lächeln und seinem einschmeichelnden Blicke, „wenn wir es drüben mit einer Republik zu tun hätten, an deren Spitze der Gonfaloniere Pierluigi stünde, so harrten wir wohl nicht so lange des rückständigen Soldes?"

Ja *wenn* — wenn, was ja ganz ausgeschlossen war, die goldenen Tage der Bürgerfreiheit noch schienen und Pierluigi der Regierung vorstünde, so sähe es wohl anders aus um die Verpflichtungen der Stadt gegen ihre hochverdienten Retter.

Der stattliche Patrizier erhob sich schwerfällig. Was gesagt werden sollte, das war gesagt. Pierluigi hatte die Mission seines Fürsten gewissenhaft ausgerichtet und konnte sich nun leichten Gemütes den eigenen Angelegenheiten seines Gutes, seiner Weinberge, seiner Olivenhaine, seiner Wollweberei zuwenden. Gianozzo und Flavio geleiteten ihn ehrerbietig über die Terrasse.

Da zerriß ein mächtiges Gebrüll die Luft. Pierluigi zuckte zusammen.

Und noch einmal furchtbarer, durch-

dringender erhob sich die unheimliche Stimme. „Was bedeutet das?“

Zum drittenmal tosend, erschütternd, elementargewaltig brach der schauerliche Laut herein. Gianozzo lächelte. „Die Löwen aus Marcantonios Zwinger.“

Da gedachte Pierluigi der Verheißung, die sich an diese Tiere knüpfte. Und bebend, totenbleich bestieg er die pomphafte Sänfte.

* * *

Nun kämpften die ersten Winterschauer schon gegen den flüchtenden Herbst. Bitter kalt kam es von den Höhen herabgeweht, und die schlanken Gipfel der Zypressen schüttelten sich frierend und widerstrebend. Dicke Wolkenknäuel schoben sich hastig über die Stadt. Auf den Wegen des Parkes moderte das gefallene Laub, und an den entblätterten Rosenranken der Terrasse zerrte der mißlaunige Sturm.

Flavio lehnte gegen den monumentalen Kamin und streckte die geröteten Hände, die eisigen Füße der Flamme entgegen. Der große Saal mit seinem Mosaikfußboden, seinen weiten, zugigen Bogenfenstern, seinen weißen Marmorwänden und gelben Strebepfeilern, über denen sich hoch die freskengeschmückte Decke wölbte, strömte eine durchdringende Kellerfrische aus.

Doch Gianozzo, der mit großen Schritten den Raum durchmaß, spürte nichts von der Kälte. Sein Kopf glühte im Fieber, durch alle Adern kroch es ihm heiß. Und er erwiderte nichts auf Flavios lange, mit zäher Geduld sich wiederholenden Reden.

Ja, begriff der Heerführer wahrlich nicht, daß nun endlich der Augenblick des Handelns herangekommen sei? Wollte er denn durchaus seinen Untergang? Alles war aufs günstigste vorbreitet, die Stimmung der Stadt durch Wunder der Geschicklichkeit dem tollen Plane gewonnen, die Tiefen des Volkes aufgewiegelt, die Führer der Bürgerschaft durch sinnreiche Vorspiegelungen verblendet. Der Tag, die Stunde, die dem Ausbruche einer Verschwörung nicht günstiger fallen konnten, waren bestimmt, — und nun zögerte Gianozzo wieder! Hatte er, der Waghalsige, Tollkühne, Eroberungsfreudige, denn auf einmal seine innerste Natur vertauscht? Worauf wartete er noch? Das Heer, in dem sich schon Ahnungen des Geplanten verbreitet hatten, empfand auch die Unentschlossenheit des Führers. Tiefe Unzufriedenheit machte sich bereits hier und dort geltend, und die Autorität der Offiziere war im Sinken begriffen. Die ganze Umgebung lag ausgeplündert da, und schon begann der Mangel sich fühlbar zu machen. Die Söldner begehrten ihre Entlassung, forderten laut den rückständigen Sold. Sie wollten nicht ins Feld gezogen sein, um jetzt untätig vor den Mauern der Stadt an Hunger und Kälte zugrunde zu gehen. Zu rauben gab es nichts mehr. Würfel- und Kartenspiel waren jeglichen Reizes bar, da niemand mehr etwas zu verlieren hatte. Und konnte man es ihnen verargen? Was hatte der ganze Feldzug ihnen bisher eingebracht? Die Beute einiger unbedeutenden Dörfer war nicht der Rede wert — und nun versagte man ihnen gar den ehrlich verdienten Lohn! Ja, hätte man sie beizeiten ausgezahlt, so wären sie wohl still und zufrieden ihrer Wege gezogen. Nun aber lächelte in ihre stetig sich steigernde Not seit langen Wochen die übermütige Stadt von dort oben herab — die Stadt, die sie sich voll Goldes und köstlichen Geräts, voll schimmernder Kleider, voll wertvoller Kleinodien, voll reizender Weiber träumten. Hätten sie da nicht nach ihrem vorenthaltenen Rechte, nach der Plünderung jener stolzen Feste schreien sollen, die ihrer zu spotten schien?

Gianozzo lehnte am Fenster, hielt verzweifelt das Haupt in den Händen und stöhnte. Aber Flavio ließ nicht ab.

Nun war auch Marcantonio zurückgekehrt, strahlend, siegessicher, mit der Zusage einer baldigen Eheschließung. Schon begannen die hochzeitlichen Vorbereitungen: die Architekten brüteten über sinnreiche Gerüste, die Poeten schwelgten in lateinischen Hymnen, die Goldschmiede arbeiteten zierliche Prachtstücke, und die Schneider maßen endlose Ellen von Goldstoff und Sammetbrokat ab. Aber das alles mochte wohl nur der Schein sein, unter dem sich Marcantonios geheimste Gedanken verbargen. Das Gerücht hatte sich unter den Soldaten verbreitet, daß Herzog Giulio als Vorspiel zur Hochzeit ein stattliches Heer sende, das ihnen in den Rücken fallen und sie im Verein mit den Männern der Stadt hier vernichten solle. Wie lange konnte es noch dauern, bis die Unschlüssigkeit des Feldherrn sich ihm zur Anklage der Mitwissenschaft, des Verrates an den eigenen Leuten

gestaltete? Würden sie ihn nicht endlich bezichtigen, daß er darauf sinne, sie um eines Weibes willen zu verkaufen? Seine Leidenschaft für die Fürstin Zenobia war ja das Gespräch, das Gespött seiner Mannschaft!

Gianozzo stöhnte abermals auf, als läge er auf der Folterbank. Flavio netzte leicht seine Lippen und redete weiter.

Nun, wenn es dem Condottiere auch gelingen sollte, sich gegen das eigene Heer zu schützen, so hatte sein Liebesspiel droben jedenfalls am längsten gewährt. Marcantonio würde nicht zögern, ihn meuchlings niederstoßen zu lassen am Tage, da er, der nahen Hilfe Herzog Giulios sicher, die Rache der Söldner nicht weiter zu fürchten brauchte.

Und Gianozzo gedachte des selbigen Morgens, wo er, in seinen Mantel gehüllt, am Portale der Kathedrale stand und der entschwindenden Fürstin nachblickte. Da hatte ihn plötzlich einer angeredet.

„Ihr seid ein guter Christ, meiner Treu, Herr Gianozzo! Kein Morgen, daß Ihr die Messe versäumtet!"

Und er erkannte den blonden Andrea, der ihm teilnahmsvoll und warm in die Augen blickte. Der fürstliche Jüngling fuhr fort: „Gebt acht, Herr Gianozzo! Es gibt spitzere Pfeile, als die von Cupidos Bogen schwirren. Zuweilen kehrt einer von Reisen zurück, der fromme Menschen nicht liebt."

Er hatte das nur geflüstert und verschwand schnell im Innern der Kirche.

Aber Flavio ließ die Gedanken des Heerführers nicht lange bei dieser Erinnerung verweilen. „Du mußt ja, Gianozzo. Warum sträubst Du Dich noch? — Sieh, alles ist bereit. Das Fest des heiligen Schutzpatrons der Stadt mit der ihm zu Ehren stattfindenden Prozession ist eine Gelegenheit, wie sie sich Dir nicht mehr bietet. Und es hilft Dir nichts: Du mußt sie ergreifen! Noch einmal konnte ich gestern die Sterne befragen, denn eine besondere himmlische Gnade bescherte mir eine klare Nacht. Da oben las ich Dein Geschick, Gianozzo! Macht, Reichtum, Herrschaft — alles Dein! Aber es gilt jetzt zu handeln, jetzt, wo die Konstellation Dir so günstig ist, wie wohl nie mehr im Leben."

Da wandte sich Gianozzo plötzlich gegen den Redner, schritt auf ihn zu, ergriff seine Hände und drückte sie unbewußt in wildem Krampfe zusammen, als lägen sie in einem Schraubstocke.

„Flavio, ahnst Du denn, was meine Seele verzehrt, meine Tatkraft unterbindet, meine Entschlußfähigkeit aufsaugt wie ein lüsterner Vampir? — Ach, Flavio, Du weißt ja nicht, wie es mich erfaßt hat! Glück, unsägliches, übermenschliches Glück und unbeschreibliche Qual, die noch Glück ist! Sie — sie — sie! Ich kann ja nicht mehr leben ohne diesen Blick, der mir alles ist, — und Macht und Reichtum sind mir zu lächerlicher Kleinheit versunken. Ich will nichts mehr als diesen Traum — den Traum, sie mit der Seele zu umfangen. Nur mit der Seele, Flavio! — Wie wenig begehre ich doch! Nur sie eine kurze Viertelstunde am Tage von ferne mit meinem Blicke zu liebkosen, nur einen Strahl ihrer überirdischen Lieblichkeit aufzufangen — — und das, das Wenige wollt ihr mir rauben und glaubt mich dafür mit einem törichten, kalten Zepter entschädigen zu können? — Betteln will ich, um zu ihr zu gelangen, auf den Knieen über die Brücke rutschen, den steilen Bergweg hinan, bis das Blut über die spitzen Steine rieselt ... und ich soll sie vertreiben, soll sie aus ihrem Schlosse stoßen ins Elend der Verbannung hinaus — ah, schlimmer noch vielleicht! Flavio, denke an die wütende Lust der plündernden Soldateska! Flavio — ich werde wahnsinnig ..."

Der andere lächelte milde.

„Solltest Du es nicht schon sein, Gianozzo? Dem Heerführer stehen doch wohl Mittel zu Gebote, um vor seinen Soldaten zu bewahren, was ihn dessen wert dünkt. Und — wer eine Stadt erobert, sollte der nicht auch ein Weib erobern können?"

Gianozzo wurde sterbebleich bis in die Lippen. Seinen Körper schüttelte das Fieber, seine Augen starrten zu übermenschlicher Größe erweitert.

Draußen tobte ein wildes Getöse, und sie meinten drinnen, es sei der Sturm. Aber der Lärm wuchs an, und man unterschied, wie einzelne weiß aufschäumende Wogenspitzen, hier und da eine menschliche Stimme, dann ein Klirren von Waffen. Aus den Bogenfenstern des Saals gewahrten sie, wie der ganze Park von Soldaten überflutet war, die laut nach ihrem Führer verlangten.

Da riß sich Gianozzo zusammen, und als er auf die Terrasse hinaustrat, zeigte er wieder sein eisernes Feldherrngesicht.

Die Treppe empor schritt ein alter Krieger, knorrig, braun und fest, wie ein vielhundertjähriger Baumstamm, der Deutsche Hartmann, Gianozzos bewährter Unterfeldherr. Ehrfürchtig verneigte er sich vor dem Condottiere und bat, ihm die Wünsche der Krieger vermitteln zu dürfen. Gianozzo nickte steif und warf einen mächtigen Blick hinab, daß die Vordersten unter der drängenden Menge scheu verstummten. Sie winkten den Weiterzurückstehenden, und das Zeichen pflanzte sich fort. In wenigen Augenblicken lag das tobende Kriegsvolk, noch einmal gebändigt, vor dem gefürchteten Führer.

Hartmann trug unterdessen in seinem abgehackten, harten Italienisch das Anliegen der Söldner vor: wie sie sich fortsehnten von hier, wo Not und Kälte sie peinigten, wie es ihnen an der Seele fräße, sich um ihr ehrlich Erworbenes geprellt zu sehen, wie sie knirschend die Demütigung ihres Feldherrn empfänden, und wie sie von ihm verlangten, daß er ihnen die Stadt zur Plünderung überantworte.

Doch finster antwortete Gianozzo: „Und wenn ich nun nicht will?"

Hartmann erwiderte: „Wir glauben nicht, daß Du es nicht willst. Wir glauben nur, daß Du in Deiner Weisheit den rechten Augenblick abwartest."

Er hatte das laut gesprochen, daß man ihn drunten hören konnte. Doch schnell und flüsternd setzte er hinzu: „O Herr, sie werden Dich morden, wenn Du ihnen nicht nachgibst! Schon richtet man das Ansinnen an mich, Deine Stelle als Führer zu übernehmen. Und wenn ich mich weigere, so haben sie Guidobaldo, den Venezianer, oder Pacco, den Spanier —"

„Es ist gut, Hartmann," sprach Gianozzo und winkte ihm, zur Seite zu treten. Dann rief er mit einer Geste die Soldaten heran. Sie stürzten in wildem Gewirr die Treppe herauf bis an die oberste Stufe, schoben und stießen und drängten sich unter Schimpfen und Schlägen, bis wieder eine Gebärde des Condottiere ihnen Ruhe und Schweigen gebot.

Dann tönten Gianozzos Worte weit hinaus: er redete fließend, feurig und schwungvoll. Wie ein glühender Strom ging es von seinen Lippen aus und durchdrang belebend, begeisternd die Gemüter der Krieger. Vor ihrem Geiste funkelten alle Reichtümer der Stadt auf: das Gold, die Juwelen, die Schätze der Paläste — ihre Beute!. Und das Blut, das ihre Rachegelüste in roter, heißer Flut ertränkte! Ja, das war er wieder, ihr Feldherr, vor dem sie zitterten und den sie anbeteten: der Tapfere, der großmütig Spendende, der Herrscher! Und sie waren bereit, zu darben, zu hungern, zu frieren bis zum Augenblicke, da er den Arm erheben würde, um seine Verheißung wahrzumachen.

Als er schwieg, brandete ihm jubelnder Zuruf in gewaltigen Wogen entgegen. Doch er gab wieder ein Zeichen, daß er noch zu reden habe, und wie unter einem göttlichen Spruche fiel plötzlich die Erregung nieder, ein Meer, das kein Windhauch bewegt.

Was war das? — Nicht die Stimme Gianozzos erhob sich. Ein tiefes, donnerndes Gebrüll stieg irgendwoher, wie aus den Tiefen der Erde empor. Scheu blickte sich mancher um, und andere ließen das Haupt kraftlos sinken. Es war, als habe jemand mit übermenschlichem Griffe einem Adler die Schwingen zerbrochen. Und leise flüsterte es von Munde zu Munde: „Die Löwen!" Und lauter sagte einer in Gianozzos Nähe: „Die Löwen Marcantonios! Wer vermag etwas wider das Schicksal? Sie bedeuten ihm Bürgen des Glückes."

Aber Gianozzo lächelte höhnisch und gab den Befehl, die Löwen heranzuführen. Man brachte sie vor ihn auf die Terrasse, aneinander gefesselt mit schwerer Kette. Sie knurrten und duckten sich tückisch, wie in verhaltenem Sprunge. Doch Gianozzos Blick, der die Menge der Krieger gebändigt, zwang sie, sich zu seinen Füßen zu legen.

„Wie?" rief er aus. „Ihr, die nicht vor tausend gepanzerten Feinden bebtet, Ihr verkriecht Euch feige vor diesen zwei Bestien? Seht zu, wie man die Verheißung der Auguren erfüllt! Wo ist nun Marcantonios Glück?"

Und er stieß dem nächsten der Löwen sein Schwert durch den Körper, daß das Blut sich in dunklem Strome über das gelbe Fell ergoß. Dann überließ er das Mordwerk den Soldaten, die sich, zu grau-

samer Lust entbrannt, über die Tiere stürzten, sie stachen, zerrissen, zerfetzten ...

Die Dämmerung sank herab. Im Parke war es still geworden. Klagend strich der Wind von der Stadt herüber, und von den weißen Terrassenstufen hoben sich große, schwarze Flecke ab. —

* * *

Droben lag leicht umdunstet, unter dem Gruße des aufgehenden Morgens, in perlgrauen und rosenroten Tönen verschwimmend, die Stadt. Schon strömte in Scharen das Landvolk über die Brücke, schwere Herzen und gedrückte Gemüter, die eine letzte Hoffnung zum Schutzpatrone der Stadt emportrugen: Gebete, welche er an seinem Ehrentage wohlgefällig entgegennehmen und sie am Throne des Höchsten fürbittend niederlegen mußte, wie er den trüben, seit Monden nur auf die Greuel der Kriegsscharen blickenden Augen heute den Anblick einer festlichen Prozession gewährte.

Es kamen auch Mönche, die sich demütig und frommen Sinnes unter die Züge der Bauern mischten. Sie hatten die Kapuzen über das Haupt geschlagen, denn die Luft wehte frisch. Wortkarg, in murmelnde Andacht versunken, ließen sie sich durch keine Gespräche zerstreuen, neckten auch nicht, wie es sonst wohl die Art der frommen Brüder war, ein keck dreinschauendes, dralles Landmädchen. Sie schritten vorsichtig, und zuweilen klirrte doch etwas unter ihrem Gewande heller als die herabhängenden Perlen der Rosenkränze.

Nun klomm die Sonne wonnig und strahlend über die Stadt empor. Sie blitzte in den Fenstern, in den Kreuzen der Türme. Der Himmel hatte dem Heiligen zu Ehren ein weiches, blaues Kleid angetan: die festliche Stadt mochte heute alle Sorgen, alle Nöte vergessen.

Stundenlang wartete das Volk auf dem Platze unweit des Tores, und die Blicke richteten sich erwartungsvoll nach dem Prachtzelte, wo sich die Teilnehmer an der Prozession versammelten. Wenn die Aufmerksamkeit zu erlahmen begann, dann ging wohl von irgendeinem Punkte der Ruf aus: „Sie kommen!“ und hoch schwoll das tausendstimmige Gemurmel an, die Hälse reckten sich, die Augen leuchteten gespannt auf, bis man erkannte, daß es sich wieder um eine Täuschung gehandelt habe.

Endlich ward es Wahrheit.

Aus den hoch emporgeschlagenen Vorhängen des Zeltes drangen sie hervor: zuerst eine Schar lieblicher, weißgekleideter Engel mit goldenen Flügeln und Blumenkränzen, die auf Lauten und Geigen musizierten und mit hellen Stimmen sangen. Dann die Chorknaben mit den spitzenbesetzten Hemden über roten Untergewändern, Weihrauch aus silbernen Kassoletten in flockigen, duftenden Wölkchen emporschwenkend. Und die Geistlichen in gold- und farbenschimmernden, steifen Brokatgewändern und wieder Engelsgestalten mit majestätisch brennenden Kerzen. Unter dem purpurnen Baldachine trug man die Reliquien des Heiligen in einem funkelnden Schreine, und alles Volk sank zu Boden, bekreuzte sich fromm und murmelte hastige Gebete. Doch jetzt zeigte sich eine prachtvolle Gruppe: Sammetgewänder mit hochaufliegenden Goldstickereien, knisternde Seidenmäntel, kostbares Pelzwerk, juwelenbesetzte Schwerter und an den Hüten wallende Federn, durch Edelsteinspangen befestigt: Marcantonio und sein Bruder Andrea, die Vettern und Zugehörigen des fürstlichen Hauses und die vornehmsten Edelleute des Hofes. Aber eine schwer bezähmte Unruhe lastete auf den Reihen der nun folgenden Patrizier und Bürger, und manches Antlitz senkte sich bleich zu Boden, als ob die Augen zu Verrätern werden könnten. Heimlich jedoch schlich sich vielleicht ein Blick an die strahlende Fürstengruppe und umfing das in allen seinen männlichen Mitgliedern vereinigte Tyrannengeschlecht mit unheilvollen Gedanken ...

Schon hatte das Haupt des Zuges den Platz überschritten und lenkte in die Straße ein. Doch endlos wallte der Zug hinterher: bekränzte, schleierumwehte Mädchen, Handwerker im Feststaate, Schüler und Mönche, und über den Menschen flackerte gelber Kerzenschein, wogten die Banner an goldenen Kordeln.

Vor dem Dome stand es Kopf an Kopf. Die Hellebardiere mußten zuweilen Gewalt anwenden, um zwischen der vorwärts drückenden Menge die Straße für den Zug freizuhalten. Aus allen Fenstern beugten sich Weiber und Kinder, auf den Simsen und Vorsprüngen hielten sich verwegene Knaben angeklammert, und sogar auf die Dächer hatte es Schaulustige getrieben.

Ganz leise schwebten schon einzelne Töne herüber, dann schwoll die nahende Musik vernehmlicher an, und nun erschienen als erste die weißen Engel mit goldenen Flügeln. Langsam durchschritt der Zug die Menge. Die Tore des Domes standen weit geöffnet, und durch die verdämmernden Säulengewölbe zitterte ferner Kerzenschein vom Altar her, glühten rubinrot, smaragdgrün und saphirblau die bunten Lichter der Fenster.

Die Stufen empor bewegte sich die Prozession und verschwand in dem Dunkel der Kathedrale: die Engel, die prächtige Geistlichkeit. Dann schwankte der purpurne Baldachin mit den heiligen Reliquien hinauf; doch während die Träger, durch die Enge der Pforte behindert, sich mit den beschwerlichen Stangen ein wenig verwirrten, geriet der folgende Zug ins Stocken.

Da drängte es sich gewaltsam durch die zuschauende Menge: lautes Schreien und Fluchen, Kreischen gedrückter Weiber, ein paar Hellebardiere taumelten zur Seite ... Auf der obersten Stufe des Domes stand Gianozzo, Flavio ihm zur Seite, und hinter ihnen her stürmte eine Anzahl bewaffneter Krieger.

Marcantonio, weiß wie die marmornen Heiligen an der Kirchenpforte, warf dem Condottiere einen Blick des Hasses und der Angst zu. Seine Hand fuhr ans Schwert. Er rief aus: „Was sucht Ihr hier, Herr Gianozzo?"

Der Gegner lachte höhnisch auf, und hell, vernehmlich wie ein Trompetenstoß schmetterte seine Stimme über die Menge das Stichwort: „Bezahlung der Schuld!"

Marcantonios Schwert war aus der Scheide geflogen, doch schon hielt Gianozzo sein Handgelenk umklammert, und den Arm des Fürsten weit abbiegend, stieß er ihm den Dolch in den Hals. Aber im Sturze riß Marcantonio ihn zu Boden, und ein grausiges Ringen verschlang die Gestalten ineinander. Gianozzos Dolch zerriß den Körper des Gegners, bis sich endlich die ihn umklammernden Glieder ermattet lösten.

Als er sich wieder erheben konnte, gewahrte er Andrea, den seine Anhänger ins Kirchenportal zu ziehen bemüht waren. Doch ein wuchtiger Hieb zerspaltete das blonde Haupt, und Gianozzo glaubte den Streich in seinem eigenen Herzen zu spüren. Über die Leichen hinweg drangen die Kämpfenden ins Innere des Heiligtums, dessen Pforten die Flüchtenden umsonst zu schließen versuchten. Die mächtigen Säulenhallen widerhallten von dem wilden Getümmel.

Das Volk, das die Vorgänge zu begreifen begann, stürzte sich über das verhaßte Tyrannengeschlecht und seine Anhänger her. Bewaffnete Bürger und Diener der adligen Häuser kämpften für die eine oder die andere Partei.

Da stürmten die Söldner Gianozzos heran, denn ihre in Mönchsverkleidung eingedrungenen Genossen hatten Sorge getragen, daß sie die Tore offen fänden. Man brachte dem Heerführer ein Roß, und mit laut schallender Stimme befehligte er seine Truppen gegen den Fürstenpalast.

Sie fanden eine verzweifelte Gegenwehr, die schweren Tore stemmten ihnen einen eisernen Widerstand entgegen, während aus den Fenstern die Geschosse auf die Stürmenden niederfielen. Doch endlich gelang es, die Tore zu sprengen, und die wütenden Söldner stürzten sich erbarmungslos über die Leibwache, die Edelleute, die bewaffneten Diener her, alles in einem furchtbaren Blutbade niedermetzelnd.

Unterdessen hatten sich die Patrizier in dem Signorenpalast versammelt. Von dem Turme läutete die Sturmglocke in wilden Schwingungen, während sie drunten im Saale die Herstellung der alten Verfassung berieten, die nie mehr aufleben sollte.

In den Straßen wälzte sich der Kampf ungestüm weiter. Das Volk erstürmte die Paläste des Adels. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im großen Empfangssaale des fürstlichen Schlosses stand Gianozzo und trocknete mit einem Tuche das Blut, das ihm von der Wange rieselte. Dabei gab er den um ihn gescharten Offizieren knappe, strenge Befehle. Das Schloß sollte bis auf eine kleine, erprobte Truppe von den Söldnern geräumt werden. Man mochte ihrer Plünderungsbegier andere Paläste überliefern: hier durfte nichts weiter berührt werden.

Hartmann und Flavio waren allein bei dem Feldherrn zurückgeblieben.

„Sorge dafür," wandte sich dieser an seinen alten Unterbefehlshaber, „daß die Patrizier im Signorenpalaste das törichte Sturmgeläute einstellen und ihrem neuen

Fürsten die gebührende Huldigung darbringen.“

Flavio und Gianozzo standen sich gegenüber.

„Und Du, Du haftest mir dafür, daß die Weiber das Schloß verlassen und unter sicherem Geleite zur Stadt hinausziehen.“

Flavios Gesicht drückte das tiefste Staunen aus. „Alle, Gianozzo?“

Hart und bestimmt klang die Antwort: „Alle.“

Flavio ging, um den erhaltenen Befehl auszuführen. Gianozzo durchmaß den Saal mit ungleichmäßigen Schritten, und endlich blieb er vor einem der hohen, venezianischen Spiegel stehen. Mechanisch trocknete er das Blut von der Wange, ordnete seine Kleider, rückte am Schwertgehänge. Doch sein Blick starrte abwesend, abwesend wie sein Geist …

Von unten heulte das Lärmen und Johlen des Volkes empor. Es schrie den Namen Gianozzos und trug auf Piken das Haupt Marcantonios und die zerrissenen Glieder seiner Getreuen vorüber.

Flavio kehrte zurück. Er meldete, daß die Befehle des Feldherrn vollzogen würden: die Frauen ständen im Begriffe, durch eine hintere Pforte das Schloß zu verlassen, man werde sie durch die Gärten sicher hinausgeleiten können.

„Doch eine will nicht hinweg, Gianozzo. Sie sagt, Du habest den Mörder ihres Gatten erschlagen, und sie gehöre Dir mit Leib und Seele.“

Da ward der Condottiere rot und bleich, und fiebernde Schauer durchflogen seinen Körper. Heiser, fast unverständlich klang seine Entgegnung: „Sie soll fort, Flavio, fort mit den andern.“

Doch Flavio, der alles wußte und begriff, stand jetzt verständnislos vor Gianozzo.

„Bedenke doch, das Volk betet sie an. Sie trägt Dir den Schein eines Rechtes an die Krone entgegen. Und endlich erfaßt Deine glückliche Hand den leidenschaftlich begehrten Preis …“ Er wies auf eine Tür. „Dahinter steht sie, Gianozzo, und harrt Deiner — Zenobia, die Dich liebt!“

Noch einmal zuckte der Heerführer zusammen, und noch einmal schüttelte ihn die Leidenschaft. Doch wie er die Löwen und die Söldner gebändigt, so zwang er auch das Ungestüm seiner Seele nieder.

„Es kann nicht sein, Flavio. Führe sie fort.“

„Warum? Warum, mein Feldherr, mein Fürst? Für wen bringst Du das Opfer?“

„Für mich,“ sprach Gianozzo. „Ich will sie nicht besitzen. Ich tat zu viel von mir in sie hinein.“

Da öffnete Flavio die Türe und ging hinaus. Gianozzo vernahm die Stimme des Freundes, dann einen hellen, durchdringenden Schrei …

„Sie hat es nicht überlebt,“ sprach wieder eintretend Flavio.

Stille und Dämmerung erfüllte den Saal. Gianozzo hatte die Augen geschlossen. Doch als er sie wieder öffnete, lag eine große, steinerne Ruhe über ihm.

„Es ist gut so,“ sprach er.

Dann schritt er neben Flavio hinaus auf den Altan, und das Volk jubelte seinem neuen Fürsten entgegen.

„Novelle.“

Du kamst vorüber. Meine Rosse scharrten
Als sie den Hufschlag hinter uns vernahmen,
Und ungeduldig wollten sie nicht warten,
Bis sie zur Seite deines Goldfuchs kamen.

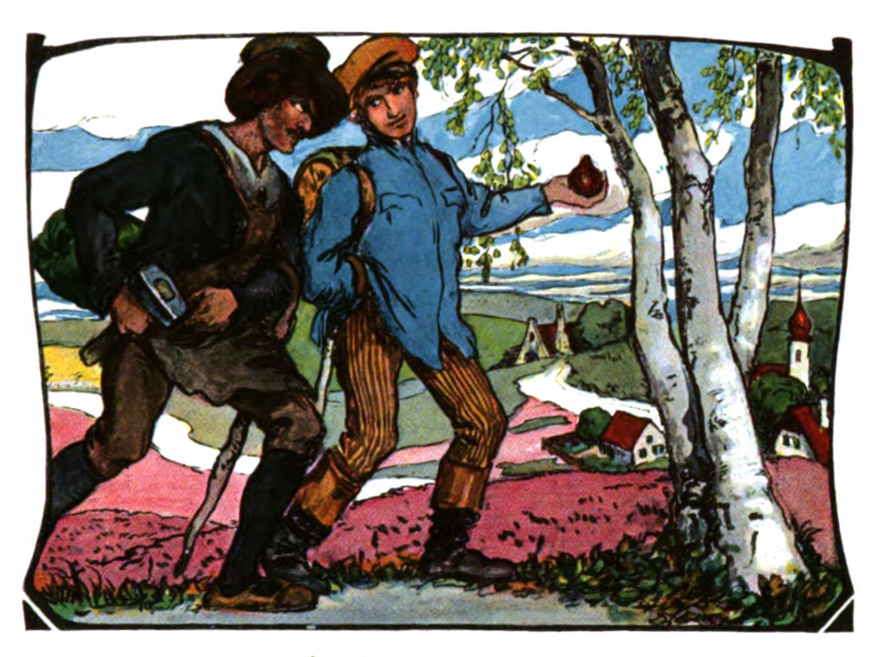
Ich aber musste straff die Zügel fassen,
Und zog sie an, dass sich die Rosse bäumten,
Um, stumm mich neigend, dich vorbeizulassen,
— Dich! — und das Glück, das wir noch gestern träumten

Ach! Selbst die Rosse, die sich froh erkannten,
So treu gerührt, dass sie sich wiehernd grüssen,
Und unsre Seelen, die sich eine nannten,
Sie könnten's fassen, dass wir scheiden müssen?

Elly zu Putlitz.



Die Gratulantin. Gemälde von Prof. Franz Stuck-München.
Von der Ausstellung des deutschen Künstlerbundes, 1904. (Secession-München.)



Die Tulipan.*)

Von Lulu von Strauß und Torney.

Mit drei Zeichnungen von A. Schmidhammer.

Es gehen so viele Straßen ins Land hinein,
Straßen wie weiße Bänder im Sonnenschein,
Straßen, darüber die Blitze des hohen Sommers stehn,
Straßen, darüber in Wolken Staub und Regen wehn.
Und wer auf den weißen Straßen einen Sommer lang zieht,
Der schreitet mit raschen Füßen und frischem Lied —
Und wer zwei Jahr und dreie wandert her und hin,
Dem werden die Sohlen müde, und friedlos der Sinn —
Und wer da liegt auf den Straßen sieben Jahr und mehr,
Dem verweht im Staube der Straßen das Glück und die Ehr'! — — —
Es wandern zwei durch die Heide, die rot in Blüte steht,
Die waren vom Wind der Straßen zusammengeweht:
Ein brauner Schmiedegeselle mit krausem Haar,
Der fuhr durch Städte und Länder ins siebte Jahr —
Der andre ein junger Gärtner. Der spricht und lacht:
„Was daheim wohl die Mutter für Augen macht!
Meine lederne Katze ist von Gulden schwer,
Ich komme weit aus der Fremde, von Holland her.
Mir schenkte mein guter Meister, als ich wandern ging,
Hier diese Samenzwiebel, ein edel selten Ding,
Die trägt eine feine Blume, wie keiner im Dorf sie kennt,
Die zwischen den grünen Blättern rot wie Feuer brennt!
In meiner Mutter Garten, bei Minz und Majoran,
Da soll mir wachsen und blühen die Blume Tulipan!"

---

*) Nach einem Motiv aus J. C. Heer, „Joggeli".

Der Braune schritt ihm zur Seite und horchte stumm.
Drei Birken standen am Wege, da sah er sich spähend um,
Es glomm ihm unter den Brauen ein gieriges Feuer an,
Es kam eine böse Stunde über den fahrenden Mann.
Er riß aus dem breiten Gurte den Schmiedehammer hervor —
Kein Auge hat's gesehen, gehört kein menschlich Ohr.
Er scharrte eine Grube im Laub am Straßenrand,
Und vergaß die tote Tulipan in der wächsernen Totenhand. — —
Im letzten Haus im Dorfe, da ging es kling und klang,
Daß rot der Funkenregen über die Straße sprang.
Es stand die junge Meisterin und spähte in Sonne und Wind:
„Du fremder brauner Geselle, was läufst Du so geschwind?
Sie trugen um die Lichtmeßzeit zu Grabe mir den Mann, —
Was sprichst Du in der Schmiede nicht das Handwerk an?“ —

Die Erntesicheln gingen über das falbe Land,
Als der fremde Geselle zuerst am Amboß stand.
Die raschelnden Blätter stoben im kalten Winde hin,
Da küßte er Feierabends seine Meisterin.
Und als die Straßen im Lande lagen weiß verschneit,
Da nähte die junge Wittib sich wieder ein Hochzeitskleid. —

Es singt die blonde Meistersfrau den lieben langen Tag,
Und horcht vom Herd herüber auf den Hammerschlag.
Es führt der neue Meister den Schmiedehammer gut,
Er steht mit nackten Armen in roter Flackerglut,
Er sitzt an eigenem Tische vor Weib und Hausgesind,
Als hätte sein Herz vergessen der Straßen Sonne und Wind.
Und stampft vor seiner Schmiede ein eisenloses Pferd,
Es ist des Reiters Woher, Wohin ihm keiner Frage wert.
Und kommt ein fechtender Bruder vorbei mit staubigem Schuh,
Er schlägt mit zornigem Gruße vor ihm die Türe zu.

Es singt die blonde Meistersfrau, solange die Sonne lacht,
Was stört sie auf vom Kissen in mancher Nacht?
Dumpf die Luft der Kammer, die Wand von Mondlicht fahl —
Der Meister fährt vom Schlafe auf in irrer Qual,
Er schreit, als würgt ihm das Grauen die Kehle zu:
„Liegt Einer am Straßenrande, der gibt nicht Ruh!“
„Mann, wer gibt nicht Ruhe!“ Sie fliegt am ganzen Leib.
Da schüttelt er wild die Fäuste: „Verflucht Dein Lauschen, Weib!“
Grau der Wintermorgen, der ins Fenster scheint.
Finster des Meisters Stirne. Die Meisterin sitzt und weint.

— — — — — — — — — — — —

Nun weht das linde Tauen ins Land hinein,
Es schmelzen die weißen Streifen am braunen Ackerrain,
Es geht ein Schwatzen der Stare über das Wiesenland,
Die Weidenkätzchen stäuben draußen am Straßenrand.
Draußen am Straßenrande wacht heimlich Leben auf:



Es hebt sich ein grüner Finger aus dürrem Laub herauf,
Der Finger reckt sich höher, wie wenn er droht —
Es bricht aus seiner Spitze ein dunkeltiefes Rot!
Kinder haben's gesehen, die kamen den Weg entlang;
Als der Küster Schule hielt, lief es von Bank zu Bank.
Der Schäfer trieb vorüber, der hob die Hand:
„Der Böse hat das Kraut gesät! Gott wende Krieg und Brand!"
Der Pfarrer aber schickt ins Feld des Meßners Sohn hinaus:
„Geh, grab mir für mein Gartenbeet das Herrgottswunder aus!"

Der Bub hat um sein Messer die braune Faust gepreßt, —
Wie hält die schwarze Erde so zäh ihr Eigen fest!
Und wie die Schollen bröckeln, da blinkt ein fahles Weiß,
Und wie die Klinge tiefer gräbt, da wird ihm kalt und heiß, —
Er kommt im letzten Abendschein schreiend heimgerannt.
Es wächst die Blume Tulipan aus einer Knochenhand!

Nun geht im Dorfe ein Fragen und Raunen an:
„Wo draußen die Birken stehen, ist schwere Tat getan!
Aber der heimliche Frevel hat nicht geruht:
Es wuchs eine rote Blume aus ungesühntem Blut!
Gott weiß, wohin des Weges, Gott weiß, woher er kam,
Der hier an offner Straße so böse Abfahrt nahm!
Gott weiß, wo Eins im Lande um ihn in Sorgen geht!
Gott weiß, wo eine Türe umsonst ihm offen steht!
Und liegt er verscharrt im Sande wie ein verreckter Hund, —
Wir wollen ein Grab ihm schenken in geweihtem Grund!" —
— — — — — — — — — — — —

8*

Lehrling und Geselle liefen ins Dorf hinein,
Am Ambos in der Schmiede der Meister nur allein.
Er schlägt, wie wenn der Amboß in Stücke springen soll, —
Die gottverdammten Glocken! was bimmeln sie wie toll?
Sie läuten den zur Ruhe, der an der Straße lag!
Es springen die roten Funken bei jedem Hammerschlag.
Der Meister hört den Hammer und sonst nicht Laut noch Schritt,
Was war das für ein Schatten, der über den Amboß glitt?
Und wie er jäh sich wendet, die Stirne naß von Schweiß —
Da steht sein Weib auf der Schwelle, bis in die Lippen weiß.
Die roten Flammen knistern. Sonst kein Laut umher.
Es fallen ihre Worte wie Tropfen, bang und schwer.
Auge in Auge schauen die zwei sich an.
„Der Dir nicht Ruh gegeben, — ist's der mit der Tulipan?"
Stille. Ein hartes Lachen aus des Meisters Mund.
„Jetzt muß er wohl Ruhe geben in geweihtem Grund!"
Wieder Schweigen. Und Glocken in das Schweigen herein.
In den Augen des Mannes lauert ein böser Schein.
Er schließt die Faust um den Hammer wie spielend zu;
„Schwatzhaft ist Weiberzunge. Wann gibt die Ruh?"
Da schreit sie in jähem Schrecken, ihr Blut gerinnt,
Sie jagt hinaus und das Dorf entlang wie taub und blind,
Sie hört nicht die wirren Stimmen rufen hinter ihr,
Sie sieht nur des Pfarrers weißes Haar vor seines Hauses Tür,
Da bricht das Weib in die Kniee und schluchzt auf seine Hand:
„Hilf Gott, er will mich erschlagen, — wie den am Straßenrand!"
Die Richtstatt ist hoch am Berge und droht ins Land hinein, —
Da gehen die weißen Straßen im Sonnenschein.
Straßen, darüber die Blitze des hohen Sommers stehn,
Straßen, darüber in Wolken Staub und Regen wehn,
Straßen, von denen zum Himmel heimliche Bluttat schreit,
Auf denen Einer verloren Ehre und Seligkeit!
Und wenn sie den Leib da droben richten mit dem Schwert —
Gott sei gnädig der Seele, die ihre Straße fährt!



Neues vom Büchertisch.

Von

Carl Busse.

(Abdruck verboten.)

Adam Karrillon, Michael Hely (Berlin, G. Grote). — Hermann Hesse, Peter Camenzid (Berlin, S. Fischer). — Wilhelm Weigand, Michael Schönherrs Liebesfrühling (München, Georg Müller). — Wilhelm Speck, Zwei Seelen (Leipzig, F. W. Grunow). — Carl Baron Torresani, Pentagramm (Dresden, Pierson).

Unter den Handwerkern sind die Schuhmacher und Tischler von jeher die liebsten Kinder der Dichtung gewesen. Grade, daß sich daneben mit einiger Mühe noch die Schneider behaupten. Es muß wohl im Beruf liegen, der Zeit gibt zu wunderlichen Gedanken, der so merkwürdige „Sinnierer" entstehen läßt, die sich von ihrer Umgebung unterscheiden. Auf den dreibeinigen Schusterschemeln saßen und sitzen im Land viel heimliche Dichter und Denker. Hans Sachs hat darauf Lieder gesungen und Zwecken geklopft; Jakob Böhme hat Pfriemen und Ahle gebraucht und von der himmlischen Sophia geträumt. Und was alles sieht der Vater des „Hungerpastors" Hans Unwirrsch in der blanken Kugel, in der das Licht brennt! Die Tischler wiederum stehen zwischen Wiegen und Särgen, und kuriose Einfälle wandern wohl, während der Hobel fliegt, um des Menschen erstes und letztes Haus. Vom Schreiner Hely haben wir heut noch zu reden und dem andern Meister, der seiner blonden Tochter den Sarg macht. Von ihren Söhnen aber, die zwischen Wiegen und Särgen aufwuchsen, stehen viele nachher auf den Kanzeln im Lande, wenn auch nur wenige eine so herrliche Predigt aus ihres Vaters Werkstatt ziehn, wie der Tischlerssohn aus Dithmarschen, der den „Jörn Uhl" schrieb. Die Schneider werden wohl tiefdenkerisch über dem vielen Sitzen, und gleich den Schustern und Schreinern grübelt auch mancher von ihnen über die letzten Dinge oder verliert sich gar tief in die Mystik. Dann lächeln die Klugen wohl spöttisch über das seltsame Gewächs, aber die ganz Klugen lächeln nur herzlich und voll Staunen, denn nichts ist wunderbarer, als wenn die Gottessehnsucht, die zutiefst noch immer in dem Volke der Reformation lebt, plötzlich in einem dürftigen Gefäße aufbrennt und stammelnde Propheten weckt. Ich meine nicht gerade den Schneider und Propheten Johann Bockelson aus Leiden, der sich zum König von Zion machte und dafür mit glühenden Zangen gezwickt und im eisernen Käfig ausgehängt wurde — ich meine die stillen und friedlichen Fadenzieher, die das Reich Gottes weniger gewaltsam heraufführen wollen und zeitlebens mit untergeschlagenen Beinen auf dem Arbeitstisch sitzen, wie der sanfte Meister Liebezeit, den ich heut auch noch vorstellen muß.

Zunächst aber wäre von dem Tischler und Tischlerssohn „Michael Hely" zu reden, den Adam Karrillon in einem großen Roman (Berlin 1904, G. Grote) von seinem ersten bis zu seinem letzten Bette verfolgt und dessen erstes Bett ebenso ein Sarg war wie sein letztes. „Wo legen wir den Wörgel hin?" fragt die Hebamme mißvergnügt und sieht sich ärgerlich in der Werkstatt um. Aber dieser Raum ist schon aufs raffinierteste ausgenützt. Das Bett der Wöchnerin, die vollbepackte Hobelbank, der eiserne Ofen nehmen den Hauptplatz weg; das Stückchen Fußboden, das dazwischen zum Vorschein kommt, ist gleichzeitig Falltür zum Kartoffelkeller, und selbst die Decke ist besetzt, da der Vater und Hausherr, ein Sargtischler und Saufbruder erster Güte, bei den Mahlzeiten kunstvoll die Heringsreste dorthin zu werfen pflegt, so daß sie kleben bleiben und mit bläulichem Silberglanz herniederleuchten. In ihrer Verlegenheit entdeckt die weise Frau endlich im Hausflur einen auf Vorrat gearbeiteten Kindersarg, in dessen Hobelspanfüllung sie den neuen Weltbürger bettet.

Es ist klar, daß ein Leben, welches so ungewöhnlich im Sarge beginnt, nicht gewöhnlich verlaufen kann. Schon bei der Taufe kränkt der kleine Michael Hely die Gemeinde, den Pfarrer, den Meßdiener; verhilft dem Blasebalgtreter und Paten zu mehreren Ohrfeigen und verdirbt es mit der Hebamme so, daß sie empört, wie eine Elster mit dem Hinterteil wippend, davongeht. Da er trotzdem nicht ewig im Sarge schlafen kann, mußte irgendeine andere Unterkunft ausfindig gemacht werden. Gegen den prächtigen Einfall, ihn im Netz über das elterliche Bett zu hängen, sträubt sich sein Erzeuger, weil der Sprößling vielleicht „nicht immer und unter allen Umständen willens und in der Lage sein werde, die Rücksichten zu gebrauchen, die für einen fleckenlosen Fortbestand seiner unter ihm schlummernden Eltern und des über sie gebreiteten Bettzeuges erforderlich seien". So kommt der neue Zweig der Familie Hely, deren männliche Mitglieder gleichsam aus Tradition stets im Säuferwahn endeten, nicht im Schwungnetz **über**, sondern im Kasten **unter** das Bett seiner Erzeuger und dämmert da künftigen Großtaten entgegen.

Mit einem derben Realismus, mit einem saftigen, hin und wieder etwas knurrigen Humor ist das berichtet, und gleich am Anfang wird man von einer kräftigen Faust gepackt. Man spürt sofort den bedeutenden Erzähler. Man fühlt auch, daß es nicht ein junger Dichter ist, der hier redet, sondern ein reifer, älterer, den das Leben schon hart in die Scheren genommen hat. Um so öfter blickt man nach dem Titelblatt: wer ist dieser Adam Karrillon? Woher kommt dieser homo novus, der doch nichts weniger als ein Anfänger ist? Eine Verlagsnotiz gibt da kurze, doch

interessante Auskunft. Sie besagt, daß Weinheim in Baden, das freundliche Städtchen unweit der Bergstraße, die Heimat des Poeten und daß „Michael Hely“ schon 1901 dort erschienen ist, aber „wegen schwieriger Geschäftslage des damaligen Verlegers“ überhaupt nicht bekannt wurde. So hat das Buch schon seine Geschichte, und in verjüngter Gestalt wirbt es um Freunde, die es einst, ohne seine Schuld, nicht hat finden können. Allerdings ist es nicht dazu angetan, sich breitere Volksschichten zu erobern. Dazu ist es nicht leicht und glatt genug. Es ist ein schweres und hartes Buch, in dem breite Lücken klaffen, dessen Teile ungleichmäßig sind, das hin und wieder im eigenen Fett zu ersticken scheint — aber es hat daneben und darüber hinaus Höhen und Tiefen, mit denen man bei einmaliger Lektüre nicht fertig wird, es hat Goldadern, nach denen sich zu schürfen lohnt, es hat eine innere Fülle, an der man nicht vorbeigehn soll. Und es hat dies alles, weil es nicht mit Hilfe der wundertätigen Phantasie schnell aus diesem und jenem Erlebnis und diesem und jenem Einfall herausgeboren ist, sondern fraglos langsam gewachsen ist und genährt wurde von den Erfahrungen der Jahrzehnte. Dieser Brunnen, der sich jetzt öffnet, hat bisher immer nur aufgenommen und nie gegeben — da kann der Eimer, der in den unerschöpften niedersteigt, wohl randvoll werden und überfließen.

Im ersten Teil leben wir Michael Helys Jugend mit. Breit und umständlich, aber mit prächtigem Humor werden uns die Streiche des „Dorfteufels“ erzählt, der auf dem besten Wege ist, ein Lump und Tagedieb zu werden und sich damit der Reihe seiner Ahnen würdig anzuschließen. Man fragt sich wohl, ob es gerade nötig war, eine solche Fülle von nicht immer geistreichen Streichen zu berichten; man sucht oft vergeblich nach dem Zusammenhang dieser Erlebnisse mit der Charakterbildung des Helden, aber wenn man Michael Hely dadurch nicht besser kennen lernt, so werden andere prächtige Figuren dafür in diesen Kapiteln lebendig. Da ist Meister Nägele, der Barbier ohne leichte Hand, doch von blutiger Gründlichkeit, da ist die Ihleins Lisbet und der Lorenz, der „nach Buffalo hintere“ auswandert, da ist die Maurerbettche, die auf die Frage des Pastors, wie ihr Mann gestorben sei, gerührt antwortet, daß er noch einmal „mit seinem Bein selig“ nach ihr getreten hat und gleich darauf sanft eingeschlafen ist. Der alte Hely endet schließlich nach der Tradition seines Geschlechtes im Säuferwahn, die Mutter geht mit einem ehr- und tugendsamen Scherenschleifer auf und davon, und Michael kommt zu Tischlersleuten, die er nach mannigfachen Erlebnissen verläßt, um in einem Schwarzwalddorf von seinem Schicksal ereilt zu werden. Dort nämlich lernt er die schöne und heiße Barbara kennen und lieben; er macht das Bärbelchen sogar zum Gretchen, aber trotzdem kriegt er von dem Bauern nicht die Tochter, sondern nur einen fürchterlichen Schlag auf den Kopf. Mit seinem Kinde muß Barbara die Frau eines anderen werden. Das erträgt der Michael Hely nicht. In seinen Hoffnungen betrogen, in seiner besten Kraft gebrochen, verschwindet er von der Bildfläche und wird Fremdenlegionär. Als Greis finden wir ihn wieder; er ist Glöckner in seinem Heimatsdorfe und stirbt mit dem alten Turme zusammen freiwillig.

Schon aus diesen letzten Inhaltsandeutungen mag man ersehen, daß man diesen Roman, in den man sich mit rechter Freude hineinliest, nicht auch mit solcher Freude beendet. Man hat so fest erwartet, daß der Michael Hely auf seinem harten Weg zwischen den beiden Särgen ein tüchtiger, strebender, freier Mensch wird, dessen Emporsteigen uns selber befeuert. Statt dessen breitet sich ein Leben vor uns aus, das widerstandslos zerrieben wird und uns manchmal nicht ganz verständlich erscheint. Durch den herben Schicksalsschlag einer Liebe, die nicht Lebenserfüllung sein darf, wird Michael Hely nicht zum Manne, sondern gleich zum Krüppel geschlagen. Das will das Herz nicht glauben, das glaubt aber auch der Kopf nicht von diesem Tischlerjungen, der jeder Sentimentalität ebenso fern ist wie sein Schöpfer. Und von diesem Augenblicke an erlahmt unser Interesse. Der ganze dritte Teil ist zerfahren, angeklebt, nicht mehr organisch mit dem Vorangehenden verbunden. Und wenn man von ihm zurückblickt, so erscheint auch das erste, an sich so schöne Buch viel zu breit im Verhältnis zu dem so wenig hochstrebenden Aufbau, dem es als Basis dient. Auch sonst noch könnte man mit leichter Mühe vieles gegen Adam Karrillon und seinen Roman einwenden. Er sprengt das lockere Gefüge seines Werkes durch eingeschobene Szenen und Geschichten noch mehr; er erzählt manchmal zu überlegen, erzählt mit einem Zitat; sein Humor ist doch noch nicht ganz frei, und Bitterkeit und Zorn trüben in der Charakterisierung des Untersuchungsrichters seine ruhige Objektivität — aber alledem zum Trotze: der „Michael Hely“ ist Eigenwuchs von einer Stärke, daß Literaturfreunde sich den Namen Karillon von nun ab merken müssen. —

Es gibt kein besseres Zeichen für unsere Gegenwartsdichtung, als daß sie ihre Wurzeln so tief in Heimatserde gräbt und damit ganz von selbst auch von der bloßen Ichzerfaserung zu bodenwüchsigen Gestalten kommt. Sie gewinnt Achtung vor dem Menschen, wo sie noch vor einem Jahrzehnt nur Achtung vor dem Künstler zu haben schien. Je reifer auch unsere jüngeren Erzähler werden, um so mehr sehen sie ein, daß es mit bloßen Seelenanalysen und der bengalischen Beleuchtung ihrer eigenen Gedankenherrlichkeit nicht getan ist, daß das Herz mehr ist als Geist und Phantasie und daß ferner gerade das Herz dem Magneten gleicht, der unbelastet seine Kraft verliert und der geben muß, um behalten zu können. Wenn die Dichter immer nur im Kreise um sich selbst laufen, ist die Dichtung auf schiefen Bahnen. Sie müssen bescheiden werden und sich ohne Hochmut hinzugeben lernen. Und daß statt der Künstler immer stärker als Helden unsrer Romane die Bauern und Handwerker, Nährstand und Lehrstand hervortreten, das ist die große Freude, die man heut erlebt. Ein alter Tischler kann von einem jungen Poeten nicht viel lernen, wohl aber der junge Poet vom alten Tischler. Über diese Weisheit hätten die Brausetöpfe vor einem Jahrzehnt noch gelacht — heut wird selbst

der jüngste Nachwuchs davor nachdenklich. Und einer hat es zutiefst verspürt und verkündet, wohl der Feinste von all denen, die, noch unter dreißig Jahren, um die Literatur ringen: Hermann Hesse. Neben seine zarten Gedichte hat er jetzt eine ebenbürtige Erzählung gestellt, den „Peter Camenzind“ (Berlin 1904, S. Fischer) — ein Buch, reich an Schönheit, reicher noch an herzlicher Demut und Liebe.

Hermann Hesse ist wie Karrillon ein Süddeutscher, und je weiter nach Süden er kommt, um so lieber ist es ihm. Im Schwarzwald ist er 1877 geboren, und viele Jahre hat er träumend und singend, in Heimweh und Sehnsucht verwandert. Viel von seiner eigenen Lebensgeschichte ist hinübergeflossen in den „Peter Camenzind“, aber das Erfreuliche ist, daß dieses Buch dennoch nichts weniger als ein Künstlerroman ist, sondern daß jeder von uns zu seinem Helden Freund und Bruder sagen kann, und ein Stückchen der eigenen Jugend aufglänzt in der Jugend des grünen Peters. Wenn man stillen Herzens die Seiten umblättert und liest, empfängt man einen Hauch der Reinheit und schönen Menschlichkeit, und wie ein leises Wipfelwehen kommt es herüber aus den versunkenen Gärten der Kindheit. Nur ein Lyriker hat dieses Buch schreiben können, und doch hat es nichts von Sentimentalität, Weichlichkeit, Übertreibung oder von bloßem Wortprunke. Denn Hand in Hand mit einer wunderlichen Kindlichkeit geht eine ruhige Verständigkeit, so daß man manchmal gar nicht glauben möchte, daß ein so junger und so gern träumender Poet schon ein so sicheres Unterscheidungsvermögen für die Dinge dieser Welt und ihre Bedeutung habe. Wer so viel in die Wolken sieht, hat sonst nicht acht auf die Gassen, und Hesse-Camenzind liebt die Wolken über alles. „Zeigt mir ein Ding in der Welt, das schöner ist! Sie sind Spiel und Augentrost, sie sind Segen und Gottesgabe, sie sind Zorn und Todesmacht. Sie sind zart, weich und friedlich wie die Seelen von Neugeborenen, sie sind schön, reich und spendend wie gute Engel, sie sind dunkel, unentrinnbar und schonungslos wie die Sendboten des Todes. Sie schweben silbern in dünner Schicht, sie segeln lachend weiß mit goldenem Rand, sie stehen rastend in gelben, roten und bläulichen Farben. Sie schleichen finster und langsam wie Mörder, sie jagen sausend kopfüber wie rasende Reiter, sie hängen traurig und träumend in bleichen Höhen wie schwermütige Einsiedler. Sie haben die Formen von seligen Inseln und die Formen von segnenden Engeln, sie gleichen drohenden Händen, flatternden Segeln, wandernden Kranichen. Sie schweben zwischen Gottes Himmel und der armen Erde als schöne Gleichnisse aller Menschensehnsucht, beiden angehörig — Träume der Erde, in welchen sie ihre befleckte Seele an den reinen Himmel schmiegt. Sie sind das ewige Sinnbild alles Wanderns, alles Suchens, Verlangens und Heimbegehrens. Und so wie sie zwischen Erde und Himmel zag und sehnend und trotzig hängen, so hängen zag und sehnend und trotzig die Seelen der Menschen zwischen Zeit und Ewigkeit.“

Dieser Peter Camenzind, der so von den Wolken schwärmt, ist ein Gerechter, der von der Mutter eine bescheidene Lebensklugheit, ein Stück Gottvertrauen und ein stilles, wenig redendes Wesen hat, vom Vater dagegen eine Ängstlichkeit vor festen Entschließungen, die Unfähigkeit, mit Geld zu wirtschaften und die Kunst, viel und mit Überlegung zu trinken. Mit siebzehn Jahren verliebt er sich in die schlanke Rösi Girtanner, und wunderbar echt und keusch ist diese Knabenliebe geschildert. Niemals spricht er auch nur ein Wort mit der Heiligen seines Herzens. Aber echt jungenhaft leistet er ihr zu Ehren täglich allerlei Kraftstücke. Er ersteigt einen schwierigen Gipfel, er hungert einen Tag, und alles für die Rösi, die keine Ahnung davon hat. Ohne Abschluß verklingt diese Liebe fragend und unerlöst in seine Jugendjahre und läuft neben seinen späteren Verliebtheiten „wie eine stille ältere Schwester“ mit.

Man nickt wohl und lächelt vor diesen Seiten; man denkt an die eigene Rösi Girtanner und an die schamhafte, heilige, törichte und rührende erste Liebe des Knabenherzens, die immer rein und fern geblieben ist. Mit einer Malerin und der schönen Elisabeth hat der grüne Peter Unglück; bei beiden kommt er zu spät. Aber durch alles, durch Liebe und Freundschaft, durch Gesellschaft und Einsamkeit reift er und lernt er. Nicht, daß er bewußt an sich selbst baute und bestimmte Wege ginge nach bestimmtem Ziel. Im Gegenteil zieht er planlos hin. Aber er wird doch dabei immer höher getragen, zwar nicht auf der sozialen Stufenleiter, wohl jedoch in seiner menschlichen Entwicklung, die ihre vorläufige Vollendung in der Werkstatt eines Tischlers findet. Da hat der Peter den Meister, mit dem er Handwerksburschenlieder singt und über Gott und die Welt redet; da hat er die blonde Agi, das stille Kind, das immer mehr dahinschwindet und dem der Vater seinen besten Sarg macht; da hat er endlich den armen, halb gelähmten und verwachsenen Boppi, den Krüppel mit dem guten, freien und dankbaren Herzen. Das ist eine köstliche und rührende Gestalt, und an ihr läutert sich Peter Camenzind empor. Von dem Ärmsten empfängt er am meisten. Boppis Leben und Sterben ist dieser Jugendgeschichte Höhepunkt. Das Ziel ist damit erreicht; wir haben keine Angst mehr für den grünen Peter, denn er hat Unverlierbares gewonnen, indem er sich selbst gewann und ein gutes, reines Herz. Ob er damit als Bauer oder Gastwirt auf dem Dorfe sitzt, ob als Gelehrter oder Würdenträger in der Stadt, das ist gleichgültig. Deshalb stört auch der etwas unsichre, gleichsam fragend in die Zukunft verklingende Schluß nicht. Wie soll denn auch schließlich ein sechsundzwanzigjähriger Dichter einer Jugendgeschichte den festen Endpunkt geben, die doch zugleich wohl die Geschichte seines eigenen Lebens ist!

Ein sechsundzwanzigjähriger Dichter — man staunt immer von neuem. Nicht über sein Talent, wohl aber, daß er schon so früh aus tiefer menschlicher Güte heraus die Gestalt des Boppi schaffen konnte. Sonst machen erst reifere Jahre und viele Schmerzen und Einsichten die Poeten, die kraft ihrer Begabung leichter zur Eitelkeit neigen, so demütig und mild. —

Ein dritter Süddeutscher endlich, und wieder ein anderer: **Wilhelm Weigand**, der nun, da er die Vierzig überschritten hat, all seine Ernten in die Scheuern zu sammeln beginnt. Er bringt unter dem Titel „**Michael Schönherrs Liebesfrühling**“ einen ersten Band von fünf Novellen (München 1904, Georg Müller), und ist Karrillon der kräftige Realist als Erzähler, und Hesse schlechtweg der Dichter, so ist er der Ästhet. Mit anderen Worten: ein außerordentlich feiner Nachformer, der durch einen geschulten Geschmack, durch eine offene Empfänglichkeit für alles Schöne, durch einen sorgsam gepflegten Sinn für Form wettzumachen versucht, was an Ursprünglichkeit des Talentes ihm fehlt.

Wir haben in Deutschland so wenig feine Geister dieser Art, daß es unrecht wäre, einer Begegnung auszuweichen. Und mit denselben merkwürdigen Empfindungen, mit denen man Weigands Gedichte liest, liest man seine Novellen. Er strebt danach, besonders in den Mädchengestalten schöne, freie Menschenbilder zu schaffen, die in holder Anmut und mit gesunden Sinnen durch die Welt gehn, wie etwa die Mädchen Gottfried Kellerscher Novellen. Und es gelingt ihm auch, sie einen Augenblick aus dem Reich der Ungeborenen emporzuziehn ins goldne Licht der Sonne, daß sie, mit einem Schein von Blut in den zarten Gesichtern, ein Stücklein vor uns wandern. Dann folgt man ihnen froh, wie den Kindern eines Meisters, bis sie plötzlich zittern und erblassen und ins Schattenreich zurücksinken, weil sie nicht genug Blut getrunken haben. So bleibt, wenn es erlaubt ist, bei dem Bilde zu verweilen, Johanna halb in der Vermenschlichung und Verlebendigung stecken, so die Rosenjungfrau in der zweiten Novelle, so die noch am weitesten fortgeschrittene Margret in der Titelerzählung. Man könnte nicht sagen, was eigentlich fehlt, aber man fühlt deutlich, daß ihnen nur ein Schein von Leben verliehen ist. Dabei gibt es überall Szenen und Stellen, die eines feinen Dichters würdig erdacht sind: des Spazierganges z. B., auf dem Margret und Michael Schönherr sich küssen, kann man sich aufrichtig freuen.

Von einem seiner Helden, einem Bildhauer, sagt Wilhelm Weigand einmal: „Die hellste Einsicht in die Herrlichkeiten seiner Kunst stärkte nicht im mindesten die Kraft seiner Hände.“ Auch ihm selbst gegenüber hat das Wort Geltung. Seine interessanten Essays, die vor zwölf Jahren erschienen, zeigen zur Genüge, wie gut er sich in fremde Kunst eingefühlt hat. Er ist wohl im Innersten auch ein Poet, aber was sein Traum ihm als Schönheit zeigt, kann er nicht voll und rund gestalten. Die große Schönheit läuft ihm in kleine Schönheiten auseinander, und das Ganze geht so wenig zusammen und ist so wenig überwältigenden inneren Lebens voll wie das Götterbild seines Künstlers Robert Knortz. Die einfache klare Linie, die helle Schlichtheit fehlt seinen Erzählungen, die breit zerrinnen, und aus den vielen guten Einzelheiten wird niemals ein richtiges Bild.

Grade dieser Ästhet ist es auch, dem die Kunst das tägliche Brot ist, der sich von den Künstlern nicht trennen kann. Er macht sich über sie manchmal lustig, aber er kommt nicht los von ihnen. Er würde nie so einen vollmenschlichen, urwüchsigen Tischler, Schuster oder Schneider auf die Beine stellen können. Denn die Urwüchsigkeit fehlt ihm selbst, und Bildung, Geist und Geschmack können sie nicht ersetzen. Anstatt mit kluger Beschränkung auf den ihm unerreichbaren Ruhm eines Originaldichters zu verzichten, will Weigand noch immer das, was er nicht kann, und schafft unbewußt und mit heißer Mühe nach, statt es bewußt zu tun. Er hat das Zeug, einer unsrer glänzendsten Übersetzer zu werden.

Nach dieser Ausbiegung ins Ästhetische können wir wieder ehrbares und minder ehrbares Handwerk grüßen, vor allem den stillen und frommen Meister Liebezeit, von dem im Anfang schon die Rede war. Neben hundert andern Menschen, schlechten und guten, lauten und leisen, ringenden und fertigen, richtet er seine ruhigen Augen auf uns in einem ganz vortrefflichen Buche, das ein Pfarrer geschrieben hat, der lange in Halle amtierte, der jetzt im großen Berlin nach Seelen fischt und der **auch** reich geworden ist durch die ärmsten und verlorensten Schafe. Er heißt **Wilhelm Speck**; sein Buch „**Zwei Seelen**“ (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1904). Und ich glaube eine nicht gar zu arge Indiskretion zu begehn, wenn ich verrate, daß auch Paul Heyse, der sich noch immer seinen offenen Sinn für das Echte bewahrt hat, mit unverhohlener Bewunderung auf dieses meisterhafte Werk des geistlichen Herrn blickt. Der berühmte Poet soll mir Eideshelfer sein für diejenigen, die da schwer glauben; noch mehr aber für die vielen, die kopfschüttelnd nach den ersten fünfundzwanzig Seiten die „Zwei Seelen“ als zu langweilig aus der Hand legen werden. Denn dies Buch schmeichelt und streichelt nicht, es spannt nicht im gewöhnlichen Sinne und ist nicht dazu angetan, eine müßige Stunde grade bequem einmal auszufüllen. Es ist im Gegenteil ein Buch für reife und nachdenkliche Menschen, die Zeile für Zeile lesen und sich Zeit lassen, seinen ganzen Ernst, seine Tiefe und seine Fülle zu erfassen und auszukosten. Wer Stifter liebt, wer den „Grünen Heinrich“ liest, der soll getrost dazu greifen: er wird immer wieder zu den „Zwei Seelen“ zurückkehren.

Nicht auf glatter, ebner Straße führt Wilhelm Speck seinen Helden und uns. Er führt uns durch tiefes Dunkel und weit in den Sumpf hinein. Über den Schneiderheinrich ist der Spruch ergangen, daß er jedem Pfade nachlaufen muß, der ihm vorkommt, nachdem er einmal die Kette zerrissen hat, die ihn, wie er glaubte, fesselte und die ihn doch nur hielt und trug. Wenn sich auch treue Hände nach ihm ausstrecken und zuletzt ihm noch eine zärtliche Gestalt entgegentritt und ihn zurückzuhalten versucht, er muß erst hinunter in die Tiefe. Erst allmählich gewinnen reinere Gewalten Macht über ihn: er läutert sich, bis er so stark wird, daß er, der eines hellen Glückes nicht würdig ist, aus Glück und Gnade heraus sein Kreuz auf sich nimmt und sein Recht fordert. Dies Recht ist das Recht zu büßen. Hinter Zuchthausmauern wird es ihm, und hinter Zuchthausmauern, die er lebend nicht wieder verlassen wird, schreibt der Sträfling, der gestohlen, geraubt,



Cronberg im Taunus. Gemälde von Prof. Wilhelm Trübner-Karlsruhe.
Von der Internationalen Kunſtausſtellung in Düſſeldorf, 1904.

getötet hat, die Geschichte seines Lebens. Er sieht seinen Stern, der zum Ziele winkt, in der Ferne aufglänzen; er ist mit sich selbst und seinem Gotte, den er so schwer gefunden hat, einig. Er ist vordem durchs Leben gegangen, als trüge er zwei Seelen in sich, von denen die eine immerfort dem Lichte zustrebte, die andere sich immerfort in die Finsternis hineinziehn ließ. Nun sind alle Dissonanzen gelöst, und alles Frühere, sein ganzes Leben liegt nur noch wie eine dunkle Landschaft vor ihm, über die ein fernes Feuer phantastische Lichter wirft.

Wer das Buch nicht kennt, wird sich nur schwer einen Begriff davon machen können, was alles in den Rahmen dieses sich verwirrenden und sich klärenden Menschenlebens gespannt ist. Behagliche Kleinbürgerwohnungen und Verbrecherkeller, die Säle der Krankenhäuser und die engen Werkstätten bescheidener Handwerker, stattliche Bauernhöfe und feste Gefängnisse schlagen ihre Türen und Tore vor uns auf; Kleinstadtidyllen wechseln mit Großstadtlärm und Hochgebirgsruhe. Und eine unabsehbare Schar sicher umrissener Gestalten wird an uns vorübergetrieben: Schneider und Schlosser, Arbeiter und kleine Beamte, Taschendiebe und Einbrecher, Pfarrer und Gelehrte, Mädchen aller Art, tüchtige und leichte, heiße und herbe, ja selbst Dirnen, und diese sowohl von der kalt-raffinierten wie von der sentimentalen Sorte. Da sie alle aber doch immer nur so weit in Betracht kommen, wie sie des Schneiderheinrichs Lebenslauf kreuzen und auf ihn wirken, so ist von den meisten immer nur auf wenigen Seiten ein Porträt entworfen. Allerdings geschieht das mit einer ganz wunderbaren Kraft. Dieser Pfarrer und Dichter hat in so viele Herzen und so mannigfache Verhältnisse des Lebens gesehn, daß er mit fast selbstverständlicher Sicherheit sofort das Eigentümliche und Unterscheidende eines jeden erfaßt und sozusagen die verschiedensten Töpfe beim ersten Griff auch gleich am Henkel hat. So viele Schneider, so viele Gauner, so viele Mädchengestalten auch durch die „Zwei Seelen“ gehn — nicht zwei, die sich gleichen! Neben den einfachsten Charakteren stehn so komplizierte wie Heinemann; neben der reinen und hellen Maria steht die Sumpfblume Lauretta; neben Erzlumpen der fromme, gottselige Meister Liebezeit. Er ist nur ein Schneider, aber einer mit starken mystischen Neigungen, der sich an Taulerschen Predigten berauscht, ohne sie ganz zu begreifen. Eine wundervoll stille Gestalt.

Man würde aber diese Dichtung nicht genug loben, wenn man eins vergäße zu erwähnen: das kristallene, ausgezeichnete Deutsch, in dem sie geschrieben ist. Wie die Sätze sich füllen und runden, wie sie ruhig und verständig, doch ohne Nüchternheit, weiterführen, klar und luftig auch dort gebaut, wo sie breiter ausladen, wie selbst das Gewöhnliche durch eine aparte, aber niemals aufdringliche Wendung leicht geadelt wird — das ist jedes Ruhmes wert. Wir haben nur wenige Stilisten in Deutschland, die sich mit Wilhelm Speck messen können. Und durch diese feine und schöne Form erreicht er auch die völlige Besiegung des mitunter nicht erquicklichen Stoffes. Aus der Ruhe sehen wir in die Unruhe, und wir gehn durch die Dünste des Sumpfes, ohne daß sie uns berühren.

Der Stoff bringt es mit sich, daß die erste Hälfte des Buches, das immer tiefere Sinken des Schneiderheinrichs, lebendiger und interessanter erscheint, als die zweite, in der die Durchläuterung des Verlorenen erfolgt. Das Fallen geht immer rasch; langsam aber steigt man wieder empor. Und doch ist auch dies schön, wie allmählich eine Linie nach der anderen in dem Verirrten getilgt wird und andere Linien darüber gezogen werden, bis unvermerkt das Alte gelöscht ist, und etwas Neues an seiner Stelle steht. —

Nach so vielen ernsten Gaben eine heitere, nach den schweren eine leichte, nach den tiefen Pflügern ein flotter Springer. Ein schwarzgelber Reiter, der schon viel fröhliche Geschichten „aus der schönen, wilden Leutnantszeit“ erzählt hat: Carl Baron Torresani. „Pentagramm“ nennt er sein neues Buch (Dresden, E. Pierson 1904). Und die fünf Novellen darin sind — es gibt kein besseres Wort — „fesch“. Man liest sie mit großem Vergnügen und in ungeheurer Geschwindigkeit. Einem Gebirgsbach gleich schießen sie hin, durchaus nicht tief, aber springlebendig. Manchmal ist das Vergnügen billig, so wenn sich „Veras Jugendliebe“ dem eifersüchtigen Gemahl als Dentist entpuppt, der eine dem Gebieter sorgsam unterschlagene Zahnlücke kunstgerecht neu ausfüllen soll. Aber dafür entschädigt anderes: ein famoser Humor und eine Bißheit erster Güte. Eine Erinnerung aus dem Garnisonsleben Italiens ist besonders lustig, und in der einleitenden Skizze, der Golem als „Diener“, leistet sich Torresani ein tolles, aber glänzend gegebenes Phantasiestück. Nur kann es seiner „Forschheit“ gar zu leicht passieren, daß er übers Ziel hinaus schießt und daß ihn plötzlich der Takt verläßt, so daß etwa um eines Witzes willen unser Herz gekränkt wird. Musterbeispiel dafür ist die breit ausgesponnene Anekdote von George Diewers, der seinem Alten ein Schnippchen schlägt und eine gefährliche Testamentsbestimmung glücklich umschifft leider unter Mißbrauch eines ihm entgegen gebrachten Vertrauens. Man wehrt sich instinktiv dagegen, die Nasführung eines armen, gutmütigen Mädchens durch einen kalten Lebemann nach dem Willen des Erzählers nur komisch zu finden. Das Ganze ist doch ein Witz auf Kosten des Feingefühls — es bleibt ein peinlicher Rest zurück. Man erholt sich davon erst in der ägyptischen Geschichte bei Herrn Larive. Wer daran zweifelt, daß Torresani auch sehr lebendig charakterisieren kann, der sehe sich diesen Herrn Larive an ... Herrn Larive, der von der ägyptischen Regierung sein Geld nicht bekommt ... Herrn Larive, der als unbezahlter Armeelieferant donnernde Reden hält à la Lord Beaconsfield ... Herrn Larive, der schwitzt, schimpft, rast. Mit einer Flottheit ist dies Original auf die Beine gestellt, daß man sein Vergnügen dran hat. Und das ist doch auch schon etwas. Nach schwerer Musik hört man gern einmal eine fesche Operettenmelodie.



Unentrinnbar.

Durch tiefes Dunkel, heimlich und verstohlen,
Bin ich entflohn vor meinem Herzeleid;
Doch ach, ihm war kein Weg zu finster und zu weit,
Mich einzuholen.
Nun hat es sich an meine Brust gekrallt
Mit liebender, mit tötlicher Gewalt
Und raunt mir zu: Willst Du nicht endlich rasten?
Wer nicht mehr hofft, hat keinen Grund zu hasten.
So heftig Du beflügelst Deinen Schritt
Zur atemlosen Flucht in fernste Fernen,
Ich lasse Dich nicht los;
Ich komme mit:
Es hilft Dir nichts, Du mußt mich tragen lernen.

Künstlerschweigen.

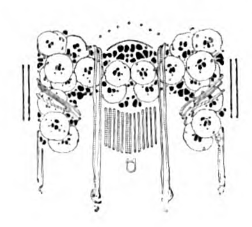
Lockt's Dich, jeden Traum zu gestalten,
Der im Innersten aufgetaucht?
Lockender ist's, versteckt zu halten,
Was kein andrer zu wissen braucht;

Nicht für hergelaufene Gäste
Aufzutischen zum leckren Mahl,
Was wir behüten als das beste
Erbteil unserer Lust und Qual!

Wie der Geizhals Gold und Juwelen
Vor des Tages lästigem Schein,
Daß auch Blicke sie nicht ihm stehlen,
Einsargt im verschlossenen Schrein –

Laßt uns verschweigen, welch kostbare Güter
Ein verschwendrischer Gott uns gab,
Um als unerbittliche Hüter
Mitzunehmen in unser Grab

All das reiche blühende Leben,
Das in unserem Herzen wohnt,
Weil's unmöglich, ihm Worte zu geben,
Oder weil's der Mühe nicht lohnt.



Illustrierte Rundschau.

George Frederic Watts †. — Ein neu aufgefundenes Werk von Michelangelo. — Die Büste Schleiermachers von Prof. Fritz Schaper. — Das neue Rathaus in Bielefeld. — Arbeiten der Grossherz. Majolika-Manufaktur in Karlsruhe. — Möbel von Albin Müller-Magdeburg. — Finnische Landhäuser. — Zu unsern Bildern.



George Frederic Watts †.
Selbstbildnis in den Uffizien zu Florenz.
(Nach einer Aufnahme von Gebr. Alinari in Florenz.)



Das Schleiermacher-Denkmal in Berlin.
Von Professor Fritz Schaper.

Wenn wir Deutsche Lenbachs Tod als schweren Verlust empfanden, so die Engländer noch schwerer und schmerzlicher das Dahinscheiden von George Frederic Watts, den am 1. Juli der Tod hinwegraffte. Noch schwerer mit Recht, denn Watts war ungleich vielseitiger, reicher als Lenbach, der den großen britischen Meister übrigens selbst aufs höchste bewunderte und ihn einmal den „Neffen der Natur" genannt hat. Wir haben in Deutschland leider nur wenig von den Werken Watts im Original kennen gelernt, den seine Landsleute gern und stolz als „den neuen Tizian" rühmten; wer sein Lebenswerk kennen lernen wollte, mußte nach London in die Watts-Säle der Tate-Galerie pilgern oder in das Privatmuseum des Künstlers selbst im Little Holland Haus. Erst neuerdings sind die schönsten und vornehmsten seiner Schöpfungen uns wenigstens durch gute Reproduktionen zugänglich geworden. Eine merkwürdige Erscheinung war er in unserer Zeit mit seiner festen Geschlossenheit, in seinen Idealen von Künstlergröße und Menschenglück — dieser Maleridealist, der so ganz in dem Formgefühl der Renaissance aufging und der zugleich in seiner Technik ein so ganz moderner Künstler war. Er war durchaus Ideenmaler; abgesehen von seinen Porträts, von denen noch zu sprechen sein wird, sind fast alle seine Gemälde dem ähnlich, was man sonst mit einem für den Modernen etwas süßlichen Beigeschmack Allegorien nannte, Traumgebilde, Personifikationen. Leben und Liebe, Gerechtigkeit, Fortschritt, Zeit und Gewissen, den Tod, den Mammon stellte er dar; in einer seltsamen Trilogie „Sie soll Weib heißen" suchte er die Schöpfung der Eva mit der Geburt der Venus zu verschmelzen, im „Geist der Güte" die Erhabenheit des Heilands mit der Größe des Zeus zu einen; im „Hof des Todes" ließ er Kaiser, Könige, Bettler, Greise, Jünglinge am Tore der Ewigkeit vorüberpilgern. Jedes seiner Gemälde, darf man wohl sagen, besaß seinen besonderen stark betonten ethischen Hintergrund. Aber all seinen Gedankenreichtum goß er nicht, wie andere, in kaum noch verständliche Formen, in künstliche, gekünstelte Prägungen; die Ideen in seinen Gemälden sollten klar und durchsichtig für jedermann sein, wie die Worte einer guten edlen Predigt. Und dieser reine Malermoralist verfügte dabei über die vollendetste Technik. Während uns leider allmählich der Begriff zu einem gleichsam feststehenden geworden war, daß ein Gemälde meist um so schlechter gemalt sein müsse, je reicheren inneren Gehalt es habe,



Kruzifix aus S. Spirito. Von Michelangelo.
(Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

war hier ein wirklich Großer, der den Beweis vom Gegenteil immer von neuem lieferte, der das Gedankliche und das Malerische, Idealismus und Realismus vollkommen zu vereinen wußte. — Watts war aber auch einer der größten Bildnismaler unserer Zeit, Lenbach mindestens gleichwertig an restlos seelischer Erkenntnis, oft ihm überlegen an Eindringlichkeit und Sorgfalt. Fast alle geistigen Größen Englands, die in den letzten 50 Jahren hervortraten, hat er gemalt, nicht zuletzt seine Künstlerfreunde Rosetti, Morris, Burne-Jones, Walter Crane; von großen Deutschen, soviel mir bekannt, nur Josef Joachim. Siebenundachtzig Jahre wurde Watts alt, und bis fast zum letzten Tage vermochte er zu arbeiten. Welch reiches, glückliches Künstlerleben! Ein überraschender Fund glückte dem ausgezeichneten Kunsthistoriker, Professor Henry Thode in Heidelberg. In der ersten Lebensbeschreibung Michelangelos, von Condivi 1553 veröffentlicht, ist unter den Jugendwerken des Meisters eines Kruzifixes gedacht, einer Holzschnitzerei, die Michelangelo dem Prior von Santo Spirito zu Florenz zum Geschenk gemacht hätte; auch Vasari und noch 1591 Bocchi erwähnen das Werk, das dann völlig verscholl. Und nun fand Thode, als er jüngst, mit anderen Studien beschäftigt, Santo Spirito besuchte, gänzlich unerwarteterweise das Holzkruzifix wieder — merkwürdig genug:

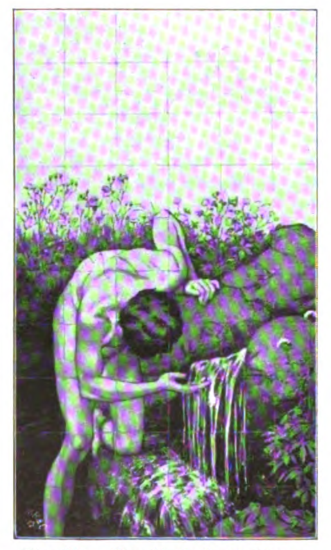


Der Innenhof des neuen Bielefelder Rathauses.



Das neue Rathaus in Bielefeld, vom Neumarkt aus gesehen.
Erbaut vom Stadtbaurat Ritscher.
(Aufnahmen von Emil Lohöfener in Bielefeld und Gadderbaum.)

Meerwunder. Von W. Süs.



Quelle. Von Prof. Hans Thoma.



Wandfliesen. Von Prof. Hans Thoma.

Allen sichtbar, auf dem Hochaltar zwischen den aus späterer Zeit stammenden Gestalten der Maria und des Johannes. Es ist kaum verständlich, wie das wundervolle Werk hier, an so oft durchforschter Stelle, der Aufmerksamkeit entgehen konnte; aber die Beweise, welche Herr Thode beibringt, sind so zwingend, daß man nicht an der Tatsache zweifeln kann, in jenem Kruzifix das längst verloren geglaubte Jugendwerk Michelangelos vor sich zu haben. —



Fruchtschale. Von Wilh. Süs.

Im statuenreichen Berlin ist endlich einmal ein Denkmal enthüllt worden, das von keiner Seite eine Anfechtung erlitten hat und gewiß keine erleiden wird. Eine ganz schlichte Büste Schleiermachers ist es, ein Werk Fritz Schapers — einfach, schön, klar, groß! Man kann nichts Besseres darüber sagen. Die Büste hat vor dem Portal der Dreifaltigkeitskirche, an der Schleiermacher ein Vierteljahrhundert wirkte, ihre Aufstellung gefunden. —

Wiederholt haben wir an dieser Stelle unserer Freude darüber Ausdruck gegeben, daß nicht nur die deutschen Großstädte, daß auch unsere Mittelstädte bei dem Bau ihrer offiziellen Gebäude den Architekten reichere Mittel zur Verfügung stellen und diese nicht nur zu reinen Nützlichkeitsbauten drängen. So hat sich jetzt Bielefeld ein neues Rathaus errichtet, das — in eigenartiger Weise mit dem neuen von Bernhard Sehring dort erbauten Stadttheater gekuppelt — der Stadt wirklich Ehre macht; nicht allein überraschend stattlich gibt es sich, sondern es fügt sich auch vortrefflich in den architektonischen Gesamtcharakter des alten Gemeinwesens ein. Der Erbauer ist Stadtbaurat Ritscher. Vielleicht ist es trotz des Titels dieser Hefte nicht unbescheiden, wenn wir erwähnen, daß den Festsaal des neuen Rathauses ein großes Ölgemälde ziert, ‚Kaiser Wilhelm II. weiht das Denkmal des Großen Kurfürsten auf dem Sparenberg ein' (von W. Pape), dessen Donatoren die Herren Velhagen und Klasing sind.



Eingang zur Großherzogl. Majolika-Manufaktur mit Schmuck, Pfauen und Portalfliesen, von Prof. Ratzel.

Es scheint fast, als ob die schöne, alte Majolika auf deutschem Boden eine neue Renaissance erleben sollte. Während Kaiser Wilhelm auf seinem Gute Kadinen in Westpreußen mit großer Energie und aller Wahrscheinlichkeit mit bester Aussicht auf Erfolg Versuche in Majolikatechnik fördert, ist seit 1901 in Karlsruhe eine Großherzogliche Majolika-Manufaktur im Betrieb, die bereits ganz hervorragende Leistungen aufzuweisen hat. Die Pflanzstätte der Anstalt, die Wilhelm Süs mit Unterstützung



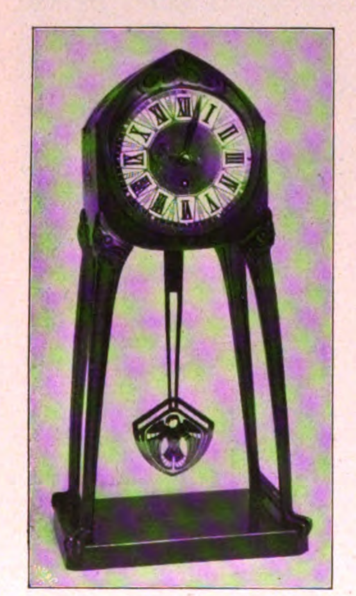
Schreibtischsessel von Albin Müller-Magdeburg.

der Kaiserin Friedrich als bescheidenes „keramisches Atelier" begründete, lag in Cronberg im Taunus; von hier siedelte der Künstler, einem Ruf des Großherzogs folgend, nach der badischen Hauptstadt über, wo er durch die führenden Persönlichkeiten der dortigen Kunstschule, die Professoren Keller, Volz, vor allem aber durch Hans Thoma werktätige Beihilfe fand. Die von uns wiedergegebenen Stücke haben auf der Weltausstellung in St. Louis viel Anklang gefunden.



Bücher- und Mappenschrank von Albin Müller-Magdeburg.

Sehr schön ist in St. Louis auch die junge sogenannte „Magdeburger Gruppe" vertreten, deren Mitglieder — es seien nur Albin Müller, Paul Bürck, Hans und Fritz v. Heider genannt — zu den kräftigsten Förderern unseres Kunstgewerbes zählen.



Tischuhr in Gußeisen von Albin Müller-Magdeburg.

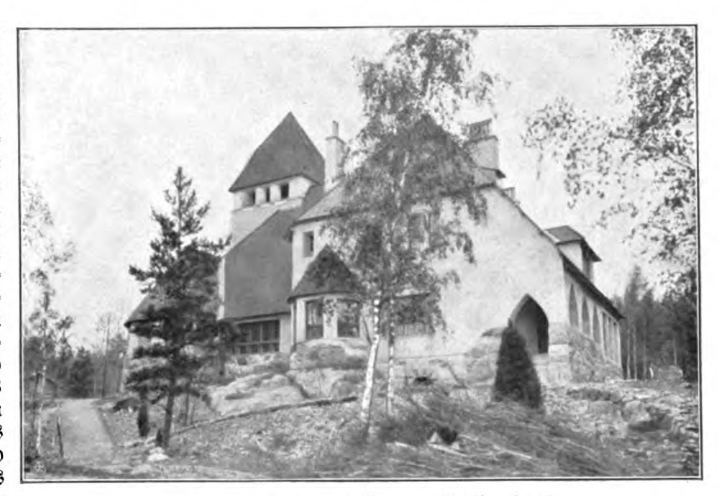
Sie haben ein Empfangs- und ein Arbeitszimmer ausgestellt, nach einem Entwurf von Albin Müller, der im speziellen die Wandflächen, die Möbel, die Beleuchtungskörper usw. schuf. Was die Möbel, die wir in Abbildungen wiedergeben, im besonderen betrifft, so zeichnen sie sich vor allem durch große Sachlichkeit, durch bewußte Rücksicht auf praktische Brauchbarkeit aus. —

In der Baukunst Finnlands, wo die Künste jetzt überhaupt im regen Fluß stehen, in einem starken Ringen, hat die Bevorzugung anderen Rohmaterials zu einer Umwälzung geführt.



Herrenschreibtisch von Albin Müller-Magdeburg.

Statt des verputzten Backsteins wählt man den heimischen Topfstein oder Granit. Aller unorganische Fassadenschmuck, die aufgeklebten Pfeiler und Halbsäulen verschwinden. Die Schönheit des gewachsenen Steins kommt wieder zu Ehren, und vor allem: Es wird wieder von innen heraus gebaut. Am schönsten kommen diese gesunden Grundsätze in den von den Architekten Gesellius, Lindgreen und Saarinen in Helsingfors erbauten Landhäusern zum Ausdruck, für die sie teils in den alten Burgen und Kirchen ihrer Heimat, teils in den nordischen Holzbauten Vorbild und Anregung fanden; aber auch andere Bauten, z. B. das Sommerhaus, das sich der Maler Pekka Halonen in Järwenpää bei Helsingfors erbaute, fügte feinsinnigen Künstlergeist in die Landschaft.



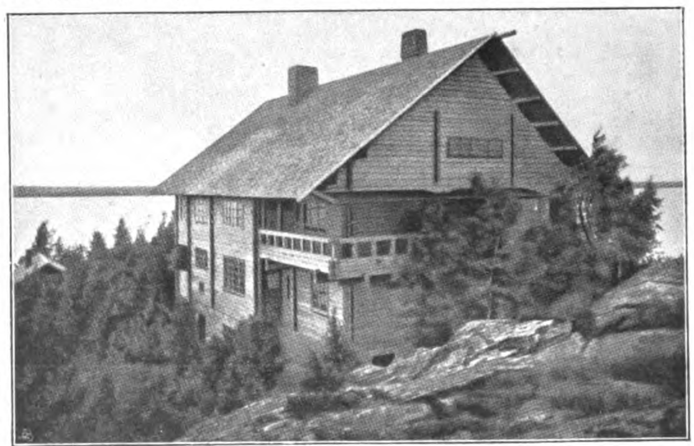
Landhaus in der Nähe von Helsingfors.
Erbaut von den Architekten Gesellius, Lindgreen & Saarinen in Helsingfors.



Villa des Dr. R. S. bei Helsingfors.
Von Gesellius, Lindgreen & Saarinen.

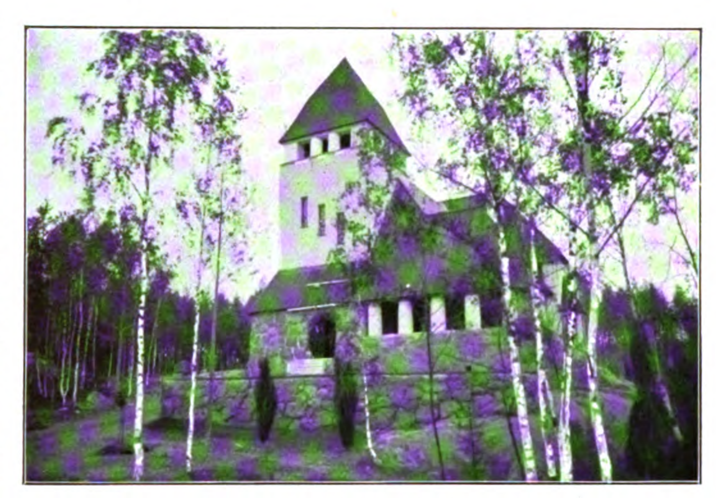
* * *

Unser Titelbild gibt ein reizvolles neues Werk von Prof. Gabriel Max wieder. Gabriel Max? wird vielleicht der eine oder andere Leser verwundert fragen. Wer aber näher zusieht, erkennt in dem schönen Mädchenkopf doch die Eigenart des großen Künstlers, dem es diesmal gefiel, keine visionistisch schauenden Augen, sondern ein liebes Mädchenantlitz im Jugendglanz zu geben, mit Weinblättern im Goldhaar und dem traubenschweren Korb in den Händen. — Trauben bringt auch das erste unserer zwei farbigen Einschaltbilder, beide kleine Meisterstücke der modernen Reproduktionskunst. Wir wählten mit Absicht für diese Blätter diesmal zwei Stillleben, um diesen so schönen, einst so hochgeehrten, heut mit Unrecht etwas außer Mode — nur außer Mode! — gekommenen Sujets endlich einmal wieder gebührende Ehre zu erweisen. Wer diese beiden Blätter sieht — mehr als zwei Jahrhunderte trennen ihre Entstehungszeit — wird zugeben müssen: Die Ehre wird keinem Unwürdigen zu teil. Das erste Stillleben (zw. S. 24 u. S. 25) ist ein Werk von A. Mignon (1640—1679), der übrigens trotz



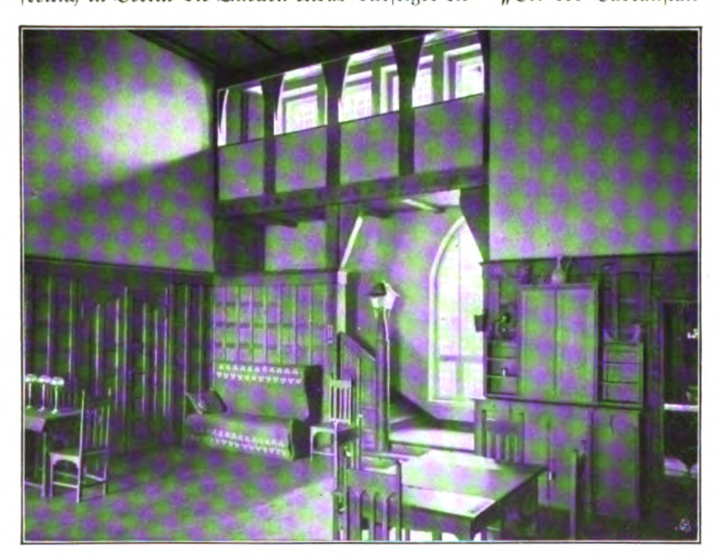
Landhaus des Künstlers Pekka Halonen bei Helsingfors.

seines französischen Namens ein echt deutscher Künstler — er lebte in Frankfurt a. M. und Wetzlar — und jedenfalls der größte aller deutschen Stillebenmaler war. — Das zweite Blatt, die köstlichen Rosen (zw. S. 32 u. S. 33), stammt von Prof. Ed. Grützner, und ich darf vielleicht verraten, daß der zärtliche Vater sie für das liebevollste Töchterchen malte als Dank für treue, aufopfernde Pflege in schwerer Krankheit. —

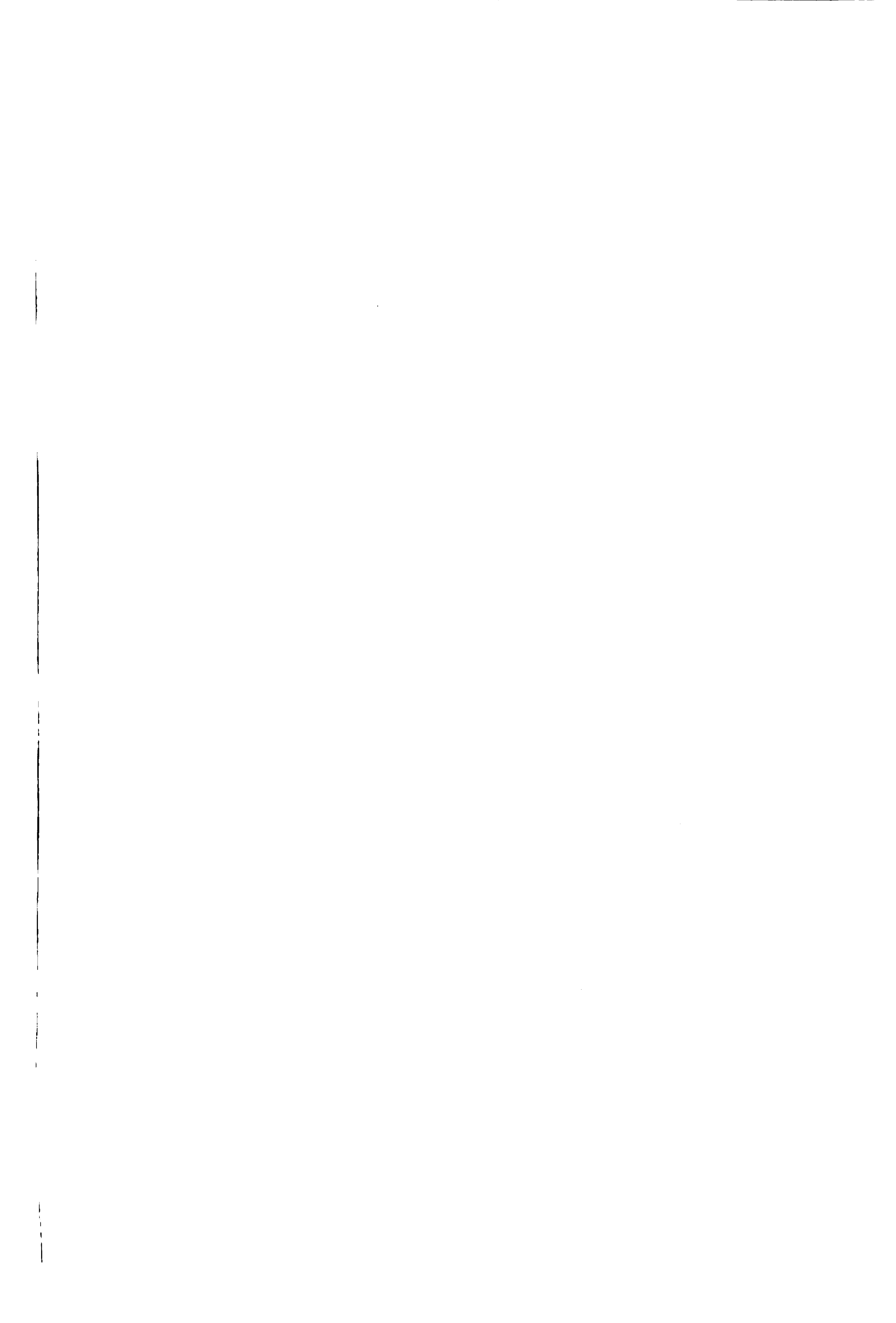

Landhaus bei Helsingfors.
Erbaut von Gesellius, Lindgreen & Saarinen in Helsingfors.

Zwischen S. 64 u. S. 65 schalteten wir eine Skulptur von monumentaler Wucht und fast klassischer Schönheit ein, eine Klio, die Bekrönungsfigur von dem Frankfurter Befreiungsdenkmal des Münchener Bildhauers Hugo Kaufmann. Die edle Gestalt erregte auf der ersten Ausstellung des neuen deutschen Künstlerbundes allgemeine Bewunderung. Auch unsere übrigen Einschaltbilder stammen sämtlich von den deutschen Ausstellungen dieses Sommers, der (so trocken und dürr er sonst war) dem Kunstfreunde in München, Dresden und Düsseldorf wahrhaft sprudelnde Quellen der Anregung erschloß, während freilich in Berlin die Quellen etwas dürftiger rieselten. In München, auf der Ausstellung des deutschen Künstlerbundes, hatte Franz Stuck seine kleine allerliebste Gratulantin ausgestellt (zw. S. 112 u. S. 113); in Düsseldorf Prof. Wilh. Trübner sein famoses Städtebild Cronberg (zw. S. 120 u. S. 121) und Prof. Heinrich Zügel ein Paar prächtiger Ochsen (zw. S. 56 u. S. 57) — ein Bild, gleich ausgezeichnet als Tierstück wie als Landschaft! Von der Düsseldorfer, überraschend vielseitigen Ausstellung bringen wir ferner die Gemälde „Bei der Badeanstalt" des berühmten Franzosen Renoir (zw. S. 80 u. S. 81) und erlauben uns die Bitte an den Beschauer, für das Blatt die richtige Augendistanz auszuproben und dann erst zu urteilen. — Auf der Berliner Kunstausstellung im Moabiter Glaspalast erwarben wir die „Birken im Moor" (zw. S. 104 u. S. 105) von Prof. Ludw. Dill, ein landschaftliches Stimmungsbild von eigen schwermutsvollem Zauber. Die deutsche Landschaft, die wir alle durch unsere Künstler erst recht in ihren intimsten Reizen kennen lernen, lieh überhaupt wohl sämtlichen Ausstellungen des Jahres die reichsten und stärksten Anziehungspunkte.

H. v. S.


Halle aus obigem Landhaus.
Von Gesellius, Lindgreen & Saarinen in Helsingfors.

 Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1.
Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.





Livländischer Buschwächter. Ölstudie von Prof. Peter Paul Müller-München.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIX. Jahrgang 1904/1905. Heft 2, Oktober 1904.

„Die Referendarin."

Roman von

Carl Busse.

(Fortsetzung.)

Ganz durchnäßt, mit hochgeschlagenem Paletotkragen, kam Peter Körner nach Hause. Er mußte sich sofort umziehen. Er hatte keinen trockenen Faden am Leibe.

Als er sich im Schlafzimmer mit dem Frottiertuch warm rieb, hörte er es klingeln.

Bald darauf klopfte es erst an sein Arbeitszimmer, dann, nach einer Weile, öffnete jemand, und leichte Mädchenschritte kamen über den Teppich an die Schlafstubentür.

„Herr Referendar . . ."

‚Welche von den sechs Neugebauerschen Grazien ist das?' dachte er. ‚Ach so, zwei waren ja nicht zu Hause.' — „Was ist denn los?" fragte er durch die Tür.

„Es ist ein Herr da . . . möchte den Herrn Referendar sprechen."

Nach der Stimme konnte das Lenchen sein . . . Lenchen, die Klavier spielte.

„Wie heißt er denn?"

„Er hat seine Karte abgegeben . . . Herr Zühlke."

Die Karte wurde durch den Türspalt geschoben: „Gustav Zühlke, Stadtsekretär."

Hm! „Ich lasse den Herrn bitten!"

Man hörte bald den schweren, ruhigen Schritt des Besuchers.

„Bitte, haben Sie einen Augenblick Geduld," rief Peter Körner von drinnen und drohte der Dogge, die mit dumpfem Knurren sich erhoben hatte. „Bei diesem Hundewetter ist man klitschnaß."

„Bitte sehr — es eilt gar nicht. Ich kann warten!" scholl es vom Arbeitszimmer zurück.

Eine dunkle, angenehme Stimme. ‚Endlich ein Mensch, der Zeit hat,' dachte der Referendar. Er zog sich aber doch rascher an.

Gustav Zühlke stand noch an der Schwelle, den Hut in der Hand. Er trug einen langen schwarzen Kandidatenrock. Mit dem bartlosen Gesicht sah er darin wie ein Theologe aus.

„Ich komme als Vertreter der Concordia, Herr Referendar. Sie haben als Hundebesitzer eine Haftpflichtpolice unserer Gesellschaft."

„Stimmt," nickte Peter Körner. „Und da sind für das Quartal April bis Juni sechsundzwanzig Mark fällig. Besorgen Sie das Inkasso?"

„Jawohl. Ich habe für Großkirchen und Umgegend die Agentur. Falls Sie sich überzeugen wollen . . ."

Er griff in die Brusttasche.

„Lassen Sie nur, Herr Stadtsekretär. Ich danke Ihnen, daß Sie sich selber bemühten. Na, von jetzt ab weiß ich, an wen ich mich in dieser Sache hier zu wenden hab'."

Er ging an den Schreibtisch, schloß auf und zählte die sechsundzwanzig Mark hin.

„Muß Ihnen leider Silber geben ... tut das was?“

Aber er hörte nicht recht auf die Antwort. Ihm war, als er aufgesehen hatte, ein seltsamer Blick aufgefallen. Ein Blick, der ihn maß, der ihn prüfte, der ihn gleichsam abschätzte. Aber es lag doch nichts Beleidigendes und Aufreizendes darin. Viel eher eine gewisse Furcht ... Herzensangst.

„Ist sonst noch etwas, Herr Stadtsekretär?“ fragte der Referendar unwillkürlich.

„N .. nein, ... danke!“

„Dann wollen Sie, bitte, mal nachzählen. Es stimmt wohl so.“

Gustav Zühlke im schwarzen Rock kam an den Schreibtisch, überblickte die Summe, strich sie ein. Dann entnahm er die entsprechenden Quittungsmarken seiner Brieftasche und legte sie hin.

Plötzlich zitterte die Hand. Peter Körner sah auf. Die beiden Männer blickten sich einen Moment an.

Das immer blasse Theologengesicht schien noch blasser zu sein.

Es war eine fast peinliche Stille.

„Und wie gesagt,“ warf der Referendar dann dazwischen, „im Juli kann ich Ihnen den fälligen Betrag ja zusenden.“

„Ich hol' ihn schon,“ sprach der Stadtsekretär. Dann verbeugte er sich und ging.

Es war draußen an diesem Regentage schon dämmerig. Ein allgemeines Grau. Und vom Seitenfenster des Erkers sah Peter Körner durch dieses Grau die schwarze Gestalt gehen, nicht schnell, mit einer festen Bedachtsamkeit. Er blickte ihr nach, bis sie hinter Gartenzäunen und Büschen verschwand.

Dann kehrte er sich, schüttelte den Kopf und nahm vom Schreibtisch die Tüte auf, die den großen Blaudruck „Paul Fischer“ trug. Er hatte sie vorhin aus dem nassen Rock gezogen und hierhergelegt.

Das war ja merkwürdig! Als ob dieser Firmenstempel aller Augen auf sich zog und die Leute bannte! Erst der Assessor ... na ja! Bei dem wollt' er ja gerade das! Aber nun dieser Magistratssekretär und Versicherungsmensch —?

Sollte die „Referendarin“ auch subalterne Verehrer haben? Das war vorhin doch sehr verdächtig gewesen. Dieser Blick —!

Er versuchte den Eindruck abzuschütteln und einen Brief zu schreiben, den er schon tagelang plante. Einen Brief an die Cousine, die ihm imponierte. Einen Brief über Großkirchen und sein tägliches Leben.

Aber immer kam ihm das bartlose Gesicht des Stadtsekretärs dazwischen. Er suchte es unwillkürlich festzuhalten, mit einem Wort, einer Empfindung, als könne er es sich dadurch zu eigen machen und erklären.

Ein Fanatikergesicht? Ja und nein! Diese glattrasierten Gesichter wirkten leicht so. Aber es war zu ergeben dazu, nicht energisch genug. Die niederwerfende Kraft fehlte; nur die unbeirrbare Zähigkeit war darin.

Eine passive Kraft, eine der Beharrung ... nicht im Handeln groß, aber im Ertragen. Und merkwürdige Augen ...

Mit einemmal fiel ihm etwas ein. Auf der Herfahrt hatte der Zug an einem der Berliner Vorortbahnhöfe einen anderen Zug überholt, der russische Auswanderer nach Hamburg oder Bremen führte. Eine Zeitlang waren die Waggons fast nebeneinander hergerollt. Zusammengepfercht wie das liebe Vieh hatten die Auswanderer in den Coupés gesessen. Ein paar, die dem Fenster zunächst waren, sah man deutlich. Darunter war auch ein junger Bursch gewesen mit dem glatten slawischen Gesicht. Alle hatten mehr oder minder stumpfe Augen, aber sie fielen in dem jungen Gesicht naturgemäß am meisten auf.

Er, Peter Körner, hatte den Auswanderer angesehen; der Auswanderer ihn.

Er erinnerte sich ganz genau, denn eine ihm sonst ganz fremde Empfindung war damals über ihn gekommen. ‚Jetzt fahren wir noch nebeneinander,‘ hatte er gedacht, ‚bald trennen sich die Züge. Niemals im Leben werden wir uns wiedersehen. Jenseits des Ozeans wirst Du leben und sterben, vielleicht glücklich, wahrscheinlich im Elend.‘ Und ihn, den Fröhlichen, hatte es gepackt, wie unendlich traurig das Leben sei. ‚Wir Brüder ...‘

Dabei hatten die Augen nicht von denen des Auswanderers gelassen. Stumpf hatte der herübergeschaut. Aber allmählich hatte er gelächelt und ihm zugenickt.

Und das war das Seltsamste: die Augen waren niemals trauriger gewesen, als in diesem Lächeln. Eine ungeheure Resignation

lag darin; sie sagten: die Welt ist voller Schmerzen, aber was willst Du, Bruder, man muß aushalten! Sie sagten: alles ist Schicksal! Sie waren auf alles gefaßt, was irgend kommen konnte. Als hätten sie jahrtausendelang nur Kummer und Qual gesehen, starrten sie ergeben, geduldig, traurig vor sich hin. Der junge Bursch konnte noch nicht so Schweres erlebt haben, wie sein Blick glauben machte. Es mußte ein Erbteil sein.

Unwillkürlich hatte auch er, Peter Körner, genickt. Dann hatten sich die Züge getrennt.

An dieses Erlebnis mußte er jetzt denken.

„Er hat ein russisches Gesicht," sprach er halblaut vor sich hin. Aber er meinte nur die Augen.

„Ein russisches Gesicht," murmelte er noch einmal und nickte befriedigt, als hätte er nun, was er gesucht hatte.

Es war inzwischen ganz dunkel geworden. Eine einsame Laterne zog drüben in den See hinein ihre Lichtspur. Auf dem Schreibtisch leuchtete der weiße Briefbogen, den sich der Referendar für die bedeutende Cousine zurechtgelegt hatte. Aber er hatte nun keine rechte Lust mehr zum Schreiben.

Immerhin klingelte er nach der Lampe.

Die Lampe brachte jeden Tag eine andere Neugebauerin, zu seinem aufrichtigsten Vergnügen. Und es war gar zu putzig, wie die Küchlein schon der Mutter nacheiferten: sie drehten sich und wippten, daß es eine Lust war.

Heut erschien Frau Feldwebel höchstselbst: der Lampenschein traf ihr verbindlich lächelndes frisches Gesicht und etwas von ihrem grauen, glatt anliegenden Haar.

Sie wollte sich nur mal erkundigen, ob auch alles so richtig und nach Wunsch wäre. „Man möchte doch, daß die Herren sich behagen."

Und das ging trotz der fünfundfünfzig Jahre und der massiven Front unermüdlich hin und her . . . ‚wie 'ne Bachstelze,' dachte Peter Körner, ‚— nein, wie 'ne alte fette Henne, die ewig mit dem Bürzel wackelt.'

Er mußte lachen. Ja, es war alles gut; gar nichts auszusetzen. Was die Frau Feldwebel denn nun zu dem Zimmer sage?

Er hatte eine Menge schöner Stiche aufgehängt; den Ecken mit alten Waffen und Gebetsteppichen ihre Schärfe genommen, hohe alte Zinnkrüge von seltsamen Formen statt der Photographien aufgestellt und dem Raum etwas von seinem eigenen Wesen mitgeteilt.

Natürlich bewunderte Frau Feldwebel. Aber er merkte, daß sie ihre eigene Ausstattung schöner fand. Die alten Krüge wollte sie mit Putzpomade blank reiben. Und dann hatte sie wohl ein Anliegen.

Da wurde sie schämig und kluckerte: es sei ja nur wegen der Töchter . . . da hinge ein Bild, gleich neben der Tür . . . das sei, kluk, kluk, doch ein wenig, kluk, unanständig.

„Das da?" fragte Peter Körner erstaunt.

Es war irgendeine Eva, von Bougerau, etwas heiß, aber berühmt durch die Verkürzung des Beines. Nicht sein Geschmack; die Dedikation eines Freundes, die er halt mit aufgehängt hatte.

Ja, die war es!

„Aber, beste Frau Feldwebel . . . das ist doch sozusagen eine Dame. Die kann doch auf Ihre Töchter . . . nee wirklich, das versteh' ich nicht!"

Das Bürzel wackelte stärker beim schämigen Lachen. Die Augen gingen nach oben und unten — ‚wie 'ne Henne, die Wasser schluckt' —: „Ja, die jungen Herren . . . kluk . . . ist ja auch nichts zu sagen. Wie die Welt heute mal ist! Aber meine Töchter sind noch so kindlich!"

Da drehte Peter Körner das Bild um.

„Also schonen wir die jungen Gemüter!"

Die wackere Frau wollt' sich gerade zurückziehen, als ihm noch etwas einfiel. Ob Herr Zühlke schon lange Stadtsekretär sei? Nein? Und was man denn sonst von ihm höre? Er hätte so 'n merkwürdig interessantes Gesicht!

Da war Frau Neugebauer in ihrem Fett.

„Ach Gott, Herr Referendar . . . man will ja nicht klatschen. Immer vor der eigenen Tür fegen, hat mein Seliger gesagt. Der Zühlke ist ja auch soweit 'n anständiger Mensch. Trinkt nicht, spielt nicht, läuft den Frauensleuten nicht nach. Aber er ist doch so furchtbar hinter der Jule Fischer her!"

Unwillkürlich pfiff Peter Körner. „So, so," nickte er, „sehen Sie mal an!"

„Jawoll doch! Will sie heiraten, bettelt, fleht . . . die kennen sich ja schon von der

Schulbank. Das ging schon früher ... meine Elfriede war doch mit der Jule Fischer in einer Klasse. Aber wenn sie doch nicht will? Herr Jesus nee, es gibt doch noch andre Mädchen. Und bessere! Man will ja nicht klatschen, aber sehr ordentlich und penibel ist die Jule gewiß nicht. Na, und dann will sie hoch hinaus. Und immer mit den Referendaren ... die ganze Stadt lacht den Herrn Zühlke aus!"

Frau Feldwebel hatte die Hände über der Brust gefaltet und seufzte. Wenn so einer doch ihren Töchtern mal nachliefe!

„Und die Referendare," sagte Peter Körner lachend, „haben also gleichsam das Privileg, Fräulein Fischer den Hof zu machen? Das ist drollig. Die reinste Fakultätsschönheit."

Einen Augenblick wurde die Neugebauerin verlegen. Das mit der Fakultät leuchtete ihr nicht recht ein. Doch so ungefähr begriff sie.

„Da steckt mehr der Alte dahinter," erwiderte sie. „Er ist doch auch so 'n Stück Winkelkonsulent. Und da braucht er manchmal die Herren vom Gericht. Na, mich geht's nichts an. Wer andrer Leute Suppe bläst ..."

Beinah hätt' der Referendar wieder gepfiffen. ‚Also aus der Luke guckst Du,' dachte er. Mehr brauchte er nicht zu wissen.

Er sah, als Frau Feldwebel gegangen war, noch lange auf den dunklen See hinaus.

Vieles war ihm nun klarer. Einen Augenblick hatte er beinah Mißmut empfunden. Als ob ein häßlicher Fleck auf der Referendarin säße.

Aber nach allem, was er von Buttche gehört, war sie selbst unschuldig daran, wenn der Alte die Verehrer seiner Tochter für seine Zwecke ausnutzte.

Denn daß sie schon einen bevorzugt hätte oder gar mit Absicht in ihre Netze gezogen, konnte niemand behaupten.

Er selber wußte ja, daß sie einem das Herankommen nicht leicht machte.

Er lächelte. Ein wenig eitel. Es wäre hübsch, wenn ihm gelänge, was den andern nicht gelungen war. Der Spröden die Stacheln — die Paradestacheln — ausbrechen, sie fest in die Arme nehmen, die Besiegte küssen, ihr mit beiden Händen in den starken, wuscheligen Knoten fahren — —

Da schwand das Lächeln. Peter Körner drehte sich zur Lampe zurück. Ein Wölkchen zog über seine Stirn.

Das „russische" Gesicht war ihm plötzlich in die eitlen Träume gekommen.

IV.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe Peters Brief an die bedeutende Cousine geschrieben ward. Er wurde lang.

„Grauenvoll!" sagte der Referendar, als er die Seiten zählte.

.... „Du siehst, daß ich manchmal nicht weiß, wie ich den langen Abend totschlagen soll, teuerste Cousine. Oberflächliche Menschen wie ich — brrr! — sind sich selbst nicht genug. Sie müssen mit jemandem plaudern. Brieflich, wenn das mündliche Verfahren versagt ist. Es wird nötig sein, daß ich mich verliebe. Nur in diesem Zustand entbehrt man die Gesellschaft nicht.

Du hättst mich sehen sollen, wie ich in Frack und weißer Binde antrat. Gerichtsdiener Müffelmann empfing mich. Gerichtsdiener sind meistens komisch. Müffelmann ist überwältigend. Er zieht die Augenbrauen ungeheuer hoch, als sähe er 'was unsagbar Erstaunliches. Aber das soll nur Würde sein. Und es ist sein Gram, daß seine Augen in alle Würde hinein tränen. Er ist nämlich — verzeih das harte Wort — ein Säufer erster Klasse. Oder er war es. Von der Vergangenheit zeugt die rotblaue Nase. Von der Gegenwart ein kleines blaues Kreuz, das er neben Kriegsdenkmünzen und der Dienstauszeichnung trägt.

‚Ich,' sagt er, ‚der Gerichtsdiener M.. Müffelmann (denn er m... müffelt den Namen) war am Rand des Verderbens. Da hat der Herr Rat mich gerettet.' Dabei schwör' ich bei Deiner Klugheit — höher schwören kann ich nicht —, daß der Kerl nach meiner Meinung heimlich weiters ..., also trinkt! Der Kollege, der Großkirchen vor mir beglückte, war derselben Ansicht. Er hat sogar Müffelmann angedichtet. Und dieser betränte Greis hat mir die Verse mit sanftem Vorwurf in der Stimme vordeklamiert:

‚Täglich war ich einst im Tran,
Ich, der Diener M.. Müffelmann,
Der in seinem Greisenleben
Sich der Abstinenz ergeben.

Goß ich früher viel ins Schnäuzchen,
Trag' ich jetzt das blaue Kreuzchen.

Aber da mich baß erbosen
Täglich die Spirituosen,
So vertilg' ich diese Gifte,
Damit keines Unheil stifte.

Will man hier nicht irre gehn,
Muß man dieses recht verstehn.
Denn ich trink' in tiefen Zügen
Den verruchten Alkohol
Nicht mehr zum Spezialvergnügen,
Sondern fürs Gemeindewohl!

Als ein Opfer seht mich an,
Mich, den Diener M.. Müffelmann!'

‚Herr Referendar,' sagt M.. Müffelmann, ‚der Schein trügt. Der Inhalt von das Gedichte stimmt nich. Aber die Form ... was 'ne Form! Klassisch wie's vor'ge Jahrhundert! Und der Held bin **ich**! M.. Müffelmann mang die deutsche Dichtung.'

Die Tränen kullern ihm jetzt vor Rührung, und er schwankt mit den Aktendeckeln hinweg. Der Chef hat ihn gerettet. Mein Chef — der Aufsichtsführende! Hat mich vereidigt, mir die Hand gedrückt. Geradezu väterlich. Vater ist er auch; es sitzt noch 'ne Tochter zu Hause. Inge mit Namen.

Was Du jetzt denkst, klügste aller Cousinen, weiß ich. Du denkst: Peterchen schneidet jetzt ex officio besagter Inge die Cour und legt ihr sein leicht entflammtes Referendarherz zu Füßen.

Aber auch Kluge hauen einmal vorbei. Fräulein Inge wird mir nie gefährlich werden. Ich kenne sie, war im Hause und darf in Kürze eine Einladung zur Tasse Tee erwarten. Die Tasse Tee werde ich auch trinken, aber weiter geht die Liebe nicht.

Ich muß mich sogar tüchtig zusammennehmen. Denn das Tollste ist: ich, der harmloseste Spaziergänger unter der Sonne, gerate hier in eine stille, aber erbitterte Opposition. Dinge, über die ich in Berlin gelacht hätte, reizen mich hier. Denn alles erlangt bei der Eintönigkeit des Lebens solche große Wichtigkeit, alles scheint hier ewig zu sein, jeder ist von der Bedeutung seines eigenen Tun und Treibens hier so felsenfest überzeugt.

In der Großstadt bedeutet der einzelne Mensch gar nichts; sein Selbstbewußtsein kann gar nicht so fürchterlich steigen, denn er sieht in jeder Minute Hunderte an sich vorbeilaufen, die ihn nicht kennen, aber nicht brauchen, für die er genau so uninteressant ist wie der beliebigste Bettler.

Aber in so 'nem kleinen Neste — —

Gestern morgen, als ich aufs Gericht ging, traf ich in der Nähe des Marktes den Amtsgerichtsrat. Er war sehr freundlich und neigte sich mir wie ein Gott dem sterblichen Menschen. Wir gingen zusammen. Der Weg war vielleicht zehn Minuten lang. Himmel, hast Du keine Flinte ... den Hut trug man mehr in der Hand, als auf dem Kopfe! Jeder grüßte ... die meisten ganz ungeheuer devot. Nur ein Arbeiter nicht. Vielleicht war er fremd, vielleicht hatte er den Rat nicht angenehm in der Erinnerung. Ich war ordentlich vergnügt über den Kerl, daß endlich mal einer die Mütze auf dem Kopfe behielt. Aber mein Begleiter machte ein finstres Gesicht.

‚Selbst hier dringt die Sozialdemokratie ein,' sagte er mißbilligend.

Ich zog gleich ihm eine kummervolle Miene und fragte, ob der Mann denn als Parteimitglied oder Agitator bekannt sei? Da bekam ich eine Lehre: ‚Als Jurist muß man Scharfblick haben ... das sieht man doch sofort!'

Weshalb?

Ja, der freche Kerl hatte nicht gegrüßt! Nun mach' Dir 'n Bild!

Amtsgerichtsrat hier ist so viel wie Reichskanzler in Berlin. Nein, er ist **mehr**. Und davon kommt die Gottähnlichkeit. Zuerst hält man die Menschen für borniert. Das sind sie gar nicht. Du solltest den Rat mal sehn. An sich eine famose Erscheinung. Er geht schon leicht gebeugt, als drücke ihm etwas die Schultern nach vorn. Aber sein Gesicht ist sehr edel geschnitten, besonders die Nase. Nur der Teint zu rosig, wie bei Menschen, die viel Obst essen.

Aber verzeih', was interessieren **Dich** unsere Lokalgrößen! Ich erzähle Dir das nur, damit Du verstehst, daß etwas in mir ausschlagen will. Ich möchte 'was tun, daß ganz Großkirchen in Ohnmacht fällt. Ich möchte widerstreben, gegen den Stachel löcken, ich möchte sogar, obwohl ich monarchisch bis auf die Knochen bin, Bebel hochleben lassen, nur um diese gesättigten Spießer zu ärgern. Wenn ich Dich recht kenne, lachst Du jetzt und bist der Meinung, daß mir diese seelische Emotion ganz zuträglich ist, da sie mich aus meiner ‚gedankenlosen Immer-Vergnüglichkeit' reiße. Mag sein. Ich entdecke in der neuen Um-

gebung auch neue Eigenschaften an mir. Es will vielleicht was in mir wachsen. Gutes? Schlimmes? Das weiß ich nicht. Aber jedenfalls kann Großkirchen mir so noch wichtig werden.“ — — —

— Als Peter Körner bis hierher gelesen hatte, überkam ihn plötzlich das Gefühl: ‚warum schreib' ich ihr das alles?‘

Und er sah mit einem Male die bedeutende Cousine vor sich, wie sie diese Zeilen überflog. Zuckte ein überlegenes Lächeln um ihre Lippen? Oder war das überlegene Lächeln auch ein gutes, mit dem sie des unverbesserlich oberflächlichen Vetters gedachte?

Er hatte immer, schon als Gymnasiast, einen heiligen Respekt vor ihr gehabt. Sie hatten sich stets geneckt, verspottet, manchmal höchst verachtungsvoll behandelt. Aber vor ihr hatte er dabei noch stärker als vor anderen Mädchen das Bestreben gehabt, einen ‚guten Eindruck zu schinden‘. Es kam ihm vor, als zeige sich das auch in dem Briefe. Sollte er ihn deshalb nicht absenden? Das wäre schade um die vertrödelte Zeit. Aber vielleicht erzählte er noch eine saftige Dummheit . . . irgend etwas, das sie ärgerte. Damit sie sich nichts einbildete.

‚Hallo, ich hab' ja die Referendarin vergessen!‘ dachte er. ‚Das wäre vielleicht gerade was für Lisbeth Feßler!‘

Er zündete sich eine Zigarre an, legte sich aufs Kanapee und blies Ringe. Das Licht der Lampe fiel voll auf den Schreibtisch. Das übrige Zimmer lag im Dämmer. Satan hatte sich lang hingeworfen und schlief. Man hörte sein tiefes Atmen. Er zuckte manchmal im Schlaf. Zwei Zimmer weiter hörte man Lottchen Neugebauer in ewiger Wiederholung ein Gedicht aufsagen. Die Worte verstand man nicht, man vernahm nur das eintönige, rhythmische Plätschern und Plärren.

Aber es störte die Stille nicht, es brachte sie nur noch mehr zum Bewußtsein.

Der Referendar hatte die Augen zugedrückt. Vor ihm stand der kleine Zigarrenladen, die Tür mit der harten, unangenehmen Klingel. Sie gab ihm einen Stich ins Herz, wie die Stimme von Jule Fischer. Und das Mädel, ihm abgewandt, langsam die Arme erhebend, um eine Zigarrenkiste aus einem höheren Bordfach zu nehmen.

Jede Bewegung sah er.

Und plötzlich — in Gedanken — sah er sich selbst, wie er blitzschnell um den Ladentisch herum war, sie unter den emporgereckten Armen hindurch faßte, sie zurückbog . . .

Sie rang. Sie keuchte. Sie schrie . . . leise, fast heiser. Bis er in ihr Haar griff, in den wuschligen Knoten, ihr Haupt herüberzog, daß es macht- und wehrlos war, sie küßte.

Sie wollte beißen. Ihre Lippen zuckten. Ihre Lippen küßten wieder und tranken durstig. —

Ein schwerer Atem. Die Zigarre war fast ausgegangen. Mit beiden Füßen, wie unwillig, sprang Peter Körner auf.

„Humbug!“ sagte er laut. Aber er fühlte einen leisen Schauer, als hätte er etwas vorausgesehen, was er in der Zukunft erst erleben sollte.

Und während er so auf- und abschritt, dachte er: ‚Dieser lange Brief an Lisbeth, dieses Phantasiespiel jetzt, es stammt doch schließlich aus einer Quelle. Ich bin an die Einsamkeit noch nicht so gewöhnt, ich sehe nichts, was mich anregen könnte, der Geist hungert, etwas in mir ist untätig und möchte tätig sein. In der Großstadt bot jeder Augenblick Neues. Hier in der großen Stille, die einem in den Ohren sang, kommt man auf allerlei dummes Zeug.‘

Denn Jule Fischer hatte ihm doch wahrhaftig keinen Grund dazu gegeben, daß er sie in seiner Phantasie schon in seinen Armen sah. Er war zuerst ein paar Tage lang an dem kleinen Laden vorübergegangen — das „russische“ Gesicht hatte ihn verstimmt. Aber schließlich — wofür hieß sie die Referendarin? Und seitdem war er Tag für Tag gekommen, hatte seinen Zigarrenproviant gefordert und war bemüht gewesen, Gespräche anzuknüpfen. Jule Fischer hatte manchmal gelächelt, aber im ganzen sich strikte an das Geschäftliche gehalten.

Bis auf gestern —

Gestern war sie ein ganz klein wenig zugänglicher gewesen. Er hatte geseufzt. Wenn es in diesem Großkirchen nur nicht so bodenlos langweilig wäre! Ob sie das nicht auch spüre?

Sie wollte die Zigarren schon in die Tüte stecken.

„Ach bitte . . . wenn Sie schon so gut sein wollen —!“ Dabei hielt er ihr die Tasche vor.

„Haben sie denn Platz darin?“ fragte sie.

„Ich denk' doch. Sie sind ja nicht zu umfangreich. Nicht zu schlank, nicht zu dick. Gerade richtig.“

Dabei mußte er lachen. Es geschah fast lautlos, aber sie merkte es wohl und wußte auch sofort, daß sie die Worte auf sich beziehen konnte oder sollte — nicht nur auf die Zigarren. Sie wurde rot, und in der raschen Verlegenheit, in der sie etwas Harmloses sagen wollte und zu ungelenk war, es gleich zu finden, griff sie auf seine Frage zurück.

„Wer hier geboren ist, der weiß es nicht besser. Und wer seine Arbeit hat, langweilt sich auch nicht.“

„Dann muß ich wohl zu wenig Arbeit haben,“ erwiderte er.

Und sie, rasch und gegen ihre sonstige Gewohnheit schlagfertig: „Die Herren Referendare haben immer zu wenig Arbeit.“

„Oho, gnädiges Fräulein — wissen Sie das so genau?“

Sie war mit sich selbst unzufrieden. Die Furche grub sich in ihre Stirn. Sie knipste die Tasche zu, gab sie ihm, ohne aufzusehen, und wechselte das Geld. Da kam er ihr zu Hilfe.

„Na allerdings . . . hier kennt ja jeder den andern. Weiß, was er zu tun hat; weiß, was er zu Mittag ißt; weiß, wieviel Steuern er zahlt. Nicht?“

Sie merkte, daß er sie nicht festhalten wollte, sondern sie gleichsam freigab, ihr einen harmlosen Ausweg öffnete. Da schlug sie in ihrer jähen Art die Augen auf, gleichsam grenzenlos überrascht. Sie war es so gewöhnt, daß jeder Anspielungen machte, daß ihre Worte gleichsam als Sprungbretter benutzt wurden, von denen man mehr oder minder geschickt absprang, um ganz anderswo zu landen und ihr versteckte Zärtlichkeiten zu sagen oder irgendwelche Scherze vorzubringen.

Das hätte er diesmal leicht gehabt. Etwa: Kennen Sie die Referendare so genau? Könnte ich nicht persönlich den Gegenbeweis führen? Wollen Sie sich nicht mal die Mühe nehmen, mich und was ich zu tun habe genauer kennen zu lernen?

Nichts von alledem.

Und sie war ihm mit einem Male ordentlich dankbar.

„Ja, hier kennt jeder jeden,“ sagte sie, so freundlich wie noch niemals, ganz ohne Stacheln.

Da war es ihm zumute gewesen, als sehe und höre er sie zum ersten Male. Als ob ihre Stimme gar nicht anders sein könne! Und als wäre ihr Gesicht lieber und wärmer. Sie stand hinterm Ladentisch in dem blauen, enganschließenden Tuchkleid, und er sah die Reihe der matt glänzenden, goldnen Knöpfchen, und ihm war, als wäre der Ladentisch nicht mehr die unübersteigbare Mauer zwischen ihnen, sondern eben nur das, was er war — ein altes Möbel, um das man herumgehen konnte.

Nur als Gefühl war das im Augenblick in ihm lebendig. Er sagte lachend, daß er dann ja gleichfalls noch Hoffnung hätte, alle Großkirchener mal kennen zu lernen. Und er zählte auf, wessen er sich gerade erinnerte. Sie hörte zu, nicht unfreundlich.

„Und den wunderlichsten Heiligen hätt' ich bald vergessen,“ schloß er dann. „Herrn Stadtsekretär Gustav Zühlke —; hat mich besucht, um für 'ne Haftpflichtversicherung Geld zu kassieren.“

‚Gott Zions,‘ dachte er während der letzten Worte, ‚ich bin ein kompletter Esel.‘

Denn plötzlich waren ihm Frau Neugebauers Klatschgeschichten eingefallen: der Stadtsekretär hänge sich ganz an die Referendarin.

Jule Fischer sah ihn an. Er sah sie an. Als ob zwischen ihnen in tiefster Stille ein geheimes Wogen sei.

„Pardon,“ murmelte er. Eigentlich war es ganz unbegründet.

Und dann hatte er sich verbeugt, hatte Adieu gesagt, war gegangen.

Beim Zumachen der Tür sah er, daß das Mädchen noch wie vorhin am Ladentische stand.

Das war alles. Und doch hatte er das Gefühl, er wäre weitergekommen. Es beirrte ihn auch nicht, daß die Referendarin heute mittag kühler und einsilbiger als je gewesen war.

Aber daß er nun gleich phantasievoll ans Ziel sprang und sie als holde Beute in seinen Armen träumte, das war wirklich Humbug.

Schön mußte es sein! Das inoffizielle Sommervergnügen — —

Er wollte ja Lisbeth von ihr schreiben.

Eine ganze Weile saß er. Aber dann

schüttelte er den Kopf: Nein! Es widerstrebte etwas in ihm. So schloß er den Brief so und trug ihn zum Kasten.

Der Kasten war an der Ecke der Kleinkirchenerstraße, an einem alten und windschiefen Hause. Eine Ladenscheibe, matt erleuchtet, hinter der Uhren und Silbergerätschaften glänzten. Unwillkürlich blickte Peter Körner in den Innenraum. Ihm war, als ob Gustav Zühlke, der Stadtsekretär, darin säße. ‚Wie man neugierig wird,‘ dachte der Referendar. Aber ein absonderliches Interesse für den Menschen ward er nicht los. Er blickte genauer hin. Ja, es stimmte; er hatte sich nicht getäuscht.

Da faßte er nach seiner Uhr. Sie mußte wirklich mal gereinigt werden.

So betrat er den Laden.

Der Uhrmacher erhob sich. Er hatte Augen voll heitrer Ruhe, die den Eintretenden musterten. Peter Körner trug sein Begehren vor, und der Handwerker bat, die Uhr mal anschauen zu dürfen. Während er das Vergrößerungsglas ansetzte, blickte sich der Referendar wie suchend um. Gustav Zühlke schien verschwunden. Aber als er ein paar Schritte seitwärts trat, sah er ihn, von einer wuchtigen Standuhr halb verdeckt, sitzen.

Er nickte ihm zu: „'n Abend, Herr Stadtsekretär.“ Und um irgend etwas zu sagen: „Die Frühlingsabende sind noch verteufelt kalt. Können Sie nicht durch Polizeiverordnung für'n bißchen wärmeres Wetter sorgen?“

Gustav Zühlke trug auch jetzt den Kandidatenrock. Er lächelte gar nicht.

„Wenn das so ginge, Herr Referendar! Aber alles will seine Zeit. Immer gehen lassen ... ruhig warten ... es kommt dann schon von ganz alleine.“

„Das Warten,“ sagte Peter Körner, „scheint Ihnen ordentlich angenehm zu sein.“ Er schüttelte lachend den Kopf. „Bei mir wollten Sie's auch gleich. Nee — für mich ist das weniger. Dazu muß man wohl geboren sein.“

Der Stadtsekretär wiegte den Kopf.

„Es lernt sich auch,“ sprach er mit der ruhigen, vollen Stimme.

Und dann, als wäre ihm das Gespräch nicht sonderlich recht, griff er nach einer Weckeruhr und zog sie auf. Es schnarrte.

Der Uhrmacher hatte inzwischen das Räderwerk geprüft. Er händigte jetzt dem Referendar den Reparaturschein aus. Breitgedruckt oben die Firma: Hermann Fischer.

Schon wieder Fischer? Peter Körner wollte fragen, aber die Gegenwart des Stadtsekretärs genierte ihn. So ging er.

Es blieb eine Weile still in dem Laden, in dem die beiden Männer saßen. Nur eine Unmenge Uhren tickten. Die eine schien hastig und mit Aufbietung all ihrer Kraft zu laufen, mit immer leiser werdendem Tick-tick, die andre ging schwerer und bedachtsamer, die dritte rannte fröhlich wie ein mutwilliger Junge, der den Eltern vorausspringt und dann auf sie warten muß, die vierte hinkte nach und schien unwillig zu sein über das ewige Gelaufe. Und all die leisen, ganz verschiedenen Stimmen gaben einen seltsamen, heimlichen Chor ab, in den hinein plötzlich das Räderwerk aus einem Kasten schnurrte oder eine Kette abrollte.

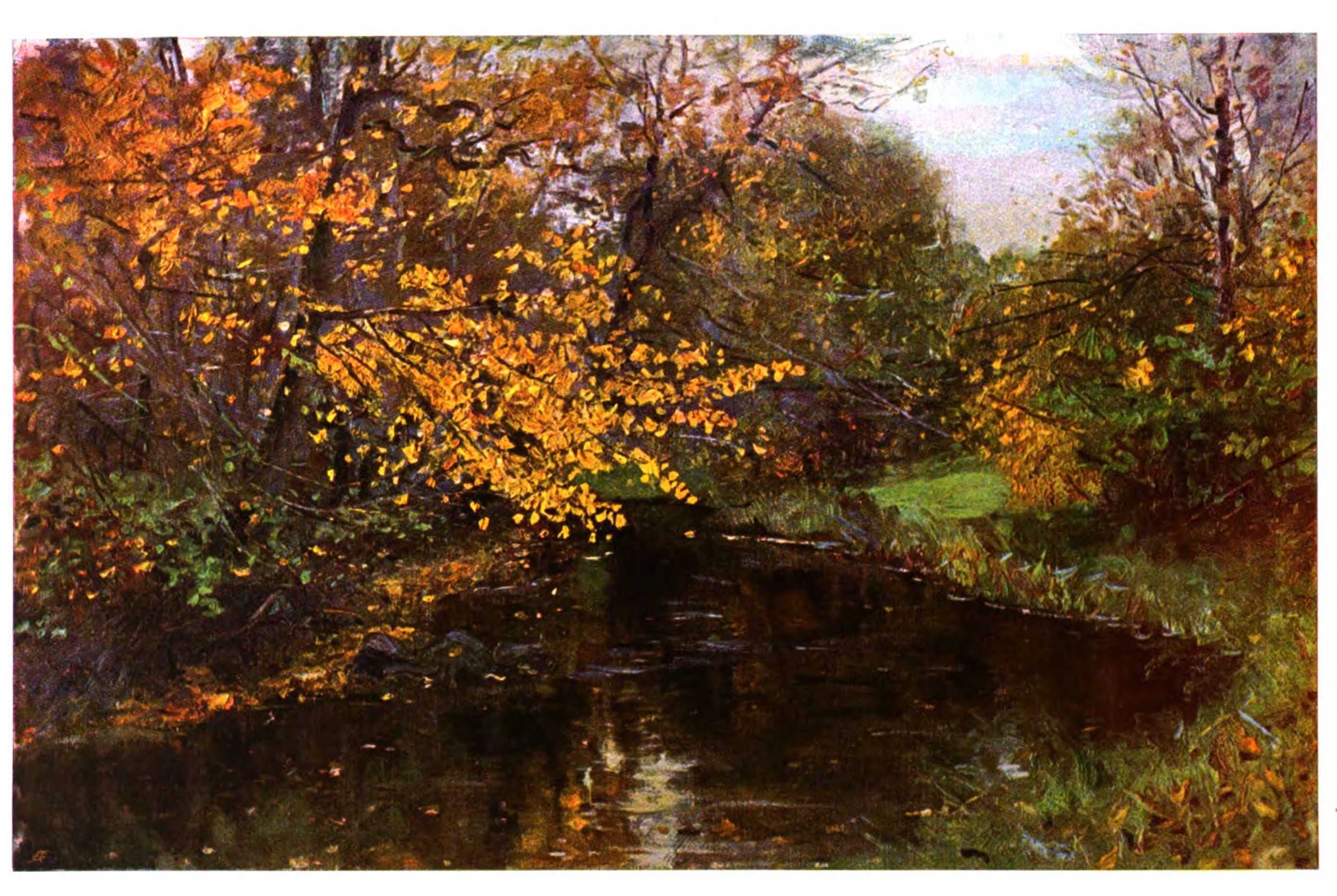
Da sagte Gustav Zühlke: „Das war er.“

Breitbeinig saß er da, ließ die Ellbogen auf den Schenkeln ruhen, hatte die Hände zusammengelegt und blickte zu Boden. Die lockere Haltung paßte wenig zu ihm.

Der Uhrmacher ließ an seinem Arbeitstisch ein Lämpchen aufflammen. Der grüne Schirm hinderte das Licht, sich zu zerstreuen. Der volle Glanz fiel gesammelt auf die hundert feinen Gerätschaften, die rings herum lagen: auf Feilen und Hämmer, die aus der Puppenstube zu stammen schienen, auf Zangen und Zängchen, Räder und allerhand Uhrteile, Bürsten und seltsam gebogene Nadeln.

„Schieß man los,“ erwiderte der Meister und klemmte die Lupe ins Auge. „Putzte Dir den Staub weg, mein Junge. Es ist nur der Staub.“

„Mit Dir kann man noch reden, Onkel,“ nickte der andre. „Sonst mit keinem. Mein Vater ... den kennst Du ja. Dem komm' ich närrisch vor. ‚Puella,‘ sagt er, ‚heißt das Mädchen. Das ist unsre Gelehrtensprache, die lingua latina. Und filius heißt der Sohn. Der filius, hab' ich gedacht, nimmt sich die puella, wir machen 'ne feine Hochzeit und späterhin werden die beiden dann parentes, das heißt: Eltern. Du aber bist 'ne Schlafmütze, und was das auf lateinisch heißt, weiß ich nicht, denn ich bin nicht der Direktor vom Gymnasium, sondern nur der Pedell.‘



Waldbach. (Motiv aus Livland.) Ölstudie von Prof. Peter Paul Müller.

Was soll man darauf antworten?

Zehnmal hab' ich ihm erwidert: ‚Und wenn die puella nicht will, Vater?' — ‚Einen Stadtsekretär und einen Sohn vom alten Zühlke nimmt jede,' sagt er. Und gestern nennt er mich ‚Ritter Toggenburg'. Weiß der Himmel, wo er das herhat. Er ärgert sich."

Tick-tick, tick-tick, tick-tick gingen die hundert Uhren.

„Er hat ja auch recht," sprach der Stadtsekretär nach einer Pause. „Es wär' vielleicht alles schon im Gleise, wenn ich so wäre wie er. Er sagt: ‚Wenn ich Deiner Mutter so lange nachgeschlichen wäre wie Du der Jule, wärst Du heut zehn Jahre jünger. Zu die Mächens muß man mit 'n bißchen Schneid und mit Sprungriemen gehen. Dann hat man die Schätzichen bald im Sack. Mit Zusehen und Lebertran fängt man sie nicht.'"

Der Meister schlug ein feines Stiftchen ein, aber er unterbrach das leise Hämmern und lachte vor sich hin.

„Dein Vater ist wie mein Bruder, Gustav," sagte er . . ., „so waren sie auf der Schule schon. Immer praktisch; immer frech und vorneweg."

Ein halber Seufzer war die Antwort.

„Ich glaub', das ist das beste. Damit ist man gut raus. Es wird alles leicht."

„Aber es wird auch nichts voll," erwiderte der Uhrmacher, und das helle Hämmern tönte jetzt in seine Worte. „Am Ende gleicht sich alles aus. Ich habe früher auch mal gehadert. Wo bin ich und wo ist mein Bruder? Was man so die grünen Zweige nennt . . . na, der liebe Paul sitzt ja längst oben, während ich armer Schlucker raufgucken muß. Aber was hat er davon? Glaubst Du, daß er glücklicher ist als ich?"

„Das schon lange nicht," sagte der Stadtsekretär.

„Warum also? Und er war der Praktische. Ich möchte nicht wissen, was ich im Leben dadurch gehabt hab', daß ich unpraktisch war. Jetzt kutschier' ich stark in die Fünfzig rein, und immer öfter denk' ich, es war doch das Allerschönste."

Er hob das Haupt, nahm die Lupe ab und blickte zur Seite. Da war links vom Arbeitstisch ein Stückchen Wand frei, während alles sonst von den verschiedensten Uhren bedeckt war. Und mitten in dem freien Fleck hing eine Trompete.

Hermann Fischer wies daraufhin.

„Das ist das Unpraktische, Gustav. Dein Vater und mein Bruder und alle vernünftigen Leute nennen es sogar das Verrückte. Für mich ist es das beste. Liebe und Trompetenblasen . . . sprechen wir von der Liebe, mein Junge . . . von Deiner Liebe."

Aber die Uhren kamen dazwischen. Hell und dunkel, eilig und langsam, klingend und schnarrend zählten sie die Stunde. Als sie fertig waren, sagte Gustav Zühlke: „Ich schäme mich schon selber. ‚Du blamierst mich vor meinem Kegelbruder', sagt mein Vater; ‚der Zigarrenfritze bildet sich sowieso schon was ein!' Na, Du weißt ja, sie hängen zusammen wie die Kletten, aber jeder ist eifersüchtig auf den anderen, weil sie beide die besten Schieber sind und die meisten Neunen haben. ‚Als ob's nicht hundert Unterröcke gäbe!' Aber ich habe mich mal an den einen gehangen. Das ist mal mein Schicksal. Ich hatte gestern wieder 'ne Szene deshalb. Ich . . . ich möchte . . .

„Ich will's Dir erzählen. Da ist der neue Referendar. Du hast ihn vorhin gesehen. Du weißt ja, ich geh' zu jedem. Ich war bei ihm. Zu dem andern, zu Dieckmann, kam ich hin, und als ich wegging, hätt' ich beinah gepfiffen. Aber hier, bei dem, pfeif' ich nicht. Ich habe Angst, Onkel. Als ob er mir Unglück bringt."

„Das hast Du von jedem gedacht. Und alle sind abgeschwommen — Du bist geblieben."

„Ja," nickte der Stadtsekretär, „es wird schon lächerlich, aber ich weiß nicht . . . es kommt irgend 'was. Paß auf! Er spricht sie schon im Laden — natürlich. Er wird attackieren — wozu heißt sie denn die Referendarin? Das ist ja alles ganz unsinnig. Ich habe ihren Vater gebeten: Laß sie doch nicht im Laden stehen! Da lacht er, hat sich 'rausgeredet, aber es ist nur Geschäftsreklame, weiter nichts. Schlimm genug, daß er's nicht selber fühlt. Natürlich weiß die ganze Stadt schon wieder, wie der Wind weht, und wo der neue Referendar seine Zigarren kauft.

„‚Der wievielte ist es jetzt?' fragt mein Vater. Er hat so seine Tage, wo keiner mit ihm auskommt. ‚Am Ende,' sagt er, ‚nimmt sie Dich doch noch, wenn sie mit

dem ersten Dutzend Referendare durch ist. Alles, was recht ist: erst die höheren Staatsbeamten, dann die Subalternen!'

„Ich habe die Hände geballt, daß mir die Nägel ins Fleisch gingen.

„‚Red' nicht so, Vater!' Aber er war nicht zu bändigen. ‚Für mich', sagt er, ‚wär' das nichts. Aber ich glaube, Du nähmst sie, und wenn sie mit 'ner lebendigen kleinen Zugabe dasäße.'

„Ich hätt' ihn am liebsten geschüttelt. Doch es ist mit mir ja nichts. ‚Es kann ihr noch kein Mensch was Schlimmes nachsagen,' hab' ich nur geantwortet. Aber ich hab' mir den ganzen Tag heut überlegt, was ich gestern zu hören bekam.

„Onkel, — ja — ich würde sie nehmen. Auch dann. Ohne Besinnen. Vater hat recht."

Er schwieg. Auf dem Trottoir tönten die Schritte eines Passanten. Das schwere Rollen des Postwagens, der die letzten Pakete ausfuhr, scholl dazwischen.

„Ist das nicht sehr verächtlich? Muß man sich da nicht rot schämen?"

Und nach einer Pause, leise, wie vor sich selber zitternd und einer dunklen, unbekannten Macht, die ihn lenkte: „Nun hast Du wohl genug von mir!"

Der Meister hatte sich immer tiefer über den Tisch gebeugt. Einer konnte dem andern nicht ins Gesicht sehen.

„Stopp, mein Junge! Der Mensch soll sich nicht überheben, aber der Mensch soll sich auch nicht zu niedrig machen. Eins taugt so wenig wie's andre." Zögernd, unsicher war das herausgekommen. Nun ward er sicherer. „Bei dem einen ist so was eklig, beim andern versteht man's. Ich kann Dir nicht sagen: Bravo Gustav!, aber ich kann Dir auch nicht sagen: Pfui Deubel! Rein oder unrein muß man sich selber fühlen."

Als ob den Stadtsekretär jetzt noch stärker die Scham überkomme, rückte er tiefer in den Schatten der Uhr.

„Ich könnte das vor keinem Menschen sonst aussprechen. Nur vor Dir. Zu Dir bin ich immer gekommen. Erst mit der Eisenbahn, mit der ich spielte, und mit dem Drachen. Dann mit den Büchern. Dann mit dem Herzen. Wie lange das schon geht! Und all die Jahre kein Vorwärtskommen. Nicht ein bißchen . . ."

Er sprach halb zu sich selbst: „Ich war ja schon als Gymnasiast in sie verliebt . . . schon, als sie noch kurze Röcke trug. Wir haben oft gespielt. Aber sie wollte immer was anderes als wir Jungens. Einmal hab' ich sie ins Gymnasium mitgenommen. An einem Sonntag. Da standen alle Klassentüren offen. Nur die von der Quinta war zu. Ich weiß noch heut nicht, wer sie abgeschlossen hatte. Aber ich seh' Jule noch stehn . . . hat den Kopf über die Schulter genommen und zieht das Band unten fester. ‚Was ist denn da drin?' fragt sie. ‚Nischt', sag' ich, ‚ganz wie die andern Klassen!' Aber nun wollt' sie partout in die Quinta 'rein. Und als das nicht ging, hat sie die Achseln gezuckt: ‚Dann will ich die anderen auch nicht sehn.' Ich hab' sie schon damals nicht ganz verstanden.

„Und dann, als sie in die Töchterschule kam, war's erst recht schlimm. Immer wollt' sie mit den reichen Kindern laufen, in die feinen Häuser. Und wenn sie nach Hause kam, war sie böse, hat getrotzt, geweint. ‚Warum verreisen wir in den Ferien nicht?' hat sie gesagt. ‚Alle gehen fort . . . ans Meer, ins Gebirge!'

„Sie hat den Hochmutsteufel von da an, Onkel. Und als sie nachher hat spüren müssen, daß sie zu uns gehört, nicht zu den anderen, da ist sie bitter und trotzig geworden. Aber sie hofft immer noch, daß einer sie holt, sie mit in die Höhe nimmt. Und so lange sie noch die Hoffnung hat, existier' ich nicht für sie. Hab' ich recht? Oder kennst Du Deine Nichte besser?"

Hermann Fischer nickte ein paarmal.

„Vielleicht," sprach er. „Es kommt nur darauf an, wie man es ansieht. Ich möcht' immer mehr das Gute an den Dingen suchen. Das Schlechte findet man sowieso."

Er nahm aus einem Schächtelchen ein kleines Schwungrad, drehte sich um und hielt es ans Licht.

„Sieh mal, mein Junge! Weißt Du, was das ist?"

Gustav Zühlke kam näher, warf einen Blick auf das Ding und schüttelte den Kopf.

„Das," sprach der Meister, „kommt in jede Uhr. Und wir Fachleute nennen es die Unruhe. So was ähnliches, denk' ich mir, ist auch in allen Menschen. Wenigstens in allen, die einen guten Gang

machen sollen. Wer das nicht in sich hat, der wird auch nicht viel. Die Unruhe gibt später die richtige Ruhe. In der Jugend, da ist sie am stärksten und wildesten. Immerzu schwingt sie sich, bis der Schwung schließlich stiller und matter wird. Und das Schlimme auf der Welt ist, daß die meisten Menschen später ganz ihre Jugend vergessen. Oder daß sie mit Herablassung darauf zurücksehn. Manche haben früher selber gebraust, aber später schimpfen sie darüber, weil es ihnen keinen Zweck und Verstand zu haben scheint. Das ist wie mit 'nem Flusse. Der dreht Mühlen und trägt Schiffe, wenn er älter ist, und kommt sich wichtig vor und verachtet das junge Wasser, das sich toll und brausend und zwecklos von den Bergen stürzt. Aber wenn es da nicht brauste und kopfüber ginge — wo hätt' es später den Schwung und die Kraft her, die große Arbeit zu tun? Ich bin früher viel gewandert, besonders in der Schweiz, wo unser Handwerk blüht. Da hab' ich oft gesehn, wie aus den schäumenden Bergbächen die stolzen Flüsse kamen, wie aus der Unruhe die Ruhe ward. Aber was unten im Sande entsprang und ohne Brausen hinlief, das blieb ein Graben, ein Wässerlein. Damals bin ich weit gewandert. Das war auch die Unruhe. Zuerst ist es eine ganz unbestimmte, die brennt wie'n Fieber in einem und ist laut und schreit in der Nacht. Nach irgend was Großem, Freiem, nach Glück, nach allem, was man nicht hat. Dann, so um die dreißig, wird sie stiller und bestimmter; man reiht sich ein, man weiß, wonach sie geht. Und endlich, wenn man alt wird, da hat man 'ne ganz stille Unruhe . . . 'ne stille Unruhe nach oben."

Wo hast Du das alles her? fragten die Augen des Stadtsekretärs. Er kannte den Meister, der bei seinen Uhren sinnierte, aber es überraschte ihn immer von neuem, wenn er ihn so ganz anders als andere Menschen sprechen hörte.

Die ungefragte Frage fand keine Antwort.

„Ich wollt' ja von der Jule reden," sagte Hermann Fischer, „und ich red' von der Unruhe. Es ist wohl auch dasselbe. Sie ist ein junges Baby. Deshalb hofft sie. Aber sie ist nicht mehr jung genug, um nicht schon ein bißchen Angst und Fieber in der Hoffnung zu haben. Was sie will? Frag' sie, mein Jung': sie weiß es nicht. Vielleicht 'raus hier . . . 'raus aus dem Zigarrenladen, 'raus aus der Enge, 'raus aus der Familie. In die Welt, in große Kreise. Das ist wie'n gespannter Bogen, das Mädel. Das bleibt so nicht lange mehr."

„Und was soll kommen? Wie wird sich das ändern?"

Der Uhrmacher zuckte die Achseln.

„Abschnellen, oder in zu langer Spannung schlaff werden."

Gustav Zühlke suchte sich das klar zu machen.

„Abschnellen," nickte er, „das heißt: einen jähen Ausweg für die Unruhe finden, sich einem an den Hals werfen, brausend kopfüber sich in irgend was hineinstürzen. Sagtest Du nicht so? Und ich steh' dabei und seh' zu, ob sie noch mal heil nach oben kommt."

„Alles ist besser als der jetzige Zustand. Für Dich besser, für sie besser. Schnell' 'ne Sehne ab . . . sie wird sich später wieder spannen. Laß sie erschlaffen — sie spannt sich nie mehr."

„Und ich?" fragte der Stadtsekretär. Er hatte jetzt die russischen Augen — gefüllt mit endloser Trauer, als ob sie alles Leid der Erde sähen. „Warum wird über mich so gewürfelt?"

Er stand auf.

„Ich dank' Dir, Onkel. Ich hab' doch wieder mal hören und reden dürfen. Und ich will mir immer vorsagen: Warten, warten, warten! Es muß mal 'ne Entscheidung kommen. Es kann nicht mehr so lange dauern. Und Geduld, die hab' ich. Viel zu viel."

Auch der Meister erhob sich.

„Sie hilft hier am meisten. Die Jule ist ein Frauenzimmer. Laß ihr Zeit. Sie findet schon."

„Sie findet schon," sprach Gustav Zühlke nach. An dem Ton seiner Stimme hörte man, daß er's noch nicht ganz glaubte.

V.

Buttche hatte den Blutdurst. Er war pünktlich wie immer aufgewacht, hatte sich ein paarmal im Bett gedehnt und gereckt und war dann in die dicken, grauen Unterhosen gefahren.

Aber er mußte wohl mit dem falschen

Beine aufgestanden sein. Er murmelte schon immer vor sich hin, als er die derben, braunen Socken anzog. Dann marschierte er ein paarmal durch die Stube und schielte unters Bett. Aber er raffte sich noch einmal zusammen und stieg in die Beinkleider.

Jetzt waren die Schlafschuhe an der Reihe. Sie standen unterm Bett, neben der Kiste. Buttche mußte sich bücken.

Das war zu viel. Er zog die Schuhe hervor, aber er rückte auch an der Kiste. Die Bücher darin waren so gepackt, daß in der Mitte ein Spalt frei geblieben war, so daß man mit Geduld und Mühe rechts und links auch einen der tiefliegenden Bände zum Vorschein bringen konnte, ohne die ganze Kiste auszuräumen.

Der Herr Assessor hatte dadurch die weitere Möglichkeit, das „Orakel" zu befragen. Er steckte einfach die Hand in den Spalt und griff blindlings ein Buch heraus. Das war dann Schicksalsbestimmung.

Heute erwischte er ein dünnes Bändchen. Er schlug es auf, während er noch vor der Kiste und dem Bett kniete.

‚Nur 'ne Nase voll,' dachte er. ‚Eine kleine Herzstärkung.'

Er blätterte hier und da und wollte das Büchlein schon zurückschieben, als er plötzlich wonnig aufgrunzte. Halblaut, noch immer kniend, begann er zu lesen. Aber dann packte ihn die Begeisterung ... die Begeisterung an den tönenden Worten, dann berauschte er sich an krassen Vorstellungen, an der Kraft ...

Er sprang auf. Er rannte zum Fenster. Sein dünnes Stimmchen schwoll. Es schien zu grollen, es schien ganz Großkirchen den Vernichtungskampf zu verkünden, das jüngste Gericht:

„O laß sie träumen noch eine Nacht!
Dann wetzen wir aus die Scharte,
Dann werden Fidibusse gemacht
Aus der europäischen Karte.

Die Völker kommen und läuten Sturm —
Erwache, mein Blum, erwache!
Vom Kölner Dome zum Stephansturm
Wird brausen die Rache, die Rache."

Die Stimme stieg in wildem Entzücken. Die matten Äuglein blitzten. Er schien zu wachsen. Als wäre er der Glöckner, der die Völker wachläutete. Er dachte aber nicht an die Völker, er dachte nur an Großkirchen. Und nicht mal direkt an dies — die bloßen Worte berauschten ihn.

„Wird brausen die Rache ... die Rache!"

Im Sturmmarsch maß er das Zimmer. Die Hosen rutschten ihm. Mit der rechten Hand hielt er sie fest, in der linken zitterte das Buch. Es zitterte, weil die Finger vor Begeisterung zitterten. Ungewaschen und ungekämmt tobte er hin — ein Gott der Rache, frei, selig, nicht mehr geknickt, nicht mehr arm.

„Die alten Kohorten am Tiberstrom
Stehn auf beim Klang der Trompeten."

‚Ja, ja,' schrie sein Herz. Auch er stand auf. Zur Trompete ward seine Stimme. Er strahlte in Verklärung. Ein Schauer rann ihm über den Leib.

„Das alles, das alles soll geschehn
In kommenden Frühlingstagen —
Herrgott, laß die Welt nicht untergehn
Eh' die Nachtigallen schlagen."

Nun ließ er selbst die Hosen rutschen. Wie ein Seher und wie ein Beter stand er da, beide Arme erhoben. Sausende Flügel hatten ihn emporgetragen, auf Gipfeln schritt er. Als rächender Blitz zuckte er, als Herr und Richter strafte er. Und sein Herz zitterte in Schauern der Größe.

Da klopfte es.

Assessor Buttche schob den Kopf vor. Er stand mäuschenstill, geduckt, mit den scheuen Augen des aufgestörten Hasen.

„Wer ist da?" fragte er. Die Stimme war ihm wie abgeschnitten. Er schlich sich zum Bett, barg das Buch in der Kiste und horchte.

„Ich bin's man bloß," sagte eine fettige Altweiberstimme. „'n Brief für'n Herrn Assessor. Ich schieb'n durch. Und'n Kaffee kann ich woll sachteken nu auch bringen."

„Gewiß, Frau Klinkermann," rief er ordentlich erleichtert. Aber als er den durch den Türspalt geschobenen Brief nahm und die Aufschrift sah, mußte er sich setzen. Die Schrift genügte.

„Vom Chef," murmelte er. Und obwohl er wußte, daß es sich nur um eine harmlose Privatmitteilung handeln konnte, war ihm, als wäre er aus Glut und Feuer plötzlich in eiskaltes Wasser geworfen.

Die Abkühlung nach der Phantasieerhitzung kam ja immer. Aber sonst mehr allmählich. Heut jedoch schloß sich an den blutroten Rausch gleich der aschgraue Katzenjammer.

Er fühlte einen bittren, metallischen Geschmack auf der Zunge. Er war wieder ganz die geknickte Persönlichkeit.

Der Amtsgerichtsrat Westerhausen bat den lieben Herrn Kollegen, Sonnabend abend ihm und seinen Damen das Vergnügen zu machen und eine Tasse Tee mit ihnen zu trinken.

Langsam faltete Buttche den Brief wieder zusammen und steckte ihn ins Kuvert. Ihn fröstelte jetzt. Er wusch sich, kämmte sich, machte sich fertig. Vor dem Spiegel band er sich die Krawatte. Er nickte dem eignen Bilde zu.

„Totgelacht,“ murmelte er. Und dann, während er die Schleife zog, stieß er nur noch einzelne Worte hervor.

„Kraft?“ Ein höhnisches Meckern. „Mut?“ Das gleiche Lachen.

Er stieß mit dem Fuße nach der Kiste, daß sie sich wieder ein Endchen weiter unters Bett schob.

‚Wann hat er denn die Verse gemacht, der Herr Herwegh?‘ dachte er mit innerer Wut. „In der Stube, vielleicht wie ich in Unterhosen. Hat deklamiert, gestöhnt. Dieselbe Nummer wie ich. Aber als es drauf und dran ging ... haha, da ist er unters Stroh gekrochen, hat sich versteckt, hat gezibbert und gebibbert. Geknickt gleich mir, 'n Feigling ... 'n Schwächling ... 'n überhitzter Teekessel, der singt. Und so 'was lieb' ich! Das begeistert mich!‘

Er ächzte. Er machte eine Handbewegung ... zog einen müden Halbkreis.

„Ekelhaft!“

Er meinte sich damit, Großkirchen, das ganze Leben. Der aschgraue Katzenjammer hatte ihn völlig in Besitz genommen. —

Sonnabend mittag traf es sich, daß die drei Juristen nach dem abonnierten Diner wieder als die letzten bei Nettchen Bötzow im „Lamme“ saßen.

„Heut abend sieht man sich wohl wieder,“ sagte der Armbandträger. Er lächelte ein wenig überlegen zu Peter Körner hin.

Der rauchte.

„Um halb acht,“ nickte er. „Wird mir 'ne Wollust sein, den Chef auch mal im Kreise seiner Lieben bewundern zu dürfen. Nicht bloß als Akteneule, sondern mehr als homo sapiens.“

Er war aber mit seinen eignen Worten nicht zufrieden. Sie kamen mit einer leichten, aber völlig überflüssigen Schärfe heraus. Er ärgerte sich über Dieckmann. Was hatte der Mensch so zu lächeln?

Jetzt lachte er gar. „Na, na,“ meinte er — „ob das gerade so 'ne Wollust für Sie ist —? Was meinen Sie, Buttche? Stecken Sie man getrost 'n paar Löcher zurück, Kollege.“

Und während er den Paletot holte, der an der Wand am Haken hing: „Der Chef mag Sie, glaub' ich, ganz gern. Er soll so was gesagt haben.“

„So?“ Jetzt war Peter Körner überrascht. „Ich wüßte doch nicht —“ erwiderte er fragend und kopfschüttelnd.

„Na, unter uns: es ward kürzlich mal über Sie gesprochen. Er scheint irgendwie Wind gekriegt zu haben, daß Sie etwas eigne Ansichten haben — was weiß ich! ‚Ja, die jungen Herren,‘ hat er gesagt, aber lächelnd, sehr nett, wahrhaftig ..., ‚immer wollen sie ein bißchen ausschlagen. Nun, das gibt sich.‘ Sie kennen ja seine Handbewegung, von oben nach unten.“

Lächelnd, den Schirm schräg im Arm, stand der Referendar ein paar Schritte von seinen Zuhörern entfernt und zog sich die Handschuhe an. Er knöpfte jeden Knopf mit einer gewissen Andacht dabei fest.

In Peter Körner stieg der heimliche Zorn auf. Er spülte ihn mit ein paar Zügen aus seinem Glase hinunter.

„Und daraus schließen Sie, daß der Chef mich ganz gern hat?“

„Ja,“ erwiderte Dieckmann — „warum nicht? 's war doch ganz väterlich gesagt. Und Fräulein Inge ist seitdem schon brennend neugierig. Sie liebt in der Theorie Menschen, die ausschlagen wollen. Sie möchte zum Beispiel furchtbar gern 'nen Sozialdemokraten kennen lernen. Oder gar einen Anarchisten. ‚Das geht nicht,‘ hat sie gesagt, so weit reicht's mal nicht. Das Höchste ist ein Referendar, der ausschlägt.‘“

Er lachte und rollte die Seide des Schirmes zusammen, daß sie möglichst straff anlag.

Aber er hob den Kopf, als Peter Körner nun gleichfalls lachte.

„Die Dame,“ sagte er, „scheint mich so als ein Menageriebiest zu betrachten, das man sich mal ansehen muß.“

„Nee,“ fiel Dieckmann ein. „Machen Sie nur keine Dummheiten. Fräulein Inge

meint das nur theoretisch. ‚Es ist nur gut,‘ sagt sie, ‚daß selbst die »ausschlagenden« Referendare nur heimlich ausschlagen. Selbst die wildesten sind nicht überall wild, sondern doch sehr zahm. So komm' ich wahrhaftig um jedes Vergnügen.‘ — Nettes Mädel. Nur bissig manchmal.“

Peter Körner schlug mit der Hand auf den Tisch.

„Sie Moltke nebenan, Buttche — haben Sie gehört? Und das erzählt der Mensch so ruhig! Haben Sie sich denn das gefallen lassen? Was will denn die Dame? Was gehn wir sie denn an? Wenn sie glaubt, ich werd' ihr aus der Hand fressen . . .“

Dieckmann zog die Uhr.

„Ich muß los. Und natürlich . . . das war im allgemeinen gesagt.“

„Hm,“ brummte Peter und dampfte, „verwöhnt scheint sie halb sehr und halb gar nicht. Hat bis jetzt alles kirre gekriegt, als Tochter des Chefs. Und nun ulkt sie. Also auf heut abend! Mahlzeit!“

Der Armbandträger ging. Auch Peter und Buttche brachen bald auf. Sie verabredeten, daß sie beide zusammen heut abend hinwollten.

Aber als der Referendar nach Hause ging, war trotz allen Lachens ein Stachel in seiner Brust sitzen geblieben. Dieckmann hatte ihn ein wenig ducken und reizen wollen — die Absicht war klar.

Doch er hatte gegen ihn einen minderen Groll als gegen Inge Westerhausen und ihren Vater.

Die Oppositionslust erwachte stärker als je in ihm. Er wollte sich heut abend vorsehen. Aber ebenso wollte er Stich mit Stich erwidern. Nur nicht verblüffen lassen! Die ganze harmlose Vergnügtheit ging hier zum Teufel. Er verstand, daß man allmählich in Ärger, dann in Wut und schließlich in Haß hineingehetzt werden konnte.

Nun, ihn sollten sie nicht kriegen! Er wollte fröhlich sein.

Er machte auch ein lustiges Gesicht, aber es gelang ihm nicht recht.

Als er zehn Minuten nach sieben in Buttches Zimmer trat, fand er den Assessor in desolatem Zustand. Er hatte den Rasierspiegel vor. Er sah gelb-grünlich aus.

„Sind Sie krank, Menschenskind?“ fragte Peter Körner besorgt.

Aber der andre wehrte ab.

„Das ist immer so . . . vor den meisten Einladungen. 'ne Stunde vorher krieg' ich den Angstschweiß. Und den faden Geschmack im Munde. Ich komme dagegen nicht an. Das ganze Gebein schlottert mir.“

Er lächelte krampfhaft.

„Es ist gut, daß Sie da sind. Wenn einer dabei ist, kann ich reden. Dann wird's besser.“

„Na, Sie sind ein Hauptkerl,“ sagte der Referendar fassungslos. „Wie haben Sie denn eigentlich Ihre Examina gemacht?“

Buttche knöpfte sich Manschettenknöpfe ein und schüttelte sich.

„Das ist mir selber ein Rätsel. Ein paarmal haben sie mich rausgeschickt, frische Luft zu schöpfen. Und nach der ersten halben Stunde geht's schon besser. Vorher ist's immer am schlimmsten. Ich glaube, ich hab' eine verrückte Phantasie. Mir kann doch gar nichts passieren. Selbst der Chef . . . Assessor bin ich doch. Was kann er mir groß tun? Aber bei den meisten andern Einladungen ist es ebenso.“

Er sah mit unsichren Augen hinüber.

„Ich bin ein Jämmerling — nicht? Sagen Sie's man getrost!“

‚Na, so ähnlich,‘ dachte Peter Körner. Aber laut sprach er:

„Das sind wohl krankhafte Anlagen. Ich kannte jemanden, der spürte es im Munde, wenn 'ne Katze in der Nähe war. Doch das Schlottern hilft jetzt nichts. Oder wollen wir unpünktlich sein?“

„Um des Himmels willen . . . ich bin schon fertig!“

So gingen sie bald gemeinsam die Straßen entlang. Beide schwiegen. Peter Körner warf ab und zu einen Seitenblick auf Buttche.

Und immer, wenn er den Geknickten ansah, dachte er: ‚Nu grade nicht; ich ducke mich nicht für fünf Pfennige. Ich stelle mich einfach dumm!‘

Dabei ward er nun wirklich vergnügt, und als das rätliche Wohnhaus in Sicht kam, lächelte er, während der Assessor sich die schweißigen Hände abrieb nnd die Handschuhe anzog.

Bald darauf saßen sie alle im „Salon“. Es war außer den beiden nur noch Referendar Dieckmann da.

„Ich liebe die gar zu umfangreichen Gesellschaften nicht,“ sagte der Rat, „drei,

vier Gäste, denen man sich dann widmen kann, das ist das Rechte. Gäste, die zusammenpassen. So haben wir heut die jüngeren Semester vereint.“

Alles lächelte verbindlich, um anzudeuten, daß die vernommenen Grundsätze vortrefflich seien.

„Ein außerordentlich richtiges Prinzip,“ sprach Peter Körner in das achtungsvolle Schweigen.

Der Rat sah auf.

„Freut mich, freut mich, daß Sie der gleichen Meinung sind. Jugend und Alter gehen ja sonst wohl in manchem auseinander —“

„O,“ warf Referendar Dieckmann abwehrend-vorwurfsvoll ein.

„Aber werter Herr Kollege, der Herr Rat hat ganz recht. Das wäre ja auch schlimm, wenn man mit zwanzig so denken sollte wie mit sechzig. Nicht wahr, gnädiges Fräulein, jeder hat sein eignes unsterbliches Recht?“

Peter Körner sah mit harmlos-fröhlichen Augen auf Inge Westerhausen.

Sie saß in einem Sessel, den Kopf etwas zurückgebogen. Sie hatte das edle Gesicht ihres Vaters — schmal, mit ein wenig zu harten Zügen. Auch an ihrer hohen Gestalt war nichts Weiches. Sie sah noch größer aus durch die Anordnung ihres Haares. Es war ganz aus der Stirn und merkwürdig hoch genommen. In steiler Frisur stieg es an.

„In gewissen Grenzen wohl,“ erwiderte sie. Wer zum erstenmal diese Stimme hörte, erschrak. Sie war tief wie die eines Mannes, aber an sich nicht unschön.

„Da sehen Sie, daß ich schon einen Bundesgenossen habe. Natürlich in gewissen Grenzen . . . .“

„Aber auf die Grenzen kommt es eben an,“ sagte Dieckmann und stützte die Hand so auf die helle Hose, daß das Armband weit nach unten rutschte. „Wenn Sie solche Rechte proklamieren, wo bleibt dann die Ehrfurcht vor dem Alter, vor der reicheren Erfahrung? Kann die denn dabei bestehn?“

„Immerzu! Und ob! Dann wird die Ehrfurcht des Menschen vor dem Menschen sogar oberstes Gebot. Ich habe für Ältere gewiß die verecundia, aber ich verlange, daß das Alter . . . das Alter auch für die Jugend verecundia hat.“

Der Amtsgerichtsrat hatte schon dreimal an der goldnen Brille gerückt. Er liebte es nicht, wenn andre das Gespräch führten.

„Aber mein lieber Herr Referendar,“ sagte er jetzt . . . „hör' ich da recht? Ehrfurcht vor der Jugend? Die Jugend ist doch kein Verdienst.“

„Nein, Herr Rat — ebensowenig wie das Alter.“

Dieckmann räusperte sich, der Assessor wurde in seinem Sessel einen halben Kopf kleiner, der Rat hüstelte, Inge Westerhausen bog das Haupt etwas vor. Seht mal an! sagte die Bewegung.

„Das sind . . . hm . . . ganz moderne Anschauungen.“

„Höchst moderne,“ sagte Dieckmann und schüttelte bedauernd den Kopf.

„Das weiß ich nun gar nicht.“ Peter Körner nickte. Sein Gesicht wurde immer harmloser, naiver, vergnügter. „Wenn's aufs Alter ankäme, sagt mein Vater, dann müßten wir nach London pilgern. Da lebt 'ne Schildkröte, die ist 250 Jahr alt. Aber es kommt nicht auf die Jahre an, sondern wie man sie gelebt und gefüllt hat. Und das blonde und schwarze Haar hat so viel Recht wie das weiße. Alter soll raten, Jugend soll taten. Eins allein geht nicht.“

„Das ist immerhin schon etwas,“ erwiderte der Hausherr mit etwas sarkastischem Lächeln. „So läßt uns Älteren der Herr Referendar doch auch eine gewisse Berechtigung. Sie werden mir gestatten, daß ich die Sache etwas anders ansehe.“

„Allerdings wesentlich anders,“ sagte Dieckmann und schüttelte wieder den Kopf.

„Das tut mir sehr leid. Der Herr Rat hat ja gewiß reifere Erfahrungen.“

„Denen man sich doch beugen muß,“ mahnte Dieckmann.

„O,“ wehrte der Rat ab — mit der losen Handbewegung von oben nach unten.

„Aber jeder Mensch,“ sagte Peter Körner, „muß doch sich selbst leben. Ich muß doch sagen, was *ich* denke. Man wird sonst so leicht Papagei.“

Inge Westerhausens tiefe Stimme kam jetzt dazwischen.

„Sie scheinen leicht ins Zoologische zu fallen, Herr Referendar. Erst die Schildkröte, dann der Papagei —!“

Er lachte herzlich.

„Das gnädige Fräulein hat recht. Ich bin nämlich ein großer Tierfreund. Ich passe auch gar nicht zum Debattieren. Da verrenn' ich mich leicht. Und wenn es geschehen sein sollte, bitte ich um Entschuldigung."

„Nicht doch," wehrte der Hausherr ab, „es ist ganz interessant, mal die Ansicht der jüngeren Herren zu vernehmen. Aber ehe wir gerufen werden . . . ich möchte den Herren da noch eine kleine Broschüre zeigen und empfehlen. Bitte nur einen Augenblick um Entschuldigung."

Er verschwand. Inge zupfte die Bluse herunter und sagte: „Gehört Ihnen die graublaue Dogge, Herr Referendar?"

„Jawohl, gnädiges Fräulein. Gefällt sie Ihnen nicht?"

„O doch!" Sie lächelte. Sie hatte das Aufleuchten seiner Augen bemerkt. „Sie scheinen wirklich ein großer Tierfreund zu sein, aber man behauptet immer, Tierfreunde seien Pessimisten. Sie suchten bei den Vierfüßlern, was sie bei den Menschen nicht gefunden hätten."

„Nein!" lachte er. „Ich bin auch mit den Menschen recht zufrieden. Ich komme mit allen aus. Na, und wo's nicht geht, mach' ich 'nen Bogen. Die lasse ich liegen."

„Wenn das nur immer möglich ist," erwiderte sie. Während der ganzen Zeit hatte sie die Augen, die etwas kühlen grauen Augen auf ihm ruhen lassen, als wollte sie ihn ergründen. „Mein Bruder ist Offizier. Der dachte auch so. Aber nun, wo er beim Regiment ist — —" Achselzuckend: „Man hat doch Vorgesetzte. Mein Bruder stöhnt über den Kommandeur. Was will er machen?"

Dieckmann nickte lächelnd.

„Theoretisch hört sich das alles ganz gut an. Aber in der Praxis — —"

„— Geht's auch. Wirklich! Ich seh' da keine Schwierigkeiten. Offizier bin ich ja nicht. Und ich weiß sowieso nicht, ob ich Richter werde. Wahrscheinlich Rechtsanwalt. Da ist man weniger gebunden."

Mit ungeheurem Erstaunen blickten ihn drei Augenpaare an.

„Rechtsanwalt?" fragte selbst Buttche, der bisher nur immer zugehört hatte.

„Ja. Vielleicht. Ich habe ja noch genügend Zeit zum Überlegen."

Fassungs- und verständnislos blickten die drei noch immer zu ihm hin.

„Dann stammen Sie aus keiner Beamtenfamilie, Herr Referendar," unterbrach Inge Westerhausen die Stille.

„Nein, mein Vater ist Arzt."

„Gnädiges Fräulein haben einen bewunderungswürdigen Scharfblick," dienerte Dieckmann. „Wer in der Tradition aufgewachsen ist — nein, nein, so erklären sich auch manche Anschauungen des Kollegen."

„Das Rebellenhafte?" lachte Inge. „Das ist doch ganz nett. Der Fremdling in unserer Hierarchie! Wissen Sie, Sie kommen mir vor wie ein Amerikaner, der nach Europa verschlagen wird. Alles, was uns schon im Blut liegt, fehlt Ihnen."

Es war freundlicher und interessierter gesagt als alles andere.

„Ist das nun Lob oder Tadel?" fragte Peter Körner. „Aber ich beuge mich gerne. Das beste am Arzt ist, pflegt mein Vater zu sagen, daß er die Menschen in Zuständen sieht, in denen sie Rang und Kleider vergessen. König und Bettler, Minister und Schreiber — die Hülle fällt, und die armen Erdenwürmer bleiben.

„Das habe ich schon als Junge so oft gehört, daß mir der rechte Untertanenrespekt flöten ging. Und dann die Großstadt! Mein Vater war nicht für das viele Erziehen, hatte auch keine Zeit dazu. Tob' Dich man aus, hat er manchmal gesagt — immer frei weg. Dann schleift sich alles von alleine ab. Nur Käfigvögeln werden die Krallen beschnitten. Die andern wetzen sie sich selbst ab, wenn sie zu lang werden."

Inge Westerhausen sah zwischen den Portièren durch in die andern Zimmer.

„Solch Vater möchte manchem Jungen passen."

„Ja," meinte Peter Körner, „ich hab' 'n famosen alten Herrn."

Da kam der Rat zurück. Er entschuldigte sich, daß er so lange hätte warten lassen. Unterm Arm trug er ein Paket Flugblätter.

„Die Herren kennen ja meinen Standpunkt," sagte er, „aber man kann im Interesse des Gemeinwohles nicht oft genug darauf zurückkommen. Da habe ich hier



Livländisches Bauerngefährt. Ölstudie von Prof. Peter Paul Müller.

was ... sehen Sie sich das bloß mal an. Wissen Sie, was das ist?"

Er zeigte mit gespannt fragendem Gesicht eine Abbildung herum.

„Das, meine Herren, man muß es beim rechten Namen nennen, ist eine Säuferleber!"

„Alle Achtung!" platzte Peter Körner heraus.

„Eine durch Alkoholgenuß geschrumpfte Leber!" sagte der Rat triumphierend. „Nebenan finden Sie noch die Nierenschrumpfung abgebildet. Sollte man dergleichen nicht in jedem Wirtshaus, in jeder Schulstube, in jedem öffentlichen Gebäude aushängen? Sollte man es für möglich halten, daß es trotzdem noch Menschen gibt, die den Alkohol genießen, ja, ihn sogar verteidigen? Brauch' ich auf die Zusammenhänge hinzuweisen, die zwischen Alkoholgenuß und Verbrechen, Alkoholgenuß und Geisteskrankheit, Alkoholgenuß und Unsittlichkeit bestehen?

„Meine Herren: 2500 Millionen Mark — zweitausendfünfhundert Millionen — werden in Deutschland alljährlich durch die Gurgel gejagt. Über jede neue Steuer murrt das Volk; diese Riesensumme opfert es freiwillig. Es opfert sie, um dafür seine Gesundheit, seine sittliche Kraft, seine Ehre, seinen Wohlstand zu untergraben. Ist das nicht furchtbar? Und sollen wir Gebildeten dabeistehen und zusehen, wie das Volk sich ruiniert? Oder etwa gar mitmachen?

„Meine Herren, ich denke, wir haben da Pflichten. Grade wir, die wir Richter sind oder werden wollen, die wir täglich sehen, wie die Kneipe der Vorhof zum Gefängnis ist. Ich bemühe mich, gleich die jungen Herren darauf hinzuweisen, daß sie nicht nur selbst sich vor alkoholischen Exzessen hüten, sondern vor allem in diesem Sinne auch in weiteren Kreisen wirken sollen. Es gibt einen herrlichen Bund, meine Herren, Sie kennen ihn: das Blaue Kreuz, 1877 gestiftet. Ihn zu unterstützen halte ich für unabweisbare Pflicht jedes Staatsbürgers, vornehmlich jedes Beamten. Ich weiß nicht, ob Sie über Ziele, Verbreitung und Organisation des Blauen Kreuzes genügend unterrichtet sind. Erlauben Sie, daß ich nur einiges davon mitteile."

Er legte die Spitzen der gespreizten Finger aufeinander und verbreitete sich über sein Thema. Dabei blickte er einem nach dem andern fest und ernst in die Augen. Er versuchte sich in den Worten zwar zu mäßigen, aber man fühlte die kalte Leidenschaft des Fanatikers heraus.

Wie alle Fanatiker sprach er gut. Sie hörten aufmerksam zu. Bis auf Inge. Sie hatte auch jetzt wieder den Kopf gegen die Lehne des Sessels gepreßt und sah interesselos vor sich hin. Ab und zu flog ein Seitenblick zu Peter Körner hinüber.

„Niemand soll sagen," schloß der Amtsgerichtsrat, „daß er keine Gelegenheit hätte, für die gute Sache zu wirken. Die Herren kennen mich und hoffentlich so, daß ich von etwaigen eigenen Verdiensten kein Aufheben mache. Aber wie viel ist auch mir schon gelungen! Zum Beispiel: Müffelmann! Unser guter Müffelmann! Den habe ich direkt gerettet, der ist jetzt Bundesmitglied, der rührt keinen Tropfen Alkohol mehr an."

Ein beifälliges Gemurmel.

„Wenn sich der Herr Rat nur nicht irren," sagte Peter. „Mir scheint, Müffelmann säuft heimlich."

In das Gesicht des Hausherrn stieg die Röte.

„Und womit begründen Sie das, Herr Referendar?" Er war an der empfindlichsten Stelle gepackt.

‚Jetzt bin ich ihm glücklich in die Weichteile geraten,' dachte Peter Körner. Er wies auf die tränenden Augen hin — die Säuferleber, meinte er, könne er allerdings nicht vorweisen.

Aber der Rat kämpfte wie ein Held für seinen Gerichtsdiener. Er verbarg mühsam seine Verstimmung. Er faßte an die goldene Brille: „Als Jurist muß ich Ihnen außerdem noch sagen, daß wir uns hüten müssen, solche Vermutungen ohne das Rüstzeug gediegener Beweise zu äußern. — Nun ja, ja," fügte er hinzu, als der Referendar ein wenig rot ward, „es war ja entre nous hier. Aber es stimmt nicht, mein Bester. Dem guten Müffelmann ist die Erleuchtung gekommen."

Immerhin wurde es mit allseitiger Befriedigung begrüßt, als händereibend die Frau des Hauses erschien, die zuerst nur kurz die Gäste bewillkommt hatte und dann verschwunden war. Sie paßte nicht recht zu Mann und Tochter. Sie war mollig, hatte ein gewöhnliches Gesicht, schien aber

eine kreuzbrave, sich für das Hauswesen abrackernde Haut zu sein.

Das Gespräch wurde noch ein Endchen weiter geschleppt, dann ging man zu Tisch. Assessor Buttche hatte als ältester der Gäste die Ehre, die Frau Amtsgerichtsrat zu führen. Er erschien neben ihrer Fülle noch dürftiger und schwitzte noch immer. Wenigstens fuhr er sich mit dem Taschentuch oft über die Stirn oder knudelte es in den Fingern.

Peter Körner durfte neben Inge sitzen. Sie plauderte während der warmen Vorspeise sehr interessiert. Dieckmann hatte den Rat geschickt wieder aufs Blaue Kreuz gebracht: er selbst trüge sich mit dem Gedanken, dem Bunde beizutreten, da er sich längst über die nationale Bedeutung desselben klar sei. Nur wolle er sich noch prüfen und auf das Gelöbnis vorbereiten.

Der Rat war entzückt. Peter Körner, der mit halbem Ohr zugehört hatte, geriet über die „Streberei" in Wut.

„Darf ich Ihnen Tee eingießen?" fragte die Hausfrau und lächelte Buttche an.

„Nach den Grundsätzen unsres Hauses," erläuterte der Rat, „genießen wir ja keinen Alkohol, der sonst wohl das Tischgetränk bildet. Aber wenn einer der Herren wünscht — — wir wollen beileibe niemandem unsre Ansichten aufdrängen."

Dabei wies er auf eine einsame Flasche, die auf dem Tische stand und Rotwein zu enthalten schien.

„Bitte sehr ... ganz im Gegenteil ... großer Teefreund," dienerte Referendar Dieckmann. Und selbst Buttche murmelte etwas und schob seine Tasse der Wirtin hin.

Peter Körner jedoch, in dem noch immer der Groll gegen die Streberei lebendig war, zwang sich zur heitersten Miene und sagte: „Dann möchte ich von der liebenswürdigen Erlaubnis Gebrauch machen! Tee bekommt mir nicht recht. Allerdings ... wenn es nur die geringste Mühe machen sollte ..."

Einen Moment war alles sprachlos. Die Hausfrau goß den Tee in Buttches Tasse nicht weiter ein. Der Rat vergaß das Kauen. Der Assessor beugte sich so tief über den Teller, daß man sein Gesicht nicht sehen konnte. Dieckmann blickte empörtstrafend, mit sittlicher Entrüstung geradeaus.

Endlich ermannte sich der Hausherr.

„Gewiß ... bitte sehr ... Mühe, was soll denn da Mühe machen? Nur müßten wir wohl ... Ach, liebe Amalie, den Korkzieher. Einen Moment, Herr Referendar!"

„Aber ich bitte nochmals ..."

„Ich klingle dem Mädchen," sagte Inge und drückte an den Knopf der herunterhängenden Glocke. Es dauerte eine geraume Zeit, bis die Flasche Pontet Canet geöffnet war.

„Darf ich dem gnädigen Fräulein vielleicht auch einschenken?"

„Danke sehr," erwiderte sie kühl und legte abwehrend die schmale, gepflegte Hand lose über ihr Glas.

„Pardon ... ich glaubte nur, weil eben das Glas dasteht ..."

„O, ich trinke manchmal einen Schluck Selters."

Glucksend rann der rote Wein ins Glas. Es war eine peinliche Stille. Wie ein Verbrecher kam sich Peter Körner vor. Mühsam kam das Gespräch wieder in Gang. Aber Dieckmann behielt noch einige Zeit den empörten Brustton bei, und als ob die in ihm wohnende sittliche Entrüstung nach außen dränge, bauschte sich sein steifgestärktes Vorhemd wie ein runder Harnisch.

Peter Körner fühlte sich schauderhaft ungemütlich. Von allen Seiten wehte es ihn wie ein kalter Luftstrom an. ‚Ich habe eine Dummheit gemacht,' sagte er sich in der Herzensstille, ‚aber da ist nur der verdammte Streber schuld dran.' Und dann kränkte er sich über Inge. Er hatte ihr mehr zugetraut. Sie war vorhin schon wärmer gewesen — nun war sie wieder erstarrt.

Er sprach wenig, doch in seinem Ärger über sich selbst und die übrige Gesellschaft trank er viel. Die Flasche war schon über die Hälfte geleert, als das Dienstmädchen mit dem Obst anrückte.

Der Rat hielt einen kleinen Vortrag über die Bekömmlichkeit vornehmlich der Äpfel und legte sich gleich drei Stück auf. Sie leisteten alles, was man vom Alkohol verlange.

Dieckmann stimmte zu und bekräftigte die Behauptung durch eine kleine Geschichte vom Grafen Häseler, der seinen dürstenden Offizieren, die sich auf Wein gespitzt hatten, Früchte reichte.

Peter war allmählich zum Galgenhumor gelangt. Auch er nahm einen der „be-

kömmlichen" Äpfel, und auf die Frage der Hausfrau, ob denn Obst und Alkohol zusammenstimme, sagte er, das wolle er eben erproben.

Innerlich jedoch hielt er eine Rede: ‚O Ihr steifleinenen Hanaken Ihr! Wenn ich Euch schon durch die harmlosesten Sachen so gekränkt hab', dann möcht' ich mal was tun, daß Ihr durch die Bank in Ohnmacht fallt. Nee — noch lieber möcht' ich Euch auslachen!'

Und er trank ein neues Glas mit einem Zuge aus, was das Entsetzen der anderen noch vermehrte.

Da wandte sich Inge ihm wieder zu.

„Spielen Sie eigentlich Tennis, Herr Referendar?"

„Wenn es gar nicht anders geht, gnädiges Fräulein —!"

„Ach," sagte sie achselzuckend, „warum soll es nicht anders gehn?" Und ganz harmlos: „In Berlin, habe ich mir erzählen lassen, wird viel gespielt. Der Sport ist sehr an der Tagesordnung. Leidet darunter nicht die Geselligkeit — ich meine, die in den Familien gepflegte?"

Er sah sie an. War das ein Stich?

„Ich bin wohl in der Frage nicht kompetent," sagte er zögernd, immer noch bemüht, zu entdecken, wo sie hinaus wollte. „Ich bin einen ganzen Sommer lang täglich auf den Tennisplätzen gewesen und hab' mich im Winter wöchentlich in drei Gesellschaften schleppen lassen."

„Ach was!" sagte sie erstaunt.

‚Aha,' dachte Peter Körner. ‚Pfeift der Wind daher?'

„Leider," erwiderte er. „Man bringt aus den großen Gesellschaften nichts mit, besonders aus solchen nicht, die ein gar zu strenges Formenwesen aufweisen. Da bin ich mehr der Ansicht Ihres verehrten Herrn Vaters: kleine, enge, behagliche Gesellschaften!"

„So?" nickte sie. Sie ließ die Wimpern halb über die Augen gehn und begann einen Apfel zu schälen.

Aber ihr Partner war noch lange nicht fertig. ‚Warte,' dachte er. ‚Wenn schon, denn schon!'

„Und deshalb," fuhr er fort, „habe ich auch nur die notwendigsten Besuche hier gemacht. Ich möchte mal für mich leben. Es ist so hübsch, fast keinen zu kennen. Die jungen Damen, die Großkirchen aufweist, sind mir durch die Bank fremd. Bis auf zwei. Und neben der einen" — er verbeugte sich — „hab' ich jetzt den Vorzug, zu sitzen."

Sie war mit dem Schälen fertig, vierteilte den Apfel und schob ein Schnitzel davon in den Mund.

„Und Numero zwei?" fragte sie.

„Fräulein Fischer," erwiderte Peter Körner.

Es ward wieder still am Tisch.

„Wer?"

Er wiederholte den Namen. „Gnädiges Fräulein erinnern sich gewiß. Irre ich nicht, gingen Sie zusammen in die Töchterschule."

‚Sie hält sich gut,' dachte der Referendar. Sie zuckte mit keiner Wimper und nahm ein zweites Stückchen Obst auf.

„Hat Ihnen das Fräulein das erzählt?"

„Fräulein Fischer? Nein! Wer war es denn gleich? Na, in zweifelhaften Fällen nenn' ich immer meine Wirtin. Die kennt, weiß und erzählt alles."

Inge Westerhausen schob das Glastellerchen zurück. Das Schweigen drückte. Da sah der Rat seine Frau an — im nächsten Moment gab es das erlösende Stuhlrücken. Buttche sah heimlich nach der Uhr. Gottlob, schon neun! Noch eine Stunde, dann war alles vorbei.

Die Stunde ging unendlich langsam herum. Als dann der Aufbruch kam, verteilte der Rat die antialkoholischen Flugschriften und Merkblätter an den Assessor und an Dieckmann.

„Bei Ihnen, mein werter Herr Referendar, kann ich doch wohl schwerlich Interesse dafür voraussetzen. Vielleicht bekehren Sie sich noch!"

Ein frostiger Händedruck, Danksagungen, Verbeugungen, das Dienstmädchen mit dem Lämpchen in der Hand an der Haustür —

„Nochmals allerseits gute Nacht, meine Herren!"

Und im Schein des Lämpchens funkelte die goldene Brille.

VI.

„Reden Sie immer so viel?" fragte Peter Körner den Assessor, als sie zusammen durch die schon nächtlich stillen Straßen gingen.

Sie waren zu zwei — Referendar Dieckmann hatte sich gleich gedrückt, aber zum Abschied eine tadellos tiefe Verbeugung vor Peter gemacht und den Hut sehr offiziell gezogen.

„Sie sind ja der gottgeborene Stockfisch. Der Stockfisch der Stockfische. Die Idee eines Stockfisches, würde Plato sagen. Oder bin ich da in eine andre Philosophie geraten? Dann erleuchten Sie mich! Und überhaupt — ich versteh' ja, daß Sie vorhin die Worte sparten, als wären's Zwanzigmarkstücke. Aber nu sind wir doch 'raus, nu reden Sie doch — Sie! Mensch! Buttche! Stockfisch!“

„Schimpfen Sie weiter,“ sagte der Assessor leise, aber selig, und sah sich um. Je weiter sie das rätliche Wohnhaus hinter sich ließen, um so verklärter ward sein Gesicht. Er hatte die antialkoholischen Merkblätter und Flugschriften an die Brust gedrückt und machte so schnelle, kurze Schritte, daß Peter kaum mitkam. „Schimpfen Sie immer weiter — bitte!“

„Na, wenn Ihnen eine besondre Gnade oder Wohltat damit geschieht, Sie sphinxartige Spottgeburt — jümmer man to, seggt min Vadding, wenn he platt snakt. Nordpolartige Gemütlichkeit heut gewesen — was?“

Sie gingen über den dunklen großen Platz, auf dem die Viehmärkte abgehalten wurden.

Da blieb Buttche stehn. Er schnappte nach Luft, wie ein Fisch auf dem Trocknen. Er legte seine Finger um Peters Arm und kniff ihn krampfhaft.

„Au! Teufel, was wollen Sie denn?“

„Sie umarmen!“ schrie der kleine Assessor in den höchsten Tönen. „Sie anbeten, Sie ... Sie ...“

„Stoppen Sie um Himmelswillen!“ rief der Referendar, denn mit ungeahnter Kraft schüttelte ihn Buttche.

„Ich stoppe nicht ... nie mehr ...! Das ist mein Schicksalstag, das ist der Wendepunkt in meinem Leben! Sie haben mich gerettet, Sie haben mich zum Menschen gemacht, Sie haben meine unsterbliche Seele befreit! Peter ... Freund ... wissen Sie denn, was in mir vorgeht? Sie wissen es nicht, Sie können es nicht wissen. Sie wissen ja nicht mal, was Sie heut' gemacht haben! Das ist das naive Genie, die selbstverständliche Kraft, die einfach wirkt, ohne zu ahnen, was sie vollbringt. Tanzen möcht' ich wie ein Siouxindianer. In alle Häuser möcht' ich schrein! Lachen möcht' ich! O, wie haben Sie's ihnen gegeben, wie haben Sie's ihnen gegeben!“

Unterdrückter Jubel wie Schluchzen und Lachen war in seiner Stimme. Er war ganz außer sich; er sprang auf dem dunklen Platz herum.

„Sind Sie denn total verrückt, Buttche?“ fragte Peter Körner ruhig.

„Ja, ja ... ich bin's! Ich will's auch sein! Gott, daß ich das erlebt hab'! Er trinkt Wein ... Wein trinkt der Mensch beim Chef! Haben Sie denn eine Ahnung ... Das war ja nicht eine beliebige Flasche Wein — —“

„Nee,“ unterbrach ihn der andere, „das war Surius; Blaubeerwein auf Bordeaux gelagert, neun Groschen die Literflasche!“

„Unsinn, Peter ... es war die Flasche Wein! Seit zwei Jahren kommt sie auf den Tisch. Einer von den früheren Referendaren hat 'nen Bleistiftstrich an die Seite vom Etikett gemacht. Der Strich war da. Keiner hat die Pulle zu trinken gewagt, alle haben Tee genommen. Und nun kommen Sie ... ich denk', ich soll in die Erde sinken ... er säuft das aus! Menschenskind, Sie lassen eine empörte und zerschmetterte Familie zurück! Ich heule ja vor Vergnügen!“

Der Referendar lachte mit. „Also auch das noch! Hören Sie, Buttche — das müssen wir feiern! Sie fragten, ob ich mit Ihnen kneipen möchte. Los! Ich will! Wälzen wir uns in 'ne Kaschemme!“

„Alles für Sie, alles durch Sie, alles mit Sie ... mit Ihnen! Wohin wollen Sie? Ich hab' heut Kraft, ich will ihnen allen zeigen, was 'ne Harke ist. Mein Knick ist weg. Ich will aufrecht sein — Orgien feiern ...“ Und plötzlich fiel ihm das Gedicht ein: „‚Vom Kölner Dome zum Stephansturm wird brausen die Rache, die Rache!‘“ deklamierte er. „Sie braust, Peter Körner! Führen Sie mich, wohin Sie wollen! Ich folge! Bis an die Pforten der Hölle, wenn's sein muß.“

„Nur nicht in die Wohnung vom Chef,“ sagte sein Begleiter aufgeräumt. „Sie kenne ich! Und mit Flugblättern gegen den Al-

koholgenuß will der Mensch in ein bierehrliches Wirtshaus laufen!"

„Die Flugblätter?" schrie Buttche begeistert. „Der Teufel soll sie holen! Ich stampf' sie ein, ich vergrabe sie, ich ..... was soll ich tun, Mann? Ich habe eine Kraft, eine Kraft jetzt ..!"

„Dann weg damit! In den Wind! Er verbreitet sie. Geben Sie her!"

Einen Moment zuckte der Assessor zusammen. Dann jedoch, als müsse er sich zeigen, zerriß er die Merkblätter.

„So zerreiß' ich meine Schmach, so meine Schwäche, so meine Kriecherei, so meine Feigheit, so meine Demut ...!"

Und wie berauscht vor Wut zerpflückte er das Papier. „Fort mit allem! Weg .. verweht ... davongeblasen! Der Wendepunkt ist da! Gott im Himmel!"

Verzückt sah er den Schnitzeln nach, die vom brausenden Wind davongewirbelt wurden.

„Frei! Frei! Das war ein Symbol! Mir ist wie Luther, als er die Bannbulle verbrannte! Und nun los ... sehen Sie, da drüben, wo die Laterne schaukelt, ist 'ne kleine Kneipe. Kein Mensch sitzt jetzt drin! Da bin ich manchmal hingeschlichen .. geknickt ... daß mich nur keiner sah! Da wollen wir auf meine Befreiung trinken. Allons!"

Er nahm Peter Körner beim Arm, und während er mit seinem dünnen, schreienden Stimmchen fortwährend in das Heulen des Windes und das Lachen seines Begleiters „die Rache brausen" ließ, marschierte er zapplig auf die schwankende Laterne zu, die ihnen hier inmitten des großen dunklen Platzes wie ein Leuchtfeuer erschien, das zu sicherm Ufer führte.

In dem matten Schein konnte man nur mühsam die Worte entziffern: „Gasthaus zur grünen Weide von C. F. Schippke." Man mußte eine kleine Treppe in die Höhe klettern und gelangte in einen finstern Gang, auf den aus einem Türspalt ein schmaler Lichtstreifen fiel.

„Die reinste Verbrecherhöhle," brummte der Referendar. „Alle Achtung, Buttche, daß Sie sich überhaupt hier 'reinwagen!"

Aber drinnen war's gemütlich. Neben der großen Schankstube lag ein kleines Stübchen, verräuchert von oben bis unten, aber trunkfesten Männern gerade recht. An dem schwarzen freiliegenden Querbalken der Decke baumelte die Petroleumlampe, und rechts und links war allerlei groteskes Zeug angebracht: ein Igel, eine Eule, eine an einem Strick herabhängende Kuhglocke, ein Kürbis, in den Löcher geschnitten waren, und anderes. Der Wirt erkletterte ächzend einen Stuhl und zündete ein Wachslicht in diesem Kürbiskopfe an, der nun lebendig wurde, leuchtende Augen bekam, hin- und herschaukelte.

Das Bier war kühl und wohlgepflegt. Wie ein weißes Häubchen stand der Schaum noch überm Rand der Gläser.

Buttche blies ihn fort, daß er flockig auf den Boden spritzte.

„Lassen wir 'nen Kantus steigen, Mensch!" schrie er. Es war, als müsse er sich für sein Schweigen am Abend jetzt entschädigen. „Irgend 'was Herrliches, was begeistert."

Und er hob sein Glas:

„Ich bring Dir ein Schmollis, Herr Bruder,
Was sitzt Du so stumm und still?
Was soll aus der Welt denn noch werden,
Wenn keiner mehr trinken will!"

Er fing schon an heiser zu werden. Mit einer so mächtigen Kippbewegung setzte er das Glas an, als wollte er den halben Liter auf einmal 'runterstürzen. Aber als er absetzte, lachte Peter laut auf: er hatte gerade ein Schlückchen getrunken.

„Diese Zeit," rief er wild, „diese jämmerliche, klägliche, gebrechliche Zeit! Alles wollen sie uns nehmen! Nicht trinken soll man mehr, denn es kann schädlich sein; nicht rauchen, denn Nikotin ist ein Gift; nicht küssen, denn man kann die Bazillenübertragung befördern — heiliger Strohsack, immer man weiter so! Wir werden ja sehen, was 'rauskommt: der Homunkulus, der in Watte gewickelte Jämmerling, der blutleere Gehirnmensch! ‚Weltfrieden' .... haben Sie schon mal so was gehört? ‚Die Waffen nieder' ... Können Sie sich vorstellen, daß ein kräftiges Volk so denkt? Die Blutleeren können kein Blut mehr sehen. Die Schwäche will die Kraft diskreditieren und schimpft sie brutal. Die Sentimentalität stellt sich als Norm auf. Zum Verrücktwerden — was? Ein Pereat aller Duckmäuserei, ein Vivat der Kraft!"

Und wieder kippte er mächtig und trank ein Schlückchen.

„Sie sind ja wie besessen heut," lachte Peter und klapperte mit dem Glase, mit dem er in aller Ruhe fertig geworden war.

„Weil die großen Beispiele wirken," schrie der Assessor. „Exempla docent. Das exemplum sind Sie! Sagt dem Rat ins Gesicht, daß das Alter kein Verdienst ist! Fordert verecundia für die Jugend! Trinkt den Pontet Canet aus! Interessiert sich nicht fürs blaue Kreuz! Will Rechtsanwalt werden! Sagt Fräulein Inge, daß er noch 'ne Dame kennt — Jule Fischer, mit der sie in der Töchterschule zusammen war — —

„Mann, würde mir das einer erzählen, ich würde ihm ins Gesicht schreien: Sie lügen! Aber mit meinen eignen Ohren hab' ich's gehört! Heda, Wirtschaft — wo bleibt das neue Glas? Die Blume drauf! Ich bin gerächt. Alle Referendare sind gerächt. Der Blitz ist 'rübergezuckt!"

Und plötzlich ruhiger: „Wie kommen Sie sich jetzt vor? Ich denk' mir, wie Alexander. Oder Bismarck. Oder Luther!"

„So ähnlich!" sagte Peter Körner. „Aber nun werden Sie mal vernünftig, Buttche. Ich kann Sie versichern, daß die Rechnung nicht stimmt. Ich bin von dem Abend wenig entzückt. Am wenigsten von mir. Da innen klemmt sich 'was — das ist immer 'n Zeichen, daß ich nicht ganz zufrieden mit mir bin. Und ich bin sonst immer so furchtbar leicht mit mir zufrieden. Aber Ihr in Eurem verdammten Großkirchen — —"

Er trommelte mit den Fingerspitzen auf die Tischplatte.

„Gott Zions, man kommt hier aus sich selbst 'raus! Und mir ist eben ein Licht aufgegangen. Es war duster in mir wie oben in dem Kürbiskopf. Aber wie Sie da vorhin als Hampelmann 'rumzappeln, ward auch in mir ein Wachslicht angezündet. Und wissen Sie, wie mir ist? In der Schule hat uns der Lehrer mal erzählt, der menschliche Körper ist in steter Wandlung begriffen. Und in einem Zeitabstand von sieben Jahren ist kein Häutchen und nichts mehr da von dem, woraus wir heut bestehen. Alles hat sich ersetzt, erneut. Ob das so genau stimmt, weiß ich nicht. Aber es war mir immer ein unangenehmes Gefühl . . . direkt graulig. Und in dem Licht, das mir vorhin aufging, da fühlt' ich oder sah ich, daß ich gleichsam in einem Häutungsprozeß mitten drin bin .. in einem seelischen. Vielleicht irr' ich mich. Vielleicht sitzt das schon lange in mir drin, und ich weiß es nicht. Vielleicht — —"

Er schüttelte den Kopf, er schüttelte das Bier im Glase, daß es fast über den Rand schwappte.

„Sehen Sie, Buttche: das ist schon 'was ganz Verrücktes, daß ich mir solche Gedanken überhaupt mache."

Der kleine Assessor hatte das Gesicht fast schmerzlich verzogen.

„Das ist nicht bloß eine Verrücktheit," sprach er ordentlich kummervoll, „das ist eine Sünde. Denken Sie doch nicht; Denken schwächt jede Kraft; Denken nimmt allem den Schwung; das Denken ist wie 's Morphium. Hat man mal angefangen, braucht man immer größere Dosen, die erschlaffen, die zermürben. Und Sie waren so schön aufrecht, Mensch!"

Da mußte Peter lachen.

„Sie kriechen gleich immer an die äußersten Spitzen. Schneeweiß und Kohlrabenschwarz. Bleiben Sie doch mal in der Mitte!"

Aber Buttche seufzte.

„Wissen Sie nicht, daß Extreme die Fallgruben für alle Schwächlinge sind? Wir Geknickten werden immer 'reingerissen. Auch die holden Weiblichkeiten kommen da nicht 'rum. Aber reden Sie! Reden Sie mal von sich! Von dem innern Prozeß. Da kann ich mit. Ich hab' viel zu viel gedacht im Leben."

Der Referendar hatte sich eine neue Zigarre angebrannt. Er hüllte sich ganz in Rauch.

„Mumpitz, Buttche! Es wird wohl nur so 'ne Katerstimmung von heute abend sein. Ich komme mir vor wie 'ne Maschine, die immer lustig über blanke Gleise gedampft ist und die plötzlich merkt, daß es stuckert. Das kann an der Maschine liegen oder an den Schienen. Ich glaube, ich bin hier auf ein falsches Geleise gekommen. Hier in dem verdammten Großkirchen. So quietschvergnügt kam ich hier an, und jetzt denk' ich schon manchmal, jede Freude würde einem hier vergällt. Ich gerate in eine stille Wut — ich fresse mich da hinein wie in einen Kuchen. Und das paßt gar nicht zu mir. Widerspruchsgeist hat ja jeder Mensch; ich auch ganz leidlich, aber hier wird der gar zu stark gestachelt. Da drin sitzt es, da wurmt es, und für nichts und wieder

nichts verlier' ich meine harmlose Vergnügtheit, meine gute Laune. Dumm!“

„Wer gewinnen will, muß verlieren lernen!“ sagte der kleine Assessor und sah Peter von unten auf an. Er sagte es, weil es nach etwas „klang.“

„Ach was,“ erwiderte der Referendar, „ich will ja gar nichts gewinnen. Ich will nur nicht verlieren. Ich war immer zufrieden mit mir. Das ist gewiß oberflächlich, aber dabei lebt sich's gut. Und ich mach' ja auch nicht den geringsten Anspruch drauf, mehr und besser zu sein, als der Durchschnitt. Fällt mir nicht ein! Und aus allen diesen Gründen kränke ich mich so. Ich kränke mich, weil dieses Nest es fertig kriegt, mich zu kränken. Zum Teufel, was geht's mich denn an, ob hier die Spießer schlimmer sind als anderswo? Aber ich fühle, daß sie mich auf einen ganz andern Weg drängen. Ich hab' Angst, daß ich, wenn ich länger hier bleibe, mich in eine immer stärkere Opposition reintreiben lasse und dabei Dummheiten mache, die in meiner ursprünglichen Natur gar nicht liegen.

„Verstehen Sie das, Sie Kraftmensch? Verstehen Sie, daß man in Berlin solide sein kann und hier unsolide — nicht zum Vergnügen, sondern aus Wut über die Unzahl von Gerechten? Die treiben mich rein. Auch heut abend haben sie mich reingetrieben. Es war manches gar nicht nötig!“

Buttche schüttelte sorgenvoll den Kopf. Er wurde fast gereizt.

„Zertrümmern Sie mir Ihr eignes Bild nicht, Körner! Lassen Sie mir so was ähnliches wie 'n Ideal! Zum Teufel, solch Mensch wie Sie muß handeln, lachen, trinken — aber nicht grübeln.“

„Ich ärgere mich ja bloß! Darf ich das auch nicht?“

„Zehnmal,“ sagte der Assessor und faßte den Griff seines Glases. „Doch erst stecken Sie Götzentempel an und dann bereuen Sie? Erst schlagen Sie — und dann tut's Ihnen leid? Menschenskind, ich hab' Ihnen mal das Gedicht gesagt, in dem es heißt: ‚Und lachend trockne ich mein Schwert an meines Rosses schwarzer Mähne.‘ Peter Körner, trocknen auch Sie das Schwert lachend!“

Da lachte er wirklich.

„Buttche, Sie sind 'ne Sehenswürdigkeit! Ich soll und muß also nach dem Bilde leben, das Sie sich von mir gemacht haben! Aber darüber kann ich Sie beruhigen: daß ich heut abend den Säulenheiligen ein bißchen auf den Kopf gekommen bin, tut mir nicht 'ne Minute leid! Nur heut mit dem Kürbiskopf . . . das ist toll. Als ob so ganz sachte auch in mein Duster ein Licht reinleuchtet. Schauderhaft . . . als ob was Fremdes und Neues in einem wächst. Als ob man sein eignes Haus nicht mehr kennt. Man weiß nicht, wo man hingerät, was etwa noch in einem steckt und rauskommt! Na prost, Buttche ... Sie fassen Ihr Glas ja schon lange an. Weg mit dem Thema!“

Aber der Assessor trank nicht.

„Man nennt Amerika,“ sprach er, „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Ein Gefäß unbegrenzter Möglichkeiten ist jeder Mensch. Wohl dem, der viele Kleider auswächst.“

Er sah triumphierend sein Gegenüber an. War das schön gesagt? fragte sein Blick. Er berauschte sich heimlich wieder an Worten.

„Wer kann wissen,“ fuhr er fort, „was aus mir noch wird? Ich selber nicht! Es brauchen nur neue Kräfte in unsern Weg zu treten, und der Widerstand gegen sie macht uns stärker oder drängt uns von unserm Pfad. Stärker wird der Starke — schwächer der Schwache. Ihnen tritt hier machtvoll das Philisterium entgegen — da empören Sie sich, da wachsen Ihnen neue Kräfte, da — — Es wächst Ihnen gleichsam in neuer Luft eine neue Haut. Es wird etwas Neues in Ihnen geboren. Aber Geburten schmerzen. Wenn der Krebs eine neue Schale kriegt, ist er empfindlich. Wenn die Nähte des alten Rockes krachen im Wachstum, fühlt man sich unbehaglich. Denn es gibt Risse, durch die der Wind bläst.“

„Donnerwetter —!“ unterbrach ihn der Referendar.

Aber Buttche war im Zuge; Buttche berauschte sich an den Worten und Bildern, die er prägte.

„Wie? Was?“ fragte er unwirsch. „Wollen Sie Naturgesetze ändern? Ich erkläre Ihnen, Sie verlassen Großkirchen anders, als Sie es betraten! Ich erkläre

Ihnen, Sie wachsen! Und das Wachsen des Starken ist ein Stärkerwerden! Leute, wie ich, werden hier ganz zerbrochen, vom Hammer durchgeschlagen. Leute, wie Sie, werden gehärtet."

Im Kürbiskopf flackerte das Licht.

„Schluß!" sagte Peter Körner kopfschüttelnd. „Wenn **ich** tiefer Denker schon merke, daß Sie sich selbst widersprechen, dann muß es schlimm sein. Erst entsetzen Sie sich, und ich soll womöglich allem Neuen widerstreben, dann preisen Sie das Neue, weil es stärker macht. Ist das Logik?"

„Nein," erwiderte der kleine Assessor. „Das ist Gefühl. Und Gefühl ist alles. Es geht mir oft so, daß ich ganz anders ende, als ich anfange. Da kommen mir Worte, Bilder ... da brausen Flügel ... und mit einem Male haben sie mich irgendwohin getragen. Das ist, denk' ich oft, der totgelachte Dichter in mir, der unterdrückte Poet. Glauben Sie nicht auch?"

Er war mählich wieder stiller und melancholischer geworden. Die matten Äuglein starrten ins Bier.

„Und der Wendepunkt, Buttche?" fragte Peter. „Was haben Sie mir vorhin vordeklamiert? Die Rache soll brausen ... frei wollen Sie sein ... eine Kraft hätten Sie. Na, und jetzt? Jetzt knicken Sie schon wieder zusammen?"

„Der Katzenjammer," murmelte der Assessor ... „er kommt immer. Man fühlt ihn schon von weitem. Ja, ja, ich will mich aufraffen ... Sie haben recht."

Und plötzlich: „Wie hat Ihnen Fräulein Inge gefallen?"

„Man wird nicht ganz klug aus ihr," antwortete der andre.

„Nein, das wird man nicht."

Buttche sah starr auf einen Punkt.

„Ich werde sie heiraten," sprach er.

„Wen? Inge? Sie? Ulken Sie nur, oder was heißt das?"

Aber der Assessor schüttelte den Kopf. „Ich werde sie heiraten."

Der Referendar wußte nicht recht, was er mit dem wunderlichen Menschen anfangen sollte. Plötzlich fiel ihm der heutige Abend auf die Seele.

„Dann tut's mir leid, daß ich das mit Fräulein Fischer gesagt hab', Buttche. Hätten Sie nur ein Wort vorher geredet!"

„Oho, das war ja großartig. Bereuen Sie nur nicht. Immer noch fester! Sie kann's gar nicht genug kriegen."

Da prustete Peter heraus. Er wollte das Lachen verschlucken — es ging nicht. Seine Finger griffen um Buttches Arm.

„Nu aber raus mit der Sprache! Lieben Sie Fräulein Inge denn?"

„Nein!"

„Aber, mein Himmel ... sind Sie geldgierig? Hat sie Vermögen?"

„Auch nicht!"

„Und Konnexionen ... das ist doch Unsinn! Amtsrichter werden Sie so auch. Weiter kann Ihnen der Chef sowieso nicht helfen."

„Da haben Sie recht!"

„Und trotzdem werden Sie Inge heiraten?"

„Ja," sagte der Assessor matt und ergeben, „ich werde sie heiraten. Passen Sie auf. Niemand entgeht seinem Schicksal. Sie halten mich wohl für irrsinnig oder betrunken. Ist ja Unsinn. Aber ich fühle es ganz genau. Sie wird noch ein bißchen warten und suchen. Wenn sie einen andern kriegt — dann geht's! **Sie** zum Beispiel ... glauben Sie mir, sie möchte mit beiden Händen zugreifen. Sie hat's ja auch nicht leicht. Man darf nicht ungerecht sein. Sie zwingt unsre Referendare zwar immer vor ihren Wagen, jeder macht ihr den Hof, jeder spielt mit ihr Tennis — aber damit hat's auch ein Ende. Heiraten tut sie keiner. Und schließlich schießt sie ins Kraut. **Mich** hat sie zuerst nicht beachtet. Aber vorm halben Jahr ... hab' ich mal ... so'n Blick gesehen ... prüfend. Als dächte sie: wenn alle Stränge reißen, mußt **Du** ran! Ich war erschrocken. Ich wußte, wie's kommen wird. Heut denken alle schon das gleiche: der Rat, seine Frau, Inge. Alle denken, ich würde Inge schließlich mal heiraten. In der Stadt glauben's auch schon welche. Man erwartet das von mir."

Er atmete schwer und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Das Bier ließ er schal werden. Seit geraumer Zeit trank er schon nicht mehr.

„Erst," fuhr er fort, „hab' ich im stillen hohngelacht, mich empört, gedroht. Aber ich kann auf die Dauer einem starken Willen nicht Widerstand leisten. Sie ver-



Herbststudie (Livland). Von Prof. Peter Paul Müller.



stehen das nicht. Der Glaube, den so viele Personen teilen, die sichere Erwartung, die sie von mir hegen, — das dringt wie etwas Zwingendes auf mich ein. Ich möchte ausweichen, ich will einen andern Weg gehen — aber ich werde so sicher, wie zweimal zwei vier ist, auf den mir durch die allgemeine Annahme zudiktierten Weg getrieben. Ich habe Furcht, Aufsehen zu erregen und zu enttäuschen. Und dann, was noch dazu kommt: man gewöhnt sich schließlich an jeden Gedanken. Ich hab's mir hohnlachend, wütend, erbittert, ich hab's mir traurig und resigniert und hoffnungslos gesagt, daß ich Inge heiraten werde. Es wird mir immer selbstverständlicher. Man richtet sich mit solchem Gedanken schließlich ein.“

Jetzt hob er doch das Glas.

„Schal!“ sagte er und schüttelte sich. „Was sehen Sie mich so an, Peter Körner? Bedauern mich — he? Ach Gott, der Mensch ist ja sonderbar. Es kann ein Tag kommen, an dem man so vertraut ist mit dem Gedanken, daß man beinah' unglücklich wird, wenn es anders kommt. Heut würd' ich wohl noch erfreut sein, wenn Inge sich mit sonst jemandem verlobte. Ein halbes Jahr weiter, da bin ich möglicherweise schon betroffen, und wieder nach sechs Monaten gar traurig. Komisch, nicht? Dem lieben Gott muß, als er mich schuf, 'ne kleine Entgleisung passiert sein.“

In seine letzten Worte war schon Geräusch von draußen geschallt ... ein gedämpftes, fernes Tosen. Jetzt ward es deutlicher ... ein dumpfes Tuten, schauerlich und langgezogen wie das tiefe Heulen eines gewaltigen sterbenden Tieres. Die Straße ward lebendig ... eilende Schritte tönten.

„Horchen Sie mal,“ rief der Referendar und stieß den ganz versunkenen Buttche an. „Was ist denn das?“

Da kam der Wirt schon.

„Feuer, meine Herren! An — die — Spritzen!“ Er lachte und schnallte den Gurt um, in dem ein paar Gerätschaften hingen. „Freiwillige Feuerwehr vor! Aber lassen Sie sich man nicht stören!“

Doch es war sowieso keine rechte Stimmung mehr. Peter wußte nicht recht, was er dem kleinen Assessor erwidern sollte. Und der schien allmählich in seine übliche Schweigsamkeit versinken zu wollen.

Deshalb ergriff Peter den ersten Grund, um aufzubrechen. „Das muß ich ansehn ... wollen wir zahlen, Buttche? Sie kommen doch mit?“

Und nach wenigen Minuten schon standen sie auf der Straße. Mit klappernden Pantoffeln lief ein Lehrjunge vorbei. Lampen wurden an die Fenster gestellt. Es war, als ob überall her neugierige, glühende Augen auf den dunklen Platz hinaussahen.

„Hat Sie das aschgraue Elend schon wieder?“ fragte der Referendar, als er im Lichtschein in das Gesicht seines Begleiters sah. „Menschenkind, nehmen Sie sich doch mal zusammen! Brust raus und vorwärts!“

Die matten Äuglein versuchten zu blitzen.

„Ja, ja,“ murmelte er, „Sie werden es erleben ... ich will frei sein, ich ... ich ...“

Aber bei der nächsten Querstraße bog er ab. Er wollte nach Hause.

‚Man könnte ihn sehn,‘ dachte der Referendar ironisch. ‚Es könnt' herauskommen, daß er bis jetzt in der Kneipe gesessen hat. Armer Kerl!‘

Er ließ ihn ziehn. Er selbst aber schüttelte sich im frischen Wind alle Sorgen und Grübeleien ab. Mit raschen Schritten, den Paletotkragen hochgeschlagen, eilte er durch die sich mehr und mehr belebenden Straßen.

Der Menschenstrom wies ihm den Weg. Aber auch die dunstige Röte, die den Nachthimmel färbte, hätte ihm die Richtung zeigen können. Um ihn herum erregtes Rufen und Streiten.

„Bei Bäcker Sieverts ist es!“ — „Herrje, nu werden die Semmeln knusprig!“ — „Unsinn, das ist bei Klempner Fehr!“ — „Na, dann spritzt man mit Bier statt mit Wasser. Wasser kann der nicht leiden!“ — „Auch noch aus'm Bett gekrochen, Mutter Kroeben?“

Und so ging's hin und her, während alles wie zu einer Vorstellung rannte.

Peter mußte lachen, denn er hatte hier am Tage noch nie soviel Menschen gesehn, wie jetzt des Nachts. Es war schon ordentlich schwer, durchzukommen.

Da sah er von weitem das brennende Haus. Es war ihm egal, ob's einem Bäcker oder einem Klempner gehörte, aber er hätte

am liebsten „Ah!“ gesagt, wie viele der andern.

Gegen den dunklen Nachthimmel schlug die feurige Lohe. Eine seltsame, aufrechte Flamme stieg vom Giebel empor. Sie schien von weitem ganz frei in der Luft zu schweben und zu tanzen. Eine wilde, zügellose Serpentintänzerin bog und reckte sie sich, warf sich in Begier und Wut hierhin und dorthin, duckte sich und schnellte empor in feurigem Spiel und ewigen Verwandlungen, und der silberne, rötlich durchglänzte Rauch umgab sie gleich zarten, phantastischen Gewändern.

Neue Ankömmlinge drängten von hinten nach; mit den andern ward der Referendar vorwärts geschoben. Je näher er kam, um so mehr verlor das Bild sein seltsam phantastisches Gepräge. Es war auch keine Gefahr — nur ein größerer, zu spät entdeckter Dachstuhlbrand. Aber die freiwillige Feuerwehr arbeitete im Schweiße ihres Angesichts, wenigstens nach dem Lärm zu urteilen, den sie vollführte. Jeden Augenblick gab es neue Kommandos; in größter Aufregung schrie sich jeder heiser; die Zugführer wetterten, die Spritzenmannschaften fluchten — irgend etwas war nicht in Ordnung. Endlich, von brausendem Hurra des Publikums begrüßt, der erste Wasserstrahl, der sausend links vorbeiging.

„Immer 'n bißchen retour, die Herrschaften,“ mahnten die Stadtpolizisten und versuchten die Neugierigen zurückzuhalten. Dazwischen scholl das Jammern des Hausbesitzers, der händeringend versicherte, er könne es sich nicht erklären.

Peter Körner, mit seinem reichlichen Gardemaß, konnte bequem sehen und amüsierte sich köstlich. Er hatte zu oft die wundervolle Ruhe und Präzision bewundert, mit der die Berliner Wehr vorging, um hier nicht über vieles herzlich lachen zu müssen. Besonders ein dicker Zugführer fiel ihm auf, der in tadelloser Ausrüstung steckte, sich vom Publikum darin bewundern ließ, aber durchaus nicht wußte, was er eigentlich tun sollte.

Aus den vorderen Reihen drehten sich ein paar Köpfe nach dem Lacher um.

Und mit einem Male lachte er nicht mehr.

Da vorn ... der wuschelige Knoten, der auf dem hochschließenden Mantelkragen ruhte und halb von ihm verdeckt war ... wenn der nicht der ‚Referendarin‘ gehörte, wollt' er Hans heißen.

Aber daß sie jetzt, so spät noch, auf der Straße war ... was hatte sie hier in aller Welt zu suchen?

Er fühlte wieder einen leisen Stich, wie damals, als er sie zuerst hatte sprechen hören.

Doch im nächsten Augenblick schüttelte er das ab und begann langsam, langsam sich vorzuschieben. Es war kein leichtes Stück Arbeit. Schließlich erreichte er es ... nun stand er hinter ihr. Aber was er vorhin schon zu bemerken geglaubt hatte, bestätigte sich: auch sie kämpfte sich nach vorn weiter. Sie versuchte es jedenfalls. Doch die ersten Reihen standen wie die Mauern. Keiner wankte und wich.

„Lassen Sie mich doch durch,“ bat die Referendarin ein paarmal.

Vergebliche Liebesmühe! Niemand wollte den glücklich errungenen Platz aufs Spiel setzen.

Da drängte sich Peter Körner zum lebhaftesten Mißvergnügen der Umstehenden heran.

„Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein, gnädiges Fräulein?“

Sie erschrak, wandte den Kopf halb seitwärts. In ihren Augen spiegelte sich der Feuerschein.

„Ach, Sie?“ Und rot werdend, sich verbessernd: „Sie, Herr Referendar? ... Ich muß zu meinem Vater ... muß ihm das geben. Er braucht es.“

Sie trug ein Paket.

„Und wo ist Ihr Herr Vater? Auch freiwillige Feuerwehr? An der Spritze? Na, das kann doch kein Kunststück sein.“

Zwei breitschultrige Kerle standen vor ihnen aufgepflanzt. Peter tippte den einen an.

„Bitte, meine Herren ... Sie lassen die Dame wohl mal durch!“

Keine Antwort.

„Sie wollten gefälligst die Dame durchlassen!“

„Nicht doch!“ bat sie leise, weil alles aufmerksam wurde.

„Wo ich steh', ist keine Passage,“ brummte der eine der beiden Kerle.

„Ich bitte nochmals — die Dame muß zu ihrem Vater.“

„Nee,“ kam es phlegmatisch zurück.

Da beugte sich Peter Körner zu Jule Fischer.

„Gehen Sie, bitte ... aber schnell!"

Und so sanft er konnte, doch mit aller Kraft drängte er die beiden Kerle auseinander. Wie mechanisch seinem Befehl gehorchend, schlüpfte das Mädchen durch die Lücke. Aber jäh blieb sie stehn mit zurückgewandtem Haupte und angstvollem Gesicht.

„Was fällt Ihnen ein? Wie kommen Sie dazu, mich anzufassen? Sie wollen wohl noch rot werden, Jüngelchen — was?"

„Ruhig," sagte Peter Körner und sah dem Kerl in die Augen.

Ein dumpfes Murmeln war ringsum. Keiner sah mehr aufs Feuer. „Nicht drängeln!" tönten ein paar Stimmen.

Da hob der Kerl den Arm. Von vorn ein heller Schrei, jäh unterdrückt. Ein hellerer Ruf nach der Polizei.

„Wehe!" sagte der Referendar nur.

Noch immer ruhten die Augen ineinander.

Bis der Kerl sich wandte, roh lachend: „So 'ne Frechheit!" Aber er zog es vor, die Sache nicht weiter zu treiben, denn ein Stadtpolizist nahte.

Peter Körner blieb stehn. Er hatte die Lippen trotzig aufeinandergepreßt. Er sah, wie Jule Fischer ihren Vater suchte und fand. Wie sie ihm das Paket gab. Wie sie dann wieder vergeblich nach einer Lücke spähte, um durch die lebende Mauer den Rückweg anzutreten.

„Hier!" rief er hell.

Sie zögerte, aber kam langsam näher.

„Das ist ja die Jule," sagte einer der beiden Kerle ... „Die Referendar'sche. Nanu bugsier' Dein Schätzichen man noch mal hindurch, Jüngelchen!"

Sie hatte es gehört. Blutrot war sie. Doch sie hob den Kopf und reckte sich.

Nebenan machte ihr jemand Platz.

„Folgen Sie mir nur," sprach Peter und brach sich Bahn. Er war innerlich so wütend, daß er nicht mal um Entschuldigung bat.

Und sie, jetzt mit gesenktem Haupte, hinter ihm drein. Es war ein Spießrutenlaufen durch die Menge, die vorhin aufmerksam geworden war.

„Denn gut Nacht ooch!" schrie es von vorne ihnen nach. Überall lachte und kicherte es.

Das Mädchen hatte die Lippen so aufeinandergepreßt, daß sie fast verschwanden. Ihr Inneres war in Aufruhr. Dankbarkeit, daß er sie durch den Auflauf geleitet, Stolz, daß er so mit den Kerls fertig geworden war, ein heimlicher Groll, daß er sie trotz besten Willens in die peinliche Situation gebracht hatte — das wogte und stritt durcheinander.

„Danke!" sprach sie kurz, als sie wieder mehr Luft schöpfen konnten.

Und wollte das Haupt neigen und adieu sagen.

Er schüttelte den Kopf. „Sie dürfen jetzt nicht allein gehn. Sie werden mir erlauben, Sie nach Haus zu bringen."

Ein scheuer, schneller Augenaufschlag. Mit einem Male war der Groll in ihr wie weggeblasen. Es ward in ihrem Kreise nicht so genau genommen ... ob sie auch mal allein durch die nächtlichen Straßen schritt.

Indem er jedoch als etwas Selbstverständliches dieses „Sie dürfen jetzt nicht allein gehn" sagte, hob er sie gleichsam aus ihrem Kreise heraus. Sie war eine Dame ... genau wie seine Schwester (wenn er eine hatte), wie jede andere.

Sie gab sich selbst über die Zusammenhänge keine Rechenschaft — sie fühlte nur, daß seine Worte ihr unsäglich wohlgetan hatten. Nun war die Dankbarkeit in ihr von dem törichten Groll befreit.

Sie erwiderte nichts. Sie sah ihn auch nicht an. Schweigend ging sie neben ihm.

Er jedoch machte sich rasch von dem kurzen Ärger frei.

„Ich wußte gar nicht, daß es solche Rowdies in Großkirchen gibt — man lernt immer mehr!"

„Es waren auch keine Großkirchner," erwiderte sie — „die waren aus der Fabrik."

„Ach so" — er lächelte, wie wichtig sie das nahm — „dann ist der Stadtschild also rein und unbefleckt."

Wieder ein schweigsames Nebeneinander.

„Sind Sie immer so spät auf, gnädiges Fräulein, oder nur heut?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Mutter hat Geburtstag. Da saßen wir länger. Und da kam das Signal. Vater stürmte gleich weg, um als erster da zu sein. Und da vergaß er das. Ich sollt's ihm bringen."

Nun bogen sie in eine ganz stille Gasse.

„Gehen wir denn hier richtig? Nach der Zietenstraße müssen wir doch rechts hinunter!“

„Wollen Sie dahin? Ich geh' nach der Berliner. In der Zietenstraße ist ja nur das Geschäft.“

Er schlug sich vor die Stirn.

„Und ich denk' immer, Sie wohnen über dem Laden, im oberen Stockwerk. Deshalb hab' ich Sie auch niemals oben am Fenster gesehn.“

Krauste sie die Stirn? Jedenfalls hatte er das Gefühl, als ob es besser gewesen wäre, wenn er die letzten Worte nicht gesprochen hätte. Und um den Eindruck zu verwischen, sagte er: „Ich war heut auch in Gesellschaft. Wissen Sie, daß ich sogar zufällig von Ihnen gesprochen habe?“

Sie sah ihn verwundert an.

„Ja,“ nickte er, „Fräulein Westerhausen und Sie waren doch auf der Schule zusammen. Nicht?“

Jählings hemmte sie den Schritt. Fliegende Röte schoß in ihr Antlitz.

„Zu Fräulein Westerhausen haben Sie von mir gesprochen?“

„Ja. Ich sagte ihr, Sie wären neben ihr die einzige junge Dame, die ich hier kenne.“

Sie ging schon wieder scheinbar ruhig weiter. Nur der stärkere, unregelmäßige, oft zurückgehaltene Atem verriet ihre Erregung.

„Woher wissen Sie denn, daß wir Mitschülerinnen waren?“

Es sollte leicht hingesagt sein. Es gelang nicht.

„Irgend jemand erzählte mir ... Ist Ihnen kalt?“

„Nein, nein,“ murmelte sie. Sie war nur wie in leisem Schauer zusammengezuckt. Und sie versuchte ihren Begleiter anzusehen, ohne daß er es merkte. Der Gedanke fieberte in ihr: ‚Was haben sie von Dir gesprochen? Die hochmütige Inge ... haben sie über Dich gelacht? Leise die Lippen geschürzt über das Mädel vom Zigarrenfritzen?‘

Vielleicht der mit, der jetzt neben ihr ging?

‚Nein, nein, nein,‘ sagte sie sich selbst. ‚Dann würde er doch jetzt nicht selbst davon anfangen!‘

Und wieder das leise Dankbarkeits- und Triumphgefühl, das sie wärmte.

Ihre Schritte tönten in der Stille der Nacht. Sie begegneten niemandem. Eine Katze huschte über die Straße und verschwand in einem Torweg. Die spärlichen Laternen verbreiteten nur eine schwache und unsichere Helle, denn der Wind ließ die Leuchten flackern. Das gelbe Becken eines Friseurs klapperte. Es war neben dem Wind und dem Hall der Schritte der einzige stärkere Laut, der sie erreichte.

Und in Nacht und Stille kam es Jule Fischer zum Bewußtsein: ‚Mit wem gehst Du in dieser späten Stunde?‘ Und sie dachte an die Worte, die die beiden Männer ihnen nachgerufen hatten, an das ‚Schätzichen‘, an den Referendar und die Referendarin ...

Da schritt sie unwillkürlich rascher. Andere hätten in dieser Toteinsamkeit wohl allerlei zu ihr gesprochen. Er tat es nicht — das freute sie. Aber als hätte sie Furcht, daß es doch noch geschehen könne, sagte sie:

„Wir sind gleich da. Nur noch ein paar Minuten.“

„Schon? Bedauerlich — das Vergnügen war kurz.“

Fing er doch an? Mit fast angstvoller Hast suchte sie abzulenken. Es wollte ihr nichts einfallen. Da sprach sie:

„Ihr Hund ist nun ganz allein zu Hause. Heult er da nicht?“

„Nicht erlaubt,“ erwiderte er rasch und lebendig wie immer, wenn jemand auf die Dogge kam. „Satan muß ruhig warten, bis ich da bin. Dann sitzen wir noch eine halbe Stunde und rauchen 'ne Schlußzigarre.“

„Der Hund auch?“ lachte sie. Grade ging sie zwei Stufen einer Steintreppe empor und steckte den großen Schlüssel ins Schloß. Knarrend drehte er sich.

Auch Peter war lachend stehen geblieben.

„Wenn man so intim zusammenlebt,“ sagte er, „passiert's einem leicht, daß man immer ‚wir‘ sagt. Satan und ich sind so unzertrennliche Freunde. Das glauben Sie gar nicht. Wir beide sind eins.“

Sie fühlte sich jetzt, wo sie mit einem Schritt die Tür erreichen konnte, ganz frei und sicher.

„Dann sind Sie also auch ein ... ein ...“

Sie ließ das Wort nicht heraus. Sie

lachte nur — leise, fast unhörbar. Viel heimlicher, als man es ihr zugetraut hätte.

Er stutzte. Er verstand.

„Ja," nickte er, und halb ernsthaft, halb scherzhaft, nur mit halber Stimme, aber eindringlich: „Das bin ich. Ein richtiger Satan. Der Leibhaftige in Person. Hüten Sie sich, Fräulein Fischer — ich hol' Sie. Es nützt Ihnen alles nichts."

Die Hand schon auf der Klinke, stand sie da. Sie verzog den Mund. Sie wollte ein wenig ironisch lächeln. Aber sie sah ihn an und zitterte.

„Ich hol' Sie! Wissen Sie das?"

Da sagte sie rasch und unsicher: „Gute Nacht" und verschwand so schnell fast, als ob sie flüchte, im Flur. Sie schloß das Haus ab.

Er konnte nur noch den Hut ziehen. Als er einen Moment horchte, hörte er, wie sie sich im Dunkeln nach oben tastete.

Gerade schlugen die Uhren der Stadt. Es war Zeit schlafen zu gehn.

Nur mußt' er sich erst mal orientieren, in welcher gottverlassenen Gegend er hier war.

Auf gut Glück schritt er zurück, bog in eine Straße ein, die ihm bekannt schien, und sagte sich, daß er ja doch schließlich auf den Marktplatz kommen müsse.

Das also war die Referendarin! Na — Weidmannsheil! Ihre Lippen waren durstig. Wer würde sie einst küssen?

Plötzlich fiel ihm die Gesellschaft heut ein ... der Rat, Inge, Dieckmann. Schade, daß keiner von ihnen seine heutigen Fahrten und Abenteuer hatte mit ansehn können! Welches Gesicht der Rat wohl gemacht hätte, wenn er die antialkoholischen Merkblätter im Wind davonbrausen gesehn, wenn er Buttche reden gehört hätte!

Und Inge ... er konnt' sich so gut das gewisse niederträchtige Zucken um ihre Mundwinkel, das Erstarren ihrer Mienen in kühlem Hochmut vorstellen, wenn sie ihm mit der Referendarin begegnet wäre!

Er kränkte sich. Warum war denn das arme Mädel schlechter? Nur, weil sie von 12—1 im väterlichen Geschäft hinter dem Ladentisch stand? Aber diese bodenlose Bourgeois- und Beamtenhochnäsigkeit — widerlich!

‚Nicht ärgern!' sagte er sich selbst. Doch er hatte mit einem Male das Gefühl, als triebe ihn grade die Gesellschaft, die er hier fand, gewaltsam auf Jule Fischer zu, als riefe sie seinen Trotz wach und als stoße dieser Trotz ihn vor allem vorwärts.

Und er hatte jetzt, während er an Jule Fischer dachte, ein ordentlich warmes Herz, als wäre sie seine Verbündete gegen ... ja, gegen wen? Gegen Inge?

„Gegen die ganze Bande," brummte er und sah sich um. Es galt allgemein diesem Großkirchen.

Die Straße führte nun doch nicht auf den Markt. Sie öffnete sich zu einem dunklen Platz. Einen Augenblick blieb der Referendar stehn. Dann wußte er Bescheid: Das war ja der Viehmarkt, an dem drüben die Kneipe lag, wo er vorhin mit Buttche gesessen.

Er brauchte den Platz nur zu überqueren, um den nächsten Weg zu seiner Wohnung zu haben.

Eben marschierte er los, als etwa in der Mitte des Platzes ein Streichholz aufflammte.

Es brannte trotz des Windes. Das Flämmchen senkte sich und irrte etwa in Fußhöhe über dem Boden eine Strecke weit, ehe es erlosch. Jetzt zeigte sich auch eine dunkle Gestalt, die etwas zu suchen schien.

Und wieder ein Streichholz .. und wieder eins ...

Der Referendar mußte in der Nähe vorbei. Da blieb er plötzlich stehn. Am liebsten hätt' er aufgeschrien: ‚Heda, Buttche .. Mensch!'

Denn es war kein Zweifel, daß es der kleine Assessor war, der sich so eilig von ihm getrennt hatte.

Aber Peter Körner rief nicht. Er war nicht in der Stimmung dazu, heut noch einmal mit Buttche zu reden. Was hatte das Unglückswurm in stockdustrer Nacht nur hier zu tun? Warum lag er nicht in seinem Bette, über den Büchern der Revolutionslyriker, und träumte von Kraft und Größe?

Kopfschüttelnd schritt er weiter.

Und plötzlich kam ihm die Erleuchtung.

Buttche suchte in seinem aschgrauen Elend mit Sturmstreichhölzern die Fetzen und Schnitzel der antialkoholischen Merkblätter und Flugschriften, die er im Rausch der Begeisterung ein paar Stunden vorher in die Winde gestreut hatte!

Er mochte Angst haben, daß sie ihn verraten könnten.

„Brr!“ sagte Peter Körner und schüttelte sich.

VII.

Großkirchen ward immer schöner. Auch ihm wob der Frühling ein schimmernd Brautgewand.

Es regnete viel im Mai, aber es waren die warmen, wundervollen, leisen Regenfälle, die als himmlische Gnade niedersprühn und alle geheimen Kräfte des mütterlichen Bodens lösen.

‚Es regnet — Gott segnet,‘ dachte Peter Körner und nahm den Hut ab. ‚Im Maienregen soll man wachsen.‘

Er kam mit Satan aus den Buchenwäldern und ging die hügelige Chaussee entlang, der Stadt zu. Leise Dämmerung wob schon überall. Die Fernen waren ganz versunken, und immer tiefer verschleierte sich auch die Nähe. Man hörte nur das feine Rieseln und Rinnen; von den Bäumen tropfte es, es tropfte aus den Kelchen und von den Blütenblättern des Flieders. In üppigen Büschen hing er über die niedrige Mauer des Friedhofs herab. Wie eine Wolke, die süß und irr wandert, ziellos und versonnen, schwamm sein schwerer Duft durch die laue, regentrübe Abendluft. Man konnte, ohne ihn zu spüren, eine ganze Strecke gehen, und plötzlich war man mitten darin in solch einer wandernden Duftwoge, die wie ein feiner Rausch zu Kopfe stieg.

Die Kirchhofstür stand offen. Zögernd blieb Peter Körner davor stehn. Ein sonderbares Gelüst faßte ihn, an den Gräbern entlang zu schreiten — gerade heut, gerade jetzt, wo man in Frühlingsschauern alle Pulse des Lebens pochen hörte.

Eigentlich schämte er sich vor sich selber. Es war ihm so ganz ungewohnt, Kirchhöfe zu betreten. Sie lagen nicht auf seinem Wege. Er liebte das Leben. Mit keinem Gedanken dachte er an den Tod.

Heut und hier jedoch schritt er durch die Pforte und schloß sie, daß die Dogge nicht nachkommen konnte.

Er sah verfallene Gräber mit verwitterten Kreuzen . . . Gräber, die ein Jahrhundert schon überdauert hatten. Nun waren die Hände, die sie einst gepflegt, auch wohl schon still geworden. Urenkel des Schläfers wandelten jetzt im Licht; keiner, der heute lebte, hatte den Toten gesehn.

Und so reihte sich ein Hügel an den andern . . . alter Sand, frischer Sand, Holzkreuze, Marmorkreuze. Aber gleichsam triumphierend über dem Tod und allen Symbolen der Vergänglichkeit das junge Grün: Veilchen und Stiefmütterchen, Maiglöckchen und Flieder. Nirgends blühte der Frühling schöner.

Peter Körner wollte über sich selbst lächeln, daß er hier Gräber besah. Aber er lächelte nicht. Er wehrte sich halb instinktiv gegen die Stimmung, die ihn überfiel. Er dachte zum ersten Male an den Tod — nicht an seinen. Nur mit verworrener Ergriffenheit an dieses beides: an Tod und Leben und ihre Verschwisterung und ihre Rätsel.

Immer von neuem widerstrebte er sich selbst dabei. ‚Dummheit,‘ sagte er sich, — ‚bin ich das denn noch?‘

Aber ein leichter Schauer, nicht der Furcht, sondern der Erhabenheit überlief ihn trotzdem.

Da fing fern am Ende des Friedhofs eine Drossel zu singen an. Durch Dämmerung und warmen Regen sang sie — ganz allein, mit hellem, süßem Glockenton, als leihe sie den Toten ihre Stimme. Wenn sie einmal innehielt, war nur der feine Tropfenfall hörbar wie ein ewiges leises Klopfen an verschlossene Türen. Immer wieder jedoch begann die Drossel, als singe sie die Sehnsucht der Schläfer da unten.

Mit einem Male aber war noch ein anderes Tönen da. Aus weiter Ferne scholl ein Lied. Hohe Mädchenstimmen sangen es. Die Ferne hob und verklärte es. Die Dämmerung trug's auf ihren Flügeln. Jubel und Glück und Liebe war in dem Liede, Erdenlust und die Herrlichkeit der Jugend.

Die Drossel schwieg. Heller jubelte der Gesang der fernen Mädchen. Die Drossel setzte von neuem an: der Gesang schien zu schweigen, bis der Vogel abbrach. Es war ein Fragen und Antworten. Es war, als ob das Leben mit dem Tode spräche.

Peter Körner hörte lange zu. Es wuchs wieder etwas in ihm. Es war, als wäre sein Herz ein Gefäß, das sich langsam füllte, wie die Blumengläser auf den Gräbern hier sich füllten im Frühlingsregen.

Und als er, von seinem Hunde mit

Freudensprüngen empfangen, den stillen Ort verließ, war ihm zumute, als ob er wieder etwas heimtrüge, etwas mit fortnehme von diesem Friedhof.

Er hätte sich aussprechen mögen — er war allein. Und wem sollt' er das sagen? Buttche? Ach Gott, das war ein Mensch, der im letzten Grunde alles darauf ansah, ob es seine eigenen Geistesschwingen zum Sausen brachte. Aber einen andern, zu dem man hätte reden können, gab's erst recht nicht — wenigstens kannte er keinen.

So schrieb er, während er langsam der Stadt zuschritt, in Gedanken einen Brief an die ‚bedeutende Cousine'.

Ich beginne selber zu glauben, stand darin, daß ich, wie sich ein Kollege ausdrückte, Großkirchen anders verlassen werde, als ich es betreten habe. Ich schrieb Dir schon voriges Mal, daß die Gerechten allhier mich in eine Opposition treiben, die mich manchmal rüttelt und schüttelt, die mein Fühlen und Denken beeinflußt und verändert, die mich aus mir selber heraustreibt. Aber das ist nicht alles. Zweierlei noch hat mich merkwürdig in die Gewalt bekommen.

Zuerst die Einsamkeit. Du kannst Dir gar nicht denken, Lisbeth, wie lang so ein Abend werden kann. Man liegt auf dem Kanapee — raucht — hat 'ne Flasche Bier vor. In die Kneipe will man nicht immer — da horcht man denn. Worauf? Wie die Lampe singt, wie die Stille rauscht, wie draußen alle halbe Stunde mal ein Wagen vorbeifährt. Und weil man gar nichts anderes vor hat, kommen einem dumme Gedanken. In Berlin nimmt man immer nur auf — hier verdaut man. Man lernt sich hier kennen. Man wird erst nervös und gereizt durch die Stille, aber langsam ergibt man sich ihr. Man hört nichts anderes — so hört man sich selber. Nie habe ich geglaubt, daß mir so merkwürdige Gedanken kommen könnten, wie es hier geschieht. Du hast mich immer oberflächlich gescholten. Und ich hab' das vergnügt nachgesprochen. Weil Du es eben sagtest. Ich hab' es nachgesprochen, wie ich nachspreche, daß Heraklit ein dunkler Denker war. Das hat mal ein Oberlehrer zu uns gesagt. Schön, der Mann kann's wissen, und ich hab' durchaus nichts dagegen. Aber hier, in der Einsamkeit, ist mir 'was ganz anderes passiert: aus mir selbst ist da 'was aufgewachsen, das mich ganz erschrocken ansieht: Peter, Peter, was bist Du für ein grenzenlos oberflächlicher Kerl! Da bin ich nicht drüber vergnügt gewesen. Das hat mich stutzig gemacht.

Und dann die Natur! Ich hab' zum ersten Male den Frühling gesehn. Nicht Euren Berliner Frühling, den man daran merkt, daß von den Denkmälern die Bretterhäuschen abgenommen werden und die Königin Luise gewaschen wird. Sondern den richtigen Frühling, den man erst erkennt, wenn man jeden Tag, jede Stunde mit ihm mitlebt. Der Äste und Zweige bricht, der erst reinen Tisch macht und sich ganz lente nur vorwagt. Hier ein grünes Hälmchen ... dort eins; die Bäume noch wie im Winter ... nur was Grau-Bräunliches vielleicht an den Zweigen. Und dann ein warmer Regen. Fliegt da ein grünlicher Schimmer über die Äste? Einbildung, sagt man sich. Nächsten Tag geht man wieder spazieren. Herrgott, da kommt was ganz Kleines 'raus ... ein Spitzchen. Und man sieht es wachsen: die Saat wächst, das Gras wächst, die Knospen. Bei mir um den See 'rum steht alles voll Flieder. Heute sind die Knospen noch fest zu wie kleine Hände, die sich geballt haben. Morgen lösen sie sich schon. Komm ich wieder hin, sind sie offen.

Und so ist das auf jedem Fleck, wo man auch hinsieht. Man glaubt, jetzt muß man selber mit wachsen. Jetzt kommt so 'ne Art Blühen auch bei uns. Ganz benebelt ist man, selig benebelt geht man durch die schwere Luft. Man möcht' alles in sich weit aufmachen, Augen, Mund und Herz. Ach Gott, ist die Welt schön!

Sieh mal, Lisbeth, das hab' ich ja alles gewußt. Aber jetzt erst hab' ich's lebendig erfahren und selbst erlebt. Die Natur ist einem hier so nahe. Leben und Tod — beides rückt dichter an einen heran. Ich bin sogar auf dem Kirchhof gewesen. Na, in Berlin wird doch kein Mensch, der nicht ganz was Bestimmtes dort sucht, kilometerweit nach dem Kirchhof fahren. Hier jedoch liegt alles so schön beisammen. Die Leute gehn hier so viel auf den Kirchhof. Man kennt die Gräber und die Toten, die drin liegen, und alles ist so natürlich. Die Toten sind hier — lache nicht — gar nicht

so tot wie in Berlin. Sie liegen zwischen Bekannten, und Bekannte besuchen sie. Da denkt man auch ganz anders über den Tod. Man hat schließlich Zeit und Ruhe genug zum Denken.

Und deshalb ist mein ceterum censeo: Alle Großstädter sollten einmal eine lange Zeit in solcher Kleinstadt leben — ohne Verkehr, nur für sich. Es werden da Kräfte in ihnen geweckt, die in Berlin brachliegen, wie umgekehrt vieles unentwickelt in den Kleinstädtern lebt, was nur die Millionenstadt befreien und entwickeln könnte. — —

Peter Körner schrieb in Gedanken immer weiter. Es machte ihn freier und beruhigte ihn. Wie gut es war, daß man eine solche Verwandte besaß, der man alles aufpacken konnte!

Ordentlich zärtlich dachte er an Lisbeth Feßler. Wie an eine neue Freundin. —

In Rausch und Benommenheit sah er die nächsten Wochen das Blühen des Frühlings immer weiter gehen, immer üppiger werden. Selbst die Großkirchener, die nie spazieren gingen, wanderten jetzt in den Busch und schienen freier, freudiger, zugänglicher. (Fortsetzung folgt.)



Das Waldschloss.

Von

Frida Schanz.

Am Waldrand liegt im bunten Blattgepluster
Das kleine Schloss am See.
Auf goldigem Kastanienblättermuster
Geht man durch die Allee.

Die Lust ist tot. Weitoffen stehn die Schranken. —
In Wind und Sonnenschein
Schwankt wilder Wein die langen roten Ranken.
Der wilde, wilde Wein!

Die Föhre rauscht, wie starrer Falten Knastern
Und Flüstern, windverweht.
Die feine Lilafarbe stolzer Astern
Sticht schimmernd ab vom Beet.

Der Springquell wirft mit nimmermüdem Schwalle
Den Regenbogenstaub.
Am Wegrand raschelt eine goldne Schlange
Von dürrem Sommerlaub.

Schneebeeren; Hagebutten; Berberitzen; — —
Ein wilder bunter Strauss!
Im tiefen Blau, wie eines Wölkchens Blitzen,
Die Tauben überm Haus!





Unterm Sternenzelt. Gemälde von Max Schlichting-Berlin.

Wie München ißt und trinkt.

Von

Fritz von Ostini-München.

Mit einundzwanzig Originalaufnahmen.



Blick über die Theresienwiese auf München vom Bavariakeller aus.

Wie München trinkt? Das weiß in der Hauptsache die ganze Welt: es trinkt viel und gut! Wie es ißt? Das läßt sich schon weniger leicht in kurzem feststellen. Einen guten Appetit hat München gewiß — über seine Küche läßt sich streiten, und jedenfalls hat es keinen besonderen Grund, sich auf diese etwas Außerordentliches einzubilden. Es ist vielleicht die anspruchloseste Küche, die es gibt, und zwei Dinge sind für die Münchener Küche charakteristisch: 1. ihr geringes Repertoir und 2. die reichliche Verwendung von Kalbfleisch. Beides bemerkt der Fremde, der längere Zeit hier in Wirtshäusern leben muß, mit Erstaunen und meist mit Mißfallen. Besonders die Speisekarte der geringeren Gasthäuser wird ausschließlich von Kalbsbraten beherrscht, und dieser hinwiederum unterscheidet sich von dem Kalbsbraten anderer Art dadurch, daß er nicht gebraten ist! Fragt man die Hebe eines der ungezählten Bierhäuser oder eines Sommerkellers, wo noch getreu der alten Tradition gekocht wird, nach dem, was „es gibt!", so erhält man mit beinahe absoluter Sicherheit die Antwort: „Nierenbraten, Schlegelbraten, Brustbraten, Gratbraten!" oder wohl auch gar den knapperen Bescheid: „Alle Braten!" In besseren Restaurants findet sich ja meist eine größere Abwechslung, aber dem Reisenden fällt auch hier oft genug eine gewisse Monotonie auf; Sieden und Braten sind nun einmal die hauptsächlichsten Verfahren im typischen Münchener Küchenbetrieb; auf feinere Künste läßt er sich nicht gern ein, und das gilt ganz besonders auch von den kleinbürgerlichen Haushalten. Es gibt solcher genug, deren stereotyper Küchenzettel an sämtlichen sechs Wochentagen „Suppe, Rindfleisch (gekochtes!) und Gemüse" und Sonntags „Braten und Salat" heißt. Die Hausfrauen hängen in solchen Dingen stark an der Überlieferung und wollen oft gar nicht einsehen, daß mit den gleichen Kosten sich ebensogut eine viel mannigfaltigere Kost, wie sie z. B. der Norddeutsche liebt, beschaffen ließe. Für die Familienküche ist das alltägliche Rindfleisch freilich eine ebenso bequeme Einrichtung wie der Braten für die Gasthausküche. Die Hausfrau hat wenig kulinarische Sorgen bei diesem Speisezettel, den außerdem auch die schlechteste Köchin bald bewältigen lernt. Wer hier mit der Dienstmädchennot gekämpft hat, weiß, was das sagen will. Wir haben mehr als einmal eine „perfekte Köchin" engagiert, die nie in ihrem Leben ein Huhn gerupft hatte, und einmal eine, die überhaupt nicht wußte, wie man ein Stück Suppenfleisch zusetzt.

Alt-Münchener Kellnerin vom Augustinerkeller.

Nein! Die Münchener Küchenkultur steht

durchaus nicht auf der Höhe der übrigen Kulturzweige; was um so merkwürdiger ist, als der Münchener sehr viel auf Essen und Trinken hält. Aber er ist höchstens ein Gourmand, kein Gourmet. Der wohlhabende Bürger sieht gewiß auf Qualität des Fleisches, das er ißt, hat auch seine Liebhaberei für einzelne Stücke — z. B. die Haxen! — die sich bis zur Leidenschaft steigern kann, aber was die Zubereitung angeht, bleibt er stets auf dem gleichen Standpunkt — Sieden und Braten, wie gesagt! Und wenig Würze, das ist auch eine Spezialität der Münchener Küche! Mit welcher Verwunderung ißt meist der Norddeutsche hier an der Isar die erste — Bratwurst, ein Ding, das wir hier sehr lieben, das aber, aus schneeweißem, feinstem Kalbfleisch gefertigt, dem Fremdling nach dem absoluten Nichts zu schmecken scheint, oder, um eine Münchener Redensart zu gebrauchen, schmeckt, als ob man die Zunge zum Fenster hinaus hänge! Ähnlicher Schmackhaftigkeit erfreut sich das Gemüse in der Münchener Küche. Man kann im Herbst oder Spätsommer auf den Speisekarten „neues Sauerkraut" als etwas Besonderes angepriesen finden — halbgar gekocht, fahlbleich, hart und trocken, schmeckt es noch direkt nach der Tonne — eine Delikatesse schauerlichster Art. Es ließe sich sehr gut nachweisen, wie diese auffallende Gleichgültigkeit gegen die Verfeinerungen der Kochkunst, diese Stumpfheit des Geschmackes mit der Gewohnheit, zum Essen Bier, oft viel Bier, manchmal sehr viel Bier zu trinken, zusammenhängt. Der Weintrinker hat immer die wählerische Zunge, was jeder sofort an der Landesküche bemerkt, der aus Oberbayern nach Franken oder nach dem Tiroler Süden hinüberwechselt. Der Münchener Biertrinker — ich spreche natürlich nicht vom Kulturmenschen an der Isar — betrachtet die ganze Küchenfrage gewissermaßen sub specie potatoris; für ihn dient eine Speise entweder als Grundlage künftiger trinkerischer Leistungen oder als Mittel, die Folgen solcher Libationen auszugleichen. Der erste Zweck ist halt doch das Bier! Nun macht sich freilich in allen Bevölkerungsschichten glücklicherweise in letzter Zeit ein Streben nach Besserung bemerkbar, was die Biertrinkerei angeht, und Hand in Hand damit auch eine Besserung der Küche, namentlich in feineren Gasthäusern. Aber wenn von typischen Eigenschaften dieser Küche die Rede sein soll, muß auch auf die typischen Verhältnisse zurückgegriffen werden, auf denen sie ruht, und das sind eben doch die Verhältnisse der Bierstadt κατ' ἐξοχήν.



Münchner Laugenbretzen.

München konsumiert sehr viel Fleisch, und alle Liebhabereien seiner Gourmands richten sich auch auf Fleischspeisen. Es entfallen auf den Kopf der Bevölkerung 78,5 Kilogramm Fleisch im Jahr, und dabei sind Geflügel und Wildbret nicht gerechnet! Der Münchener ißt also pro anno noch um drei Pfund mehr als der Berliner, er konsumiert aber auch noch große Massen Gänse (im Jahre 1901 241 600 Stück), mehr als das Doppelte an Hühnern und die ent-



Ein Münchener Fiaker vor seiner Kalbshaxe aus der guten alten Zeit.

sprechenden Mengen von Tauben, Enten, Indianen 2c. Auch der Wildverbrauch ist groß, dem Wildreichtum unserer nächsten und weiteren Umgebung entsprechend. Die amtliche Statistik zeigt, daß von der Fleischmenge, die der Münchener im Jahr verzehrt, die höchsten Ziffern in gleicher Weise auf Kalb- und Schweinefleisch treffen. Da aber das letztere zum guten Teile in Form von Wurstwaren verspeist wird, ergibt sich für die Küche jener Mehrkonsum an Kalbfleisch, von dem oben die Rede war. München ist neben der Bierstadt die Wurststadt, wie sie im Buche steht, und namentlich für die Minderbemittelten spielt die ‚Charkuterie' in der Ernährung eine enorme Rolle. Man muß die berühmten großen Schweinemetzgerläden abends zwischen sechs und sieben gesehen haben, um einen Begriff zu bekommen, wie viele Menschen hier ihr Abendbrot beim Schweinemetzger kaufen. Da drängt sich alles, als bekäme man die Leber-, Blut- und Lyoner Wurst meterweise geschenkt, und es ist ein Genuß, zu sehen, mit welcher tödlichen Sicherheit die meist sehr wohlgenährten Verkäuferinnen ihre Zehnpfennigportionen von Wurst und Schwartenmagen herunterschneiden und einwickeln. Ein ganz gewaltiger Prozentsatz der Bevölkerung leistet sich nicht mehr zum Nachtessen als dies Stück Wurst und die entsprechende Maß Bier dazu. Dem Volke ist das Bier hier, nebenbei gesagt, überhaupt vielfach ein Nahrungs-, nicht ein Genußmittel, und auch unter diesem Gesichtswinkel muß man die Münchener Bierkonsumziffern ansehen, wenn man sie gerecht beurteilen will. Was die Schweinemetzgerei angeht, so ist hauptsächlich die Billigkeit ihrer Produkte zu rühmen. Sehr solide Ware machen sie nicht, und die wenigsten dieser Würste lassen sich länger als zwei Tage aufheben. Dafür kann sich einer für 20 Pfennige sehr satt essen und mit der Hälfte ebenfalls schon genug haben. Und da der Trunk hierzu auch billig ist, kann der Anspruchslose in München für recht wenig Geld essen und trinken. Die Zeit, wo man hier für recht wenig Geld *gut* essen und trinken konnte, ist freilich vorbei. Vor 20 Jahren noch bekam man in den Bräuhauskneipen für 40 und 50 Pfennige so riesenhafte Portionen Fleisch, daß man davor erschrecken konnte; ein Nichtmünchener hat da oft be-



Gast: „Was gibt's?"
Kellnerin: „Nierenbraten, Schlegelbraten, Brustbraten, Gratbraten!"

zweifelt, daß es überhaupt möglich sei, eine derartige kolossale Haxe oder ein solches Stück Schlegelbraten auf einem Sitz hinunterzuschlingen. Heute ist das alles anders; das billige München ist eine verschollene Fabel geworden, und wenn wir jetzt von der Isar an die Spree kommen, wundern wir uns über die billige und gute Küche der Reichshauptstadt — vom Aschinger gar nicht zu reden!

In enormen Mengen werden Würste verschiedener Art zum Frühstück gegessen — der Münchener ist nämlich ein unverbesserlicher Frühschöppler. Der größten Beliebtheit erfreuen sich die erwähnten Bratwürste und die noch viel weniger substantiellen saftigeren Weißwürste. Die beiden Arten sind sehr schnell vergänglich und haben schon nach wenigen Stunden ihren Wohlgeschmack verloren. Darum sagt der Münchener, sie dürften nicht „Elfe läuten hören"; sie müßten also vor elf Uhr vormittags schon vertilgt sein. Man bereitet sie aber



Regensburger.

wohl auch für den Abend, und die Spezialität eines unserer bekanntesten Bierkeller ist die „Ringlinie“, eine gigantische Weißwurst, die den ganzen Teller ausfüllt und nach der „roten Linie“ unserer Elektrischen benannt ist. Massenhaft werden auch die Schweinswürsteln, auf dem Rost gebraten, verzehrt, und eine einzige Wirtschaft, deren Bodenfläche wohl kaum über 30 Quadratmeter mißt, das Bratwurstglöcklein, braucht davon im Tag bis zu mehreren tausend Stück. Groß ist auch der Konsum von Regensburger Knackwürsten, die in beträchtlichen Mengen täglich aus der alten Reichsstadt hierher geschickt, in noch beträchtlicheren Mengen aber von den hiesigen Wurstfabrikanten nachgemacht werden. Für den Kenner ist der Unterschied aber nicht geringer, als der zwischen einer Pfälzer und einer guten Havannazigarre; denn die echte Regensburger ist ein auserlesener Leckerbissen, nur aus dem besten Schweinefleisch komponiert. Es ist geradezu ein Rätsel, daß im feinschmeckerischen Norden diese Gottesgabe noch unbekannt geblieben ist. Dann speist der Münchener noch Dünne und Dicke, Bockwürste und Stockwürste, Wiener und Frankfurter — es ist ihm nicht alles Wurst, aber die Wurst ist ihm alles! Wie schon erwähnt, ist der hiesige Spießer auf gewisse Lieblingsspeisen resp. Lieblingsstücke vom Kalb und Schwein mit großer Leidenschaft aus, das sind die Haxen (Unterschenkel des Kalbes), die Haxeln (das gleiche Stück vom Schweine) und der Kalbskopf. In Abfütterungsstätten, namentlich Kellerwirtschaften, die sich in dieser Beziehung eines gewissen Rufes erfreuen, werden die vielumworbenen Stücke von Stammgästen auf Tage hinaus „belegt“. Kommt nun ein gewöhnlicher Gast hungrig und sehnsüchtig auf den Keller und hofft einmal was Gutes zu ergattern, so muß er oft mit Wehmut hören, die Speise sei gestrichen, und dann sieht er voll Wut, wie ein Spätergekommener sardonisch lächelnd den Leckerbissen neben ihm verzehrt. Es klingt zu hübsch, wenn die stramme Kellnerin einer solchen altmünchener Wirtschaft zum Küchenfenster hinein ruft: „Dem Herrn Amtsrichter sein' Haxen!“ oder „Dem Herrn geistlichen Rat sein' Kalbskopf!“ In diesen anspruchslosen kleinbürgerlichen Kneipen wird es übrigens keinem übel genommen, wenn er sein kaltes Nachtmahl in Papier gewickelt selbst mitbringt, und „auf dem Keller“ tun das auch vielfach Leute aus gebildetem Stande, schon weil die Bedienung oft recht unzulänglich ist. Dem Münchener Wirt ist es um einen großen Umsatz in der Küche kaum zu tun; der Gewinn, den er am Bierverschleiß macht, ist die Hauptsache, er ist einfacher und sicherer. Übrigens ist der Anblick einer solchen Münchener Bräuhausküche mit ihrer Fülle wohlgerundeter Weiblichkeit oft überaus amüsant, namentlich in Großbetrieben, wie im Löwenbräukeller und dem Hofbräuhaus. Vielleicht tut man freilich manchmal gut, sich die Sache nicht **vor** dem Essen anzusehen. Nicht daß es unreinlich zuginge — aber unkulinarisch geht es zu! Es herrscht z. B. die ganz entsetzliche Sitte, die sämtlichen Braten in **einem** großen Eisentopfe weiter brodeln zu lassen, bis sie endlich aufgegessen sind, Rinds-, Kalbs-, Schweine-, Gans- und Rehbraten friedlich nebeneinander. Da schmeckt



Die Ringlinie, eine Weißwurstspezialität.

dann die Gans nach Schwein, das Reh nach Gans und das Kalb nach Rind! Und nichts davon schmeckt nach Braten. Alles ist weich und quabbelig durch das stundenlange Weiterdämpfen. Anders ist es natürlich bei dem Massenkonsum der großen Küchen, wo ein Riesenbraten nach dem anderen, ein Halbdutzend Gänse nach dem anderen aus dem Rohr kommt und die schweißtriefenden Kellnerinnen der tranchierenden Küchentyrannin die Portionen unter dem Messer wegreißen!

Eine originelle Münchener Spezialität als Spezialität führen, und wir haben im Souterrain des alten Rathauses sogar eine städtische Kronfleischküche, wo man für eine halbe Mark sich an einem Stück Fleisch sättigen kann, das kein König dieser Welt besser bekommt. Dafür ist in dieser Küche — ein Unikum in München! — kein Getränk zu haben! Ich weiß nicht, ob die „Krone“ auch anderswo geschätzt wird — verdienen würde sie es jedenfalls. Die bayerischen Knödel aber sind gewiß aller Welt wohlbekannt, und namentlich der



Im Münchner Bratwurstglöckl.

sind die Kronfleisch- und Knödelküchen. Kronfleisch heißt man ein langes, ungefähr beefsteakdickes Stück des Rindes aus der Bauchgegend, das zwischen derben Häuten und feinem Fett eingebettet liegt, und wie ich wohl glaube, das schmackhafteste Stück des ganzen Ochsen ist. Man läßt es nur kurz, etwa zehn Minuten, kochen und serviert es mit extra scharfen Messern auf hölzernen Tellern. Im Metzgerladen aufgehängt, ist dieses Stück fast kreisrund — daher der Name Krone. Nun gibt es eine Reihe kleiner Garküchen, welche das Stück Leberknödel schmeckt wohl auch allen Fremden. Er ist ganz etwas anderes, als sein nordischer Vetter, der Klops, und wird am meisten geschätzt, wenn seine Masse nicht fein gewiegt, sondern grob ist — ‚rupfene Leberknödel‘ heißt man im Volksmund die, welche hier als die richtigen gelten, von Rupfen, der groben Packleinwand. Auf den Schildern solcher Etablissements kann man wohl auch lesen ‚Militärische Leberknödel‘; das soll heißen, solche, wie sie die Soldaten kriegen. Ob sie heute noch welche bekommen, kann ich nicht sagen. Ich für mein

Teil habe mich für diese militärische Spezialität nie begeistern können, aber es soll Kenner geben, die sie außerordentlich verehren. Im übrigen sind arme Studenten, unverheiratete Arbeiter und alte, alleinstehende Weiber die Stammgäste dieser kleinen Garküchen; im Nordviertel ist wohl auch die künstlerische Bohême recht reichlich vertreten. Die Preise pflegen dort unglaublich gering zu sein, der gebotene Komfort ist es natürlich auch.



Kellnerin zum Küchenfenster hineinrufend: „Dem Herrn Amtsrichter sein' Haxen!"

Charakteristisch entfaltet sich der Münchener Appetit bei allen größeren Volksfesten, namentlich dem alljährlichen Oktoberfest, wo speziell geradezu märchenhafte Quantitäten Schweinswürsteln vor den Augen des Publikums verfertigt, am Rost gebraten, verzehrt und mit den entsprechenden Bierfluten hinuntergespült werden. Reihenweise erheben sich die betternen Wurstküchen draußen auf der Theresienwiese, und mit dem appetitlichen Bratenduft, der von ihren Rosten dampft, mischt sich der infernalische Geruch der Heringsbratereien, die dazwischen etabliert sind. Über offenen Kohlenfeuern werden an Holzstäben auch frische Fische gebraten, „Steckerlfische", und in ein paar Hühnerbratereien drehen sich an riesigen Bratvorrichtungen Dutzende von Hühnern zu gleicher Zeit. Ein Institut, das sich den eigentümlichen Ehrennamen der „Ersten Hühnerbraterei der Welt am Spieß" leistet, braucht bei einem „guten Oktoberfest", d. h. wenn schönes Wetter die zwei Festwochen begünstigt, wohl zehntausend Hühner und darüber. Auch sonst ist das „spießgebratene Hendl" ein beliebter Leckerbissen, der die Zahlungsfähigeren nach verschiedenen Ausflugszielen lockt, und manche Wirtschaften führen recht luxuriös ausgestattete Bratmaschinen. Beim Ablaß in Thalkirchen z. B., wo auch um die Bratwürsteln oft schwere Kämpfe ausgefochten werden und die Leute ihren Mitchristen nicht selten die Teller um die Ohren schlagen, ist das Spießhendl ebenfalls sehr begehrt.



Vor den Wurstkesseln der Hofbräuhausküche.

Man sieht: die Eßlust des Münchener Volkes geht mehr ins Breite als in die Tiefe. Die Hauptnummern seiner bürgerlichen Küche lassen sich leicht an den zehn Fingern aufzählen. Daß ein großer Teil der gebildeten Klassen bessere Küche führt und liebt, versteht sich von selbst, aber die Stadt ist nicht reich genug, daß sich da im allgemeinen ein großer Luxus entwickeln könnte. Die Fische spielen beispielsweise keine sehr große Rolle in der Münchener Küche — die Zahl der Gasthäuser, wo sie überhaupt auf der Speisekarte stehen, ist auch nicht groß. Es kamen auf die halbe Million Einwohner im Jahre 1901 nur ungefähr 359 700 Kilo Fische. Und doch sind nicht nur alle Wässer um München herum außerordentlich fischreich, auch die Fischgattungen, die wir haben, sind ausgezeichnet. Jeder unserer Seen hat seine eigene Salmonidenart, die Bergseen Saiblinge — wohl der feinste Süßwasserfisch —,

die Seen des Alpenvorlandes ihre Renken, die bald Bodenrenken, bald Kilche, bald Blaufelchen, bald Schnäpel heißen. Der Huchen, der im Donaugebiet den Lachs ersetzt, ist ein prachtvoller Bursche, der seine $1^1/_2$ bis 2 Meter lang wird und dem vielberühmten Lachs wahrhaftig an Wohlgeschmack nichts nachgibt. Das Huchenangeln gehört, nebenbei gesagt, zum anregendsten Fischereisport, den es gibt. Forellen führen fast alle Gewässer südlich und östlich von München und die Flüsse und Seen außerdem noch Hechte und Karpfenarten, Schill (hier Amaul!), Barben, Walle, Schleie rc. in Menge. Aber die Fische sind im allgemeinen in München viel zu teuer, edlere Sorten für die meisten kaum erschwinglich. Unerhört teuer sind auch die Krebse, und wer vom Norden kommt, mag sich nicht wenig wundern, sieht er auf Speisekarten das Stück mit — 80 Pfennigen ausgezeichnet! Wenig gegessen wird der Aal, den man überhaupt nur ganz vereinzelt auf dem Fischmarkt findet. Wenn man dem Münchener, der ja immer nur zu sehr geneigt ist, das Ungekannte lächerlich zu finden, von grünem Aal mit Gurkensalat erzählt, so betrachtet er das als eine höchst amüsante Anekdote von den obotritischen Völkerschaften im Norden, die es nun eben noch nicht auf seine Kulturhöhe gebracht haben. Im letzten Jahrzehnt hat sich dagegen der Seefischkonsum erfreulich gehoben, und Schellfisch, Kabeljau und die geringeren Flachfische werden durch eine Nordseefirma zu recht billigen Preisen auf den Markt gebracht. Eine „zuverlässige“ Kost bieten sie freilich nur im kalten Winter, unsere Verkehrseinrichtungen sind leider noch nicht gut genug, dies kostbare Volksnahrungsmittel zu anderen Zeiten wirklich frisch und appetitlich hierher zu liefern. Das Volk ist mißtrauisch gegen solche Neuerungen, wie die Fischnahrung, mißtrauisch gegen den ohnehin schärferen Geruch der Seefische, und Leute, die einmal etwas nicht ganz Frisches bekommen haben, kommen sobald nicht wieder. So wird wohl noch einige Zeit vergehen, bis die Schätze des Meeres uns Binnenländern ebenfalls richtig zugute kommen! Leider! Wir könnten billige Nahrungsmittel hier im Süden so gut brauchen, wo die Fleischpreise stetig in die Höhe gehen und die Gewinnsucht der Metzger den einmal in wirklicher Fleischnot hinaufgeschraubten Preis nie wieder heruntersetzt. Während im Sommer 1902 in einem großen Teil der deutschen Presse die Rede von der „Fleischnot“ als frivoler Schwindel hingestellt wurde, haben wir hier z. B. in München das Kilo Schweinefleisch mit fast zwei Mark bezahlt!



Die Spanferkel-Bratofen der Hofbräuhausküche.

Was namentlich dem Norddeutschen an



Der Eingang zur Kronfleischküche.

der Ernährungsweise des Müncheners auffallen mag, ist der geringe Verbrauch an Butter. Es entfällt hier auf den Kopf im Jahre ein Quantum von etwa $2^1/_2$ Pfund. Der Münchener ißt nämlich sein Brot trocken, während der Norddeutsche sich lieber noch eine nahrhafte Fettschicht darauf streicht. Auch unser Bauer, der doch an der Quelle sitzt, kennt das Butterbrot kaum. Dafür hat der Städter eine Menge verschiedener Brotsorten, wohl viel mehr als beispielsweise in Berlin üblich sind. Unsere Brezen sind eine allgemein beliebte Spezialität geworden, die ich sogar in Pariser Brasserien wiedergefunden habe; allerdings waren sie etwa sechs Wochen alt und konsistent wie Hartgummi. Ein Hauptgrund, weshalb hier der Butterkonsum nicht so verbreitet ist, wie in Norddeutschland, mag wohl in dem ausschließlichen Gebrauch von süßer Butter zu suchen sein, die wenig lang frisch bleibt. Es ist hier, trotz der Nähe der Alpen, wo sie ja doch wohl die beste Butter bereiten, wirklich gute Butter gradezu schwer zu bekommen. Wenn man aber dem Münchener von der gesalzenen Butter des Nordens erzählt, dann lächelt er ebenso überlegen, wie über den grünen Aal mit Gurkensalat. Den letzteren liebt er übrigens sehr, wie den Salat überhaupt, wenn er ihn auch im allgemeinen recht primitiv zubereitet.

Das Gemüse gehört, um mich etwas wippchenhaft auszudrücken, zu den allerschwächsten Achillesfersen der Münchener Küche, und namentlich beschränkt sich ihr Konservatismus auf eine lächerlich geringe Auswahl. Leider — muß ein Mensch mit feinerer Zunge sagen! Denn wäre die Nachfrage größer, so könnten wir die herrlichen Gemüse Italiens um einen Pappenstiel haben. Aber den wenigen Händlern, die den Import wagen, verfaulen die Artischocken körbeweise, und nach den Carden- und Romainesalaten frägt kein Mensch. Bei einiger Nachfrage würden die besten Artischocken höchstens zehn Pfennige pro Stück kosten. Um so größer ist der Konsum an Rettichen, nament-



Inneres der Kronfleischküche.



Eine Steckerl-Fischbraterei auf der Oktoberwiese.

lich im Sommer, wo der Besucher eines Kellers nicht leicht ohne seinen „Radi“ ausrückt. Die schönsten, oft kindskopfgroß und durch und durch elfenbeinweiß, stammen aus Regensburg, und eine aufgestapelte Masse solcher weißer Riesen sieht in den Gemüsebuden des Viktualienmarkts hübsch genug aus.

Hübsch ist er überhaupt, unser Viktualienmarkt, so rückständig das Institut im Prinzip mit Recht erscheinen mag! Daß wir keine gedeckten Markthallen haben, ist ja eine Affenschande. Im Sommer pudert der böse Münchener Staub unsere Eßwaren mit Mikroben und Kalkpartikelchen und anderen pulverisierten Scheußlichkeiten, im Winter sitzen die armen Marktfrauen im Schnee und eisigen Wind schutzlos da. Und doch hat sich seinerzeit die Mehrzahl von diesen gegen die Einrichtung von Markthallen gewehrt. Unser offener Markt hat eben etwas unbeschreiblich Heiteres und Amusantes mit seiner beispiellosen Farbenpracht, namentlich im Frühjahr und Frühsommer. Das viele schöne Obst, das man sieht, die gewaltigen Mengen von Feld- und Gartenblumen, die feilgehalten werden, die frischfarbigen Gemüsehaufen — das alles unter grünen Bäumen im Sonnenschein, belebt von buntem Menschengewimmel — der Anblick ist prächtig, und wer München besucht, möge ja auch einen Gang nach diesem Markt unternehmen und sich das originelle Völkchen ansehen, das dort haust. Hofdamen sind's allerdings nicht, die da ihre Gänse und Kohlstauden feilbieten, sondern eine Menschensorte von gewaltiger Derbheit der Umgangs- und Ausdrucksformen, sobald sie ihre Interessen bedroht glaubt. Um so wohlwollender behandeln



Eine Hendlbraterei auf der Wiese.

sie den Gutgesinnten, und wer einigermaßen zahlungsfähig aussieht, kann leicht der schmeichelhaften Anrede „Schöner Herr!“ gewürdigt werden. Wehe aber der jungen Hausfrau, die, mütterlichen Ermahnungen folgend, nach der Frische einer Ware zu fragen wagt oder gar etwas teuer findet. Eine Flut pikanter Redensarten kommt über sie her, zum mindesten die höhnische Anfrage, ob sie die in Rede stehende Gans nicht umsonst nehmen und auch noch ins Haus gebracht haben wolle. An den „großen Markttagen“ kommen noch ungezählte Bäuerlein und Frauen vom platten Lande herein, um ihr Geflügel, Butter und Eier loszuwerden. Für den bäuerlichen Kartoffel-



Blick auf den Viktualienmarkt.
(Aufnahme von Ferd. Finsterlin in München.)

und Weißkrauthandel sind besondere Plätze da, und ein Ding für sich ist auch der Spanferkelmarkt, auf dem es recht lustig zugeht. Man verkauft die Schweinekinder ausschließlich lebendig, und sie veranstalten, in Säcken und Kisten mitgebracht, natürlich ohrenzerreißende Konzerte.

Zu der Frage nach der Ernährung Münchens gehört eigentlich auch noch ein Blick auf seine Schlacht- und Viehhofeinrichtungen, die glänzend, aber auch nicht merkwürdiger und natürlich minder großartig sind, als die der Reichshauptstadt. Interessant ist vielleicht nur der neuere Teil, die Kühlhäuser rc., die architektonisch mit großem Prunk ausgestattet wurden.

Wie München trinkt — darüber wurde oben schon einiges gesagt, und die Sache ist ja auch im allgemeinen wohl bekannt. Es trinkt viel und gut, es trinkt aber auch oft und vielerlei. Die Ziffern der Statistik sind freilich ziemlich problematisch, und die 341 Liter, die 1901 auf den Kopf der Bevölkerung kamen — in den Jahren 1886 bis 1890 waren es gar 487 Liter! — werden durchaus nicht von Münchenern allein getrunken. Die Menge wäre ja auch furchtbar, wenn man bedenkt, daß Frauen und Kinder nur zum kleinen Teile in Betracht zu ziehen sind und darum der auf den Mann entfallende Tagesdurchschnitt wohl nahe an zwei Liter heranginge. Aber, wie gesagt, die Fremden helfen wacker mit, und in den ganz großen Bierverteilungsanstalten mit Militärmusik hört man im Sommer jeden anderen deutschen Dialekt mindestens ebenso häufig, als die rauhen tiefen Brummlaute des Müncheners. Und so wird von den 1712995 Hektolitern, die im Jahre 1901 getrunken wurden, manches Tausend Hektoliter auf die Rechnung anderer deutscher Brüder und außerdeutscher Mitmenschen zu setzen sein. Ausgeführt wird von Münchener Bier nahezu ebensoviel, als am Orte getrunken. Immer mannigfaltiger werden die Sorten. Früher gab es Weiß- und Braunbier, Bock und Salvator. Jetzt hat das helle nach Pilsener Art immer mehr

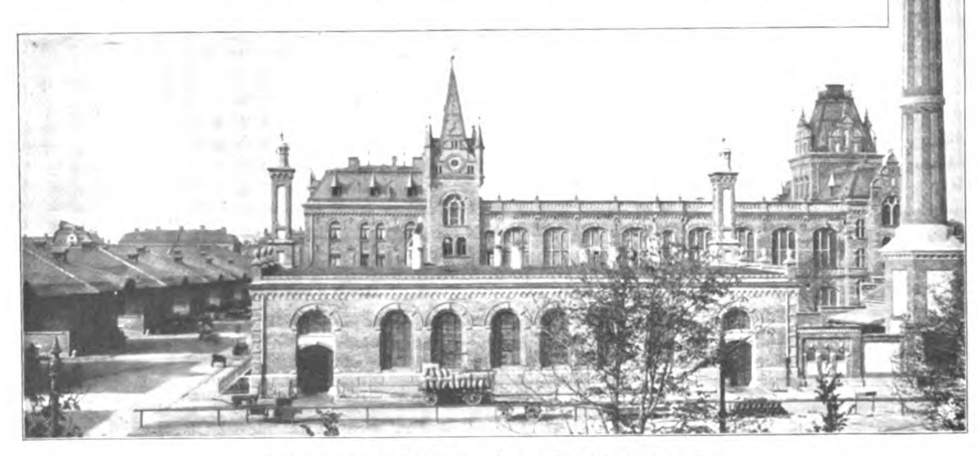


Gemüsestand auf dem Viktualienmarkt.



Münchener Bierwagen.

Absatz gefunden, ist auch vom echten Pilsener vielfach kaum zu unterscheiden, und statt des einen Salvators der Zacherlbrauerei (Paulanerbräu) siedet nun fast jede Brauerei im März oder früher ein besonderes, extraschweres Bier. Die alte Salvatorbrauerei hat sich den Namen Salvator gesetzlich schützen lassen und seitdem haben die Konkurrenzbrauereien alle erdenklichen Namen für ihre Erzeugnisse erfunden: Agitator, X-Bier, Fasten-, Frühlings-, Fastnacht-, Kraft-, Narren-, Kirta-(Kirchweih-)Bier ꝛc. Im allgemeinen ist's immer das gleiche, süße, malzreiche, dunkle Bier vom doppelten Alkoholgehalt des gewöhnlichen — ein „Saft, der eilig trunken macht", und dessen Massenvernichtung in dumpfigen, bier- und tabakdunstgeschwängerten Sälen zu jenen Volksbelustigungen zählt, auf die sich München nicht besonders viel einzubilden braucht. Da gibt es Offenbarungen der Bestialität, die alle Übertreibungen der Anti-Alkoholisten begreiflich erscheinen lassen, da gibt es, namentlich an Sonn- und Feiertagen, Kollektivräusche, welche die Willensfreiheit ganzer Massen aufheben — vom Gleichgewichtsgefühl der Körper gar nicht zu reden. Merkwürdigerweise gibt die Bocksaison im Hofbräuhaus weniger Anlaß zu Ärgernis, obwohl der Bock um einen halben Prozent alkoholreicher ist. Beim Bock, namentlich in den heiligen Hallen des Hofbräuhauses, ist der Münchener behäbig gemütlich, anständig und heiter — die Bocksaison verklärt eben der Frühling, und die frischergrünte Birke ist ihr Wahrzeichen. Auch das Märzenbier, ein stärkeres und länger gelagertes Bier, das zu den verschiedensten Jahreszeiten gebraut wird, reizt weniger zu Exzessen. An den Faschingstagen wird es vom Hofbräuhaus verschenkt, im Herbst wetteifern die Brauereien gelegentlich des Oktoberfestes mit ihrem Märzenbier, von dem auf der Festwiese achtunggebietende Mengen vertilgt werden. Ferner haben auch verschiedene Weißbiere, obergärige Weizen-



Die neuen Kühlhallen des Schlachtviehhofes.

biere nach Art der Berliner Weißen oder der Gose, ihr großes Publikum. Das charakteristischste Kapitel im Münchener Bierleben sind wohl nach dem Hofbräuhaus die mehrfach erwähnten „Keller“, große Biergärten an der Peripherie der Stadt, die meist mit den Lagerkellern einer Brauerei in Verbindung stehen. Hier trinken an warmen Sommerabenden die Münchener und Münchens Gäste ihr Bier an der Quelle im Freien, und der starke Absatz macht natürlich, daß es eminent frisch und wohlschmekkend, aber oft so eisig kalt ist, daß es dem Fremden nicht bekommt. Arm und reich, vornehm und niedrig sitzen hier einträchtiglich nebeneinander, und dies Nebeneinander ist in der Tat heute trotz der immer schärfer hervortretenden Klassengegensätze noch so einträchtiglich wie vor fünfzig, ja vor hundert Jahren. Im Osten der Stadt liegt ein Keller mit schattigen Kastanienbäumen, in dem ich oft genug ein paar bayerische Minister und andere hohe Beamte an primitiven Tischen vor ihren Maßkrügen habe sitzen sehen, in unmittelbarer Nähe von Bräuburschen und Fuhrleuten. Die Offiziere in Zivil, die Damenwelt bis zur höchsten Aristokratie verschmähen den behaglichen Aufenthaltsort nach der Tagesschwüle ebensowenig und begnügen sich mit dem spärlichen Komfort, der geboten wird, den Papierservietten und dem traditionellen schäbigen Eßzeug, zahnlückigen Eisengabeln und Messern ohne Schneide. Der Maßkrug ist hier das Trinkgeschirr für hoch und nieder. Nur ganz besondere Protegés der Kellnerin erobern für ihre Dame ein Glas. Der Eingeweihte spült seinen Krug am Brunnen selbst aus und holt sich wohl selbst auch einmal seinen Imbiß an dem Küchenfenster, wenn die Marie, Peppi, Cenzel oder wie die Hebe sonst heißt, gerade sehr beschäftigt ist. Der Autochthone sucht mit Vorliebe musikfreie, stille Keller auf, der Fremde lieber jene spektakelerfüllten Riesenetablissements, die von der Blechmusik der Militärkapellen widerhallen und deren ganzer Betrieb ein wenig als Sehenswürdigkeit für den Fremden zugeschnitten ist. Lustig und bunt geht es hier ja zu, und der Löwen-



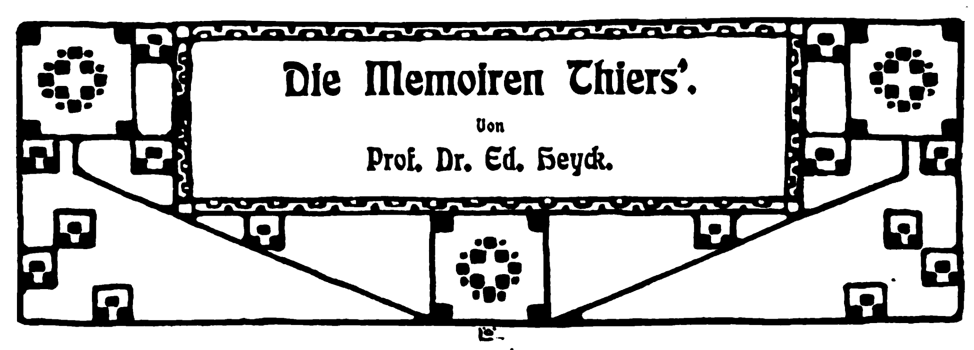
Münchener Leben auf dem Zacherlkeller.

bräukeller gehört zu einem Besuch Münchens im Sommer ebensogut wie das Hofbräuhaus. Unser Kellerleben ist uns Münchenern lieb, und wir sind stolzer darauf, als auf die übrigen Biertrinkgelegenheiten, die das Jahr über an die Reihe kommen, denn hier zeigt sich der Isarathener von seiner harmlos liebenswürdigsten Seite, hier kommt jener echte Zug nivellierender Gemütlichkeit zum Ausdruck, der das Leben bei uns im Süden vielen so reizvoll macht. Wenn sich auf einem Münchener Keller ein Dienstmann in der roten Mütze mit seinem Krug zu einem Geheimen, Kommerzien- oder Hofrat an den Tisch setzt, so fühlt sich der erste so wenig geniert wie der letzte, und eine behagliche Unterhaltung zwischen den beiden ist durchaus nicht ausgeschlossen. Das will heute immer einiges bedeuten!


Ein Urmünchener neben seinem jährlichen Bierquantum.

Wein trinkt man in München natürlich auch, aber, ehrlich gesagt, man versteht nicht allzuviel davon, und darum ist nicht aller Traubensaft ganz unfragwürdig, den man bekommt. Das gilt ganz besonders von den Rotweinen; wer mit einer nordischen Rotweinzunge hierher kommt, aus Bremen oder Lübeck etwa, macht bald betrübt diese Bemerkung. In den letzten Dezennien hat der Weinkonsum übrigens stark zugenommen, und an guten Weinhäusern ist kein Mangel. Schlecht ist dagegen der Wein fast immer in jenen Wirtschaften, wo Bier geschenkt wird, ein paar ganz feine Restaurants ausgenommen. Ganz köstliche Tropfen hat die Stadt in ihrem Ratsweinkeller — mit dem öffentlichen Ratskeller nicht zu verwechseln! — Da liegen von den besten Lagen und Jahrgängen der Pfalz die sorgfältigsten Auslesen, süße, verblüffend schwere und würzige Weine, daß wohl selten einer nach der ersten Probe anders als mit einem „Ah!“ der Bewunderung den Becher vom Munde nimmt. Bei den Festen der Stadt bilden sie den Stolz ihrer Vertreter, und einen besseren Tropfen deutschen Weines hat wohl kaum ein anderer Ratskeller zu kredenzen. Es ist bayerischer Wein, und unsere Stadtväter schwören nicht höher. Wenn einer recht besonders geehrt werden soll, etwa ein Kaiser, der zu Besuch ins Rathaus kommt, dann gießen sie ihm „Perle der Pfalz“ in den Pokal. Und auch ein Kaiser wird „Ah!“ sagen!


In der Ratsweinkellerei mit den großen Fässern besten Pfalzweins.



Die Memoiren Thiers'.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

„. . . Thiers. Der hat wahrscheinlich noch die Absicht, was Geschichtliches zu schreiben," so meinte Bismarck am 5. November 1870 zu seiner Versailler Tischumgebung, als der berühmte Franzose zum Abschluß eines Waffenstillstands bei ihm erschienen war und die wenig aussichtsvollen Verhandlungen gegen das Ende rückten. ‚Büschchen' berichtet es, wie alles, was für seine Subalternität sonst von Person und Tun Thiers' sichtbar oder lautbar wurde: in diesem Buschschen Tagebuche, das einer phonographischen Walze gleicht durch die mechanische Emsigkeit, womit es das Größte und Kleinste, Ernst und Scherz, wuchtigste Erfahrungsweisheit und ärgerlich hingeworfene Paradoxien in genau der gleichen Unterschiedslosigkeit eingesogen hat.

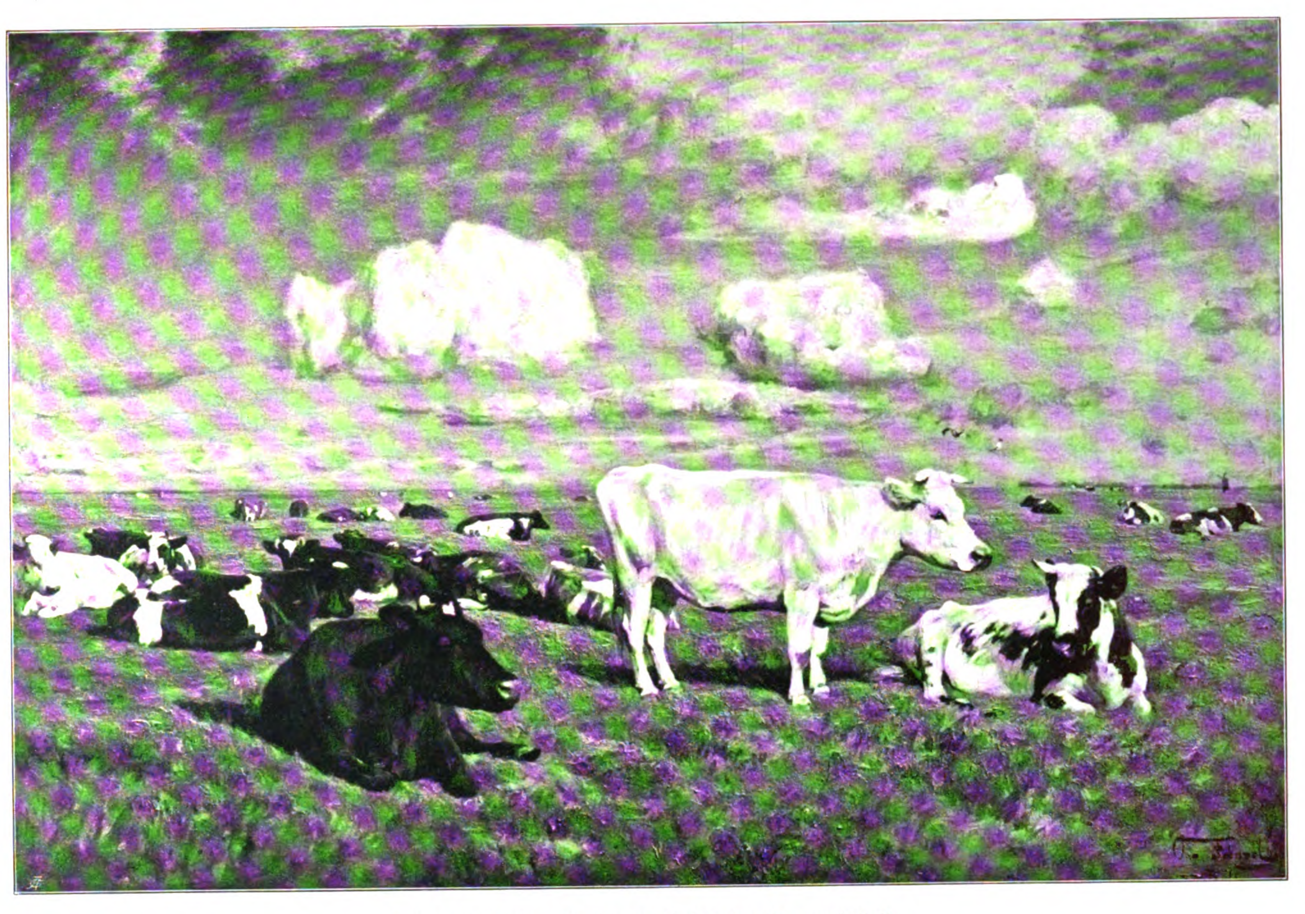
Nun haben wir jenes „Geschichtliche", falls Bismarck seine Prophezeiung nicht etwa auf die historischen Grenzen Frankreichs bezogen hat, was auch möglich wäre. Eigentliche Memoiren sind es nicht. Solche hat Thiers nicht hinterlassen, der, als er 1873 aus dem bewegten öffentlichen Leben ausschied, ein Greis von sechsundsiebzig Jahren war, — also freilich in einem Alter stand, in dem Bismarck seine ‚Gedanken und Erinnerungen' begann. Aber er hat Aufzeichnungen gemacht über diejenigen Ereignisse seines Lebens, bei denen er das Geschick Frankreichs in seine Hände gelegt und sich verantwortlich wußte: über seine berühmte diplomatische Rundreise an den europäischen Höfen im September 1870, über die Waffenstillstandsverhandlungen um Anfang November, über die Friedenspräliminarien im Februar 1871 und über seine Präsidentschaft der Republik, August 1871 bis Mai 1873. Sie liegen zu einem Buche von 450 Seiten vereinigt vor: Notes et Souvenirs de M. Thiers, 1870—1873 (Paris, Calmann-Lévy, 1904). „Aufzeichnungen und Erinnerungen!" Äußerlich anklingend an den Titel der Denkwürdigkeiten seines großen Gegners. Nur „Aufzeichnungen" statt der Gedanken. Für Notizen hat ein Bismarck während der Geschäfte keine Zeit, auch keine Lust, es fehlt ihm dafür die Kleinprofitlichkeit der Ruhmsucht, der autobiographische Trieb. Es macht ihm Vergnügen, bei Tisch und im Gespräch frischweg von seinen Erlebnissen zu reden, aber das genügt ihm vor der Hand. Und als er später, nach 1890, seine Denkwürdigkeiten schreiben will, da läßt die monumentale Lehrnatur den Selbstbiographen wieder nicht aufkommen. Auch er, Bismarck, und gerade er, will sagen, wie's gewesen sei, will, oft leidenschaftlich, seinen Standpunkt sicherstellen und für ihn plädieren. Aber die deutsche Nachwelt soll erfahren und ersehen, mit welcher Art von Widerständen und Gefahren das große preußische und nationale Wollen zu ringen gehabt hat und noch hat, soll Lehre und Warnung aus den zwölf Arbeiten und den Nesselfoltern des deutschen Herkules entnehmen; dafür kämpfen und zürnen diese mit nichts zu vergleichenden Memoiren voll bitterböser Aufrichtigkeit und unberuhigter Sorge. Thiers' bedeutsames französisch-nationales Lehramt dagegen liegt abgeschlossen hinter ihm. In diesem stand er, als er nach 1821 seine Geschichte der großen Revolution und nach 1840 die Geschichte des Konsulats und Kaisertums Napoleons I. schrieb: die Geschichte der französischen Welteroberung durch die völkerumformenden Ideen der Revolution und durch die Waffen ihres Erben.

Seine Aufzeichnungen von 1870—1873 sind in ihrer eigenen Art ein Stück reizvoller Lektüre. Fein, lebendig, anschaulich im Milieu, ohne mehr als zwei, drei rasche Worte auf dieses zu verwenden, in allem von jener Durchsichtigkeit, jener Kunst der

Reduktion auf die gescheit-einfachste Formel, die allen guten französischen Büchern zu eigen ist. Aber diese ausgeklärten Berichte des französischen Staatsmanns sind wohlbereitetes Material für die Historiker und Kritiker des M. Thiers. Sie sind nichts weniger als ein Bismarcksches Sicheinsetzen mit heißem Kopf und Herzen, sondern sie gleichen einer wohlerwogenen und möglichst unanfechtbar stilisierten Inschrift, gewidmet den Bemühungen und Verdiensten eines klugen und vaterlandliebenden Franzosen in schicksalsvoll schwerer Zeit.

Ich lasse den äußeren und inneren Apparat der Historikerkritik hier beiseite. Wir haben Material genug zur Vergleichung und Prüfung. Um nur dreierlei zu nennen: das Kreuz und Quer der diplomatischen Noten der Regierungen und Persönlichkeiten, mit denen Thiers verhandelte; zweitens Memoiren von den verschiedensten Seiten; drittens die Mitteilungen, die Bismarck zwischen jenen Unterredungen mit Thiers an seine Leute gemacht hat: der trefflichste Hebel zur Untersuchung auf Schritt und Tritt, weil Bismarck in solchen unmittelbaren privaten Äußerungen niemals diplomatische Vorbehalte macht. Wir haben ferner die Handhaben der Kritik von innen heraus. Denn wir kennen Thiers schon vorher. Wir beurteilen auch ohne ihn seine individuelle Position und was sich aus ihr für ihn ergibt. Herr Louis Adolphe Thiers ist der Politiker, der wie alle Franzosen den Krieg mit Deutschland für eines Tages unvermeidlich gehalten hat, aber der 1870 klüglich abgemahnt, der dem napoleonischen Ministerium die furchtbaren Schicksalsschläge prophezeit hat. Das macht den ehemaligen Minister des Juste-Milieu zu dem Manne, den Europa in diesem Momente aus Frankreich am ernstesten nehmen wird. Und so gibt es einen klügeren Weg des patriotischen Ehrgeizes, als den, sich in die republikanische Septemberregierung wählen zu lassen. Geschäftig genug zwar tummelt sich der alte Herr in den Tagen nach dem 2. September, ist vorbehaltlos Republikaner, überall dabei, bald bei Jules Favre, bald bei Trochu zu wichtigen Unterredungen. Was er aber betreibt, das ist sofort seine europäische Rundreise an die fremden Höfe. Dort kann er verständnisvoll die Achseln zucken, wenn man von den gemachten Fehlern Napoleons III. spricht, kann unbeschwert plädieren, die Dynastie Bonaparte allein verantwortlich zu machen und dem schuldlosen Frankreich zu helfen. Er kann sich als der unbeteiligte, wohlwollende Anwalt dieser neuen Pariser Regierung bei den Monarchien gerieren und kann plausibel machen, daß die Republik unter gewissen Voraussetzungen die Stabilität bedeuten wird, die dem Empire gefehlt hat. Und dann wird er zurückkommen als der Mann, der der Republik diese bezweifelte Stabilität am wirksamsten verleiht, indem er persönlich an ihre Spitze tritt. Als der einzige unter all diesen Avocat-Politiciens, der vor Europa als ein Stück aktiver französischer Geschichte gilt, als der Mann, mit dem die Souveräne verhandelt haben, mit dem die Graf Beust und Fürst Gortschakoff Arm in Arm auf und ab gegangen sind. Kurz als derjenige, der den frischerneuerten Nimbus der notwendigen diplomatischen Tradition mit sich bringt, welche dem feurigen diktatorischen Gambetta so gut abgeht, wie dem wehmütigen Patrioten Jules Favre oder dem gierigen, seine Karte auf die Geduld, aufs Überdauern setzenden Jules Grévy.

Ein so feiner und kluger Staatsmann wie Thiers redigiert seine Aufzeichnung n nicht so, daß sein früherer oder späterer Leser einwerfen kann: ‚dies kann nicht zutreffen‘ oder ‚jener sagt anders.‘ Aber redigiert sind sie durchaus. Was uns am deutlichsten die zweckbedachte, und zwar relativ frühe, den Ereignissen folgende Bearbeitung erweist, das ist die saubere Herausarbeitung erstlich aller derjenigen Einzelheiten, die Gambetta schaden können, sowie zweitens derjenigen Handlungen Thiers’, die angesichts bald sich offenbarender Wendungen am meisten der Unangreifbarkeit bedurften. Auf diese aktuellen Punkte kommt es dem Erzähler an, für das übrige mangelt der gleich dringliche Zweck, es bleibt weg, wenn es an sich noch so interessant war. Man kennt Bismarcks Art, sich aus der Empfindung des Mannes, der Recht hat und das Beste will, rückhaltlos über alle Hemmnisse zu erleichtern. So hat er auch mit Thiers offen über die Schwierigkeiten gesprochen, welche ihm 1866 von den Militärs und dem König bereitet wurden, damals als alles darauf ankam, Öster-



Ruhende Herde. Gemälde von Prof. Oskar Frenzel-Berlin.

reich zum raschen Frieden zu zwingen, ehe Napoleon in Aktion trat. Jetzt 1870 bedroht ihm das Gelingen abermals die Theorie, daß der Krieg ein Kunstwerk für sich sei, in das die Diplomatie sich nicht zu mischen habe, daß man diese vielmehr erst wieder rufe, wenn der Krieg sein Werk beendet habe und es gelte, im militärischen Frieden die politischen Früchte zu sichern. Das alles ist jetzt wieder auf dem Tapet, Bismarck überhaupt geladen; „schier unerschöpflich" ergießt er sich über den König, den Kronprinzen, den Hof, die Hofmenschen — aber Thiers verschiebt es, darüber später einmal Aufzeichnungen zu machen.

Noch weniger natürlich findet man in Thiers' Berichten die vielen Überflüssigkeiten, die er sich nach unserer Kenntnis hatte herauslocken lassen, die Antworten, die seine Verblüfftheit den sondierenden Bismarckschen Fragen verschaffte. Er bringt selbstgefällig vor, wie er im November bei Bismarcks Erwähnung der schwierigen Verproviantierung einer so großen Stadt wie Paris gesagt habe: „Ich kenne das, denn ich habe selber mitgewirkt bei dieser Verproviantierung, die euch noch viele Monate aufhalten wird!" Aber er unterdrückt, daß Bismarck rasch auf gut Glück sagt: nun, bis Ende Januar! und der ganz erstaunte Thiers darauf eine Miene macht, die Bismarck sich in das Wort „Schwerlich" übersetzt.

Man kennt Bismarcks quälende Lage. Die Belagerung von Paris geht nicht voran, die „Damen", der englische Einfluß operieren mit der Humanität, welche verbiete, die „Hauptstadt der Zivilisation" mit Gewalt zur Übergabe zu zwingen. Für ihn kommt alles darauf an, den Frieden zu diktieren, ehe die Neutralen sich einmengen; fieberhaft ist seine Diplomatie und Publizistik beschäftigt, das drohende Gespenst einer solchen Intervention aufzuhalten, mühsam baut er einem Kollektivschritt der Mächte vor. Es macht ihn schlaflos und krank, daß man nicht entschlossen gegen Paris vorgeht. Denn erst das eingenommene Paris wird Frankreich zum Frieden nötigen und Bismarck die beherrschende Situation wie 1866 zu Nikolsburg schaffen, die dem allgemeinen Kongreß zuvorkommt, damit der die Siegesfrucht nicht wegmarkte. Thiers kommt von seiner Rundreise. Die Verhandlungen mit Bismarck über den Waffenstillstand schließen sich unmittelbar an diese diplomatische Reise vom September-Oktober an. Die Rundreise gilt als vergeblich getan, auch bei Thiers selber. Er hat notorischerweise „Europa nicht gefunden". Die Eitelkeit Beusts, ein geflügeltes Wort zu prägen, hat ihn diesen Witz nicht unterdrücken lassen, obwohl derselbe außer für Frankreich für niemanden so schädlich und unbequem werden muß, wie für Beust selber, und auf deutscher Seite das Wort sogleich ausgebeutet wird. Tatsächlich ist die Reise gar nicht so ganz verfehlt. Oder vielmehr, sie kann noch fruchtbar werden, bei richtiger Behandlung; das sehen wir jetzt noch mehr als bisher aus den eigenen Aufzeichnungen Thiers'. Daß Bismarck diesen Waffenstillstand verhandeln muß, der für die Deutschen nur schädlich ist, Frankreich dagegen erlauben wird, die Loirearmee feldfähig zu machen, das ist schon eine Folge der Thiersschen Reise. Denn mit Englands Anempfehlung des Waffenstillstandes fällt Rußlands, von Gortschakoff mit Thiers paralleler verabredeter Schritt zusammen. Der Neutralen wegen muß Bismarck auf den lästigen und bedrohlichen Waffenstillstand vorläufig eingehen. Seit der Reise weiß es nicht bloß die deutsche Politik, sondern nun auch der französische Bürgerdiplomat, wie es an den Höfen und bei den Regierungen im einzelnen steht. Von der Wiener, der Beustschen Diplomatie hat Deutschland alles zu fürchten, soweit nicht des ungarischen Ministerpräsidenten Andrassys hemmende Besonnenheit ihr Gewicht gegenüber dem k. k. Reichskanzler behält. Viktor Emanuel bedarf nur der Möglichkeit zum französischen Bündnis und zum Kriege. In Rußland stehen Preußen die öffentliche Meinung und die gehässige persönliche Rivalität Gortschakoffs gegen Bismarck entgegen; der Thronfolger (spätere Zar Alexander III.) und seine dänische Gemahlin, ebenso Großfürst Konstantin sind direkt eine Partei des Preußenhasses. In Petersburg beruht das Heil der preußischen Politik wesentlich auf der Gesinnung des Zaren Alexander II. gegen seinen Oheim König Wilhelm und auf der glücklichen Gelegenheit, durch den regelmäßigen russischen Briefwechsel des treuen Großherzogs Karl Alexander von Weimar ganz direkte Mitteilungen an den Zaren gelangen zu lassen.

Nun ist zunächst von größtem Reiz, diese Situation zu beobachten, wie sie sich Thiers gegenüber darstellt. An allen drei Höfen findet er ein bald von Diesem, bald von Jenem offen vertretenes: Wir möchten wohl! Aber überall auch zugleich das: Wir können nur leider nicht! Denn bei allen Mächten schwebt die Besorgnis: Wenn wir uns zuerst herauswagen, so jagt uns dieser unheimliche Bismarck das Unheil über den Hals, das er für diesen Fall bereit hält. In Wien heißt es: Sofort würde uns Rußland überfallen! In Rußland: Wir können Preußen nicht drohen, denn hinter Drohungen müßte auch die Kriegsbereitschaft stehen, und das führt zu weit, ganz abgesehen davon, wie der Zar persönlich gestimmt ist. In Italien: der König möchte Krieg. Aber er ist an Minister und Parlament gebunden, die Ministerliste bedeutet das Programm der Neutralität, nur ein neues Kabinett könnte den Krieg führen, die Minister möchten aber im Amt bleiben, und vor allen Dingen: die Gefahr ist zu groß. Was auch Thiers in Florenz darlegt, zum Teil von Beust inspiriert: die Gefahr besteht nicht, Italien ist durch die neutrale Schweiz und durch Österreich gedeckt, Preußen könnte gar nicht offensiv gegen Italien vorgehen, ohne Österreich mit zu verletzen und in den Krieg zu verwickeln; Italien ist somit am ehesten in der Lage, den allgemeinen Krieg zu entzünden, auf den ganz Europa ungeduldig harrt, um dieses gewalttätige Preußen in seine Schranken zu weisen — es gelingt nicht, die Minister aus ihrem ablehnenden Schweigen zu reißen. Die Situationen des Siebenjährigen Krieges wollen sich nicht heraufbeschwören lassen. Gleichmäßig lastet auch auf den an sich Bereitesten der Argwohn, daß der große böse Preuße heimlich zu gut vorgesorgt hat, so wenig ihm die Sympathien „Europas“ gehören. Der bloße Respekt vor Bismarck ist in diesem Moment Deutschlands stärkster, sein einziger ganz stichhaltiger Schutz.

Drastisch und interessant, wenn auch nicht gerade in neuem Licht, heben sich in Thiers' Erzählungen die Persönlichkeiten ab — leider nicht auch die englischen, da die Aufzeichnungen erst mit der Abreise von London beginnen. Beust voll rückhaltlosen Preußenhasses, den er ja nicht erst zu bekennen hat; persönlich lüstern, wie schon vor dem Juli 1870, auf den Krieg, den er doch nicht führen kann; anklägerisch gegen Frankreich, das die ganze Schuld habe, wenn Österreich im Juli nicht mit eingegriffen habe, weil Frankreich die versprochene sofortige Offensive nach der Kriegserklärung schädlich verschleppt habe; erfinderisch in Ideen, Italien und andere durch Thiers in den Krieg zu hetzen, Rußland zum Vorangehen des Mächtigsten zu bestimmen, dem dann Europa folgen wird. Denn außer Frankreich redet niemand so viel von „Europa“, wie der Kanzler des ohnmächtigen Österreich. „Ich habe niemals einen Menschen gesehen,“ schreibt Thiers, „der so wenig die Miene hat, selber zu glauben, was er sagt.“ Tatsächlich lag die Entscheidung schon nicht mehr bei Beust, der bald genug über sich selber straucheln sollte. Dem gegenüber stellt sich Andrassy als pflichtbewußt und ehrlich nach allen Seiten dar. Bestrebt, bei Thiers klarzustellen, daß er, Andrassy, die Schuld nicht habe, wenn Frankreich im Juli 1870 auf Österreich hoffte. Nach Andrassys Eröffnungen mußte Gramont wissen, daß Österreichs Hilfe ausgeschlossen sei, und beging eine Leichtfertigkeit, denen länger zu glauben, die sich den Anschein solcher Eventualität gaben. Diese Andeutung betrifft natürlich in erster Linie Metternich, den Botschafter in Paris, Gemahl Paulinens und cordialen Freund der Tuilerien, aber in zweiter Linie doch auch Beust. Österreich ist soeben erst im Begriff, sich militärisch und finanziell zu erholen, braucht Frieden, und neuerdings ist bei der Gesinnung der Deutschösterreicher, in denen durch die preußischen Siege der deutsche Stolz erwacht ist, die Lage auch innerlich verändert. Es gibt für Andrassy und die Ungarn die Eventualität eines französisch-österreichischen Kriegsfalles gegen Preußen und gab sie vor diesem Kriege namentlich dann, wenn Preußen die Hand gewaltsam nach Süddeutschland streckte. Aber immer blieb erforderlich, daß Frankreich Österreich Zeit ließ, nichts überstürzte, und daß Österreich einen gerechten Anlaß zum Kriege gegen Preußen hatte. Hier wird unausgesprochen die Folge der weisen Mäßigung Bismarcks 1866 sichtbar. So Andrassy. Auch der Kaiser Franz Josef empfängt Thiers. Er vermeidet jegliche Stellungnahme so oder so, wie auch die Minister

vermieden haben, auf des Kaisers persönliche Gesinnung zu deuten; „mager geworden, gealtert, tieftraurig“ erscheint er dem französischen Besucher, der ihn seit 1863 nicht gesehen hat.

In Rußland gibt sich Fürst Gortschakoff wie der herzlichste Freund, ohne darum das dominierende Selbstgefühl zu verleugnen, das sich der ehemals bescheidene und zurückhaltende Diplomat angewöhnt hat, seit Napoleons III. törichte Polenpolitik ihm die Gelegenheit verschafft hat, zum ersten Male seit dem Krimkriege Europa wieder durch Rußland in Schach zu setzen. Von Herzen gern möchte er helfen, aber darf es nur mit kleinen Mitteln. Rußland kann keine Kriegsgefahr brauchen. Er würde persönlich Preußen alles gönnen, was seinen Siegeslauf hemmen kann. Was sehr wesentlich ist, er beruhigt Thiers, daß Österreich von Rußland nichts zu fürchten habe. Und er nun heckt mit Thiers das persönliche Plänchen aus, sie beide wollen den Frieden machen. Thiers erhält durch den Zaren preußisches Geleit verschafft, geht nach Paris hinein und leitet die Annäherung ein. So verabreden sie. Zu Friedensverhandlungen hat der amtlose Thiers ja gar keine Vollmacht. Aber infolge einer solchen russischen Einleitung muß und kann sie nur ihm zufallen, nicht mehr Jules Favre, dem Unterhändler von Ferrières (19./20. September). Dieser Weg wurde dann auch beschritten. Und da England inzwischen den Waffenstillstand zwecks Wahl einer Nationalversammlung, die den Frieden annehmen könnte, vorgeschlagen hatte, erhielt Thiers von der Regierung zu Tours die Vollmacht zu dessen Verhandlung. Sie wurde dann bekanntlich abgebrochen über der „unerläßlichen“ französischen Forderung, während des Waffenstillstandes Paris zu verproviantieren.

Kaiser Alexander empfängt den französischen Besucher freundlich, wohlwollend, aber doch deutlich mitbestimmt von der — nur zu bald gerechtfertigten — Voraussicht kommunistischer Unruhen infolge der Erklärung der Republik. An sich, erklärt er, habe er nichts gegen eine republikanische Staatsform in Frankreich, das sei Sache dieser Nation, nicht die seine. Thiers beteuert die Stabilität der republikanischen Regierung, die Ausgeschlossenheit von inneren Unruhen. Der Zar erklärt sich nach wie vor bereit, Frankreich in seiner jetzigen Lage durch Mahnungen an Preußen zur Mäßigung zu helfen. Thiers nimmt das auf: diese werden sich Gehör schaffen, indem sie eine sehr feste Sprache führen, — worauf der Kaiser den Faden höflich abschneidet. Auch der Hinweis des Franzosen, die preußische Eroberungslust werde sich bald auf die baltischen Provinzen stürzen, bleibt ohne sonderen Eindruck. — Der Thronfolger: „Ich möchte den sehen, der uns Krieg machen wollte! Hätte ich zu regieren, ich würde nicht zögern, Preußen unsere Meinung zu sagen, und ich bin sicher, daß ich Preußen, ohne den Krieg zu erklären, zwingen würde, sich ihr zu fügen!“ Dann recht kleinlaut hinterdrein: „ich will mit meinem Vater sprechen, habe aber wenig Einfluß auf ihn.“ Die Stellungnahme Dagmars, der Gattin des Thronfolgers, war ganz durch ihren dänischen Rachepatriotismus bedingt, in dessen Sinne sie ja auch ihren Gemahl bestimmte. Sie drückte Thiers ihre wärmsten Wünsche für Frankreich aus „und hinterließ mir einen unbeschreiblichen Eindruck von Güte und Charme.“

So war es im Verfolg dieser Reise, daß Ende Oktober Thiers mit Bismarck den Waffenstillstand zu verhandeln hatte. Und inzwischen wurden doch gewisse Erfolge seiner Reise sichtbar. Er hatte Beust, zu dem er von Petersburg aus noch wieder zurückgekehrt war, die Angst vor Rußland nehmen können, hatte in dem Wiener Reichskanzler immerhin die Hoffnung ausgelöst, Rußland zu einem drohenden Vorgehen aufzureizen, dem sich dann Österreich anschließen könne. Einer Note Beusts am 12. Oktober nach Petersburg folgten weitere Versuche, die Intervention in Fluß zu bringen. Vom 13. Oktober erging eine seltsam ironisch und überlegen gehaltene Note an den österreichischen Gesandten in Berlin, die von der Regierung König Wilhelms im Namen der unvermeidlichen „Menschlichkeit“ forderte, dem Unterliegenden die Annahme der Friedensbedingungen zu erleichtern, und betonte, daß man in Wien „noch an allgemeine europäische Interessen glaube.“ Das alles war zwar deshalb weniger bedenklich, weil es von Wien oder vielmehr weil es von Beust kam. Aber es konnte den Stein ins

Rollen bringen, konnte im Verein mit der unabsehbaren Belagerung von Paris, mit dem wolwollenden Interesse Englands und Rußlands für Thiers' Verhandlungen der Anlaß werden, daß Bismarcks bisher mit Glück durchgeführte stolze Haltung: er dulde keine Intervention, ins Wanken geriet. Seine Publizistik in dieser Zeit, seine vertraulichen Äußerungen, vor allem noch die „Gedanken und Erinnerungen" spiegeln lebhaft die Sorge dieser Tage wieder.

Nun saß bei ihm im Versailler Quartier Thiers mit seinem Entwurf des Waffenstillstandvertrags, und Bismarck las diesen laut durch. Gleich in den Eingang hatte der französische Bevollmächtigte wohlbedacht und hoffnungsvoll sein „Conformément au voeu des puissances neutres . . ." hineingebracht. Was nun kommt, mag er erzählen. „Bei diesen Worten ‚neutrale Mächte' sah mich Bismarck mit einem Blick an, der genügend besagte, daß diese neutralen Mächte für ihn nicht existierten.

„Ich sagte ihm darauf: ‚Ich werde diese Worte also streichen. Aber die neutralen Mächte werden darum nicht weniger existieren und nicht aufhören, in Europa zu zählen!'

„Der Kanzler fuhr in seinem Lesen fort..."

Überkommt es uns nicht wie ein Mitleid mit dieser Diplomatie, welcher sich Frankreichs Geschick vertraut hatte? Wie ein Damoklesschwert hängen die Neutralen über Deutschlands Glück, über Bismarcks ganzem Ziel; alle Hoffnung und innere Aussicht des Franzosen liegt bei diesen Neutralen, er weiß das, er will sie darum sogleich in die richtige Front bringen. Ein einziger, gar nicht einmal zorniger, sondern bloß drastisch-komischer Blick aus Bismarcks großen Augen — und die Neutralen haben aufgehört zu existieren. Kein Wort mehr, als die unglaublich bezeichnende Antwort des Franzosen, der in diesem Moment seine ganze Reise vernichtet.

So ist das Thierssche Buch voll von charakteristischen Bekenntnissen genug. Auch von Proben der allem vorbeugenden Bismarckschen Klugheit im kleinen. Aus dem belagerten Paris nach Versailles zurückgekehrt, möchte Thiers unter der Adresse seiner Frau schleunige Nachrichten an die Regierung in Tours durchschmuggeln. Aber alsobald begrüßt ihn Bismarck freundlichst damit, Mme. Thiers sei telegraphisch von der ungefährdeten Rückkehr ihres Gatten verständigt. Bei der schon naiv großartigen Eitelkeit Thiers' verzeichnet er natürlich alle die kleinen Wohltaten, welche dieser an den besuchten Höfen von Monarchen und Ministern erwiesen wurden. Desgleichen sind die Höflichkeiten Bismarcks gegen Thiers wohlbehalten in dem Buche beisammen. Sie tragen außer Bismarcks offenherziger Bonhommie gegen seinen Besucher nicht zum wenigsten bei, Respekt und Sympathie für den großen Deutschen durch all diese Berichte hindurchschimmern zu lassen. So tritt denn auch, wie Thiers zu den letzten Verhandlungen, zur Festsetzung der Friedenspräliminarien wieder in Versailles erscheint, Bismarck ihm entgegen: „Je ne sais si la France vous a fait du bien; mais je sais qu'elle s'en est fait beaucoup à elle-même, en vous confiant ses destinées!" Alles das ist nicht überflüssig für uns. Das Bild der Vorgänge wäre verschoben, die Porträts wären verstümmelt, wenn diese lieben Kleinigkeiten fehlen würden. Hier reicht uns Thiers selber, ohne es zu wollen, den Schlüssel zu der Methode dar, die der große Menschendurchschauer auf ihn angewendet hat. Und für den Historiker ist es nachdenklich, auf solche Weise die eigene Natur eines Menschen eine höhere Objektivität über ihn als vorsichtig erzählenden Berichterstatter erzwingen zu sehen.

Noch ein besonderer Punkt. Oft hat es begeisterte Deutsche und Bismarckverehrer leise verdrossen, den Kanzler die Rücknahme von Elsaß-Lothringen mit einer gewissen Einseitigkeit auf die militärische Notwendigkeit gründen, von ihr so kühl als einer Angelegenheit der Realpolitik sprechen zu hören. Dem Anschein nach bergen die Thiersschen Berichte einen interessanten Beitrag zum Verständnis.

Schon bei den Waffenstillstandsverhandlungen Anfang November rollt sich ganz von selber die Frage des Schicksals Elsaß-Lothringens auf. Alsbald hebt Bismarck den Gefühlswert dieser Rücknahme für den deutschen Patriotismus hervor, spricht von Ludwig XIV. und dem alten Raub an der deutschen Nation. Ihm gegenüber sitzt der europäisch berühmte Historiker, der widerspricht, die Frage auf Metz hinausspielt, mit Daten erwähnt, wie Metz Karl dem

Fünften widerstanden habe und überhaupt allzeit eine französisch bewohnte Stadt gewesen sei. Aber gleichzeitig packt Thiers die geschichtliche Lage noch anders an und tut hier einen ganz unbewußten Meisterzug. Er, wie alle Franzosen, begreift ja noch gar nicht, daß man mit Deutschland Krieg führt. Er sieht nur Prussiens und meint naiv, Preußen erhalte doch durch die zurzeit sich vorbereitende Angliederung von Baden, Württemberg, Bayern Territorialzuwachs genug. Zur Zeit des Großen Kurfürsten, so will er aus dem Stegreif dargetan haben, sei Brandenburg-Preußen ein Land von anderthalb Millionen Untertanen gewesen, durch Friedrich den Großen auf 10—12 Millionen gebracht, jetzt habe es 30—40 Millionen. Denn der Norddeutsche Bund — das seien doch nur die Präfekturen des Königs von Preußen, dessen „Territorium" zurzeit über Süddeutschland hinwegwachse. Und damit trifft er, bei allem Mißverständnis, doch eigentümlich den Preußen in Bismarck, der sein bisheriges Vollbringen ebenfalls als ein königlich preußisches auffaßt, und den ganz richtig innerlich erst sein abgeschlossenes 1871er Werk mit in die ganz neue deutsche Welt, in eine verjüngte gemeindeutsche Geschichte hinübergerissen hat. Bismarck kommt nicht mehr auf Deutschlands gerechtfertigte alte Forderung zurück, erhebt laut Thiers nicht einmal Widerspruch gegen dessen Auffassung von der Vergrößerung Preußens in Deutschland. Er vermeidet fortan das von Thiers mit Metz in geschickter Kompliziertheit angeschnittene geschichtliche Gebiet und läßt den Historiker ungestört weiterreden. Wie Preußen ein unvergleichlich aus dem Kleinen ins Große gewachsener Einzelstaat sei, Träger seiner, nicht deutscher Tradition, wie dagegen Frankreich seit Galliерzeiten eine historisch geschlossene Nation sei, ihre „natürliche" Grenze der Rhein. Letzteren hat es zwar nicht mehr vollkommen zur Grenze, aber von der Pfalz bis Basel wird auch in Zukunft eine lange Grenzlinie von der Stärke des Rheinstroms zur Beruhigung des seine süddeutschen Annexe schirmenden Preußen ausreichend sein ...

Und damit hat Bismarck den militärischen Unsinn, mit dem er am einfachsten weiter kommt. Einen Stab von Historikern hat er nicht bei sich im Hauptquartier, durch den er sich gegen den berühmten Geschichtschreiber verstärken kann, obwohl es ihm nicht einfällt, in dieser historisch-vaterländischen Frage seine Meinung umzustoßen. Es bleibt in allen Fällen bequemer, gegen den erzzivilistischen französischen alten Herrn die Militärs auszuspielen, die Frage wegen Metz von der Nationalität zu lösen und zu sagen: wir **brauchen** Straßburg und Metz. Wir brauchen sie an sich als Bollwerk und Waffenplätze des neuen Deutschland nicht minder, als der deutsche Patriotismus Elsaß und die heute als Lothringen bezeichneten alten Reichsgegenden und Bistumslande wieder braucht. Aber daß ersterer Punkt nun diplomatisch vorangestellt blieb, das zeigt sich hier als eine offenbare Folge davon, daß man just mit Thiers leichter so voranzukommen dachte, als auf dem Wege des historisch-nationalen Disputs.

Dabei bleibt es. Und bleibt es auch, als diese Verhandlungen, abermals mit Thiers, im Februar 1871 sich erneuern und nun den Frieden geben.

Diesmal ist der Bericht des französischen Staatsmannes sehr viel kürzer. Die entscheidendsten Verhandlungen, die er geführt hat, drängt er am knappsten zusammen. Vielleicht — das braucht von uns keine Ironie zu sein — weil er nicht allein, sondern weil bei den ausschlaggebenden Sitzungen Jules Favre mit anwesend war, von dem er sicher sein konnte, daß ihm eine höchst umständliche Schilderung entfließen werde. Aber auch so sind seine Skizzierungen charakteristisch und wichtig genug. Unter anderem durch das Eingeständnis, wie tief das Vorspiel vom 24. Februar die beiden Franzosen herabgestimmt, ihre Widerstandsfähigkeit entmutigt hatte. Nämlich die Szene, in der der schweizerische Staatsmann Herr Kern — personnage excellent, très bien intentionné pour la France — versucht hatte, sich in zwölfter Stunde für eine günstige Neugestaltung der Grenze Frankreichs ins Mittel zu legen. Worauf Bismarck ihn nach Kerns eigener Wiedergabe angelassen hatte: „Was wollen Sie hier? Was geht Sie das an? Das ist eine Frage, die zwischen Frankreich und uns zu erledigen ist, und Ihr Neutralen habt Euch nicht einzumengen!" Man weiß ja, wie auch England sich mit hilfreichem Rat trug und Bismarck am 24. Februar Odo Russel nicht

empfangen zu können erklärte, weil die Franzosen da seien — mit denen er dann am selben Tage abschloß. — —

Diese Zeilen haben nur ganz Allgemeines und ganz Einzelnes aus dem gedrängt reichhaltigen Thiersschen Vermächtnis wiedergeben können. Es gestaltet unsere Kenntnis der Vorgänge des großen Krieges nirgends entscheidend um und bleibt der eigenen Kritik bedürftig, aber, dies vorausgesetzt, ergänzt und bereichert es unser Wissen auf der ganzen Linie der diplomatischen Geschichte der endlich zum Frieden führenden Vorgänge. Darüber hinaus bildet es eine Lektüre, die uns zuweilen doch, am meisten bei der Rettung Belforts für Frankreich, eigentümlich das Herz bewegt. Selbst wenn wir wissen, daß man auf deutscher Seite schon am 23. Februar entschlossen war, auf Belfort allenfalls zu verzichten. Gerade unter diesem Hinweis schließe ich mit einer verkürzenden wörtlichen Wiedergabe dieser Szene.

Die französischen Unterhändler suchen zunächst auf Metz, als französischer Stadt par excellence, zu bestehen.

„Bismarck sagt uns, daß er es als unpolitisch betrachte, Frankreich zur Verzweiflung zu bringen, und daß er sich Roon widersetzt hat, der zwei Drittel von Lothringen behalten will. Wir würden von Lothringen nur einen sehr kleinen Teil verlieren, aber es gäbe kein Mittel, uns Metz zu lassen. ‚In Deutschland,‘ fügt er hinzu, ‚beschuldigt man mich, die Schlachten zu verlieren, die Moltke gewonnen hat. Verlangen Sie nicht das Unmögliche.‘

„Es war augenscheinlich, daß in dieser Beziehung die Stellungnahme unwiderruflich war und daß wir unsere Hilfsmittel sparen mußten, um die Ostgrenze (d. i. Belfort) zu retten.“

Dann die Kriegsentschädigung, in der Bismarck selber von vornherein von sechs auf fünf Milliarden heruntergeht, hierbei aber fest stehen bleibt; er ist immer nur das „Mundstück“ der Finanzleute.

Und nun das zweistündige Ringen um Belfort, das einst schon Jules Favre möglichst erschütternd zu schildern versucht hat. Thiers gibt nur den Schluß.

„Ich war hoffnungslos. Bismarck nahm meine beiden Hände und sagte:

„‚Glauben Sie mir, ich habe getan, was ich konnte; aber Euch einen Teil vom Elsaß zu lassen, ist unmöglich.‘

„Ich unterzeichne auf der Stelle, wenn Sie mir Belfort bewilligen. Wenn nicht, bleibt nur das Äußerste übrig, es sei, was es sei.“

„Überwunden, erschöpft sagte Bismarck:

„‚Sie wollen es! Ich will noch einen Versuch beim König machen. Aber ich glaube nicht, daß er Erfolg hat.‘

„Er schrieb zwei Briefe, die er wegtragen ließ, einen an den König, den andern an Moltke.“

„‚Ich habe Moltke gebeten, denn es ist nötig, ihn für uns zu haben, ohne ihn erlangen wir nichts.‘“

Der König ist spazieren gegangen, Moltke auch. Banges Harren; alle Schritte auf dem Flur, im Vorzimmer machen den beiden Franzosen das Herz pochen. Bismarck geht endlich Mittag essen. Eine Stunde vergeht. Bismarck kommt wieder. Der König ist da, will aber ohne Moltke nichts entscheiden. Dann ist Moltke nach Hause gekommen. Bismarck zu ihm. Bleibt lange fort, kommt endlich mit befriedigter Miene wieder:

„‚Moltke ist auf unserer Seite, er will den König herumbringen.‘“

Neue dreiviertel Stunden. Bismarck wird abgerufen zu Moltke. Längeres Harren. Endlich kommt er wieder und fragt, die Hand auf der Türklinke:

„‚Ich habe eine Alternative für Sie. Was wollen Sie lieber: Belfort oder unseren Verzicht auf den Einzug in Paris?‘ (gegen den sich die Franzosen mit allen Mitteln zur Wehr gesetzt hatten, der aber jetzt abgemacht war.)

„Ich schwanke nicht und ein Blick auf Jules Favre sagt mir, daß er mich versteht und wie ich denkt:

„‚Belfort, Belfort!‘ rufe ich laut.“

„Bismarck geht zu Moltke zurück und bringt uns das endgültige Zugeständnis Belforts. Unter der Bedingung, daß wir an der lothringischen Grenze vier kleine Dörfer abtreten, wo 8—10000 Preußen begraben liegen. Wir ehren dies Zeugnis der Pietät des Königs für seine Soldaten.“



Wagner-Dirigenten.

Von

Dr. Wilhelm Kleefeld.

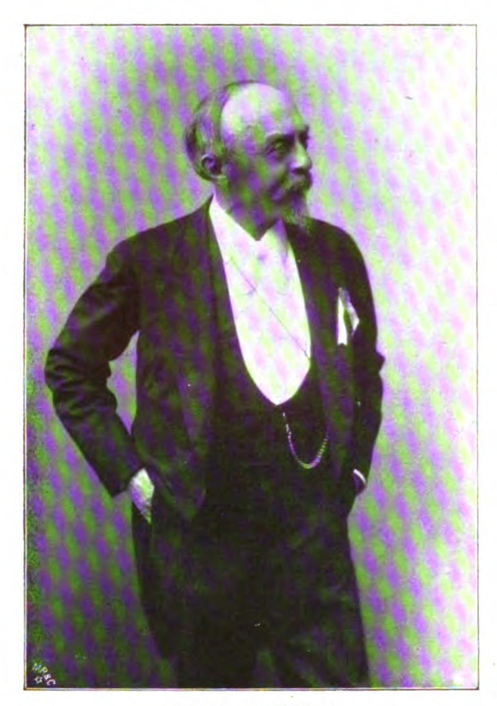
Betrachtet der musikalische Dirigent das Orchester als eine Sache ganz für sich, so kann er seinen Maßstab für das Verständnis desselben nur den Werken der absoluten Instrumentalmusik, der Symphonie, entnehmen, und alles, was von den Formen dieses Genres abweicht, muß ihm unverständlich bleiben. Das von diesen Formen Abweichende ist aber gerade das, was in seiner besonderen Form durch einen Handlungs- oder Gefühlsvorgang auf der Szene bedingt wird, seine Erklärung somit nicht aus der absoluten Instrumentalmusik, sondern eben nur aus jenem szenischen Vorgange finden kann, und der Dirigent, der sich die genaue Beachtung desselben entgehen läßt, wird daher in den betreffenden Stellen nur willkürliche musikalische Züge erkennen und durch seine willkürliche, rein musikalische Deutung, in der Ausführung sie in Wahrheit auch dazu machen: denn ihm fehlt das Maß, nach welchem er genau wiederum die rein musikalische Essenz jener Züge zur Darstellung zu bringen hat, er wird somit im Zeitmaß und Ausdruck sich — vergreifen. Dieser Erfolg genügt, um wiederum den szenischen Dirigenten und Darsteller für das von ihnen Darzustellende derart zu beirren, daß sie, das Band des dramatischen Zusammenhanges zwischen Szene und Orchester verlierend und jeden Zusammenhang endlich ganz aufgebend, sich ihrerseits nun zu Willkürlichkeiten anderer Art in der Darstellung veranlaßt fühlen, die in ihrer ganzen wunderlichen Übereinstimmung die stereotype Konvention der modernen Operndarstellung ausmachen.“

So geißelt Wagner scharf und beißend die Mißstände der Opernmache, wie sie noch zur Zeit des Lohengrin und Tannhäuser in Deutschland herrschte. Als es gar an die ausgreifenden Aufgaben der Tetralogie ging, ward die Kluft völlig unüberbrückbar. Hier stand der Dirigent ratlos und unfähig vor Tonkolossen, die ihm jede Perspektive der Verwirklichung verdeckten. Von dem Platze, den ihm die Konvention zugewiesen, konnte er gar kein Urteil gewinnen über die vielseitig gestalteten Einflüsse, die zu dem hohen Gesamtkunstwerke zusammenströmten. Darum mußte Wagner die Mahnung immer und immer wiederholen, das einzige Heil sei in dem völligen Bruch mit dem unhaltbaren Gewohnheitsgebrauch am Dirigentenpult zu suchen.



Franz Liszt.
Nach einer Aufnahme von Elliott & Fry in London W.

Also ein Ende mit der alten verdorrten Tradition, die dem Dirigenten nur den Machtspruch *vor* der Bühne erlaubt; er soll der Befehlshaber über das Ganze, der voll und umfassend verantwortliche Leiter des Gesamtkunst-



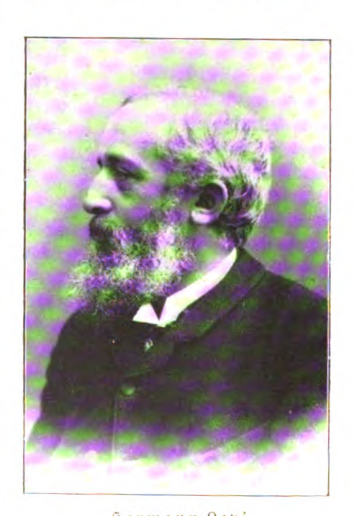
Hans von Bülow.
Nach einer Aufnahme des Ateliers Elvira in München.

werks sein und dementsprechend auch seine selbständigste, ureigenste Auffassung in allen Einzelmomenten zur Geltung bringen.

So ward der neue Dirigent mit weitgehenden Großvollmachten ausgerüstet, so ward der Wagner-Dirigent geboren. Und wie ist mit dem Ansehen auch die Tüchtigkeit desselben gestiegen! Er ward sich von diesem Moment der Erhebung erst seiner Fähigkeiten bewußt, es hat sich seit dieser Wagner-Proklamation ein Geschlecht von Orchesterführern entwickelt, das tatsächlich den Geist der Kunstwerke ausstreut und im vollsten und wahrsten Sinne der Mittelpunkt der musikalischen Darstellungen geworden ist. Wir brauchen uns nur einen Hans Richter, einen Felix Mottl, einen Dr. Muck vor Augen zu führen. Sie haben das Prinzip des Wagner-Dirigenten der allgemeinen Kunstauffassung und Kunstverwirklichung zugeführt. Sie stehen als Hüter und Mehrer dieses Tonschatzes in Oper und Konzert vor uns. Denn die Erlösung Wagners aus diesem Dirigentenbanne hätte nur halbe Arbeit geleistet, wäre sie auf das Gebiet des Tondramas beschränkt. Die Ausbildung des Wagner-Dirigenten geht nicht von der engen Auffassung aus, daß dieser Ehrentitel nur dem ausschließlich in Wagnerscher Bühnendramatik wirkenden Musiker zukomme — wer in der musikalischen Kunst, mag es im Gebiete der Beethovenschen Symphonien, der Mozartschen Opern, der Lisztschen Tondichtungen sein, im Sinne des Bayreuther Meisters das Zepter führt als gedankengetragener, gedankenerregender Dirigent, das eine hehre Ziel vor Augen, dem Geiste des zu interpretierenden Dichters zu dienen mit dem eigenen Geiste, der ist im Grunde seines Herzens immer der nach des Reformators anspruchsvollen Forderungen und Bedingungen sanktionierte Wagner-Dirigent. Die Bayreuther Orchesterführer Richter, Mottl, Muck haben dieser Auffassung durch die Vielgestaltigkeit ihrer Kunst zu immer neuem Ausdruck verholfen.

Ihr Ringen und Streben aber weist weiter zurück auf die, die mit dem Bayreuther Schöpfer gemeinsam gearbeitet und gewirkt, die mit ihm gekämpft und gesiegt — Liszt, Bülow, Hermann Levi.

Liszt und Bülow sind die Mitapostel, Levi, dem sich der zu früh nach Amerika entrückte Seidl und der im vorigen Jahre in junger Manneskraft dahingeraffte Hermann Zumpe hinzugesellen, die Jünger dieser neuen Kunst. Seit dem historisch denkwürdigen Karlsruher Musikfest von 1853, wo Liszt zum erstenmal gegen die „Windmühlen-Taktschlägerei" der Kapellmeister-Dilettanten, der Orchestermetronomstümper loszog, war das Losungswort für die neue Kunstrichtung gegeben — es lautete: Geist der Musik! Nicht das Sachliche, Körperliche konnte Endzweck des Dirigentenberufs sein. Das über das — als selbstver-



Hermann Levi.
Nach einer Aufnahme des Hofateliers Elvira in München.

ständlich hingenommene — Mechanisch-Exakte kühn hinüberragende Intellektuelle mußte eine idealere, höher gespannte Arbeit anweisen. Eine Persönlichkeit von der gesellschaftlichen Bedeutung, von dem internationalen Ansehen Liszts konnte hier noch nachhaltiger und erfolgsicherer eingreifen als der Genius Wagner selbst. Und der Weimarer Hofkapellmeister hat die Erwartungen erfüllt. Kühn und stolz nahm er den Fehdehandschuh auf, den ihm die gesamte deutsche Schulkapellmeisterei hingeworfen, kühn und stolz verfocht er seinen Dirigentenglauben, der die Rettung aus Geistessklaverei bedeutete. Würdig trat Hans von Bülow in seine Fußstapfen. Er war berufen, zu ernten, die unter Qualen und Bitternissen ausgestreute Saat zu bergen als Gewinn jahrzehntelanger Mühen. Stand Liszt noch zu sehr mitten im Sturmgewühl, um das Maß äußerster Objektivität zu erreichen, so rang sich Bülow zu der Ruhe gefestigter Anschauungen durch, die seine Gegner entwaffnete, die alle Widerstrebenden langsam aber zwingend in die neue Überzeugung bannte. Was Bülow in dieser seiner Dirigentenkunst genützt und geleistet hat, steht noch frisch in aller Gedächtnis. Freilich stören da manche Auswüchse und Übertreibungen seiner Laune, freilich drängen sich uns da gelegentliche Übergriffe vom Künstlerischen ins Künstliche auf — sie streben aber milder Beurteilung zu in der Erwägung, daß der Widerspruch um so grimmigere Hartnäckigkeit erzeugte und daß das Hauptziel Bülows doch ein höheres war, Befreiung des Geistes. Allerdings fühlte er sich auch manchmal berufen, da zu befreien, wo bereits höchste Geistesfreiheit erstanden, dort neue Auffassungen zu verkünden, wo kein innerer Fortschritt mehr zu gewinnen war. Und so bedurfte Bülows Dirigentenevangelium ganz gewiß einer neuen kritischen Durchsicht, wie sie die jüngste Zeit getroffen hat, zum allgemeinen Kunstwohle und zur sicheren Führung der nachstrebenden Talente.

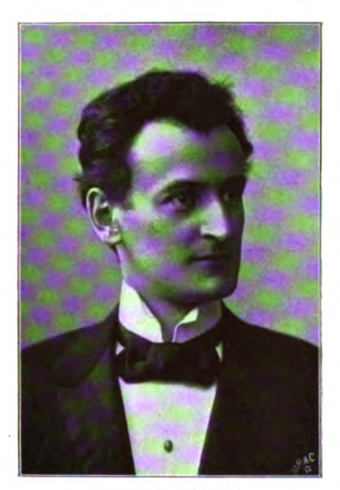


Hermann Zumpe.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Albert Meyer, Nachf. Oscar Brettschneider in Berlin W, Potsdamerstraße 125.

In weit ruhigeren Bahnen hielt sich der Bayreuther Mitkämpfer Hermann Levi, der zugleich ein Freund, ein Vertrauter des Wagnerschen Kreises geworden war. Er hat mit dem Dichter all die wechselreichen Phasen der Festspielkämpfe 1876 und 1882 durchgemacht, er schöpfte aber immer aufs neue Mut und Begeisterung aus der unerschütterlichen Energie des Meisters, der der schwer zu lenkenden Bühnenschar die bittersten Vorwürfe über ihren Unverstand machte. Sich selbst und seinem Kapellmeister-Mitarbeiter zum Trost läßt er sich vernehmen: „Primadonnen und Heldentenöre, das sind die Selbstherrscher und Tyrannen! Für diese ist der Taktschläger da unten ein ganz inferiores Wesen; unter Umständen ein eigensinniges Hindernis ihrer vermeintlichen Machtentfaltung, ein ‚verantwortlicher Minister' ohne konstitutionell zugesicherte Einwandbefugnis im despotisch regierten Opernstaat! Der Aermste fällt klaftertief in Ungnade, verliert Ansehen und alles, was er überhaupt zu verlieren hat, wenn er nicht willfährig ist und bereit, seine künstlerische Anschauung ganz und gar preiszugeben! Das war ehemals freilich anders. Von Gluck und Mozart ab waren alle Opernkomponisten zugleich Kapellmeister, die das musikalische Zepter als Taktstock führten und ihre Autorität den Sängern gegenüber geltend zu



Felix Mottl.
Nach Originalaufnahme von Oscar Suck in Karlsruhe.



Dr. Karl Muck.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Albert Meyer, Nachf. Oscar Brettschneider in Berlin W, Potsdamerstraße 125.

machen wußten.“

Levi war freilich nicht Komponist, aber in seiner Eigenschaft als nachschaffender Künstler in so umfassendem Maße selbstschöpferisch veranlagt, daß keiner wie er die Intentionen des Meisters verstehen, weiterverbreiten und geltend machen konnte. Auf ihn zielen die Wagnerschen Worte: „Der Mensch ist auf zweifache Weise Dichter, in der Anschauung und in der Mitteilung. Die natürliche Dichtungsgabe ist die Fähigkeit, die seinen Sinnen von außen sich kundgebenden Erscheinungen zu einem inneren Bilde von innen sich zu verdichten; die künstlerische, dieses Bild nach außen wieder mitzuteilen.“ Levi hat gewissermaßen den Kanon der Bayreuther Dirigierkunst geschaffen. Er hat ihn von der Festspielstadt auf die zweite Wagnerheimat München übertragen, die ihm als Generalmusikdirektor das weitgehendste Vertrauen entgegenbrachte.

Nach Levis Abgang war in München ein kurzes Interregnum eingetreten, es hatte an einer überragenden Persönlichkeit gefehlt, die die Meinungen und Anschauungen unter einem großen charakteristischen Gesichtswinkel zusammenfaßte. Der zielbewußte Generalintendant von Possart, ein Mann der Tat, aber rastete nicht, bis er den Genossen fand, der seinen Intentionen die wirksam sachverständige Unterstützung bot. Er steuerte rücksichtslos auf dieses sein Ziel los. Was konnten auch Rücksichten privater oder persönlicher Natur gelten, wo es sich um die höchsten Ziele der Kunst, um die Ideale der Menschheit handelt! Nach energievollem Schaffen und Wirken fand Possart seinen Mann, den er gleich an den rechten Platz zu stellen die Kühnheit hatte. Generalmusikdirektor Hermann Zumpe war ein Held des künstlerischen Erfolges. Das hatte er in seinem kampfreichen Leben bewiesen, das er wiederholt für einen Mann wie Schillings, den Komponisten der Ingwelde und des Pfeifertag, einsetzte. Es galt aber in erster Linie ein anderes, nicht die Wege des jüngsten Komponistendeutschland zu bahnen, sondern die hehre Bayreuther Tradition auf das neue Wirkungsfeld des Prinzregenten-Theaters zu übertragen. Und dazu war Zumpe der rechte Mann. Hatte er doch als junger Strebegeist bei Wagner selbst die Lehrjahre absolviert, wurde er doch sogar von dem Meister dazu auserlesen, die letzte Instrumentalfeile an die Tetralogie nach der Richtschnur des Schöpfers zu setzen! Mit hingebendster Pietät erzählte Zumpe gern von diesen Tagen, wo er die Kontrafagottstimmen, nachdem längst die Partitur geschlossen war, noch als Nachtrag kurz vor Beginn der Festspiele in die Stimmen eingezogen. Wie wußte Zumpe überhaupt gern über all das zu plaudern, was er in der nächsten Umgebung Wagners gesehen und gehört, gelernt und erfahren, wie er dort erst den Beruf des Dirigenten wirklich erkannt und erfaßt hatte. Leider war es ihm nicht vergönnt, lange von dem hehren Platz des Münchener Generalmusikdirektors aus diese seine hohe Überzeugung zu verkünden; seinem rastlosen Streben hat der Tod zu früh ein Ziel gesetzt.



Richard Strauß.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Albert Meyer, Nachf. Oscar Brettschneider in Berlin W, Potsdamerstraße 125.

Aber ein würdiger Nachfolger ist ihm erstanden in Felix Mottl. Mottl hat die Karlsruher Oper zu einer mustergültigen Kunststätte Wagners erhoben, Mottl

hat in Bayreuth mit voller Hingabe an die Festspielsache sich als Apostel Wagners erwiesen. Aber dieser grandiose Künstler richtet seinen Blick weit hinaus auf das Gesamtwerk, er begnügt sich nicht mit dem Dienst des Einzelnen und mag dieser auch von unerreichter Größe sein. Schon in seiner bisherigen Tätigkeit am badischen Hofe hat er den Beweis erbracht, daß man ein sehr enragierter Wagnerverherrlicher sein kann, ohne deshalb alle Andersgläubigen in Acht und Bann erklären zu müssen. Mottl versteht selbst scheinbar widerstrebende Ideale zu vereinen, er ist eine Universalnatur, er bezwingt die großen Heldendramen mit derselben Dirigentengenialität, mit der er die feingliedrigen Konversationsopern der Franzosen herausziseliert, mit der er den wildphantastischen Zug der italienischen Kunst bemeistert. Gerade in dem Stile der vornehmen komischen Oper ist seine Arbeit mustergültig. Und so steht zu hoffen, daß er dem weiten Operationsfelde, das sich ihm in München öffnet, in seiner glänzenden Vielseitigkeit vollkommen gerecht wird, daß er ebenso im Prinzregenten-Theater die Wagner-Kunst verkündet, wie er im Residenztheater Mozart Altäre baut. Seine letzten Bayreuther Ruhmestaten, namentlich seine warmblütige Auffassung des Holländers, welche diesem kaum ebenbürtig gehaltenen Frühwerke die neue Rangstufe neben den reifen Schöpfungen erzwang, stehen noch blühend in unserm Gedächtnis. Aber ob im Streite für Bayreuth oder im Streite für München — Mottl wird immer Mottl bleiben, immer der großzügige, weitblickende, alles verstehende und alles bemeisternde Orchesterführer, der ohne Aufdringlichkeit den Darbietungen schlicht und still den Stempel seiner künstlerischen Überzeugung aufdrückt.

Seit langer Zeit schwirrt auch in Berlin das Gerücht von einem Wagner-Theater im Bayreuther oder Prinzregentenstil durch die interessierten Kreise. Aber bisher ohne ernsthaften, tatsächlichen Untergrund. Die



Gustav Mahler.
Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin u. Hamburg.

Kräfte hätten wir schon in Berlin; wenn sie nur erst in die rechte Wirksamkeit träten, jeder an dem ihm zustehenden, dem seiner würdigen Platze. An Dirigenten von Tatkraft fehlt es in der Reichshauptstadt gewiß nicht. Richard Strauß, Dr. Muck, Felix Weingartner, Arthur Nikisch, welch ein Kranz von Persönlichkeiten! Freilich von ganz verschiedener Richtung und Auffassung. Schon in der äußeren Stellung ergeben sich gewisse Gegensätze. Hie Oper, hie Konzert. Es ist verständlich, daß die großen, unabhängigen Tonreiche schon manche Kontraste zeigen, wenngleich ihre Führer sich mit viel Glück in beiden Gebieten versuchen. Strauß und Muck steigen oft aus dem Theaterorchester auf das Konzertpodium, um mit demselben eindrucksvollen Gelingen die Literatur der symphonischen Kunst zu verkünden. Ihr



Ernst von Schuch.
Nach einer Aufnahme des Ateliers Adèle in Dresden-A.



Felix Weingartner.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph J. C. Schaarwächter in Berlin.

Stammsitz aber bleibt da unten im Orchestergewölbe, wo sie, den Blicken der Außenwelt entzogen, in strenger Geistesarbeit ihres Amtes walten. Welch schönes, eigenartiges Amt! Wenn oben und unten die musikalischen Parteien streiten, in Haß und Liebe miteinander wetteifern, da sitzt still verborgen auf seinem geweihten Throne der Sittenwächter der Töne, der streng und mit feierlichem Ernst jede einzelne Klangbewegung mustert, der mit Auge und Hand seine Ermahnungen erteilt, wenn einer auf dem Pfade der künstlerischen Tugend zu straucheln droht, der liebevoll richtet und wohlwollend hilft, wenn es gilt, die Kunstehre zu verteidigen. Muck und Strauß — zwei Leuchten von ganz entgegengesetzter Färbung: jener ein Meister der musikalischen Synthese, dieser ein Streiter der analytischen Interpretation. Muck tritt mit dem fertigen Bilde des darzustellenden Werkes in das Orchester. Er teilt sorgsam die Fäden des instrumentalen Gewebes, er zieht mit sachlicher Gründlichkeit die gesanglichen Linien über diese Grundfarben und stellt so in elementarer Urgewalt ein Spiegelbild der bereits geistig voll verarbeiteten Kunst für den Zuhörer her. Er überhebt diesen aller Zweifel über Auffassung und Meinungskampf; denn er hat diesen Kampf bereits mit zwingender Faust verfochten, und wenn wir das Tongemälde vor uns erstehen sehen, sind wir schnell und freudig überzeugt, daß es so und nicht anders auch im Kopfe des Komponisten geglänzt hat. Die überlegene Zufriedenheit mit der eigenen Entscheidung strömt von dem Dirigentenstabe Mucks aus, sie gibt in Bayreuth gerade dem meistumstrittenen Werke, dem Parsifal, die weihevolle Würde, deren es in erster Linie bedarf. Anders Richard Strauß. Hier tritt der Komponist als nachschaffender Künstler zu dem Werke heran. Er folgt leise und liebevoll den Spuren des Dichters, schlingt sich durch die verworrenen Gänge seiner künstlerischen Entwicklung hindurch, scheut keine Mühen und Opfer, den Werdegang der zu interpretierenden Schöpfung zu erfahren, um in der Wiedergabe dem Hörer gleichsam noch einmal den ganzen Kampf des Wachstums zu veranschaulichen. Wir werden von Strauß gleichsam noch einmal in die Werkstatt des Komponisten geführt, wir helfen mit an der Arbeit, wir streiten mit dem Dichter, wir nehmen voll Anteil an all den Phasen der inneren Durchführung und Vollendung. Im gewissen Sinne werden so die regsamen musikalischen Teilnehmer bis in die tiefsten Tiefen vertraut mit der Seele des Dichters, die aus seinem Werke spricht, sie treten in engeren Konnex mit dem Schöpfer als mit der Schöpfung, deren Eindruck erst wieder aus dem neukristallisierten Bilde der Schöpferpersönlichkeit zurückstrahlt. Strauß ist in erster Linie selbst Dichter, dem Dichter will und kann er so



Arthur Nickisch.
Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin und Hamburg.

auch in weitestem Maße die verdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Die Absichten der Dirigenten werden in Berlin oft durch den Bureaukratismus der Hoftheatereinrichtung beeinträchtigt. In Wien hat man sich bemüht, diese Schranke zu beseitigen, indem man den Orchesterführer zugleich zum Operndirektor machte. Gustav Mahler ist selbständiger, mit großen Vollmachten ausgestatteter Leiter der Opernbühne, er ist der Feldherr aller appollinischen Streitkräfte. Er ist auch zugleich des Leiters erster Diener, der Feldherr ist zugleich sein bester Stabsoffizier, der eigenartigste Charakterdirigent, den unsere Zeit aufweist. Wenn Gustav Mahler mit seiner suggestiven Gewalt das dünne Taktstöckchen in zierlichen Wellenlinien bewegt, dann bannt er nicht nur die Musiker vor und auf der Bühne völlig in seinen Willen, er breitet das gebieterisch zwingende Fluidum auch über die Zuhörer aus und gewinnt sie großherrlich für seine Ideen, seine Auffassung, seine Ausdrucksweise. Er ist ein Magier, der die tönenden Zauberformeln verlebendigt, der die Klangbuchstaben, die eben noch als Hieroglyphen erschienen, in moderne, gemeinverständliche Weltsprache umsetzt; er ist ein Tyrann, der jede selbständige Meinung durch die Gewalt seiner überzeugenden Darstellung zerstört, aber ein gütiger Tyrann, der keinen Zuhörer in Verzweiflung über sein verlorenes Ideal zurückläßt, der vielmehr ein neues, größeres, gewaltigeres Ideal an die Stelle dieses erträumten setzt. Ehe Mahler nach Wien kam, drohte die Kunst dort im sanft tändelnden Rhythmus des Wohllebens zu ersterben. Man hatte sich daran gewöhnt, nur zu genießen, ohne Mühe, ohne Tat, ohne Mitarbeit. Mahler hat in wenigen Jahren das Interesse der Wiener wieder auf höhere Ziele zu lenken gewußt, er hat sie für die moderne Kunstströmung erwärmt, für die Bestrebungen der Jungdeutschen, der Neuromantiker aller kultivierten Europaländer gewonnen. Mag man in Wien selbst mancherlei Kleinigkeiten, mancherlei Äußerlichkeiten an dem Direktor aussetzen, man wird und muß rückhaltlos anerkennen, daß er die Hofoper aufs neue mächtig emporgehoben hat.



Fritz Steinbach.
Nach einer Aufnahme des Ateliers Meffert in Meiningen.

Was Mahler für Wien, das bedeutet für die kunstsinnige Stadt Dresden der Name Ernst von Schuch. Alle Ehren, die wohl je einem Künstler geblüht, sind auf sein Haupt gehäuft. Als Generalmusikdirektor bekleidet er die erste musikalische Stellung im Königreich, als Geheimer Hofrat steht er am bevorzugten Platz in der Reihe der Beamten. Schuch ist unzertrennlich mit Sachsens Hauptstadt verknüpft, und so war es begreiflich, daß er den ehrenvollen Antrag, nächsten Winter die Wiener philharmonischen Konzerte zu leiten, ablehnte. Er ist ein Gegner des Gastdirigierens, das sich neuerdings zu einer ganz eigenen Disziplin unserer Orchesterführer ausgebildet hat. Ihre bedeutsamsten Vertreter sind Weingartner und Nikisch. Beide wurzeln in der Reichshauptstadt; doch neigt der Schwerpunkt der Tätigkeit bei Nikisch nach dem Leipziger Gewandhaus, bei Weingartner nach dem Münchener Kaimorchester. Nikisch ist ein kühner Ausleger besonders neuer und neuester Tonerscheinungen, sein Evangelium aber ist Tschaikowsky. Ihm ist die Tonsprache Anfang und Ende der Wortsprache, wie „das Gefühl Anfang und



Hans Richter.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph L. Grillich in Wien.

Ende des Verstandes, der Mythos Anfang und Ende der Geschichte, die Lyrik Anfang und Ende der Dichtkunst ist. Die Vermittlerin zwischen Anfang und Mittelpunkt, wie zwischen diesem und dem Ausgangspunkte ist die Phantasie". Auf realerem Boden steht die Kunst Weingartners. Er ist Repräsentant der Klassiker. Sein Temperament, sein kühner Höhenflug überzeugt durch Begeisterung, seine Lehre geht aus der Praxis hervor und weicht selbstbewußt allen theoretischen Grübeleien aus. Die Beethovensche Symphoniedramatik, den Haydnschen Humor, die Schubertsche Sinnigkeit weiß keiner schöner zu verherrlichen. Beide, Weingartner und Nikisch, sind von der Oper ausgegangen, allmählich aber völlig in die Konzertsphäre eingelenkt. Gerade in diesem Sommer nun haben sie in München aufs neue Gelegenheit genommen, gelegentlich der Festspiele wieder als Bühnendirigenten ihre Vielseitigkeit zu erhärten.

Als dritter Wanderapostel des Konzertsaales führte Fritz Steinbach die Meininger Hofkapelle lange Jahre durch alle musikfreudigen Plätze Deutschlands. Bach, Beethoven, Brahms war die künstlerische Devise seiner Programme. Brahms' Muse namentlich verdankt Steinbach ein gut Teil ihrer in letzter Zeit ungemein erweiterten Popularität. Jetzt hat sich der Meininger Generalmusikdirektor von dem Wanderleben zurückgezogen. In Köln winkte ihm als Leiter der Gürzenichkonzerte und des städtischen Konservatoriums eine erfreuliche, anregende und dankbare Tätigkeit.

Über all diesen in der stolzen Wagner-Auffassung des Dirigenten wirkenden Geisteshelden könnte man fast die Quelle ihrer Kraft vergessen, von der ihre Machterhebung ausgegangen, wenn nicht in regelmäßigen Zwischenräumen die Festspiele immer aufs neue nach Bayreuth wiesen. Freilich hat auch hier die Zeit manchen Wandel vollzogen. Nachdem durch den Tod Levis der alte Stützpunkt verloren war, ist das Vertrauen auf zwei schon seit langer Zeit erprobte Mitkämpfer übergegangen, Richter und Fischer. Richter und Fischer waren die objektiven Repräsentanten einer durch jahrelange Forschung gewonnenen Überzeugung, einer Tradition. Hier in Bayreuth war die Tradition auf den Thron erhoben, die das lebendige Wort des Meisters nicht nur ersetzte, sondern in höherem Sinne idealisierte und dadurch für alle Parteien noch inhaltreicher, gesetzzwingender machte, die Tradition, die alle Jünger der Wagner-Kunst wie in heiliger Glut durchschauerte; sie grub den Künstlern eherne Gesetze, sie schuf eine unantastbare Richtschnur für jede Szene, jede Rolle und bestellte so nach dem langjährigen Kampfe der Meinungen ein allseitig anerkanntes, bewundertes und bewährtes Prinzip zum Richter über Recht und Unrecht in der Wagner-Kunstmoral. Hans Richter ist der höchste Exekutivbeamte dieser Tradition, er ist es vermöge seiner langen Erfahrung, seiner außerordentlichen Befähigung, objektiv zu denken und objektiv zu urteilen. Sein treuer Adjutant war seit Jahren der Münchener Hofkapellmeister Franz Fischer. Schon 1883 von dem Parsifaldichter zum Stellvertreter in der Orchesterleitung des Weihefestspiels auserkoren, hat Fischer oft und vielseitig in der Reihe der Bayreuthdirigenten neben Levi, Richter, Mottl, Dr. Muck und Zumpe gewirkt. Er hat stets seine volle, überzeugende Hingabe an die Wagner-Sache in umfassender Begeisterung bewährt. Ein eifriger Schüler Richters ist in dem Sohne des Bayreuther Meisters erstanden. Jung-Siegfried, dessen reiches geistiges, schon vom Großvater Liszt überkommenes Erbe nach drei Richtungen auseinander strebt, nach der Komposition, der Orchesterleitung und der Regieführung, hat gezeigt, daß der Schwerpunkt seiner Anlage nach dem Szenischen, Bildnerischen neigt. Sowohl in dem Entwurf der Szenenbilder seiner Opern, namentlich aber bei der Inszenierung der Bayreuthdramen, wie des lebensvoll gestalteten Holländers im Jahre 1901,



Franz Fischer.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Ad. Baumann in München.

hat er bewiesen, daß das, was seiner Kapellmeisterfähigkeit abgeht, die souveräne ästhetische Sicherheit des Urteils, am ehesten aus dieser Arbeit des Regisseurs zu uns spricht.

Seit Jahren vereinen sich mit Siegfried Wagner in der Festspielstadt eine ganze Schar jüngerer Kapellmeister, die in der Anregung und Belehrung Bayreuths sich bilden und fördern. Die energievolle Frau Cosima ist bemüht, die begabtesten der nachstrebenden Talente auszuwählen und zur Mitwirkung in der so reichhaltig notwendigen musikalischen Unterstützung, besonders hinter der Szene, heranzuziehen. So hat sich ein Stamm von heranwachsenden Wagner-Dirigenten gebildet, die streng in der Bayreuther Tradition denken und fühlen und diesen ihren willig und freudig übernommenen Glauben hinaustragen in die Lande. Der Umstand, daß bei der Besetzung hervorragenderer Kapellmeisterstellen im Reiche mit Vorliebe solche in Bayreuth wirksam gewesenen Talente ausgewählt werden, beweist, welches Gewicht die Allgemeinheit heute der Tradition der Bayreuthgemeinde beimißt. Mögen diese Künstler später auch nur zum abgemessenen Teile ihre Tätigkeit dem Bayreuthwerke widmen, sie haben dort in der Festspielstadt gelernt, den hehren, vornehmen Geist auf eine große Sache zu übertragen. Sie werden diese Überzeugung als ein treues Bekenntnis in ihrem Innern mit sich tragen und, gleichviel welches Meisterwerk aus klassischer oder romantischer Zeit ihrem Taktstock anvertraut sein mag, mit diesem nach der Lehre der Bayreuthapostel gewonnenen Ernste und idealen Schwunge vor die ihrer Führung anvertraute Musikerschar hintreten und ihre großen, verantwortungsvollen Aufgaben lösen. So wirken die hervorragenden Taktstockkünstler in den verschiedensten Lebenslagen im Grunde ihres Herzens heute alle als echte geläuterte Wagner-Dirigenten.



Siegfried Wagner.
Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin u. Hamburg.



Auf einen Brief der Geliebten aus Venedig.

Von

W. von der Schulenburg.

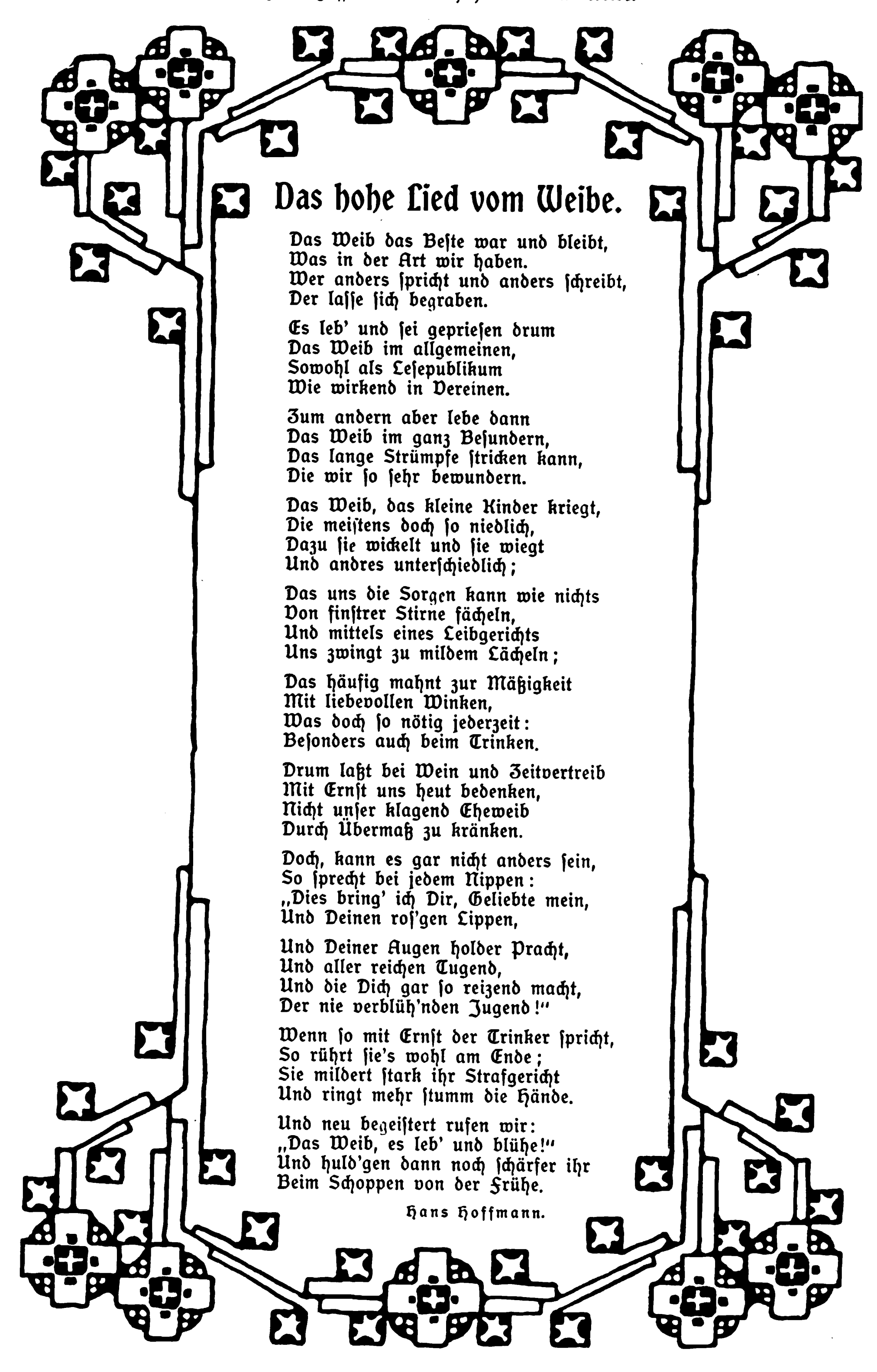
Dein Brief ist schmeichelnder Sonnenglanz
Wie ihn die Märchen schildern;
Dein Brief ist ein Hauch des Morgenlands,
Der Goldton aus Tizians Bildern ...

Er ist eine Wundermelodie
Der Wogen an marmornen Stufen,
Ein zögernder Schrei, wie ihn des Nachts
Die Gondoliere rufen;

Des Nachts, wenn neu Venedig lebt
Und Lauten tönen vom Lande,
Wenn weiche Schönheit träumend schwebt
Auf dem Canale grande ...

Dein Brief ... es zittert die strahlende Flut
Der schweigenden Kanäle ...
Dein Brief ... es ringt eine zehrende Glut
Sich los von Deiner Seele ...





Das hohe Lied vom Weibe.

Das Weib das Beste war und bleibt,
Was in der Art wir haben.
Wer anders spricht und anders schreibt,
Der lasse sich begraben.

Es leb' und sei gepriesen drum
Das Weib im allgemeinen,
Sowohl als Lesepublikum
Wie wirkend in Vereinen.

Zum andern aber lebe dann
Das Weib im ganz Besundern,
Das lange Strümpfe stricken kann,
Die wir so sehr bewundern.

Das Weib, das kleine Kinder kriegt,
Die meistens doch so niedlich,
Dazu sie wickelt und sie wiegt
Und andres unterschiedlich;

Das uns die Sorgen kann wie nichts
Von finstrer Stirne fächeln,
Und mittels eines Leibgerichts
Uns zwingt zu mildem Lächeln;

Das häufig mahnt zur Mäßigkeit
Mit liebevollen Winken,
Was doch so nötig jederzeit:
Besonders auch beim Trinken.

Drum laßt bei Wein und Zeitvertreib
Mit Ernst uns heut bedenken,
Nicht unser klagend Eheweib
Durch Übermaß zu kränken.

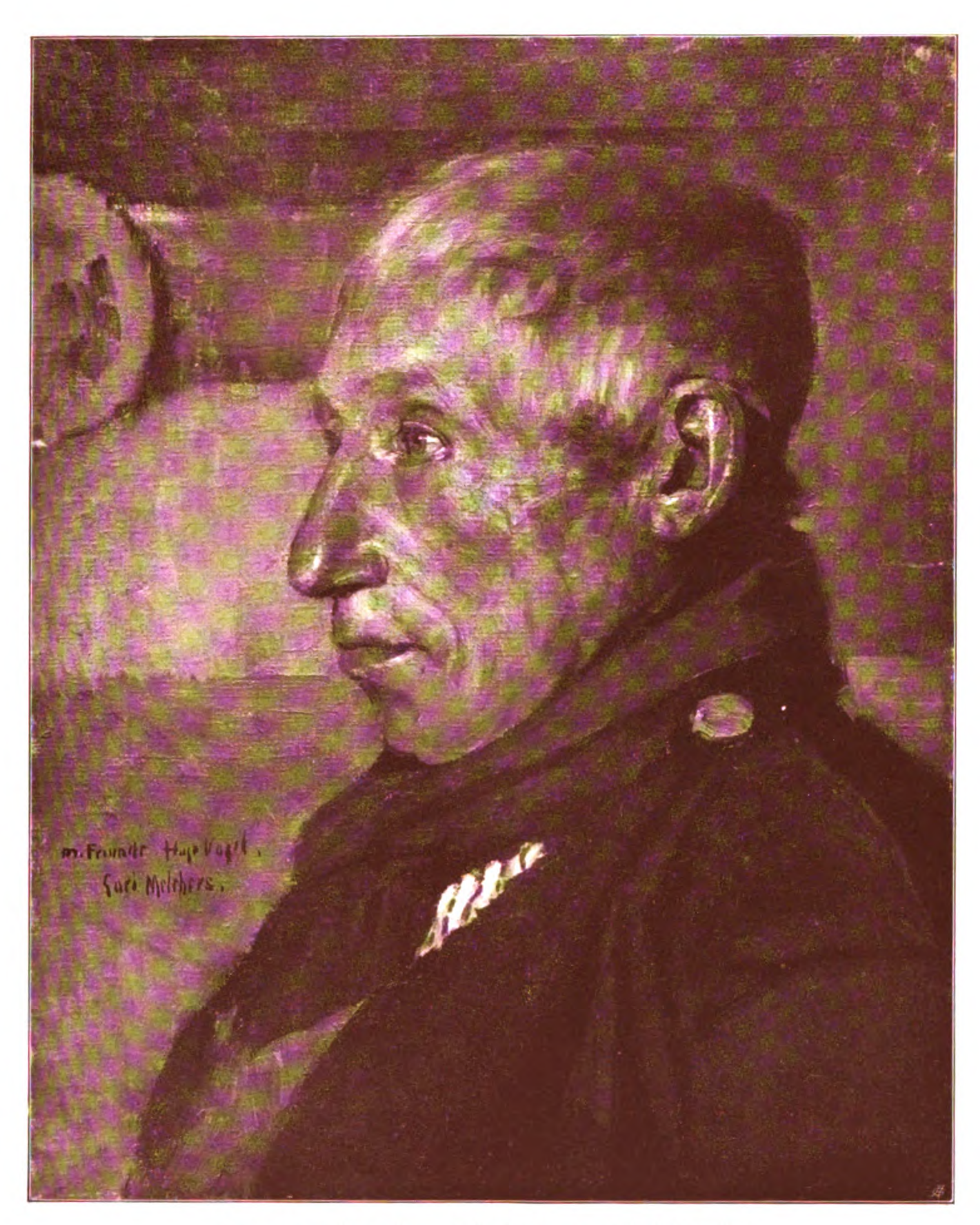
Doch, kann es gar nicht anders sein,
So sprecht bei jedem Nippen:
„Dies bring' ich Dir, Geliebte mein,
Und Deinen ros'gen Lippen,

Und Deiner Augen holder Pracht,
Und aller reichen Tugend,
Und die Dich gar so reizend macht,
Der nie verblüh'nden Jugend!"

Wenn so mit Ernst der Trinker spricht,
So rührt sie's wohl am Ende;
Sie mildert stark ihr Strafgericht
Und ringt mehr stumm die Hände.

Und neu begeistert rufen wir:
„Das Weib, es leb' und blühe!"
Und huld'gen dann noch schärfer ihr
Beim Schoppen von der Frühe.

Hans Hoffmann.



Fischer aus Volendam. Studienkopf von Gari Melchers-Paris.



Abb. 1. Trinkschale mit Henne, verfertigt von Tleson. 15,5 cm hoch.

Abb. 2. Becher (Kantharos). Herakles im Kampf mit den Kentauren. 22,5 cm hoch.

Abb. 3. Trinkschale mit Kopf und Augen. 17,5 cm Durchmesser.

Griechische Tongefäße.

Von

Dr. Adolf Brüning.

Mit dreiundzwanzig Abbildungen nach Originalen des Antiquariums zu Berlin.

Aus der gewaltigen Masse der Tonwaren, die seit den Anfängen aller Kultur bis auf unsere Zeit von den Völkern der Erde geschaffen worden sind, ragen mehrere künstlerisch besonders hoch stehende Gruppen bedeutsam hervor: die griechischen Tongefäße, die italienischen Majoliken, die Fayencen Delfts und Frankreichs, das europäische Porzellan des XVIII. Jahrhunderts, das chinesische Porzellan, die japanischen Töpferarbeiten, die keramischen Erzeugnisse der islamitischen Kunst. Sowohl an Alter wie an künstlerischem und kulturgeschichtlichem Wert stehen an erster Stelle die Werke der griechischen Töpfer. Mag die Schätzung mancher der erwähnten Erzeugnisse von ihrer jetzigen Höhe herabsinken, die unvergängliche Schönheit der besten griechischen Arbeiten wird alle Wandlungen des Geschmacks überdauern.

Neben den künstlerischen Eigenschaften, welche die griechischen Tongefäße besitzen, entströmt ihnen ein solcher Reichtum mannigfaltiger Beziehungen, wie keinem anderen verwandten Produkt menschlicher Kunstfertigkeit. Unsere Erkenntnis der antiken Kunst würde nur sehr beschränkt sein, wenn wir diese Tonvasen nicht hätten. Ihre Bilder ersetzen uns die verloren gegangenen Werke der großen Malerei, sie ergänzen unsere Vorstellung von der griechischen Plastik und vor allem auch des Kunstgewerbes. Sie gewähren uns ferner einen tiefen Einblick in alle Seiten des antiken Lebens, von der Götterverehrung bis zu den niedrigsten Bedürfnissen des Menschen. Selbst die Literatur des Altertums erfährt durch sie eine wertvolle Illustration. So wachsen die griechischen Tonwaren aus dem engen Kreise der Keramik heraus zu umfassender Bedeutung empor.

Diesem hohen Werte entspricht auch das Maß wissenschaftlicher Arbeit, das an die Erforschung dieser bedeutsamen Urkunden menschlicher Kultur gesetzt worden ist. Während z. B. die Geschichte des deutschen Porzellans im XVIII. Jahrhundert noch kaum in rohen, skizzenhaften Umrissen festgelegt ist, hat man fast jedes einzelne hervorragendere Stück griechischer Töpferkunst einer eingehenden Untersuchung unterzogen.

Die Anzahl der noch vorhandenen Gefäße ist verhältnismäßig sehr groß. Ihre Erhaltung verdanken sie der antiken Sitte, dem Toten die Geräte des täglichen Gebrauchs mit ins Grab zu geben, damit er

im Jenseits nichts von dem zu entbehren habe, was ihm auf Erden das Leben angenehm und bequem gemacht hatte. Auf griechischem Boden haben sich in Särgen Dutzende von Gefäßen verschiedener Form erhalten. Weit größer aber war die Ausbeute in Etrurien, wo die Sitte herrschte, die Toten in großen unterirdischen, wie die Wohnung der Lebenden eingerichteten Grabkammern beizusetzen. So wurden im Jahre 1830 in der Nähe von Vulci in einem einzigen Grabe allein 3000 bemalte griechische Vasen gefunden. Gerade Etrurien war im Altertum ein bedeutendes Absatzgebiet für den griechischen Tonwarenmarkt, ganze Fabriken arbeiteten nur für den Export nach Etrurien und ließen sich auch nicht selten in ihren Erzeugnissen von dem Geschmack der Abnehmer bestimmen. Neben Etrurien bietet reiche Fundorte für griechische Tongefäße Unteritalien, wo seit dem Ende des V. Jahrhunderts, als die Athener — vielleicht infolge des unglücklichen Feldzugs nach Sizilien — ihr Absatzgebiet in Großgriechenland verloren hatten, eine selbständige keramische Industrie sich ausbildete. Sogar bis in die Po-Ebene wurden die griechischen Erzeugnisse exportiert, ferner nach Afrika, über Kreta und Rhodos hinab bis nach Cypern, in die kleinasiatischen Küstenländer und die griechischen Niederlassungen in Südrußland; die hier gefundenen Gefäße sind in Mengen in die kaiserlichen Sammlungen zu St. Petersburg gewandert. Die schönsten Gefäße wurden in Athen selbst hergestellt, wo die Töpfer ein ganzes nach ihnen benanntes Stadtviertel, den Kerameikos, bewohnten.

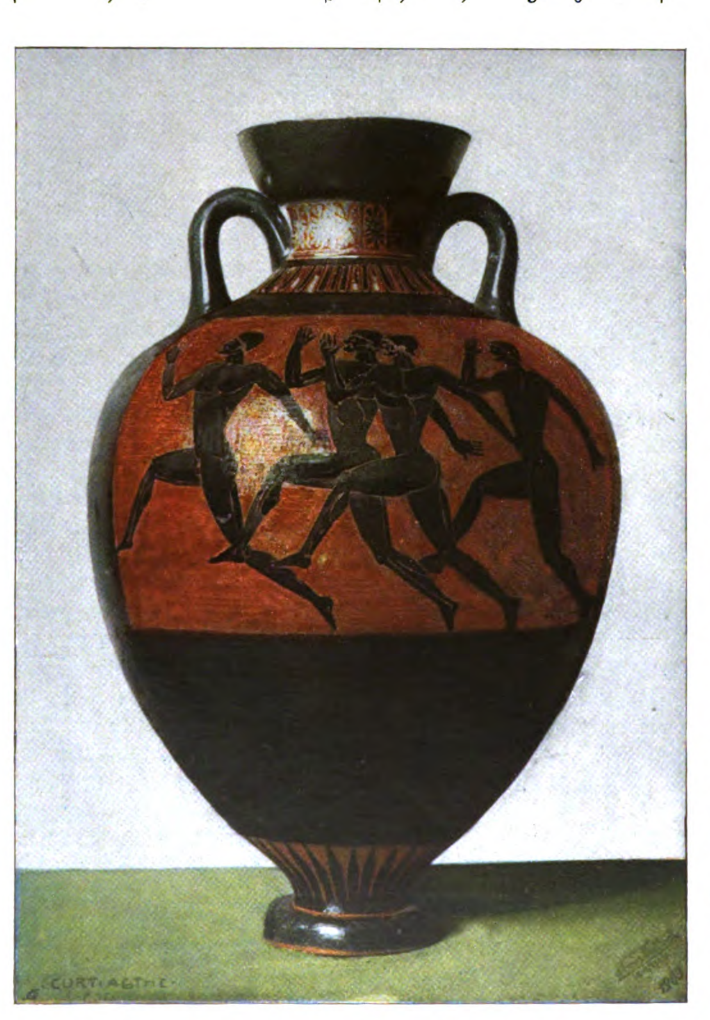


Abb. 4. Panathenaeische Amphora. Wettlauf. 63 cm hoch.

Das Material, aus dem die griechischen Vasen gefertigt sind, ist ein überaus feiner, sehr sorgfältig zubereiteter Ton, dessen gelbrote Färbung häufig noch durch einen Farbzusatz erhöht wurde. Die Gefäße sind auf der Drehscheibe gefertigt, ihre Wände zeichnen sich durch große Dünne und Härte aus. Die Bemalung geschah in dreifacher Weise.

In der älteren Zeit (6. Jahrh. vor Chr.) wurden auf den warmroten, ins Orange hinüberspielenden Tongrund des einmal gebrannten Gefäßes die Figuren und Ornamente als Silhouetten in einer schwarzen Firnisfarbe von leuchtend metallischem Glanz aufge-

malt. Nach dem Auftrag des Firnis wurde das Gefäß zum zweitenmal dem Feuer ausgesetzt, so daß die Glut des Ofens Ton und Farben band. Die Innenzeichnung gravierte man mit einem scharfen Griffel ein, als Deckfarben wurden dann noch in sparsamer Verwendung Rötlich-Violett und Weiß aufgetragen. Mit der weißen Farbe wurden die nackten Körperteile der Frauen, die Gewänder der Wagenlenker, die Haare der Greise und auch wohl einzelne Pferde hervorgehoben.

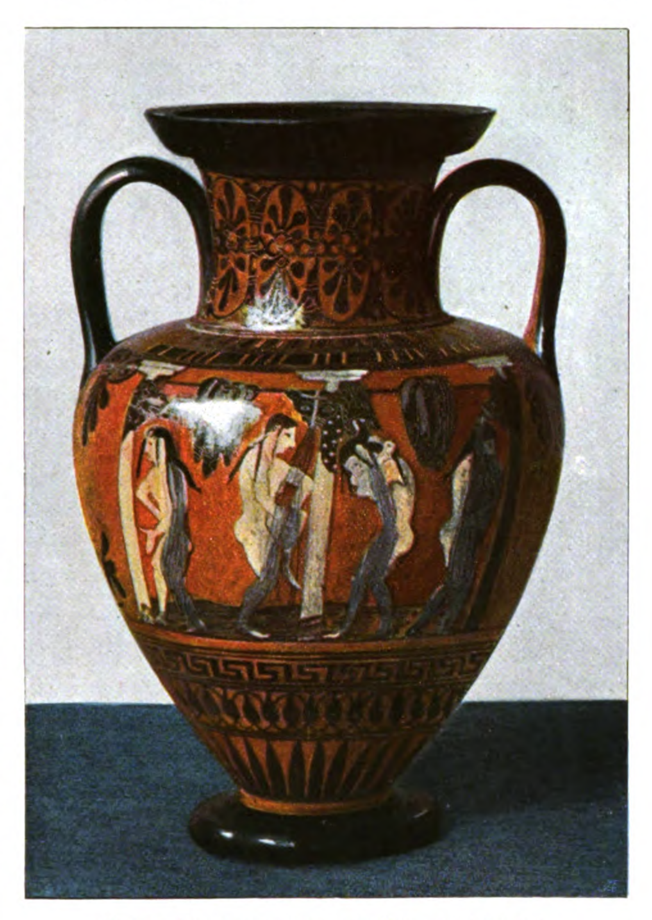


Abb. 5. Amphora. Frauen im Bade. 31,5 cm hoch.

Diese schwarzfigurige Malerei wird gegen Ende des 6. Jahrhunderts abgelöst durch den sogen. rotfigurigen Stil. Umgekehrt wird jetzt der ganze Grund der Vase mit dem schwarzen Firnis überzogen, die Figuren werden ausgespart, so daß sie rot auf schwarzem Grunde stehen. Die Innenzeichnung, die Angabe der Haare, der Muskeln, der Gewandfalten u. dergl. wird mit derselben Firnisfarbe ausgeführt. Das Geheimnis der Zusammensetzung dieser schönen schwarzen Farbe hat sich nicht ergründen lassen. Alle Versuche, es wieder zu gewinnen, sind auch den in solchen Dingen findigen Fälschern erfolglos geblieben. Für den Auftrag der überaus fein verlaufenden Linien benutzten die Vasenmaler wahrscheinlich eine Schnepfenfeder. Da der Tongrund die Farben rasch aufsaugt, so waren Verbesserungen ausgeschlossen. Mit wunderbarer Sicherheit verstand es der Vasenmaler, seine entzückenden Figuren direkt auf den Grund zu setzen, so daß jeder Strich sofort saß.

Neben dieser rotfigurigen Malerei kommt im 5. und 4. Jahrhundert in der attischen Vasenkunst noch eine vielfarbige Malerei auf weißem Grunde vor, die deshalb von besonderer Bedeutung ist, weil sie uns annähernd eine Vorstellung von der farbigen Wirkung der vernichteten Wand- und Tafelgemälde gibt. Die Bildfläche ist mit einem weißen oder gelblichen Kreidegrund überzogen, auf den dann in verschiedenen Farben gemalt wurde. Da diese Farben nicht eingebrannt sind, besitzen sie nicht die unverwüstliche Dauer des Firnis. Diese Art der Dekoration wurde deshalb auch weniger für Gebrauchsgegenstände angewandt, sondern sie blieb im wesentlichen auf eine für den Gräberkult bestimmte Gattung, die sogen. Lekythen, beschränkt (vgl. Abb. 13).

Von unvergleichlicher Schönheit sind die Gefäßformen, deren es eine außerordentlich große Anzahl gibt. Umrißlinien von vollendetem Ebenmaß umschließen den Gefäßkörper. Das Auge gleitet mit Wohlgefallen an den Wandungen der Vasen entlang, es empfindet einen Genuß, wie das Ohr beim Vernehmen einer Melodie von höchstem Wohlklang. Wie vom zierlich gebildeten

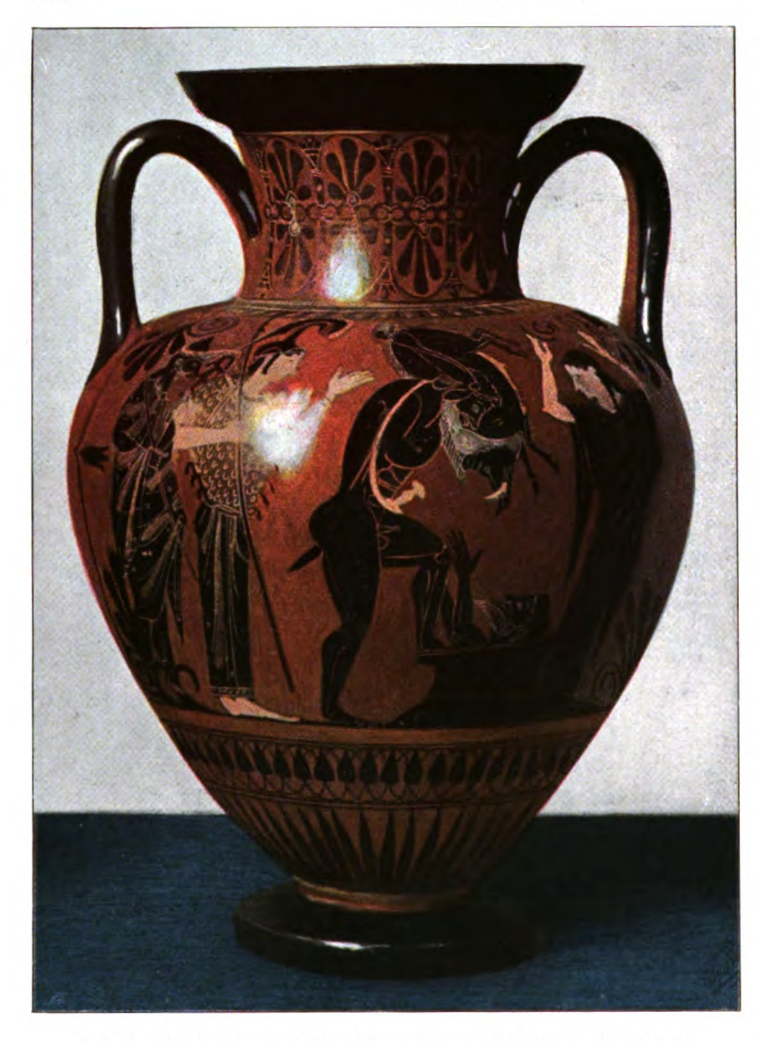


Abb. 6. Amphora. Herakles mit dem Erymanthischen Eber. 38 cm hoch.

neten Erzeugnissen jenes ostasiatischen Kulturvolkes für die Würdigung antiker Vasen sehr lehrreich. Zunächst fehlen fast sämtlichen chinesischen Porzellanen die Henkel, während es unter den griechischen Tongefäßen kaum eines gibt, das der Griffe entbehrt. Gerade aber die Bildung der Henkel und ihre Verbindung mit dem Gefäßkörper ist bei den antiken Vasen fast unübertrefflich zu nennen. Die Henkel scheinen so natürlich und organisch aus dem Vasenkörper herauszuwachsen, wie die Glieder bei einem lebenden Wesen. Sodann setzen bei den griechischen Gefäßen die einzelnen Teile, Fuß, Körper, Hals, Mündung &c., scharf voneinander ab, an den Übergängen sind nicht selten feine Profile eingeschoben. Bei den chinesischen

Fuß der Gefäßkörper allmählich emporwächst, in schön geschwungenen Linien anschwillt, um dann in elegantem Zuge zum Halse überzugehen, wie dieser wieder in leichter Biegung zur Mündung sich ausbreitet, wie die Henkel mit der Silhouette des Gefäßes zu sattem Ausklang sich verbinden und dabei ihren Zweck doch aufs trefflichste erfüllen: alles das ist von einer so wunderbaren Harmonie, daß man glauben möchte, auf dem Gebiete der Gefäßbildnerei könne überhaupt nichts Vollendeteres mehr geschaffen werden. Nur die besten chinesischen Porzellanvasen lassen sich einigermaßen mit den griechischen Tongefäßen vergleichen. Überhaupt ist eine Nebeneinanderstellung mit diesen ausgezeich-

Vasen umschließt dagegen das Gefäß ein einheitlicher ungegliederter Kontur, die Teile gehen in weichen Linien ineinander über. Eine reichere Gliederung ist aus dem Grunde ausgeschlossen, weil die Porzellanmasse stark im Brande schwindet und in sich zusammensinkt; scharfe Absätze, feine Profile würden dabei verloren gehen. Der Ton der griechischen Gefäße scheint sich im Brande fast gar nicht verändert zu haben, die Formen scheinen in derselben Schärfe, wie die Hand des Töpfers sie schuf, aus dem Ofen gekommen zu sein.

Unter den zahlreichen Gefäßformen erfreuen sich bestimmte Gattungen einer besonders liebevollen Ausbildung. Sie werden

mit größeren oder geringeren Änderungen immer wieder aufgenommen. Das umfangreichste Erzeugnis der griechischen Töpfer ist der Pithos, ein großes Vorratsgefäß zur Aufbewahrung von Wein, Öl, Wasser, getrockneten Früchten 2c., er vertritt die Stelle unseres Fasses. In der Regel liefen die Pithoi unten spitz zu und wurden zur Hälfte in den Boden eingegraben. In dem jüngst ausgegrabenen Palaste des Minos zu Kreta sind sie noch in den Vorratsräumen zu Hunderten gefunden worden. Gelegentlich diente der Pithos auch zu anderen Zwecken. Diogenes hatte sich ein solches Faß zur kühlen Behausung gewählt, und im Falle der Not benutzte man sie auch wohl als Zufluchtstätte.

Ein Vorratsgefäß ist auch der Stamnos (Abb. 8), ein großes, weitbauchiges Gefäß mit kurzem, leicht eingezogenen Halse und breiter Mündung. Die kräftigen horizontalen Griffe setzen hoch oben an der Schulter an. Sie sind von gedrungenem festen Bau, um an ihnen das beschwerte Gefäß sicher tragen zu können.

Weitaus die beliebteste Form war die Amphora, die sich in zahlreichen Variationen wiederholt. Sie diente mancherlei Zwecken, vielfach mag sie auch nur als Ziergefäß gebraucht worden sein. Die Grundform besteht aus einem bald mehr der Eiform, bald der Kugelgestalt sich nähernden Körper mit längerem oder kürzerem Halse. Die vertikalen Henkel sind so angefügt, daß sie, vom Halse aufsteigend, sich in gefälliger Kurve zur Schulter senken. Eine besonders edle und vornehme Form dieser Gattung ist die nolanische Amphora, so benannt, weil ein großer Teil dieser Gefäße aus den Gräbern von Nola stammt (Abb. 11). Der Bauch ist hier eiförmig, der Hals ziemlich hoch, so daß die Henkel sich in schöner, langgezogener Linie entwickeln können. Andere, wie die sogen. panathenäischen Preisamphoren, sind breitbauchig und kurzhalsig, die Henkel infolgedessen nur klein. Sie wurden den Siegern in den Wettkämpfen bei den Panathenäen, dem attischen Nationalfeste, in der Zahl von 6—140, gefüllt mit Öl, das den dem Zeus und der Athena heiligen Ölbäumen entnommen wurde, als Preis geschenkt. Das Öl durfte ins Ausland verkauft werden. Daraus erklärt sich, daß die größte Anzahl dieser Vasen in Italien gefunden worden sind. Auf der Vorderseite dieser Gefäße ist stets Athena, die Schutzgöttin der Stadt, dargestellt, auf der Rückseite die entsprechenden Wettkämpfe: Wagenrennen, Faustkampf, Diskoswurf, Laufen (Abb. 4) und Ringen. Eine besonders schöne, schlanke Gattung von Amphoren mit langem Halse und entsprechend langen ele-



Abb. 7. Wasserkrug (Hydria).
Anschirrung eines Viergespanns. 43,5 cm hoch.

Abb. 8. Weinkrug (Stamnos).
Medea verjüngt den Widder. 34 cm hoch.

ganten Henkeln waren die Prothesis- oder Bestattungsvasen. Sie sind unten hohl und dienten dazu, auf einem Holzpflock auf den Grabhügel als Schmuck gesetzt zu werden. Die Darstellungen haben die Bestattung und Totenklage zum Gegenstande.

In Größe und Umfang steht der Amphora die Hydria nahe, die unserem Wassereimer entspricht (Abb. 14). Sie ist ein bauchiges, nach unten ziemlich stark sich verjüngendes Gefäß mit breiten, flachen Schultern und mäßig hohem Halse. In der Höhe der Schultern trägt sie zwei horizontale kurze Griffe, auf der Rückseite des Halses einen vertikalen Henkel, der etwas über die Mündung herausragt. Die Griffe dienen zum Aufheben, der Henkel zum Umstürzen des Gefäßes beim Ausgießen. Die Hydrien wurden von den wasserholenden Frauen auf dem Kopfe getragen. Das sich aus der dadurch bedingten geraden Haltung des Körpers ergebende vornehme Motiv wurde von den griechischen Architekten aufgegriffen und in der Form der sogen. Karyatiden, deren schönste das Erechtheion in Athen schmücken, für alle Zeiten in künstlerischer Verklärung festgehalten.

Zahlreiche andere Gefäßformen entwickelten sich aus den beim Trinkgelage üblichen Gebräuchen. Da die Alten den Wein nicht unvermischt tranken, sondern stets in Verbindung mit Wasser, bedurfte man eines größeren Gefäßes, in dem diese Mischung vorgenommen werden konnte, des Kraters, einer Art von Bowle in der Form einer umgestülpten Glocke (Abb. 17). Die weit ausladende Mündung entspricht vorzüglich dem Zwecke des Gefäßes, aus dem man mit einem Schöpflöffel den Wein in die Becher füllte. Die Henkel setzen ungefähr in der Höhe des Bodens an und schwingen sich dann ziemlich weit nach außen hin, da ja die Arme um den breiten Rand des Kraters herumzugreifen hatten. Die ziemlich kleine einhenkelige Weinkanne, die Oinochoe (Abb. 16), hat eine kleeblattförmige Mündung, die so ausgestaltet ist, daß der Wein sich in gleichmäßigem, schmalen Flusse aus der Kanne ergießen kann. Sehr mannigfaltig sind die Formen des eigentlichen Trinkgefäßes. Der Kantharos (Abb. 2), ein hochfüßiger, umfangreicher Becher mit großen Henkeln, die wie Riesenohren abstehen, ist der Becher besonders trunkfester Zecher. Auf der athenischen Amphora in der Abb. 11 erscheint er in der Hand des Trinkgottes Dionysos-Bakchus; auch seine Genossen, die Silene, und Herkules bedienten sich seiner.

Das schönste Produkt der attischen Gefäßbildnerei überhaupt ist die Trinkschale. Die älteren sind noch etwas schwerfällig im Aufbau; auf hohem Fuß erhebt sich eine ziemlich tiefe Schale, deren Rand deutlich von dem Körper sich absetzt, direkt unter diesem Absatz sind die schön geschwungenen Griffe angebracht (Abb. 1). Allmählich verändert sich die Form, der Fuß wird kürzer; bei der Schale, die noch immer ziemlich tief ist, wird der Rand nicht mehr als besonderer Teil ausgebildet, dagegen der Fuß



Abb. 9. Trinkschale. Gigantenkampf. Verfertigt von Ergotimos, bemalt von Aristophanes. 35 cm Durchmesser.

Abb. 10. Trinkschale. Achill verbindet Patroklos. Arbeit des Sosias. 32 cm Durchmesser.



Abb. 11. Sogen. „Nolanische" Amphora. Dionysos. 31,5 cm hoch.

Abb. 12. Trinkschale. Urteil des Paris. 13,5 cm hoch.

noch als selbständiges Glied betont (Abb. 3), bis dann allmählich jene wundervolle zierliche und graziöse Form sich entwickelt, bei der Fuß und Schale von einer einheitlichen ungebrochenen Umrißlinie von prächtigem Schwunge umschrieben wird (Abb. 9, 10 u. 12). Die Schale wird jetzt sehr flach, ihr Gebrauch setzt schon ein hohes Maß vornehmer Gesittung voraus, jede ungeschickte Bewegung würde den Trank verschütten. Es ist eine Form des Trinkgefäßes, verwandt den zerbrechlichen flachen Glasschalen der Venetianer des XVI. Jahrhunderts, deren Gebrauch ebenfalls feingebildete Hände verlangte. Die gleichzeitigen Deutschen verstanden nicht mit solchen Dingen umzugehen. Für ihre breiten Fäuste mußten kräftige Gläser mit derben Knorren geschaffen werden.

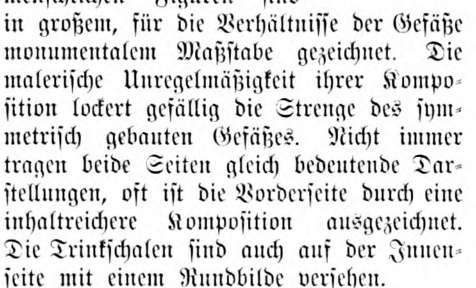
Eine sehr merkwürdige Gruppe bilden die Becher in Gestalt menschlicher Köpfe, von denen einer in der Abb. 23 dargestellt ist. Er trägt an der einen Seite einen bärtigen Silenskopf, auf der anderen ein weibliches Gesicht. Auch Negerköpfe kommen in dieser Verwertung vor. Erscheint bei diesen Bechern die Anwendung des Kopfes mehr als eine bizarre Künstlerlaune, so ist dagegen die Verwendung des Tierkopfes beim Trinkhorn, Rhython, sinnvoller und der Natur des Vorbildes angemessener. Die Benutzung eines Tierkopfes als Ausflußöffnung war ja auch sonst im Altertum sehr beliebt, man vergleiche nur die Wasserspeier im Frauenbad auf der Abb. 5. Beim spitz zulaufenden Trinkhorn wählte man mit Vorliebe längliche Köpfe, wie vom Pferd, Maulesel, Reh, Hund, Greif, Widder (Abb. 21). Die Köpfe sind mit einer feinen Öffnung versehen, aus der der Wein in dünnem Strahl in ein Gefäß oder auch direkt in den Mund gegossen wurde.

Andere Gefäße dienten zur Aufnahme von Öl oder Salben, wie die Lekythos, ein fast zylindrisches Gefäß mit flachen Schultern, engem Halse und breitem Ausguß; der schmale Hals gestattet nur ein allmähliches Ausfließen des Öls (Abb. 13). Die meisten dieser Gefäße wurden bei der Bestattung benutzt, man salbte aus ihnen die Toten, stellte sie um die Leiche herum und gab sie auch den Verstorbenen mit ins Grab. Die Darstellungen betreffen die Bestattung und den Totenkult. Andere Salbgefäße dienen nur zu profanen Zwecken. Aus dem kleinen kugelförmigen Aryballos (Abb. 15), der häufig nur so groß ist, daß er sich bequem mit der Hand umspannen ließ, salbte sich der Ringkämpfer vor dem Wettkampfe. Die beim Ringen infolgedessen sich bildende Schmutzkruste wurde nach Beendigung des Kampfes mit einem sichelförmig gekrümmten Eisen abgeschabt. In dem zierlichen länglichen Alabastron bewahrten die griechischen Damen ihre duftenden Salben auf.

In der Ornamentik der griechischen Tongefäße herrscht dieselbe strenge Gesetzmäßigkeit wie in ihrem Aufbau. Die Verzierungen, seien es nun Ornamente oder figürliche Darstellungen, ordnen sich stets dem architektonischen Bau des Gefäßes unter, sie betonen dessen Gliederung und heben die schönen Verhältnisse der Formen hervor. Hals, Schulter, Körper und Fuß sind häufig durch besondere Ornamentstreifen, Mäander, Stabornamente, Palmettenbänder u. a., in älterer Zeit auch durch schmale Tierfriese voneinander abgesetzt, auch die Darstellungen werden von ähnlichen Ornamenten eingefaßt. Vorder- und Rückseite der Gefäße sind zumeist durch schön gezeichnete, die Henkel umspielende Palmetten voneinander geschieden. Die menschlichen Figuren sind in großem, für die Verhältnisse der Gefäße monumentalem Maßstabe gezeichnet. Die malerische Unregelmäßigkeit ihrer Komposition lockert gefällig die Strenge des symmetrisch gebauten Gefäßes. Nicht immer tragen beide Seiten gleich bedeutende Darstellungen, oft ist die Vorderseite durch eine inhaltreichere Komposition ausgezeichnet. Die Trinkschalen sind auch auf der Innenseite mit einem Rundbilde versehen.



Abb. 13. Ölflasche (Lekythos). Schmückung des Grabes. 28,5 cm hoch.



Die Malerei ist ganz und gar flächenhaft, alle Gegenstände liegen in einer Ebene, niemals wird der Versuch gemacht, in die Tiefe zu dringen oder durch Lichter und Schatten zu modellieren. Selbst Architekturen werden in der Blütezeit der griechischen Vasenmalerei ganz als Flächen, nicht als Körper behandelt, sie werden nur angedeutet, wie z. B. das Badehaus in der Abb. 5. Erst in der späteren Zeit fängt man an, die Körper ein wenig durch Strichlagen zu modellieren und Bauten perspektivisch darzustellen (Abb. 20). Handelt es sich um größere Gruppen von Figuren, die in der Wirklichkeit zum Teil hintereinander aufgestellt sein würden, so setzt man sie in mehreren Reihen übereinander. Diese Malereien wollen eben nicht als selbständige Bildwerke wirken, sondern sie haben nur die Bestimmung, die Fläche der Gefäße zu schmücken. Daher ihr streng flächenhafter Charakter.

Da von den Werken der großen Maler, eines Polygnot, Mikon, Apelles 2c., nichts mehr vorhanden ist, so sind die Vasenmalereien als fast einzige Repräsentanten der antiken Malerei, von unschätzbarem Wert. Sie geben uns einen Begriff von der allmählichen Entwickelung der griechischen Malerei, von den ersten schüchternen Versuchen bis zur reifen Vollendung. — Die Bilder der schwarzfigurigen Vasen sind noch mangelhaft und ungeschickt. Der Künstler ringt noch mit der Form. Die Figuren erscheinen ausschließlich in Profilstellungen. Das Auge wird dabei als von vorn gesehen dargestellt. Die Muskeln treten in schwellender Fülle hervor, die Hüften sind stark eingezogen. Die Bewegungen sind hart und eckig, vielfach wirken sie wie Karikatur. Die Gewandung ist in regelmäßige Falten gelegt und unabhängig von dem darunter steckenden Körper behandelt. Schritt für Schritt können wir nun verfolgen, wie allmählich die Fesseln der altertümlichen Gebundenheit abgestreift werden, die Körper naturwahrer gezeichnet, die Stellungen kühner und lebendiger, die Bewegungsmotive reichhaltiger werden. Die Gewandung wird in ihrem Zusammenhang mit dem Körper richtig erfaßt, selbst die Köpfe werden belebt, an die Stelle der grinsenden, starren Züge tritt jetzt der Ausdruck geistigen Lebens. Die Entwickelung vollzieht sich in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit, in wenig mehr als fünfzig Jahren haben die attischen Vasenmaler sich alle Darstellungsmittel erobert. Natürlich sind sie in diesem Fortschritte abhängig von der großen Malerei, sie spiegeln im kleinen deren Entwickelung wieder. Beziehungen zu den monumentalen

Wandbildern lassen sich genug nachweisen. Doch muß man sich hüten, den Vasenmalern jede eigene Persönlichkeit abzusprechen. Exekias, Amasis und Nikosthenes, die Meister des schwarzfigurigen Stils, die rotfigurigen Maler Epiktet, Euphronios, Peithinos, Hieron, Brygos, Duris und Aristophanes sind Individualitäten von hoher künstlerischer Begabung. Sicher wird auch vieles auf ihre eigene Erfindung zurückgehen.

Die Hauptentwickelung der attischen Vasenmalerei vollzieht sich im V. Jahrhundert. Im IV. Jahrhundert werden allerdings noch einige duftige Nachblüten gezeitigt, die Führung aber übernimmt jetzt Unteritalien. Das Hauptgewicht wird nun auf äußere Prachtentfaltung gelegt, die Formen werden mit allerlei plastischem Zierat überladen, die Malerei durch Zutat verschiedener Farbentöne bunt. Es offenbart sich in allem, auch in der flüchtigen Zeichnung, ein Verfall.

Ebenso wie die große Malerei auf den Vasen sich wiederspiegelt, so finden auch die Werke der Literatur ihren Niederschlag in den Bildern der Tongefäße. In der älteren Zeit ist es das Epos, das den Vasenmalern reichlichen Stoff liefert. Seit der zweiten Hälfte des V. Jahrhunderts beginnt das Theater seinen Einfluß auszuüben. Manche Bilder sind direkte Wiedergaben von Theaterszenen. In der unteritalischen Gefäßmalerei des IV. Jahrhunderts nimmt diese Einwirkung des Theaters noch zu, besonders sind es die Tragödien des Euripides, die auf den großen apulischen Prachtgefäßen für uns wieder aufleben. Die reich gestickten Kleider der Figuren auf den unteritalischen Vasen sind offenbar von Theaterkostümen abhängig. Auch Szenen aus Possen mit komischen Figuren sind häufig dargestellt. Ein gutes Beispiel dieser Art gibt der Krater des Assteas (Abb. 17). Die Bühne erhebt sich auf einem Unterbau, der mit einer Säulenstellung geschmückt ist. Links sieht man eine auf die Szene führende Seitentür. An der Rückwand der Bühne hängen zwei weibliche Masken und ein Efeukranz. Auch die Darsteller tragen die auf den antiken Theatern üblichen grottesken Masken, ferner eng anliegende Beinkleider und ein ausgestopftes Wams, das ihrer Gestalt ein komisch wirkendes, unförmliches Äußere gibt. Zwei der Schauspieler, Eumnestor und Kosilos, zerren an einem auf einer Truhe liegenden Alten, Charinos, herum — vielleicht ein Geizhals, der auf seiner Geldkiste schlief —, während rechts Karion mit allen Zeichen des Entsetzens zuschaut. Assteas ist einer der wenigen auf unteritalischen Vasenbildern sich nennenden Meister. Er stammte vielleicht von Paestum. Eine ebenfalls von seiner Hand bemalte Vase in Madrid stellt in Anlehnung an eine euripidische Tragödie den rasenden Herakles dar, wie er im Wahnsinn die Gattin und Kinder tötet. Beide Vasen sind besonders auch für die Kenntnis der Einrichtung der antiken Bühne sehr wichtig.

Daß auch die Akrobatenkunst den Alten



Abb. 14. **Wasserkrug** (Hydria). Mädchen auf der Schaukel.

Abb. 15. **Salbenfläschchen** (Arybállos). Dionysos und Nymphe.

Abb. 16. **Kanne.** Spielende Knaben.

nicht unbekannt war, zeigt die Vase mit einer Gauklerin, die, auf den Händen gehend mit den Füßen einen Bogen abschießt (Abb. 19). Andere Gefäße stellen Frauen in ähnlichem Kostüm und gleicher Haltung dar, einen Schwertertanz ausführend oder aus einem Krater mit dem Löffel einen Becher füllend.

Den vornehmsten Anteil an dem Schmuck der griechischen Vasen hat die Mythologie. Die Götter und Heroen, von denen uns die Dichter erzählen, treten in ihren Heldentaten vor uns auf. Sie werden für uns lebendig; wir sehen vor allem, in welcher Form diese phantasievollen Schöpfungen des griechischen Geistes in der Vorstellung des Volkes lebten.

Auf einer schönen Trinkschale, die Ergotimos geformt und Aristophanes bemalt hat, finden wir z. B. eine der gewaltigsten Taten aus der Geschichte der Götter, ihren Kampf mit den Giganten, in ähnlicher Form dargestellt, wie er fast drei Jahrhunderte später auf dem Zeusaltar in Pergamon erscheint. Die Kämpfer sind auf jeder Hälfte der Außenseite der Schale zu je drei Paaren geordnet. Ebenso wie beim pergamenischen Altar, so klären uns auch hier Inschriften über die einzelnen Personen auf. In der Mitte der einen Hälfte zückt Zeus, in der Linken das Zepter, mit der Rechten den Blitz gegen den fliehenden Porphyrion, der zum Steinwurf gegen seinen Gegner ausholt. Neben dem Beherrscher der Götter kämpft seine Tochter Athene. Sie ist im Begriff, dem vor ihr knieenden Enkelados die Lanze in die Brust zu bohren. Am linken Arm trägt sie als Schild die geschuppte, schlangenumringelte, mit einem Medusenhaupt geschmückte Ägis. Hinter Zeus versengt Artemis mit zwei Fackeln den Gaion. Auf der anderen Seite kämpfen Hera, gekennzeichnet durch Diadem und Kopfschleier, der jugendliche Apollo und der rauhe, bärtige Ares gegen Phoitos, Ephialtes und Mimon. Die Götter tragen im Haar den Lorbeer, das Zeichen des Sieges, die Giganten führen als Rüstung den Helm und einen großen, gewölbten Schild mit ihrem Wappen, der Schlange, dem Tier der Erde, dessen Söhne sie ja sind. Im Innenbilde der Schale schwingt Poseidon den Dreizack gegen Polybotes; hinter ihm erscheint Ge, die Mutter der Giganten, mit klagend erhobenen Händen in ähnlicher Haltung, wie sie auch in der Athenagruppe des pergamenischen Altars auftritt. Die Darstellung, die das Gewoge des stürmischen Kampfes in den schön bewegten Figuren eindringlich malt, gehört zu den reifsten Schöpfungen der attischen Vasenmaler, in denen die Formen volle

Abb. 17. Mischkrug (Krater). Komödienszene.
Bemalt von Assteas.
37 cm hoch.

Weichheit und Geschmeidigkeit erlangt haben (Abb. 9).

Am häufigsten erscheint von den Göttern Dionysos, der Gott des Weines, mit seinem Gefolge, den Silenen und Mänaden, nicht nur auf solchen Gefäßen, die seinem Dienst gewidmet sind, sondern auch auf allen möglichen anderen. Auf der schönen nolanischen Amphora tritt er in der der älteren Kunst geläufigen Darstellung als würdevoller, langbärtiger Mann gereifteren Alters von königlicher Haltung auf. Die Linke hält das Zepter, mit der Rechten läßt er aus einem Kantharos Wein ausfließen: er vollzieht die Zeremonie der Spende, die jeder Trinker zu Beginn des Gelages den Göttern darzubringen pflegte (Abb. 11). Die Rückseite des Gefäßes stellt eine Mänade dar. Die Zeichnung ist von strenger Zierlichkeit.

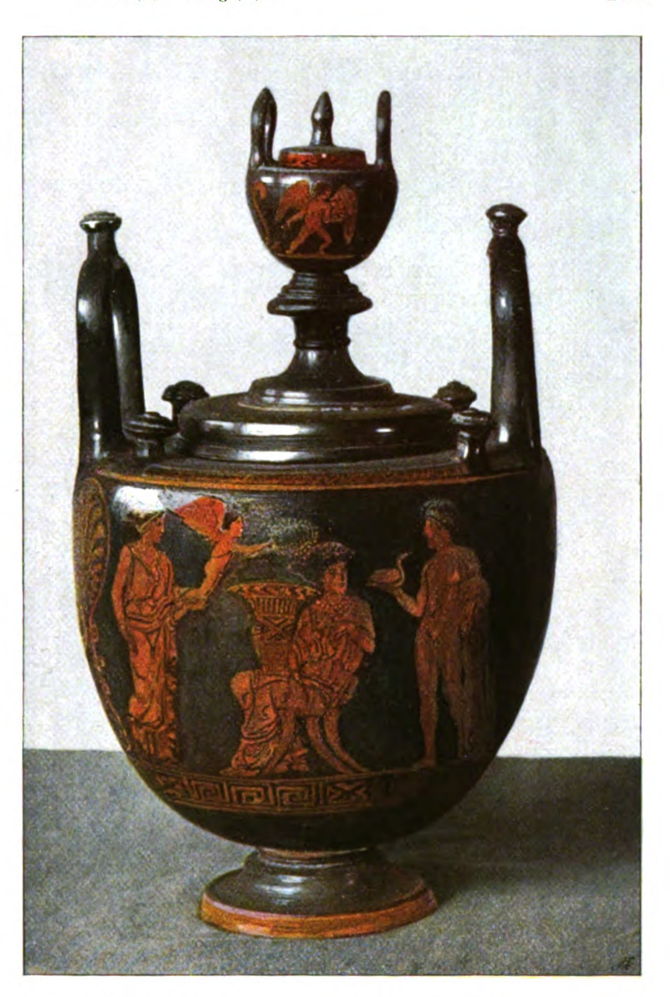


Abb. 18. Gefäß mit Deckelväschen. Mädchen und Jüngling. 31 cm hoch.

In jugendlicher Schönheit mit lockigem Haar erscheint dagegen der Gott auf der kleinen, runden Lekythos, die aus der Sammlung des ehemaligen russischen Gesandten in Athen und Berlin, von Saburow, stammt. Er sitzt auf einer kleinen Anhöhe, umgeben von Silenen und Mänaden, die sich auf dem welligen Terrain malerisch gruppiert haben. Eines der Mädchen wiegt sich graziös auf den Zehen, die Arme hat sie in die Höhe geworfen. Es ist ein wilder, leidenschaftlicher Tanz, den sie aufführt, ihre Genossin ist schon, von den Anstrengungen des Tanzes überwältigt, wie berauscht zu Boden gesunken; eine ältere Freundin hat sie aufgefangen und hält sie sorglich in ihren Armen. Die Formen der dargestellten Figuren sind ebenso wie ihre Bewegungen von entzückender Anmut. Das in Athen selbst gefundene Gefäß gehört zu den köstlichsten Schöpfungen der attischen Vasenmalerei. Man hat in der Darstellung die Kunstweise Polygnots wiedererkannt. Die Komposition kommt nur zur Geltung, wenn sie völlig aufgerollt wird, so daß man das Ganze mit einem Blick überschauen kann. Ähnlich wie hier die Figuren auf dem durch einfache Bodenlinien angedeuteten welligen Terrain gruppiert sind, so stellt man sich auch die Komposition der polygnotischen Wandgemälde vor, dessen berühmteste die Versammlungshalle der Knidier in Delphi schmückten.

Von den sagenhaften Helden der Vorzeit spielt Herakles, dessen Abenteuer den griechischen Künstlern eine reiche Fundgrube von Motiven boten, besonders auf den älteren Vasenbildern eine bedeutende Rolle. Seine

Taten werden oft mit kleinen humoristischen Zügen ausgestattet, die zeigen, daß der starke Halbgott besonders beim Volke eine sehr populäre Gestalt gewesen sein muß. Er trägt in der Regel die Löwenhaut als eng anliegenden Panzer, der Löwenkopf dient als Helm. Die Bilder auf den in der Abb. 2 und 6 dargestellten Gefäßen zeigen seine Abenteuer bei der ihm vom Könige Eurystheus auferlegten Arbeit, den erymanthischen Eber zu bändigen. Als der Held auf dem Wege zu dieser Jagd am Berge Pholoë von dem Kentauren Pholos gastlich mit Braten bewirtet wurde und er, da der Durst ihn quälte, das gemeinschaftliche Weinfaß der Kentauren öffnete, griffen ihn die Roßmenschen mit Baumstämmen und Felsblöcken an. Herakles aber trieb sie mit leichter Mühe in die Flucht. Der Kantharos nennt auch die Namen dreier Kentauren, sie heißen Asbolos („der Rußige"), Petraios und Hylaios („Fels"- und „Waldmensch"). Nachdem Herakles den Eber gefangen, trägt er ihn zu Eurystheus, der sich in seiner Angst vor dem Untiere in ein Faß verkriecht. Herakles macht sich den Spaß, ihn noch mehr zu ängstigen, indem er sich stellt, als wolle er den Eber auch in das Faß stecken. Eine Frau hebt entsetzt die Hände empor. Hinter dem Helden stehen Athena und Hermes, auf den Vasenbildern seine ständigen Begleiter bei den Abenteuern.

Abb. 19. Krug (Pelike). Gauklerin. 22 cm hoch.

Während die Rückseite der Amphora ein zweites Heldenstück des Herakles darstellt, seinen Kampf mit der Amazonenkönigin Hippolyte, deren Gürtel er für Admete, des Eurystheus Tochter, holen sollte, führt uns die Rückseite des Kantharos mit „Achills Auszug" schon in den troischen Sagenkreis, in die von Homer besungenen Kämpfe der Griechen um Ilion und ihre späteren Irrfahrten. Auf der Trinkschale in der Abbildung 12 sehen wir den unseligen Urheber des verhängnisvollen Krieges, Paris, wie er den drei Göttinnen das Urteil spricht und dann im Hause des Menelaos zu Sparta Helena kennen lernt.

Eine Episode mitten aus dem Kriege selbst behandelt das schöne Innenbild der Schale des Sosias (Abb. 10), ein ausgezeichnetes Beispiel des strengen rotfigurigen Stiles von überaus feiner, sorgfältiger Zeichnung. Achill verbindet seinem verwundeten Freunde Patroklos den Arm. In den Zügen des Patroklos malt sich verhaltener Schmerz, in dem Antlitze seines jüngeren Freundes gespannte Aufmerksamkeit und Sorgfalt in der Ausübung seiner vom Kentauren Cheiron erlernten Heilkunst. Mit großer Ausführlichkeit ist die Rüstung der Helden gezeichnet. Über einem feingefältelten Untergewande tragen sie einen eng anliegenden Schuppenpanzer.

Zahlreiche Darstellungen behandeln sodann die Argonautensage, wie der Stamnos, der uns Medeas Zauberkünste vorführt. Sie will die Töchter des Pelias überreden, ihren Vater zu zerstückeln und zu kochen, um ihn dann angeblich in verjüngter Gestalt wieder zum Leben zurückzurufen. Um sie zu dieser grausigen Tat zu gewinnen, gibt sie ihnen

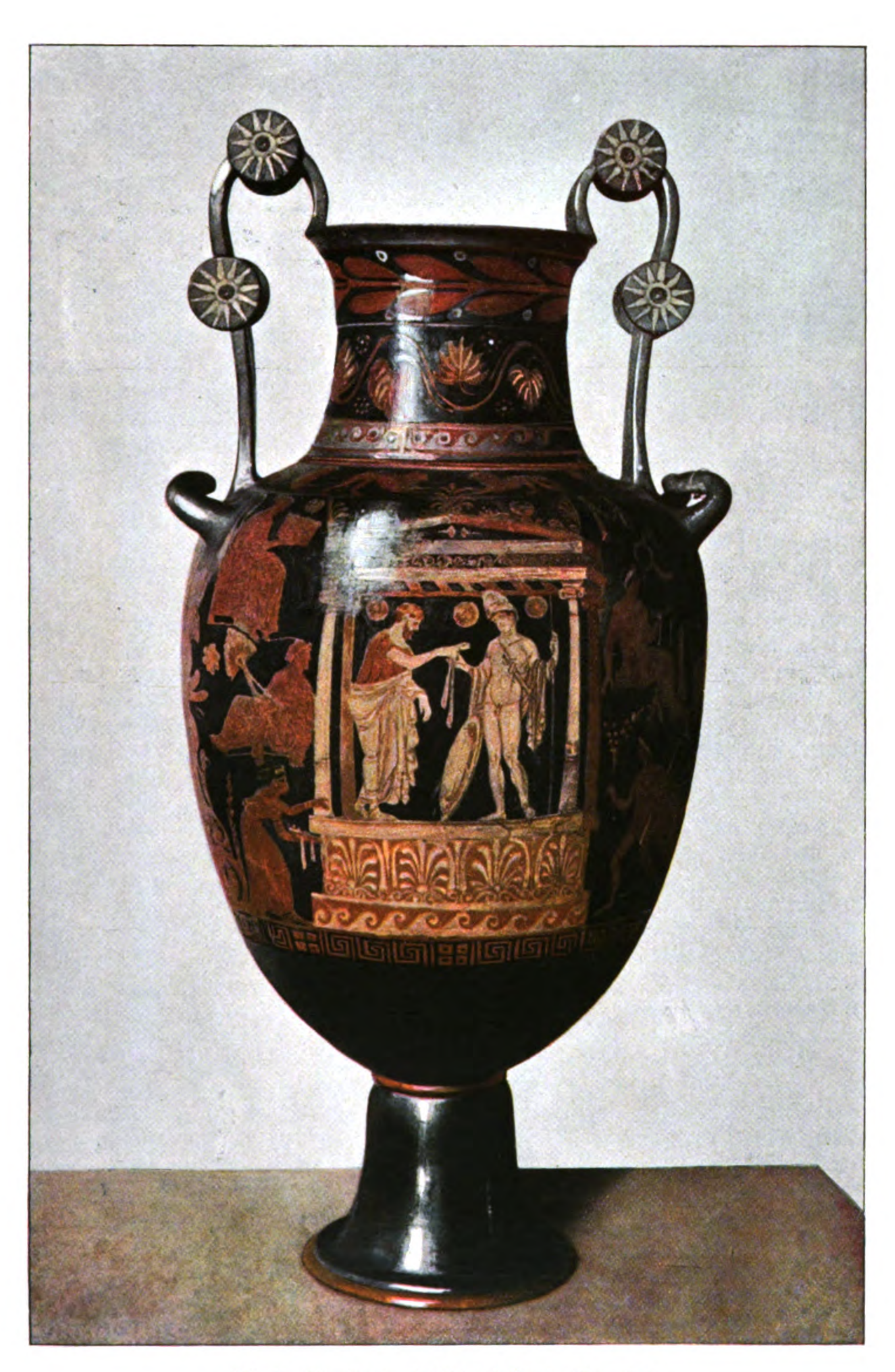


Abb. 20. Amphora. Anchises und Äneas. 85 cm hoch.



Abb. 21. Trinkhorn (Rhython). Mit Widderkopf. 26,5 cm hoch. Abb. 22. Becher (Kantharos) in Kopfform. 18 cm hoch.

eine Probe ihrer Kunst, indem sie einen Widder tötet und dann wieder zum Leben erweckt. Das Bild zeigt uns den Moment, in dem der Widder wieder lebendig wird und sich aus dem Kessel aufrichtet. Medea hält die Linke, deren Bewegung den Zauberspruch begleitet, gebieterisch über dem Kessel. Eine der Töchter des Pelias weicht bestürzt zurück, in der Rechten hält sie noch das vom Blute des Widders triefende Schwert.

Historische Vorgänge und Personen erscheinen nur sehr selten auf den Vasen. Wo es galt, etwa die Großtaten der Griechen in den Perserkriegen zu verherrlichen, wählte man eben jene Kämpfe der Götter mit den Giganten oder die Taten des Herakles und Theseus in ihrem Streit mit den Kentauren und Amazonen und nahm diese Siege hellenischer Tapferkeit über die Barbaren der Vorzeit als Spiegelbild der eigenen Taten.

Beredter sind dagegen die Vasenbilder in der Schilderung der alltäglichen Verhältnisse. Das ganze Leben der Griechen von der Wiege bis zum Grabe tritt uns zu greifbarer Anschauung entgegen. Selbst in die intimsten Vorgänge dürfen wir einen Blick werfen, wie in jenes Damenbad auf der in Abb. 5 abgebildeten Vase. Das Badehaus ist durch vier dorische Säulen angedeutet, das Wasser ergießt sich aus Löwen- und Eberköpfen. Die Kleider der Badenden sind an Stangen aufgehängt.

Auf einem anderen Bilde (Abb. 14) belauschen wir zwei zierliche Mädchen beim Schaukeln, während die Kanne (Abb. 16) uns mit einem beliebten Spiel der Knaben, dem Ephedrismos, bekannt macht, bei dem es galt, bei geschlossenen Augen einen Stein mit dem Fuß umzustoßen. Der Unterliegende mußte den Sieger, der ihm auf dem Rücken sitzt und die Augen zuhält, so lange tragen, bis er den Stein erreicht hatte.

Nicht jedes Bild läßt sich mit Sicherheit deuten. So kann man nur vermuten, daß die Darstellung auf dem Doppelgefäß, das vielleicht Toilettezwecken gedient hat, eine Liebesszene zum Gegenstande hat (Abb. 18). Eine Frau mit einem großen Wollkorb auf dem Schoß blickt nach einem Jüngling, der ihr einen Vogel zum Geschenk bringt. Von der anderen Seite naht eine Frauengestalt, wohl Aphrodite, in Begleitung eines Eros, der der Sitzenden einen Kranz entgegenbringt.

Sehr interessant ist das Bild der Hydria (Abb. 7) mit der Anschirrung eines Viergespanns zum Wagenrennen. Der in ein langes, weißes Gewand gekleidete Wagenlenker ist damit beschäftigt, unterstützt von einem Diener, eines der beiden Deichselpferde anzuspannen, ein zweiter Diener führt ein weiteres Pferd heran. Hinter dem leichten, zierlichen Wagen steht der Herr, die Zügel und den Stachelstab in der Hand.

Zahllos sind die Darstellungen, welche die Bestattung der Toten und den Grabkult behandeln. Eines der schönsten Bilder dieser Art stellt die Abbildung 13 dar. Einem von Akanthusblättern bekrönten Grabstein naht ein Mädchen mit ehrfurchtsvoll gesenktem Haupte, sie greift in ihren Korb, um dem Toten eine Spende darzubringen oder sein Grab mit Blumen zu schmücken. Rechts wird ein Jüngling sichtbar, vielleicht der Verstorbene selbst, beide Gestalten von schöner, edler Zeichnung. Es liegt eine wunderbare Poesie in all diesen Darstellungen, eine leise anklingende Trauer, eine zarte Andeutung des Geheimnisses, das die Stätte des Todes umhüllt. Man empfindet erst voll die ganze Größe und den vornehmen Adel dieser griechischen Darstellungen des V. Jahrhunderts, wenn man sie mit dem

geräuschvollen, prunkhaften Bilde auf der großen apulischen Amphora (Abb. 20) vergleicht. Die Mitte der Komposition nimmt ein Grabdenkmal ein, auf dem der Tote in einer Beschäftigung des Lebens, wie auch auf den erhaltenen Grabmälern, dargestellt ist. Ein Greis (Anchises) reicht einem gerüsteten, zum Auszug bereiten Jüngling (Äneas) eine Binde. Um das Grab herum sitzen oder stehen Frauen und Jünglinge mit Zweigen, Kränzen und anderen Gegenständen, welche die fromme Pietät der Alten den Verstorbenen als Opfer oder zum Schmucke des Grabes darzubringen pflegte.

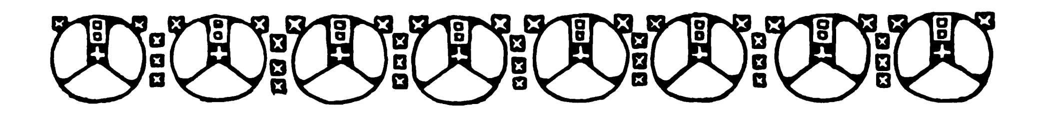
Endlich sei noch auf einen sehr merkwürdigen Gefäßschmuck hingewiesen, auf die zwei großen Augen der Trinkschale in der Abbildung 3. Sie sollen Gefäß und Besitzer gegen bösen Blick und jeden unheilvollen Einfluß schützen, ein Aberglaube, der auch in Ägypten verbreitet war, wo man die Augen auf Osiris bezog. Denselben Zweck der Abwehr hatte das fratzenhaft gebildete, zähnefletschende Medusenhaupt zu erfüllen, das vielfach auf dem Grunde älterer Schalen dem Trinker entgegengrinst.

Besondere Beachtung verdienen auch die vielen auf die Gefäße aufgesetzten Inschriften. Häufig nennen sich Töpfer und Maler, zuweilen mit selbstgefälligem Lobe. So heißt es auf einer Vase: „Charitaios hat mich vortrefflich gemalt", und Euthymides, der hauptsächlich Krater bemalte, fügt seinem Namen hinzu: „wie nie Euphronios" (gemalt hat). Auch bieten die Becher und Schalen nicht selten hübsche Trinksprüche, wie: „Wohl bekomm's!" „Sei gegrüßt und trink mich aus." Oft werden den dargestellten Personen einige Worte in den Mund gelegt. So begrüßt Herakles bei seiner Einführung in den Olymp den Beherrscher der Menschen und Götter mit dem Ausruf: „Lieber Zeus!", eine Zauberin betet: „Höre mich, hehre Selene!" Oder: Achill und Ajax sitzen beim Würfelspiel. „Drei!" ruft der eine, doch siegesfroh „Vier!" der andere. Auf einer großen Amphora ist ein Ölhandel dargestellt. Vor dem Kauflustigen, der mit dem Hunde des Verkäufers spielt, sitzt der Händler und füllt eine Probe des feilgehaltenen Öls in ein kleines Fläschchen, damit jener die Qualität prüfen könne. Bei dieser Beschäftigung entfährt ein Stoßgebet seinen Lippen: „Lieber Vater Zeus, laß mich ein gutes Geschäft machen!" Auf der Rückseite sehen wir beide im Streit begriffen. Der Händler ist aufgesprungen und gibt seiner Erregung durch heftige Gebärden Ausdruck, während sein Hund den Käufer anbellt; dieser prüft den Inhalt der vor ihm stehenden Amphora, doch der Händler versichert hoch und teuer: „Sie ist schon voll, voll bis zum Überlaufen." Wie ein Gedicht mutet uns das Bild einer anderen Vase an. Ein Jüngling sieht eine Schwalbe fliegen und ruft erstaunt: „Sieh da, eine Schwalbe!" Ein älterer Mann, der neben ihm sitzt, dreht sich um und sagt bekräftigend: „Wahrhaftig, beim Herakles!" Ein kleiner Knabe aber streckt erfreut die Arme nach der holden Botin des Lenzes aus: „Da ist sie," ruft er, „nun ist der Frühling da!"

Andere Inschriften nennen die Besitzer und fügen auch wohl eine Drohung hinzu: „Kephisophon gehört die Schale, wer sie zerbricht, muß eine Drachme zahlen, denn Xenyllos schenkte sie mir!" Oder: „Ich bin das Salbfläschchen der Tataia, wer mich stiehlt, der erblinde!" Der den Namen der dargestellten Personen bezeichnenden Aufschriften ist schon mehrfach Erwähnung getan; merkwürdig ist es, daß aber auch leblose Gegenstände auf den Bildern mit Beischriften versehen sind wie „Altar", „Stuhl", „Grabmal", „Wasserkrug"; auch dann, wenn die Gegenstände genugsam zu erkennen sind. Sehr häufig sind sodann unabhängig von der Darstellung die Namen schöner Knaben und Jünglinge, vielleicht der Lieblinge der Vasenmaler oder der Besteller, auf den Gefäßen genannt. Kurz, von welchem Standpunkte aus man die griechischen Tongefäße auch betrachten mag, immer bieten sie uns in unerschöpflicher Fülle neue Belehrung und neuen Genuß.



Abb. 23. Becher (Kantharos) in Kopfform. 16 cm hoch.



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Pauline Viardot-Garcia.

Persönliche Erinnerungen.

Von

Prof. Ludwig Pietsch.

Vielen geistig bedeutenden, vielen liebenswürdigen Frauen, darunter nicht wenigen hervorragenden Künstlerinnen, Meisterinnen der Musik, des Gesanges, der Bühnenkunst, ja auch der Malerei und Skulptur, bin ich im langen Leben begegnet und bin mit ihnen nahe befreundet geworden. Aber wie sie auch sein, was sie auch schaffen und leisten mochten, — keine von allen hat auf mich einen gleich mächtigen Eindruck gemacht, hat einen ähnlich starken, nachhaltigen Einfluß auf mein ganzes Dasein geübt, als die große dramatische Sängerin und Komponistin Frau Pauline Viardot, geborene Garcia. Beim Klange ihres Namens dringt eine volle prächtige Flut von Erinnerungen an hunderte herrlicher glücklicher Tage meines Lebens auf mich ein: Tage, welche diese Herrlichkeit und dies Beglückende vor allem dieser wunderbaren Frau verdankten. Als sie ihr fünfundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, sah ich sie zum erstenmal. Sechs Monate später machte ich ihre persönliche Bekanntschaft, die sich zur herzlichen Freundschaft entwickelte. Und vor mir liegt eine Postkarte aus Paris, mit den schönen, schwungvollen und festen, nie veränderten Zügen ihrer charaktervollen Handschrift beschrieben, die mir vor wenigen Wochen wieder einmal die herzlichsten Grüße der nun Dreiundachtzigjährigen herübertrug. Das ist doch dauerhafte Freundschaft!

Der Tag, an welchem ich sie zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht sah, bildet einen der Marksteine in meinem Leben. Es war der 4. September 1846. Ein um sechs Jahre älterer Landsmann, Freund, Kunst- und Studiengenosse, Gregorovius aus Danzig, ein auch musikalisch sehr veranlagter Maler, hatte mir immer schon als von einem seiner bedeutendsten künstlerischen Eindrücke von einem Konzert erzählt, dem er vor 6–7 Jahren im hiesigen Opernhause beigewohnt hätte und in dem hier zum erstenmal die junge spanische Sängerin aus Paris, Fräulein Pauline Garcia, die jüngere Schwester der verstorbenen weltberühmten Malibran-Bériot, aufgetreten wäre. Auf einer Kunstreise nach Rußland begriffen, auf der sie ihr verwittweter Schwager begleitete, habe sie hier für einige Tage Rast gemacht, in jenem Konzert mitgewirkt und die Hörer mit dem Vortrag einiger Arien aus italienischen Opern in wahre Begeisterung versetzt. Für ihn, meinen Freund, seien nicht nur der Gesang, auch die ganze Erscheinung und das Wesen der Sängerin wie eine Offenbarung von etwas Unerhörtem, Wunderbarem gewesen, dem sich nichts anderes vergleichen ließe. Er bedaure mich, daß ich dies nicht miterlebt und genossen hätte.

Da, im August jenes Jahres, lasen wir in den Berliner Zeitungen zu unserer freudigen Überraschung die Nachricht: Pauline Garcia, die sich inzwischen mit dem französischen Kunstschriftsteller und Kulturhistoriker Louis Viardot verheiratet hätte, wäre gewonnen worden, an der Italienischen Oper im Königstädtischen Theater von Anfang September bis Mitte Dezember zu gastieren. Am Abend des 4. September trat sie zum erstenmal als Amina in Donizettis „Somnambula" auf.

Unvergeßlich ist mir der Eindruck dieser Vorstellung oder vielmehr der Darstellung dieser Rolle und der der ganzen Persönlichkeit ihrer Darstellerin geblieben.

Unsere Mittel erlaubten uns damals nicht, die Karten zu anderen Plätzen des Theaters als denen zur Galerie zu bezahlen, die man damals im Königstädter Theater am Alexanderplatz noch für 50 Pfennig erwarb. Aus dieser Höhe herab schauten und hörten wir der Aufführung der empfindsamen, süß und weich melodischen Oper Bellinis zu. Ich hatte sie zuletzt im März desselben Jahres im Kgl. Opernhause mit Jenny Lind als Amina gehört, welche die Partie mit ihrem wunderbaren Sopran unbeschreiblich hold, rein und rührend sang. Mit dieser blonden Schwedin hatte die Spanierin, die wir nun dort als das bräutliche Landmädchen auf der Bühne erscheinen sahen, nichts gemein. Aus deren etwas vorliegenden großen breitlidrigen, dunkelbraunen Augen leuchtete südliche Glut; aus jeder Bewegung der schlanken, aber keineswegs schmalhüftigen Gestalt sprach das feurige Temperament, das dem Klange der prachtvollen Mezzosopranstimme seine eigne Wärme zu verleihen schien. Die eigentliche Kunst des Gesanges, speziell des italienischen Koloraturgesanges, kam der von Jenny Lind entwickelten mindestens gleich. Pauline Viardot hatte einen Gipfel erreicht, über den hinaus keine Sängerin mehr gelangt ist. Alles, was sie gab, war technisch von unbedingter Vollendung; spielend und wie mit wonniger Siegesgewißheit, die aus allen Tönen strahlte, bewältigte sie die unerhörtesten Aufgaben. Ihr Spiel und ihr Vortrag in der dramatisch bewegten Schlußszene des zweiten Aktes waren von hinreißender und innig ergreifender Leidenschaft, in den ele-

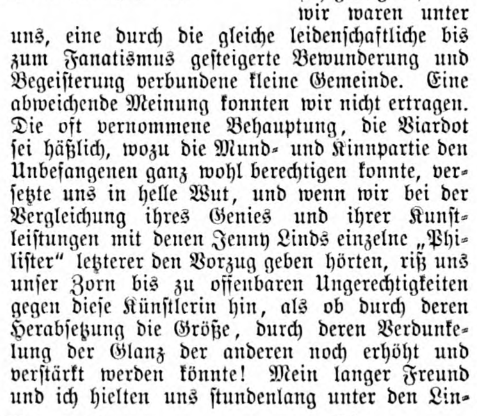
gischen Szenen, im Ausdruck des bittern Herzeleids der schuldlos vom geliebten Mann Gekränkten und Verstoßenen von rührender melancholischer Schönheit. Und in dem berühmten Rondo Final, da alle Schmerzen vergessen sind, jener sein Unrecht eingesehen, ihre Verzeihung erfleht hat und der Herzensbund aufs neue geschlossen ist, war ihr Gesang ein Jauchzen der Glückseligkeit, ein rauschender Jubelhymnus des glücktrunkenen Herzens, das sich in Lerchentrillern, in hinrollenden Perlenketten von Tönen, im Hinausschmettern von Lauten Luft machte, wogegen alles verblaßte, was wir je auf der Opernbühne und im Konzertsaal im gesanglichen Ausdruck höchster menschlicher Freude und Entzückens vernommen hatten.

Dieser Ausdruck gipfelte gleichsam in dem Klange, welchen die Sängerin in das an ihren Elviro gerichtete Wort der liebenden und liebeheischenden Braut: „Ah m'abraccia!" zu legen wußte. Es traf jeden Hörer mit der Gewalt eines elektrischen Schlages, nicht des lähmenden, sondern des zündenden, des Hörers Sinne und Seele entflammenden, in einen Taumel der Wonne versetzenden. Ein nicht zurückzuhaltender jauchzender Schrei der Lust, ein Tosen des Beifalls erklang als Antwort darauf im ganzen Hause. Er wollte nicht enden, er erstickte und überbrauste für eine Minute den fortgesetzten Gesang der Künstlerin. Immer noch einmal und noch einmal verlangte man den überwältigenden, zaubermächtigen Klang zu hören. Um mich und meinen Freund war es seitdem geschehen. „Weg dein Fleiß und deine Ruh!" —



Pauline Viardot-Garcia als Norma.
Nach der Originalzeichnung von Ludwig Pietsch.

Eine Gruppe von anderen befreundeten meist um mehrere Jahre älteren Männern, welche sich gewöhnlich in den späteren Abendstunden in der Scheibleschen Bierstube an der Ecke der Markgrafen- und Französischen Straße zusammen zu finden pflegten, teilte, nachdem sie mit uns einem Auftreten der großen Künstlerin beigewohnt hatten, unsere Begeisterung für sie in vollem Maße. An ihrer Spitze standen der gelehrte Theologe, Bibliothekar der Universitätsbibliothek Dr. Theodor Bruns, der später als hervorragender Musiker und speziell als Meister des Cello in Berlin in die Öffentlichkeit trat, und Dr. Herrmann Müller-Strübing. Wie sein Landsmann Fritz Reuter war dieser wegen sogenannter „demagogischer Umtriebe" 1832 zum Tode verurteilt, zu lebenslänglicher Festung begnadigt und 1840 durch die Amnestie beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. der Freiheit und der Welt zurückgegeben worden. Ein gelehrter, geistreicher, enthusiastischer, trotz der achtjährigen Gefangenschaft von Kraft und Gesundheit strotzender, jugendfrischer lebensdurstiger Schriftsteller von damals 36 Jahren. Der ganze Kreis von zehn bis zwölf jüngeren Männern — Philosophen, Poeten, Bildhauern, Malern und Musikern — versäumte seitdem keine Opernvorstellung im Königstädtischen Theater, in welcher die „Göttliche" auftrat. Und durch jede neue Rolle, die sie dort verkörperte, wurde die Begeisterung für sie wenn möglich noch gesteigert. In jeder, — in der tragisch pathetischen leidenschaftlichen „Norma" Bellinis, wie in den von heiterm Geiste und Leben sprühenden Gestalten Rossinis, als Rosine, im „Barbiere di Sevigla", als Norina in Donizettis „Don Pasquale" und als Adina in „Elisi d'amore" — erschien sie uns gleich groß und einzig als Darstellerin wie als Gesangskünstlerin. Wir nahmen immer dieselben Plätze auf der Galerie ein, trotzdem einzelne von uns auch bessere zu bezahlen vermocht hätten. Man hörte dort vortrefflich und sah genügend, und wir waren unter uns, eine durch die gleiche leidenschaftliche bis zum Fanatismus gesteigerte Bewunderung und Begeisterung verbundene kleine Gemeinde. Eine abweichende Meinung konnten wir nicht ertragen.



Die oft vernommene Behauptung, die Viardot sei häßlich, wozu die Mund- und Kinnpartie den Unbefangenen ganz wohl berechtigen konnte, versetzte uns in helle Wut, und wenn wir bei der Vergleichung ihres Genies und ihrer Kunstleistungen mit denen Jenny Linds einzelne „Philister" letzterer den Vorzug geben hörten, riß uns unser Zorn bis zu offenbaren Ungerechtigkeiten gegen diese Künstlerin hin, als ob durch deren Herabsetzung die Größe, durch deren Verdunkelung der Glanz der anderen noch erhöht und verstärkt werden könnte! Mein langer Freund und ich hielten uns stundenlang unter den Lin-

den vor dem Hotel de Rome, das sie mit ihrem Gatten und ihrem kleinen Töchterchen Luise bewohnte, auf, in der Hoffnung, die Vergötterte heraustreten zu sehen, um dann ihren Spuren folgen und, unauffällig ihr in mäßiger Entfernung nachgehend, jede ihrer Bewegungen beobachten zu können.

Über ihre Lebensgeschichte und ihre persönlichen Verhältnisse hatten wir uns selbstverständlich so genau wie möglich durch die Lektüre alles uns irgend Erreichbaren, was über sie geschrieben und gedruckt war, unterrichtet. Am 18. Juli 1821 war sie zu Paris geboren, die Tochter des damals weltberühmten spanischen Opernsängers — des Freundes Rossinis — Manuele Garcia, dessen Stimme von solchem Umfang war, daß er mit gleicher Vollendung die Tenorrolle des (Rossinischen) Othello und die Baritonrolle des Mozartschen Don Giovanni sang, — und der gefeiertsten, bestrickendsten Schauspielerin Spaniens, in deren Adern Zigeunerblut floß. Paulita, — das war ihr eigentlicher Taufname — war das jüngste der drei Kinder dieses Paares. Die beiden älteren waren die als Mad. Malibran bekannte Künstlerin, die durch die Pracht ihrer Stimme, die vollendete Kunst ihres Gesanges, die Genialität ihres Spiels und ihres ganzen Wesens, im Verein mit der blendenden Schönheit ihrer Erscheinung, den ersten Menschen ihrer Zeit eben so wie dem Publikum die Köpfe bedenklich verrückt hatte, die aber noch in der Blütezeit ihres Ruhmes an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde dahingeschieden war; und Manuele, der heute noch (in London) lebende Sänger, große Gesanglehrer und Erfinder des Kehlkopfspiegels.

Wie eine unscheinbare graue Motte soll die um dreizehn Jahre jüngere Schwester Pauline neben dem glänzenden allbewunderten Schmetterling, der älteren, erschienen sein. Zu dem leidenschaftlichen Naturell der letzteren, das sie in ein stürmisch bewegtes, abenteuerreiches Leben voll überschwänglichen Glückes, erschütternder Schmerzen und in einen frühen tragischen Tode führte, bildete das Paulinens den strikten Gegensatz. Neben der schönen Schwester galt sie als häßlich. Ihre ganze Leidenschaft galt der Arbeit, dem ernsten, tief eindringenden, unermüdlichen Studium der Musik, des Gesanges, des Klavierspiels. In diesem war Liszt ihr Lehrer. Auch darin brachte sie es zur hohen Meisterschaft. Ihr großes Talent und die Herrlichkeit ihrer Stimme und Gesangskunst wurden zum erstenmal in der musikalischen Welt bekannt, als sie, noch ein ganz junges Mädchen, in London bei der Aufführung des Händelschen „Messias“ in der Paulskirche für eine plötzlich verhinderte geschätzte Sängerin einzuspringen aufgefordert worden war und nun die weiten Hallen mit den mächtigen Klängen ihres Alt oder Mezzosoprans zur Bewunderung aller Hörer füllte.

Von da ab begann ihre ruhmvolle Künstlerlaufbahn. Ihr Programm war das umfassendste. Die musikalischen Schöpfungen der alten Italiener, Pergoleses, Orlando Lassos, Marcellos, Paesiellos, Cimarosas, die Händels, Glucks und Mozarts wurden von Pauline Garcia in der gleichen Stilechtheit, dem gleichen tiefen Erfassen ihrer Eigentümlichkeit gesungen, wie die Rossinis, seiner damals modernen Nachfolger Bellini und Donizetti, wie Meyerbeers, Halévys oder die Lieder Schuberts. Den großen getragenen Stil des Gesanges beherrschte sie so souverän wie den leichten, kolorierten der neuen Italiener und die dramatischen leidenschaftlichen Akkorde jener Meister der französischen Großen Oper. Nach ihren ersten glänzenden Erfolgen in London und Paris ging sie, vom verwitweten zweiten Gatten ihrer Schwester, Mr. Bériot (dem belgischen Geigenvirtuosen) begleitet, nach Petersburg und Moskau, wo sie unerhörte Triumphe errang. Nach Paris, das ihr zur Heimat geworden war, zurückgekehrt, nahm die Zwanzigjährige auf den ernsten verständigen Rat ihrer älteren Freundin, Mad. George Sand, den ihr von einem zwanzig Jahre älteren Manne, dem geschätzten Kunst- und Kulturhistoriker Louis Viardot gemachten Heiratsantrag an. Sie hatte gefühlt, daß sie in diesem ehrenhaften, ernsten, aber von tiefer begeisterter Liebe für sie und die Kunst erfüllten Manne einen sichern, festen Halt, Schirm und Schutz für das ganze Leben gefunden hätte. Dieser Entschluß hat sie nie gereut.

Herr Viardot, mit dem die Künstlerin zur Zeit jenes Berliner Aufenthalts (1846—47) seit ungefähr sechs Jahren vermählt war, hatte sie und sein etwa fünfjähriges zierliches Töchterchen nach Rußland und hierher begleitet. Er war ein kräftig gewachsener Vierziger, dem man den passionierten Jäger anzusehen meinte; er hatte einen interessanten Charakterkopf mit Adlernase; sein Gesicht drückte ruhigen, freundlichen Ernst aus, wurde aber sehr selten von einem Lächeln belebt. Intimer Freund Armand Marrasts, des verehrten Führers der republikanischen Partei unter dem Juli-Königtum, der im Duell mit Emil de Girardin gefallen war, teilte Viardot auch dessen politische Überzeugungen und den stolzen Unabhängigkeitssinn. Seine Verehrung für seine Gattin hatte etwas von religiöser Weihe.

An einem der ersten Abende des Dezember erschien Freund Müller-Strübing mit strahlendem Gesicht an unserm Tisch in der Scheibleschen Bierstube; und bald hatten wir von ihm erfahren, was ihn so froh sein ließ. Er war einem 1842 in Dresden mit ihm bekannt und befreundet gewordenen jungen Russen hier wieder begegnet, Kollegienassessor Iwan Turgenjew, dem Abkömmling einer alten Adelsfamilie, der ein intimer Freund der Familie Viardot und ihr nun von Moskau hierher gefolgt war. Der hatte ihm versprochen, ihn morgen bei ihr einzuführen. Er, Turgenjew selbst, würde nachher auch mit ihm zu Scheible kommen. Er sei ein ganz außerordentlicher Mensch, spräche auch fließend Deutsch, habe er doch in Berlin bei K. Werder und Michelet Philosophie studiert. — Wie haben wir Müller-Strübing damals beneidet! Er sollte der Glückliche sein! Er würde „Sie“ sehen und sprechen!

Am nächsten Abend trat er erst kurz vor Mitternacht bei Scheible ein, wo wir erwartungsvoll seiner harrten. — Ein hoch und breitschultrig gewachsener Mann von etwa 28 Jahren mit einem prachtvollen Kopf von slawischem Ty-

pus, von etwas lang getragenen braunen Haaren umwallt, die Lippen von einem kurzen Schnurrbart beschattet, mit einem Paar graugrünlichen Augen von melancholischem Ausdruck und eigentümlicher Weichheit des Blickes unter den dunkeln Brauen, welche die hohe leuchtende Stirn begrenzten, begleitete ihn. Er stellte ihn als Herrn Iwan Turgenjew vor und kam mit ihm direkt von Viardots, wo sie den Abend verbracht hatten. Für uns schien an beiden noch ein sichtbarer Abglanz und fühlbarer Duft von ihrem Zusammensein mit der „Göttlichen" haften geblieben zu sein, und zunächst hatten wir nur Ohr für Müller-Strübings Berichte, der haarklein alles schildern, erzählen mußte, was er Angesicht in Angesicht mit ihr erlebt, gesehen, gehört, beobachtet hatt. Aber nachdem die Wißbegierde einigermaßen befriedigt war, wendete sich die Aufmerksamkeit bald in immer wachsendem Grade, dem jungen Russen zu. Der war bereits viel gereist, hatte in Paris und Italien gelebt und auf seiner elterlichen Herrschaft Spaskoje im Gouvernement Orel die Zustände und die Leiden seines Volkes gründlich kennen gelernt. Als er einmal zu erzählen begann, verstummte jedes andere Gespräch und jedes Ohr hing an — Turgenjews Munde. Von einer solchen Gabe der Beobachtung der Menschen und Dinge, der Natur, des Lebens und der Kunstwerke, wie von solcher Gabe und Kunst des Erzählens hatte ich bis dahin noch keine Ahnung gehabt. Unwiderstehlich nahm der junge Russe uns alle dadurch und durch sein ganzes ebenso natürliches als vornehmes einfaches Wesen, die Feinheit und den Reichtum seines Geistes sehr bald völlig gefangen. Nicht mit einer Andeutung verriet er dabei, was wir erst viele Jahre später erfuhren, daß er damals in seiner Heimat bereits als Novellist bekannt und geschätzt und sogar auch mit einer längeren Erzählung in Versen an die Öffentlichkeit getreten war. Eins aber erkannten wir ziemlich bald in voller Klarheit: daß ihn eine bis zur Anbetung gehende Verehrung für Frau Viardot beseelte, und daß es vor allem die Unmöglichkeit, weit getrennt von ihr zu leben, gewesen war, was ihn von Rußland hierher getrieben hatte, wo er noch während der folgenden fünf Monate den Verkehr mit der Familie, an den er sich in Petersburg und Moskau gewöhnt hatte, fortsetzen konnte.

Daß der Berliner Aufenthalt der Künstlerin sich noch so bedeutend verlängern sollte, — dies Glück verdankten wir dem Umstande, daß auf den besonderen Wunsch der Prinzessin Augusta von Preußen der Generalintendant der Königl. Schauspiele (damals Herr v. Küstner) Frau Viardot den Antrag gemacht hatte, nach Beendigung ihres Gastspiels an der italienischen Oper ein längeres Gastspiel an der Königlichen Oper zu beginnen, und daß die Künstlerin darauf eingegangen war. Aber sie müsse in deutscher Sprache singen. Für das Sprachen-Erlernen war sie mit außerordentlichem Talent begabt, mit dem bei ihr der zäh ausdauernde Fleiß, die unbeugsame Energie im Verfolgen jedes selbstgesteckten Zieles, die sie bei allem Tun bewies, sich innig verbanden.

Während des Dezembers hatten wir sie noch einmal in einem Konzert in der Singakademie gesehen und gehört. Da hatte sie Lieder und Arien in allen Sprachen, Kompositionen alter und neuer Meister, tiefe, ernste, feierliche, machtvolle und von Geist und Heiterkeit übersprudelnde, mit hinreißender Wirkung vorgetragen. Händels Arie aus dem Rinaldo „Lascia la pianga", Pergoleses „Sicilienne", ein englisches, ein russisches Lied, altfranzösische Romanzen wie „Margoton vint à l'eau", die Chopinschen Mazurkas mit spanischem Text, die feurigen spanischen Volkslieder „La jota de los estudientes", den „Calessero" und Schuberts „Erlkönig". Jedem nationalen, jedem Zeit- und Stilcharakter in der Musik brachte sie das feinste und tiefste Verständnis entgegen, und jedem wurden ihre Kunst und allumfassende Meisterschaft gleich gerecht.

Mit Spannung, aber nicht ohne das bestimmte Vorgefühl, daß es uns nicht die gleich beglückenden Genüsse bringen werde, wie das Gastspiel an der italienischen Oper, sahen wir ihrem Auftreten im Königlichen Opernhause entgegen. Die prätentiösen, meist recht temperamentlosen, philiströsen und sich würdevoll als königliche Beamte fühlenden und gehabenden Herren Sänger, mit denen sie hier zusammen wirken mußte, — der sentimentale Tenor, der kleine Herr Martins, und der steife, langweilige Heldentenor, Herr Pfister, an der Spitze — und die deutschen Textbearbeitungen der italienischen Opern, in denen bei den komischen an die Stelle der Secco-Recitative der Originale die von trivialen Possenspäßen wimmelnden, gesprochenen Dialoge treten würden, das alles ließ uns nicht ohne Grund fürchten, daß der großen feurigen Künstlerin die Freude an der Lösung ihrer Aufgaben bald genug verkümmert und verleidet werden würde. Am 1. Januar 1847 fand ihr erstes Auftreten im Königlichen Opernhause als Rosina in Rossinis unsterblichem, ewig jugendfrischem „Barbier von Sevilla" vor dichtbesetztem Hause statt. Unsere Befürchtungen in bezug auf die mitwirkenden Herren Sänger und auf den albernen Dialog mit seinen trivialen Späßchen, die von jenen noch dazu mit der ganzen behaglichen Breite des deutschen Philisters vorgebracht wurden, erwiesen sich nur zu begründet. Es gelang ihnen, den perlenden heiter berauschenden Champagner Rossinis in biedres Berliner Weißbier zu verwandeln. Das Genie, das Temperament, der Geist und Humor und die unvergleichliche Gesangskunst der Viardot aber triumphierten selbst über alle diese lähmenden und erbitternden Hindernisse. Mit der Sortita, der ersten Arie „Frag' ich mein beklommen Herz", hatte sie schon die Seelen der ganzen versammelten Menge erobert, sie völlig elektrisiert, so daß der Beifall „tosend ausbrach". Das Spiel der großen Künstlerin, nicht zum wenigsten auch ihr deutsches Plaudern entzückten kaum minder als der Gesang. Und als sie in der Unterrichtsszene mit dem falschen Don Alonzo als Einlagen die Chopinschen Mazurkas und die Spanischen Lieder sang, da erbebte in Wahrheit das Haus von dem Beifallssturm der Hörer.

Das Gastspiel an der Königlichen Oper währte bis Ende Mai. Das Repertoir der Sän-

gerin war ein vielumfassendes. Sie trat in diesen fünf Monaten auf als Rosina, als Desdemona in Rossinis Otello, als Romeo in Bellinis Romeo und Julia, als Valentine in Meyerbeers Hugenotten, als Isabella und Alice (an demselben Abend) in seinem Robert der Teufel, als Donna Anna in Mozarts Don Juan, als Norma in Bellinis gleichnamiger Oper, als Raeha in Halévys Jüdin auf. Und bei jedem Auftreten standen wir im Parterre — damals dem besten Platz im Opernhause für alle, welche mehrstündiges Stehen nicht scheuten — und starrten und lauschten, wie gebannt von der Erscheinung, dem Gesange, dem Dämon der wunderbaren Frau und von einem intensiven Wonnegefühl durchrieselt, zur Bühne hin, wenn sie diese betrat.

Und endlich sollte auch mir das ersehnte Glück erblühen, mit ihr persönlich bekannt zu werden, sie in ihrer Wohnung zu sehen und zu sprechen. Ich verdankte es mittelbar der innern Politik Friedrich Wilhelms IV.

Der König hatte durch die Kabinettsordre vom 3. Februar 1847 den „Vereinigten Landtag" zusammenberufen. Am 11. April wurde diese denkwürdige Versammlung eröffnet. Bald begannen im Sitzungssaal jene Redner ihre Stimmen zu erheben, die einen so lauten Widerhall in der ganzen Nation fanden. Zum ersten Male wurde das Evangelium des Liberalismus in Preußen von einer parlamentarischen Rednerbühne herab verkündigt, und in Berlin lauschte man dessen Aposteln mit wachsender Begeisterung. Auch weit außerhalb der preußischen und deutschen Grenzen erregte diese völlig ungewohnte Erscheinung Aufsehen und Interesse. Die Pariser „Illustration" wünschte die Porträts der ersten „parlamentarischen Größen" zu veröffentlichen und hatte sich an Louis Viardot, der zu den Mitbesitzern dieser illustrierten Zeitschrift gehörte, gewendet, daß er durch einen Berliner Zeichner diese Bildnisse für sie anfertigen lassen möge. Von der Photographie war damals bekanntlich bei uns noch keine Rede. — Viardot fragte Müller-Strübing nach Zeichnern, welche diesen Auftrag übernehmen würden, und jener empfahl mich und meinen langen Freund Gregorovius. So wurden wir veranlaßt, uns Viardot und Frau Pauline in ihrer Wohnung im Hotel de Rome vorzustellen, und so war es erreicht, uns endlich, endlich „in ihrem Dunstkreis satt weiden" zu können. Vor ihrer heitern, herzigen Art, mit den Menschen zu verkehren, schwand meine anfängliche Befangenheit ihr gegenüber allmählich, und zum häufigen Wiederkommen eingeladen, fühlte ich mich bald ganz frei und behaglich in ihrer Nähe. Unvergeßliche Stunden habe ich in den folgenden Frühlingstagen jenes glücklichen Jahres im Verkehr mit ihr und ihrem Gatten, in beider, in Turgenjews und Müller-Strübings Gesellschaft verlebt.

Anfang Juni schied sie mit den Ihren von Berlin. Ende Dezember kehrte sie zu einem neuen kürzeren Gastspiel an der Königliche Oper zurück. Die Nachrichten aus Paris, der Beginn der Reformbewegung im Februar 1848, der zur Revolution vom 24. Februar führte, ließen diesmal das Viardotsche Paar seinen Berliner Aufenthalt bereits nach vier Wochen abbrechen.

Als nach dem furchtbaren Aderlaß an den revolutionären Massen, nach der Niederwerfung des Arbeiteraufstandes in den letzten Junitagen jenes Jahres die hocherregten Wogen der politischen Leidenschaft in Paris sich einigermaßen geglättet hatten, begannen die künstlerischen Interessen in der dortigen Gesellschaft wieder mehr in den Vordergrund zu treten. Da brachte Giacomo Meyerbeer endlich seine längst vollendete, aber immer noch geheim gehaltene dritte große Oper „Der Prophet" heraus, um die sich ein ganzer Legendenkreis gebildet hatte, von der man Wunderdinge erzählte und erwartete. Er übergab sie der Académie Nationale de Musique zur Einstudierung und Aufführung. Aber er stellte die Bedingung, daß Mad. Viardot mit der Rolle der Fides, der Mutter des Propheten, betraut werden müsse. Das Hochdramatische in dieser Figur hatte die Künstlerin gefesselt und für die Aufgabe eingenommen, so daß sie sich ihr mit freudiger Energie widmete. Der Erfolg des Werkes, aber vor allem der der Fides Pauline Viardots, war so enorm, wie man ihn in jener Zeit der unbedingten Herrschaft Meyerbeers über die Große Oper erwarten konnte.

Berlin, die Vaterstadt des Komponisten, an dessen Königl. Oper er das hohe Amt des General-Musikdirektors bekleidete, konnte und wollte mit der Aufführung des „Propheten" Paris wenigstens möglichst auf dem Fuße folgen. Anfangs Mai 1850 sollte die erste Aufführung auf der Bühne unseres Opernhauses stattfinden. Für die Titelrolle des Johann von Leyden war der berühmte Dresdener Heldentenor Tichatschek, für die Rolle der Fides Pauline Viardot engagiert. So traf sie Ende April nach mehr als dreijähriger Abwesenheit mit ihrem Gatten wieder in Berlin ein. Müller-Strübing war nach den Berliner Novembertagen von 1848 nach Frankreich ausgewandert, wo er anfangs im Hause Viardots, dann, nachdem er dort mit der George Sand bekannt und befreundet geworden war, bei dieser auf ihrer Besitzung in Nohant lebte. In meinem Leben hatten sich in dieser Zwischenzeit bedeutsame tiefgreifende Veränderungen vollzogen. Ich steckte, kurz gesagt, in der bittersten Notlage, hatte wohl eine schöne, junge Frau und ein kleines Kind, wußte aber buchstäblich an keinem Tage, was sollen wir essen? was sollen wir trinken? womit sollen wir uns kleiden? Unter diesen „bedröwten Umstän'n" scheute ich mich, die Bekanntschaft mit der großen Künstlerin zu erneuern, sie persönlich aufzusuchen. Aber bei ihrem ersten Auftreten im „Propheten" im Parterre des Opernhauses zu stehen, darauf freilich hätte ich in keinem Fall verzichtet. Seit Wochen hatte das bevorstehende künstlerische Ereignis die Berliner lebhaft beschäftigt und aufgeregt. So war bei der Aufführung das Haus auf allen Plätzen erdrückend gefüllt. Und zwar mit dem dankbarsten Publikum. Die Leistung der Viardot als Mutter des Propheten bestätigte jedes noch so überschwengliche Lob, das die Pariser Presse und Meyerbeer selbst ihr gespendet hatten. Die Wirkung entsprach der Größe ihres Spiels und Gesanges.

Nach mehrmaligem Auftreten im „Propheten“ verließ sie damals Berlin, ohne daß ich sie gesprochen hätte. Beinahe acht Jahre vergingen bis zur nächsten Wiederbegegnung. Nur vage Gerüchte waren mir während dieser Zeit über sie und ihre Schicksale zu Ohren gekommen. Im März 1858 erschien sie, von einem Gastspiel in Petersburg und Warschau zurückkehrend, plötzlich wieder in Berlin.

In meinen Verhältnissen war inzwischen eine starke Wendung zum Besseren eingetreten. Ich hatte wieder Mut, Selbstvertrauen und Hoffnung gewonnen. Die verlegene Scheu war verschwunden. Kaum hatte ich die frohe Kunde von der Anwesenheit der Künstlerin in Berlin erhalten, so eilte ich in das von ihr bewohnte „British Hotel“ Unter den Linden (Ecke der Kleinen Kirchgasse), um ihr meinen Besuch zu machen und die alten Beziehungen zu ihr wieder anzuknüpfen. Sie erkannte mich sofort und empfing mich mit großer Herzlichkeit wie einen alten Freund. Den Gatten und die Kinder hatte sie diesmal in Paris gelassen. Ihre Nachkommenschaft war seit 1847 um zwei Mädchen, Claudia und Marianne, und einen erst sieben Monate vor dieser russisch-polnischen Gastspielreise geborenen Knaben, Paul, vermehrt worden. Trotzdem war die Erscheinung der bald Siebenunddreißigjährigen von einer Frische und einem jugendlichen Glanz wie kaum bei ihrem letzten Besuche Berlins. Und wie ihr Aussehen, so war auch ihr ganzes Wesen: freudig, schwungvoll, geistsprühend und von köstlichem Humor. Ich ergriff die Gelegenheit, die mir ihr mehrmonatlicher Berliner Aufenthalt bot, und bat sie, mir zu zwei Bildniszeichnungen zu sitzen, einem Brustbild in modernem Straßenkleide und einmal in der Rolle der Norma mit dem Eichenkranz im dunklen Haar. Bereitwillig erfüllte sie meine Bitte. Daß man kaum auf einem anderen Wege in gleich kurzer Zeit mit einem Menschen bekannt und vertraut werden kann, als dadurch, daß er uns zum Porträt sitzt — die Erfahrung habe ich, wie noch oft im Leben, damals gemacht.



Pauline Viardot-Garcia.
Nach der Zeichnung von Ludwig Pietsch.

Sie trat, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, während des damaligen Berliner Aufenthalts nur wenige Male — als Norma und Rosina — im Königl. Opernhause auf. Außerdem gab sie Konzerte im Konzertsaal des Königl. Schauspielhauses, in denen sie durch ihre Vorträge — und nicht zum wenigsten durch den Gesang der Chopinschen Mazurkas und der spanischen Lieder — die neue Zuhörerschaft ebenso hinriß, wie zwölf und elf Jahre zuvor ihr damaliges Publikum.

Ihr Salon im Hotel wurde damals nicht leer von hervorragenden Persönlichkeiten aus den verschiedensten Lebenskreisen. Ich führte Ernst Dohm und Ferdinand Lassalle, mit denen ich gut befreundet war, bei ihr ein, und Frau Viardot sowohl als die beiden originellen geistvollen Männer wußten es mir Dank, daß ich sie miteinander bekannt gemacht hatte. Frau Cosima von Bülow, damals noch in frischem Jugendglanz und erst seit kurzem mit dem großen Pianisten vermählt, Ernst Naumann, der gelehrte Kapellmeister; der bewunderte Stern der Berliner Oper Johanna Wagner; Hofrat Friedrich Förster, der Waffengefährte Theodor Körners, der sogen. „Hofdemagoge,“ verkehrten viel bei der gefeierten Künstlerin, um die sich so ein interessanter „Planetenkreis“ gebildet hatte.

Als Frau Viardot diesmal von Berlin Abschied nahm, um nach Paris zu den Ihren zurückzukehren, konnte ich mit dem frohen, befriedigenden Bewußtsein von ihr Abschied nehmen, mir ihre aufrichtige herzliche Freundschaft errungen zu haben. Von da ab blieb ich in nie wieder abgerissenem brieflichen Verkehr und Zusammenhang mit ihr. Immer wieder lud sie mich ein, nach Paris zu kommen: ich sollte mich in ihrer Familie wie in meiner eigenen fühlen. Ich würde sie auch dort in ihren neuen Rollen, in Glucks „Orpheus“ und seiner „Alceste“ sehen und hören, welche bei dem Pariser Publikum eine so begeisterte Aufnahme gefunden hätten, daß sie die erstgenannte bereits 60—70 mal vor ausverkauftem Hause im Théâtre lyrique mit immer gleichem Beifall dargestellt habe. — Zunächst war dieser von mir so heiß ersehnte Besuch in Paris nur ein schöner Traum. Aber endlich, im April 1863, konnte ich ihn verwirklichen.

Ich zog dahin, um dort noch einmal im

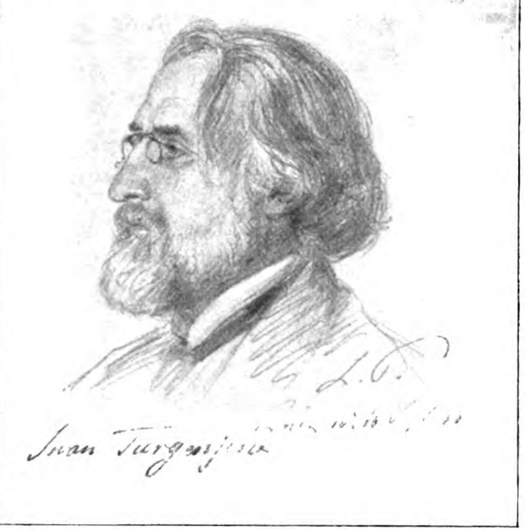
Atelier eines französischen Meisters meine Malstudien wieder aufzunehmen. Zu den glücklichsten Stunden meines Lebens zähle ich die des 24. April jenes Jahres, da sich mein innigster Wunsch erfüllte, mein Lieblingstraum verwirklichte, da ich zuerst der Freundin anmutig gelegenes, mit edlem, künstlerischem Geschmack eingerichtetes Haus in der Rue de Douai im Norden von Paris betrat und von ihr mit aufrichtiger Freude willkommen geheißen wurde. Um mein Glücksgefühl noch zu mehren, erfuhr ich von ihr Turgenjews Anwesenheit in Paris. Und bald erschien er selbst. Seit seinem Scheiden von Berlin im Jahre 1847 hatte ich ihn nicht mehr gesehen. Aber inzwischen hatte sich seine Dichterkraft herrlich entfaltet und eine Reihe von Werken — Novellen, Dramen, Romanen — geschaffen, die, in die Sprachen aller Kulturvölker übersetzt, seinen Ruhm in aller Welt verbreiteten und von mir über die aller anderen zeitgenössischen Dichter bewundert wurden. Mit den beiden verehrten Menschen, und noch dazu in Paris, zusammen zu sein — das Glück übertraf meine kühnsten Hoffnungen. Leider blieb seine Dauer auf wenig mehr als eine Woche beschränkt. Louis Viardot gehörte in bezug auf das zweite Kaiserreich zu den Unversöhnlichen. Er ertrug es nicht länger, unter dem „Eidbrüchigen", dem tückischen „Erwürger der Republik", in Paris zu leben. Das Paar hatte ein ausgedehntes Grundstück mit großem, parkartigem Garten und in diesem eine stattliche Villa im Cottagestil mit Nebengebäuden im damals, mit dieser einzigen Ausnahme, noch unbebauten „Tiergartental" in Baden-Baden angekauft und sich entschlossen, mit seinen Kindern und der Dienerschaft in diesem Frühling dorthin überzusiedeln. Dorthin würden der großen Meisterin und Lehrerin des Kunstgesanges auch ihre bisherigen Schülerinnen willig folgen und die neuen aus allen Ländern Europas und Amerikas ihren Unterricht ebenso gern suchen, wie in Paris. Ehe die Familie und Turgenjew, der sich nicht mehr von ihr trennen mochte, nach Baden-Baden abreisten, wurde mir noch der hohe Genuß, Frau Viardot in ihrer Abschiedsvorstellung als Alceste und als Orpheus auf der Bühne des Théâtre lyrique zu sehen. Ihre Darstellung und ihr Gesang in beiden Rollen in wahrhaft großem Stil gehörte zum Herrlichsten, Erhebendsten, was ich je auf einer Opernbühne erlebt habe.

Beim Scheiden nahm man mir das Versprechen ab, nach dem Schlusse meines Pariser Aufenthaltes den Heimweg über Baden-Baden zu nehmen und dort noch einige Zeit bei den Freunden zu verweilen. Mit welcher Freude ich das Versprechen einlöste! Ende Juli traf ich in Baden-Baden ein. Es war ein reizendes Heim, das Viardots sich dort in jener weitab von den Schauplätzen des Treibens der internationalen Gesellschaft des Weltbades, dem Palais der „Konversation" mit seinen Konzert- und seinen Spielsälen, im stillen Tiergartental gegründet hatten, in dem sie mit den beiden noch kindlichen Töchtern Claudia und Marianne und dem sechsjährigen Sohn lebten (Luise, die älteste, hatte sich mit dem französischen Konsul in Kapstadt verheiratet). Einen großen Teil des Tages widmete Pauline ihrer Lehrtätigkeit, ihren aus allen Ländern stammenden Schülerinnen; einen andern dem musikalischen Schaffen, der Komposition und dem Studium; den Rest dem schönen, durch Geist und Kunst gewürzten geselligen Verkehr mit den Freunden der Familie. Turgenjew hatte eine Wohnung in einem Privathause bezogen. Wenn er nicht an einem neuen Werke arbeitete oder nicht mit Viardot auf der Jagd war, brachte er seine Zeit in der Villa zu. Dort nahm er seine Mahlzeiten im Kreise der Familie ein. Dort fehlte er an keinem Abend beim gemeinsamen Tee, und mit immer neuem, immer gleichem Entzücken lauschte er dem Gesange der Freundin, die uns die letzten Stunden fast eines jeden Tages durch ihren, von ihr selbst auf dem Flügel begleiteten Vortrag der von den großen Meistern und der von ihr selbst komponierten Lieder zu wahrhaft festlichen und weihevollen machte.

Die ganze Wonne des Lebens in dem sie umgebenden nächsten Freundeskreise und in dem einzig schönen Ort lernte ich freilich erst in den Sommermonaten der nächstfolgenden Jahre kennen. In jedem bis zum Herbst 1870, wo ich vom Kriegsschauplatz, von Straßburg aus zum letztenmal die Freunde in der Villa besuchte, fuhr ich, von Turgenjew eingeladen, zu ihm nach Baden-Baden hinüber. Während der Hochsommerwochen bis tief in den September hinein blieb ich sein Gast und verlebte einen großen Teil meiner Zeit in der Villa Viardot im Familienkreise der Freundin. Turgenjew hatte das an deren Park grenzende Grundstück angekauft, ließ es in einen wohlangelegten großen Garten verwandeln und auf dessen höchstem Teil nahe der in einem Hohlweg vorüber zum Hochwald führenden Landstraße durch einen geschickten und geschmackvollen Pariser Architekten ein Schlößchen im Stil Louis XIII mit hohen, steil ansteigenden, schiefergedeckten Dächern erbauen. Dessen Erd- und Mittelgeschoß bewohnte er, dessen Mansardenzimmer mit herrlichen Aussichten über den waldigen Sauerberg und die „Wolkenkur" wurden **mir** für jeden Aufenthalt bei ihm eingeräumt. Die heranwachsenden, reizenden, künstlerisch reich begabten Töchter und eine erlesene Schar liebenswürdiger deutscher, französischer, schwedisch-norwegischer, russischer, englischer, amerikanischer Gesangsschülerinnen brachten frisches, junges Leben in das Haus. Die gesellschaftlich und künstlerisch hervorragendsten Persönlichkeiten, welche die sommerliche Saison nach Baden führte, an der Spitze der ersteren Königin Augusta, die Mad. Viardot bis an ihr Lebensende immer die gleiche wahrhaft freundschaftliche Zuneigung und Hochschätzung bewahrte, und König Wilhelm, Graf Flemming, der preußische Gesandte, und seine Gattin, die Tochter Bettinas, der österreichische Gesandte von Zulauf; an der Spitze der Künstler Anton Rubinstein, Désirée Artôt, Clara Schumann, Albert Niemann, Léonardi, der berühmte Musiker, und Manuele Garcia aus London, Saint Saëns aus Paris, der Stuttgarter Hofkonzertmeister Carl Eckert und seine schöne Frau Kathi, der Geiger Herrmanns, der gefeierte Maler Gustav Doré, sein Kollege Pommen waren in den von ihnen in Baden verlebten Sommern die stets gern er-

scheinenden und herzlich aufgenommenen Gäste des Viardotschen Paares. König und Königin kamen zum Tee, verfehlten nie, den musikalischen Sonntagsmatineen in dem dafür im Garten erbauten Musiksalon, der zugleich die manches erlesene Meisterwerk alter und neuerer Malerei enthaltende Sammlung und die Orgel aufgenommen hatte, beizuwohnen; jenen Matineen, zu welchen Zutritt zu erhalten sich jeder aus der in Baden-Baden versammelten vornehmsten internationalen Gesellschaft glücklich schätzte. Wurden hier doch die köstlichsten Gaben des Gesanges und der Instrumentalmusik, jene von der Herrin des Hauses und ihren begabtesten Schülerinnen, diese von den obengenannten Meistern in reicher Fülle und Mannigfaltigkeit geboten.

Diese künstlerischen Gaben blieben nicht auf die Matineen beschränkt. In den Jahren 1866 und 1867 hatte Turgenjew die französischen Texte zu einigen heitern romantisch-phantastischen, kleinen Opern verfaßt („Le dernier des sorciers", „L'Ogre", „Le Pacha"), die von Frau Viardot ungemein anmutig und kunstreich in Musik gesetzt wurden. Die Texte waren so erfunden, daß Frauenchöre eine Hauptrolle darin spielten. Waren diese kleinen reizenden Kunstwerke doch speziell dazu geschaffen, daß die Schülerinnen darin aufträten, um sich auch im Bühnengesange und in der Darstellung zu üben. Die einzigen männlichen Rollen — der alte Zauberer, der Menschenfresser, der Pascha — wurden von Turgenjew selbst oder einem gerade zum Besuch anwesenden, über einen Bariton verfügenden Freunde übernommen. Der kleine Sohn Paul führte komische Zwergenrollen, Frau Viardot selbst zuweilen den „prince charmant" mit Glanz aus, wenn keine andere dazu befähigte Sängerin zur Stelle war. Diese Aufführungen (mit Klavierbegleitung), für welche im Saal des Turgenjewschen Schlößchens eine Bühne aufgerichtet wurde — erst 1868—1869 ein eigenes kleines Theatergebäude —, waren von nicht zu schilderndem Reiz, besonders auch durch die Mitwirkung der beiden in holdester Mädchenanmut früh erblühten Töchter: Claudia und Marianne. Sie erregten das Entzücken der Gesellschaft und nicht zum wenigsten das der Königin und des großherzoglich badenschen Paares.





Iwan Turgenjew.
Nach der Originalzeichnung von Ludwig Pietsch.

— Die Sommerabende, an denen die Aufführungen stattfanden, die nach dem letzten Fallen des Vorhanges mit einem Souper in der Villa Viardot schlossen, zu dem sich die ganze Gesellschaft in ihren Bühnenkostümen durch den nachtdunkeln oder mondhellen Park begeben hatte, sie haben in die reiche Galerie meiner Erinnerungsbilder ebenso viele der leuchtendsten, nie verblassenden und immer wieder, wenn ich sie hervorrufe, mich gleich bezaubernden Bilder eingeschaltet. Noch größer und herrlicher als in der Komposition dieser kleinen Opern offenbarte sich das schöpferische musikalische Talent Frau Viardots in ihren Liederkompositionen: in denen der für sie von Bodenstedt und Turgenjew übersetzten 24 Lieder russischer Dichter, von 12 Liedern und Balladen unseres großen Lyrikers Mörike, für den sie eine begeisterte Verehrung hegte, und einiger Goetheschen, vor allem der des „Vor Gericht" betitelten Gedichtes: „Von wem ich es habe, das sag' ich euch nicht." Wer diese Lieder, wie wir an manchen stillen Abenden im kleinsten intimsten Freundeskreise damals von ihr singen gehört hat — der hat sich bei jedes Anderen Liedergesang, den er später gehört hat, immer sagen müssen: das ist alles wohl brav, schön und gut, aber an den Gesang Pauline Viardots reicht es doch nicht heran!

Ihrem künstlerischen Genie kam ihr Fleiß gleich. Man sah sie niemals müßig. Nach ihrer anstrengenden Tagestätigkeit blieb sie, wenn wir abends plaudernd beisammensaßen, nie unbeschäftigt; sie zeichnete — auch in dieser Kunst war sie mit ungewöhnlichem Talent, das sich auf ihre Tochter Claudia vererbt hat, begabt — oder sie schrieb an ihrer Gesangschule oder kopierte die Noten ihrer Kompositionen, ohne darum auf die Beteiligung an der allgemeinen Unterhaltung zu verzichten, die sie vielmehr, ebenso wie Turgenjew, im Ernst und Humor mit den Äußerungen eines tiefen, feinen und glänzenden Geistes würzte. Während jener in Baden-Baden verlebten Jahre war sie zweimal zu mehrwöchentlichem Aufenthalt nach Berlin gekommen. Im November 1865 von der Witwe Meyerbeers eingeladen, um der ersten Aufführung der von dem verstorbenen Maëstro hinterlassenen, so lange verborgen gehaltenen großen Oper „Die Afrikanerin" im hiesigen Opernhause beizuwoh-

nen; und noch einmal 1866 auf besonderen Wunsch der Königin, in Begleitung der Tochter Claudia. Damals, 1864, wohnte sie bei Frau Meyerbeer am Pariser Platz Nr. 6 und wurde sehr bald der Mittelpunkt eines großen glänzenden Kreises, dessen Verehrung und Bewunderung ihrer sieghaften Persönlichkeit ebenso wie ihrer Kunst und der Meisterschaft ihres Gesanges galt. Sie hatte bei Meyerbeers die Bekanntschaft Gustav Richters, des berühmten Bildnismalers, gemacht, der im folgenden Jahre die reizende jüngste Tochter Cornelia heiratete; durch mich die Adolf Menzels, seines Schwagers Musikdirektor Krigars und der Maler Eduard Magnus, Karl Becker, Wilhelm Gentz, der Meyerheim, Ludwig Burgers, Paul Konewkas, der Bildhauer Friedrich Drake und Reinhold Begas gemacht; und alle waren in ihrem Bann. Sie gab allen diesen ersten Künstlergrößen Berlins, unter Mitwirkung ihrer in Berlin gastierenden liebsten und genialsten Schülerin, meiner guten Freundin Desirée Artôt, in meiner bescheidenen Wohnung Konzerte, wie sie nie in der Öffentlichkeit geboten und gehört worden sind. Sie sang unermüdlich alles, was ich begehrte, und fragte nur immer von neuem: „Pietsch, was soll ich singen?" Und ihre Kunst wie deren Wirkung auf diese Künstlerseelen schien mit jedem neuen Gesange nur immer zu wachsen.

Der Krieg gegen Frankreich wurde die Veranlassung, daß Frau Viardot mit den Ihrigen Baden-Baden und Deutschland für immer verließ. Bis zur Schlacht von Sedan waren sie mit ihren Sympathien noch ganz auf deutscher Seite, da der Krieg gegen den verhaßten Kaiser geführt wurde. Als der Feldzug aber auch nach dessen Sturz noch fortdauerte und der von den Unseren bekämpfte Gegner das französische Volk war, ertrug Louis Viardots französisches Herz es nicht länger, im Lande des siegreichen Feindes und „Verwüsters" seines Vaterlandes zu wohnen. Die Familie gab ihr schönes Besitztum auf — bald auch Turgenjew das seine — und übersiedelte zunächst nach London. Als nach der Bezwingung der Kommune, nach den letzten furchtbaren Kämpfen der im Tiefsten erregten französischen Volksseele allmählich gefestigte und geordnete Zustände in der Heimat eingetreten waren, bezogen Viardots wieder ihr altes trauliches Heim in der Rue de Douai, und Frau Pauline nahm ihre Tätigkeit als Gesangsmeisterin mit dem gewohnten Erfolge auf. Auch aus Deutschland pilgerten die lernbegierigen jungen Sängerinnen zu der großen Meisterin, und auch fertige, gefeierte Künstlerinnen, „Sterne" der heimischen Oper, dünkten sich nicht „der Lehre zu groß" und kamen bescheiden und verehrend immer wieder zu ihr.

Wiederholt habe auch ich selbst die Freundin dort und auf ihrem Landsitz zu Bougival begrüßt. Bei jedem meiner seit 1874 ziemlich häufigen Besuche in Paris war mein erster Gang zu ihr. Allmählich bleichte sich ihr Haar. Sie hatte es längst aufgegeben, öffentlich zu singen. Aber ihr gastliches Haus blieb immer von edler Musik durchtönt, vom Gesange ihrer Schülerinnen, ihrer Töchter und mancher berühmten sangesmächtigen Freunde des Hauses. Ihr selbst aber blieben unwandelbar der strahlende Glanz des Geistes, seine Kraft und Feinheit, seine Freiheit und Tiefe, die Freude an ihrer Lehrtätigkeit — eine Professur am staatlichen Conservatoire war ihr übertragen — und ihrer kunstschöpferischen Arbeit, die Unermüdlichkeit, der ausdauernde Fleiß und die Treue gegen sich selbst wie gegen die Freunde.

Die Töchter hatten glückliche Ehen geschlossen und das Elternhaus verlassen, der Sohn Paul führte als berühmter Geiger ein wandernd Leben. 1883 starb ihr Gatte; bald auch wurde ihr der Treueste der Treuen, Iwan Turgenjew, durch den Tod entrissen. Aber sie überwand den furchtbaren Schmerz, ob es ihr auch war, als „trügen sie ihr Leben mit ihm hinaus". Ihr Haus fiel der Straßenregulierung zum Opfer. Sie bezog eine köstlich gelegene Wohnung hoch oben im letzten Hause des Boulevard St. Germain am Ausgang der vom Concordiaplatz zum Palais Bourbon hinüberführenden Brücke. Dort saß ich im Frühjahr 1900 der neunundsiebzigjährigen Freundin gegenüber, die mir in ihrer Geistesfrische und Freudigkeit so bewunderns- und verehrungswürdig erschien, wie je in den glorreichen Tagen auf der Höhe ihres Lebens, und wir ließen die im Gespräch heraufbeschworenen Bilder der Vergangenheit der in diesen 54 Jahren gemeinsam verlebten Stunden und die Gestalten der vor uns dahingegangenen, geliebten Menschen noch einmal an uns vorüberziehen . . . Und dann hörte ich sie wieder mit der alten Meisterschaft auf dem Flügel den Gesang einer ihrer Schülerinnen begleiten, die eine neue Komposition von — Pauline Viardot vortrug. Wieder vier Jahre später in diesem Frühling besuchte das mir nächststehende teuerste Menschenpaar auf seiner Pariser Reise die Dreiundachtzigjährige, um ihr meine Grüße zu bringen. Und beide schilderten mir heimgekehrt den gewaltigen und wahrhaft erhebenden Eindruck, den sie von ihr empfangen hätten, den Schauer der Ehrfurcht und Bewunderung, der ihre Seelen durchrieselt habe, im Zusammensein und im Gespräch mit ihr, und wie sie in tiefer Ergriffenheit von ihr geschieden seien mit dem Bewußtsein: „Wir haben einen großen Menschen gesehen!"

Alte Laute.

Von Paul Wertheimer.

Mein Herz ist eine Laute,
Die lange niemand schlug,
Und hat doch helle und traute
Fülle des Wohllauts genug.

Und liegt nun in einem Zwinger
Im Spinneweben-Grau,
Und träumt von dem blassen Finger
Einer zärtlichen Frau . . .



Vor Anker. Gemälde von H. W. Mesdag-Haag.

Ein Ausflug nach Bärenklau.

Von
Fr. Frhr. von Dincklage.
Mit sechzehn Originalaufnahmen.



Das Remontedepot Bärenklau.

Für die Wehrkraft eines Landes kommen, nächst den Männern, zuerst die Pferde in Frage — das galt von jeher und das gilt auch heute noch, denn keine Erfindungen der Neuzeit auf dem Gebiete der Fortbewegungstechnik sind imstande gewesen, das Pferd für den Kriegsgebrauch entbehrlicher zu machen wie ehedem. Im Gegenteil! Niemals wohl wurde der Reiterei eine höhere Bedeutung zugesprochen, wie in der modernen Kriegskunst, und wenn die Vervollkommnung der Waffentechnik der Kavallerie größere Schwierigkeiten und Gefahren bereitet, wie vor einem Jahrhundert — nun, dann muß eben die Reiterwaffe durch erhöhte Gewandtheit und Schnelligkeit, durch Ausdauer und Energie die Schwierigkeiten überwinden. Da sein wird die Kavallerie, wohin sie gehört — allen anderen Waffen weit voraus — wagemutig und umsichtig.

„Wehrkraft ist Nährkraft und Ehrkraft für ein Volk," sagte einmal, ich weiß nicht wer. — Er hat recht. Und wenn wir Deutschen einen so mächtigen Koeffizienten für die Schlagfertigkeit unserer friedengebietenden Armee, wie das Pferdematerial, ohne Ankauf jenseits der Grenzen stets bei uns selbst bereit finden, so darf das unser Vertrauen nur befestigen.

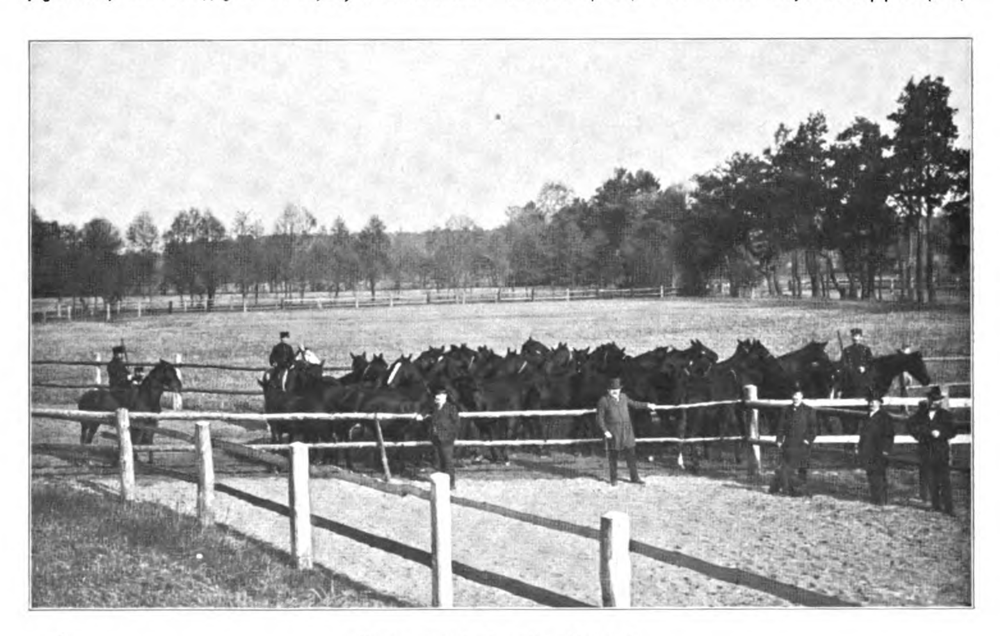
Freilich, nicht immer war's so in deutschen Landen. Als im XVIII. Jahrhundert der Begriff der Reiterei eine neue Form annahm, als man — nach und nach — von der Kavallerie eine größere Beweglichkeit verlangte, und als diese Waffe in der Schnelligkeit ihre Erfolge zu suchen anfing — als mit einem Worte die leichte Kavallerie auf den Kampfplatz zu treten begann, da waren die Regimentskommandeure, denen die Remontierung oblag, genötigt, ihre Sendboten auszuschicken über die Grenzen hinaus, um die geeigneten Pferde anzukaufen. Später wurden dann — wie in Preußen, so auch in anderen deutschen Ländern — die Ankäufe wohl staatlich geleitet, aber selbst der große König war gezwungen, seine Remonten für die leichte Reiterei zum großen Teile in Wolhynien, Podolien und — na da herum, wo das „wilde" Pferd aufwuchs, kaufen zu lassen, die dann in großen Herden herangetrieben wurden, um preußische Zucht zu lernen. Nur in Ostpreußen und einigen anderen Teilen im deutschen Norden existierte von jeher eine Zucht leichterer Pferde — edlen, durch arabische Hengste importierten Blutes. Von dort aus hat sich, freilich sehr langsam, die Zucht von Blutpferden über deutsche Lande mehr oder weniger verbreitet, von den Einzelstaaten — ebenfalls mehr oder weniger — durch Anlage von Gestüten unterstützt. Und in der Gegenwart können die Remontierungs-Kommissionen ihre Tätigkeit ausschließlich im Lande ausüben — den Pferdezüchtern und damit dem Lande zum Nutzen. Ich sage, dem Lande, denn es gibt auch noch heute europäische Reiche, die viele Millionen alljährlich auf ausländischen Pferdemärkten lassen. Auch nach dieser Richtung ist unsere Heeresleitung im-

stande, das Prinzip des Imlandelassens von den Millionen des Armeebudgets durchzuführen, ein Bestreben, das sie nach jeder Richtung kundgibt und in dem ihr ja die Marineverwaltung, dank deutscher Industrie, folgen kann, denn auch für unsere Schiffe kommen kaum noch außerdeutsches Material und außerdeutsche Arbeit zur Verwendung.

Wie nun die Resultate deutscher Pferdezucht, die Remonten, für die direkte Verwertung in der Armee vor der Einstellung in die Regimenter vorbereitet werden, davon sollen diese Mitteilungen erzählen.

Alles Pferdematerial — mit Ausnahme weniger, der Zahl nach kaum in Frage kommender Einzelersatzankäufe von seiten der Truppenteile aus eigenen Mitteln (einjährigen Pferdegeldern, Düngerfonds rc.) — also alles Pferdematerial für die Armee wird durch Remontierungskommissionen angekauft, an deren Spitze in Preußen ein General steht, der seine Inspektion direkt im Kriegsministerium vertritt. Die übrigen Staaten, die nicht durch Militärkonvention mit Preußen verbunden sind — Bayern und Württemberg — haben ihre eigenen Kommissionen.

Preußen hat fünf solcher Remonteankaufs-Kommissionen, die sich je aus einem Vorsitzenden, Stabsoffizier und je zwei kommandierten Offizieren der Kavallerie oder Artillerie zusammensetzen — natürlich den pferdekundigsten Herren der Armee. Von diesen Kommissionen wird fast das gesamte Pferdematerial für die Armee bereits dreijährig auf Remontemärkten angekauft, bis zu seiner Volljährigkeit in Remontedepots untergebracht und dort an Kraftfutter im Stalle und ausdauernde Bewegung im Freien und zu jeder Jahreszeit gewöhnt. Der Ankauf noch nicht volljähriger Pferde hat für die Armee einen doppelten Vorteil. Einmal würden volljährige Pferde den ausgeworfenen Etatspreis beträchtlich übersteigen, dann wird aber durch die rationelle Pflege und Fütterung in den Depots eine geeignetere Vorbereitung für den Dienstgebrauch erzielt, als sie der Züchter, der etwa seine Dreijährigen in die Weide treibt, bietet. Für die Zucht aber ist es auch von Bedeutung, daß der Züchter seine Produkte früh verkaufen und seine Ställe und Weiden mit neuen Füllen besetzen kann, stets seines Absatzes sicher, wenn er sachgemäß züchtet. Über den Verlauf der Remontemärkte und die Art des Ankaufs vielleicht ein andermal; heute möchte ich mich mit den equestrischen Erziehungsanstalten — ich möchte sagen „Pferde-Vorcorps“ — beschäftigen. Wir haben in Preußen im ganzen 17 Remontedepots, von denen acht in Ostpreußen,



Remonten in der Laufkoppel.



Im Remontehof.

eins in Brandenburg, zwei in Pommern, eins in Posen, eins in Sachsen, zwei in Hannover und eins in Schleswig-Holstein liegen. Dazu tritt ein Kgl. württembergisches. Bayern hat keine Remontedepots, sondern kauft volljährig an.

Jedes dieser Remontedepots ist mit einer größeren Landwirtschaft verbunden, aus der ein guter Teil des Kraftfutters sowie des Grünfutters, teilweise auch der Rauhfourage, für die Zöglinge gewonnen wird. Einem solchen Depot, das im Durchschnitt 6—800 künftige Remonten aufnimmt, steht ein bewährter Landwirt und Pferdekenner als Administrator vor. Er hat mehrere Ökonomieinspektoren in landwirtschaftlicher — und einen Sekretär, zwei Oberroßärzte, diverse Futtermeister und Oberremonteknechte in pferdepflegerischer Hinsicht zu seiner Verfügung. Oberremonteknechte sind übrigens uniformierte, würdige Beamte, die gleichsam als Unteroffiziere fungieren und als Merkzeichen ihres Dienstalters teilweise auf dem Ärmel drei bis vier Chevrons tragen, die 15 resp. 20 Dienstjahre andeuten.

Alljährlich in den Sommermonaten werden nun die von den fünf Remontierungs-Kommissionen auf den Remontemärkten erstandenen und bar bezahlten Dreijährigen — auch einzelne Vierjährige werden gekauft — den 17 Depots zugeführt. Jede Kommission kauft stets in denselben Bezirken und liefert auch stets in dieselben Depots ab, so daß der Schlag des zugeführten Materials immer derselbe bleibt. Da Hengste nur ausnahmsweise für das Militärreitinstitut in Hannover gekauft werden und diesem direkt zugehen, so befinden sich in den Remontedepots nur Stuten und Wallachen. Wenn nun auch die Administratoren in bezug auf die Landwirtschaft und auf die Pflege ihrer Zöglinge durchaus selbständige Staatsbeamte sind, so liegt die Verteilung der jungen, zur Volljährigkeit gelangten Pferdepensionäre wieder vollständig und allein in den Händen derjenigen Remontekommission, welche an das Depot ihre Einkäufe ablieferte.

Etwa um dieselbe Zeit, in der die Dreijährigen auf den Depots eintreffen — im Juni und Juli, eilen auch die Remontekommandos aller Regimenter, mit Halftern und Koppelzeug ausgerüstet, auf der Eisenbahn den Depots zu, um dort die zuständige Quote an Remonten in Empfang zu nehmen. Ein Leutnant führt solch ein verantwortliches Kommando; einige Unteroffiziere, darunter ein möglichst schriftgewandter als Quartiermeister, und ein paar Dutzend Reitersleute des Regiments stehen unter seinen Befehlen.

Ehedem, als die junge Remonte noch per Fußmarsch den Regimentern zugeführt wurde und mitunter drei bis sechs Wochen unterwegs war — ganz selbständig — immer in ländlichen Quartieren mit Verpflegung von Roß und Reiter, — ja damals galt dem Leutnant das Remontekommando als das denkbar wünschenswerteste. Aber gern holt auch heute noch jeder junge Offizier den Ersatz für das Regiment — wenn's auch in wenigen Tagen per Eisenbahn gemacht wird. Man hat im Kriegsministerium gefunden, daß das profitabler sei.

während der Verteilungstage auf dem Depot. Um den Vorgang dieser Verkabelung einmal aus eigener Anschauung kennen zu lernen, hatte ich mich sowohl an den Vorsitzenden der vierten Remontekommission wie an den Administrator des Remontedepots Bärenklau, Herrn Amtsrat Zech, mit der Bitte gewandt, der Remonteverteilung auf diesem Depot beiwohnen und gelegentlich einige photographische Aufnahmen von den Vorgängen machen zu dürfen. Meine Bitte wurde freundlich gewährt, und ich glaube Interesse und Verständnis für den so wich-



Die Kommission bei der Verteilung.

Ist also der Leutnant mit seinen Mannen am Bestimmungsorte eingetroffen, so werden vorläufig Quartiere in den nächsten Dörfern bezogen, bis am Verteilungstage selbst sich Kürassier und Husar, Artillerist und Ulan am Depot zusammenfinden und sich beim Präses der Kommission, gewöhnlich einem Stabsoffizier oder älteren Rittmeister, melden. Diese Kommission, die bereits die mühevolle und anstrengende Arbeit einer gerechten Verteilung auf dem Papiere erledigt und die Stammrollen der „Kabeln" für die verschiedenen Regimenter hat zusammenstellen lassen, weilt selbstverständlich

tigen militärisch-kavalleristischen Vorgang am besten zu erreichen, wenn ich an der Hand von den Photos meine Beobachtungen mitteile — denn so, wie der Verlauf in Bärenklau sich darstellt, so dürfte er eine Analogie in den 16 anderen Depots finden.

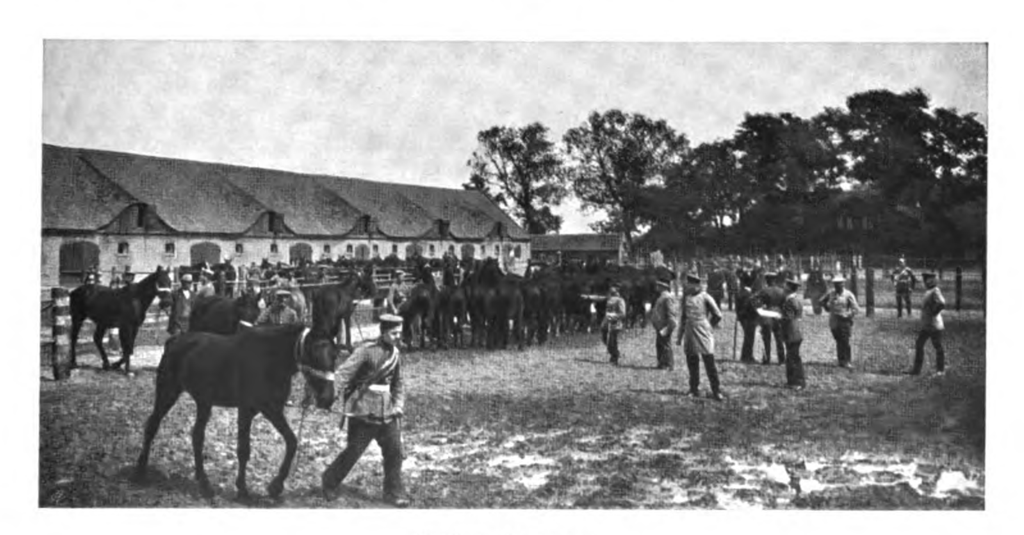
Verläßt man morgens 7 Uhr Berlin mit dem Zuge nach Kremmen, so ist man um 8 Uhr in Vehlefanz, der Eisenbahnhaltestelle von Bärenklau, und die langen Laderampen am Bahnhofe deuten schon den Hauptzweck der Haltestelle an. Ein leichter Sandschneider führt den Gast auf unchaussiertem Landwege zwischen üppigen Wiesen

und vortrefflich bestellten Feldern hindurch dem kaum drei Kilometer entfernten Depot zu — einem Landgehöfte in freundlicher Umgebung —, wie es das Bildchen darstellt. Schon während der Fahrt lagerten am 16. Juni längs des Weges an den Grabenrändern ostpreußische Ulanen, Koppeln junger Pferde am Halfterzügel haltend — Pferde und Führer zeigten die Stimmung nach langer Eisenbahnfahrt. Und noch Stunden konnten vergehen, bis den Neulingen drüben Platz gemacht wurde — bis die Remontekommandos der Regimenter, eines nach dem anderen — dem Bahnhofe zuwandern würden, dem Lebenszwecke entgegen mittels derselben Wagen, die früh den dreijährigen Nachschub brachten. Aber das Warten war ja erträglich im langentbehrten Sonnenscheine, am duftigen Wiesengelände. Freilich — die Pferdchen wären wohl lieber hineingegangen in die Wiesen und — die ostpreußischen Ulanen hätten wohl dem Blumenduft ein mannbares Frühstück vorgezogen! Aber man kann nicht alles haben, und beide, Pferd wie Reiter, hatten wenigstens Ruhe.



Pferdekoppel.

Nach freundlich gastlichem Empfange durch den Hausherrn und dessen Gemahlin geht's hinaus in den zu zahlreichen Koppeln eingeteilten und von Stallungen eingefaßten Remontehof, in dessen Hintergrunde, gerade der Administratorenwohnung gegenüber, das lindenbeschattete Inspektorenhaus den Beschluß des weiten Oblongums bildet. Schon hat die Verteilung begonnen. Eine kurze Begrüßung nur unterbricht die Tätigkeit. Eben werden für die Kabel der 7. Kürassiere die letzten Pferde vorgemustert. Das ursprünglich aufgestellte Programm wird noch jetzt — bei dieser letzten Vormusterung — mancher Änderung unterzogen.



Bei der Musterung.





„Nr. 507 zu schwach für Kürassiere — wird wieder vorgestellt bei den Husaren!“ so hört man den Vorsitzenden anordnen. Inzwischen ist Nr. 703 im dunkleren Vorraum eines Stalles, vor dem die Musterung stattfindet, noch einmal auf die Augen hin untersucht, das Nationale ist durch den dort an einem Tische placierten Sekretär und einen Schreiber der Kommission verlesen und verglichen worden, und nun wird Nr. 703 durch einen Oberremonteknecht vorgeführt.



„In das Glied!“ befiehlt jetzt der Rittmeister, und sofort eilt ein Kürassier herbei, um den Wallachen der Kabel des Regiments, dort in einer der entfernter liegenden Laufkoppeln, zuzuführen. Inzwischen ist Nr. 62 vorgeführt — ein hervorragend edler großer Fuchs. „In Ostpreußen — diesseits der Weichsel — von der dritten Kommission angekauft,“ wendet sich der Vorsitzende an den Offizier in der Uniform der Bismarckkürassiere, der neben ihm steht, „nicht wahr, ein vorzügliches Pferd!?“





Und er befiehlt kurz: „Chargenpferd.“

„Chargenpferd! Zu den gesondert aufgestellten Pferden!“ wiederholt der erste Offizier der Kommission, ein Oberleutnant von den Jägern zu Pferde, und instruiert den Kürassier, der das Pferd abführt.

Inzwischen wurde bereits eine neue Remonte in den Stallvorraum geführt — es folgt die Musterung und wieder der Befehl: „In das Glied.“

„Die Kabel ist komplett,“ meldet jetzt der zweite Offizier — ein Feldartillerist.

Wie viele Pferde haben Sie?“ fragt der Vorsitzende den Kürassierleutnant.

„75, Herr Rittmeister!“

„Und wie viele sollen Sie bekommen?“

„72!“

Zustimmend neigt der Artillerist das Haupt, und der Vorsitzende — der das Resultat natürlich genau kannte — wirft einen Blick in das Notizbuch.

„Also Nr. 88 — Nr. 36 zurück — bei Ulanen vorzustellen, Nr. 48 bei Husaren!“ befiehlt er und fügt, zum Leutnant gewandt, hinzu: „Sie sehen, das beste raube ich Ihnen nicht wieder! — Sie nehmen übrigens eine vorzügliche Remonte mit, können zufrieden sein! Nicht wahr?“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister, ganz vortreffliche Remonte!“ antwortet natürlich der Offizier.

„Und nun vergleichen Sie nochmals die Nationale und kommen dann hier ins Büreau“ — er zeigt auf den Stalleingang — „um den Empfang zu bescheinigen.“

Der Kürassier geht an seine Kabel, von seinem Roßarzte begleitet. Jedes der 72 Pferde wird noch einmal verglichen, untersucht, bewundert, ja mitunter auch mit einem mißachtenden Blicke betrachtet, — aber das kommt nur selten vor.

Inzwischen hat die Verteilung für das 2. hannoversche Ulanenregiment Nr. 14 längst ihren Anfang genommen, und der große, elegante Leutnant in der Ulanka — die empfangenden Offiziere erscheinen ordonnanzmäßig zur Meldung, während die Offiziere der Kommission, auch der heute anwesende Adjutant der Remonteinspektion, im Überrock mit Hackenstücken kamen, demselben Adjustement, das sie auch stets bei den Remontemärkten tragen —, also der Ulanenleutnant hat bereits ein Dutzend Pferde durch seine Mannen in Empfang genommen,



als eine kurze Pause eintritt — behufs offizieller Abfertigung des Kürassiers, der soeben meldete, daß alles stimmt.



Die bürgerlichen Zuschauer, wir Nichtbeteiligten, profitieren inzwischen von dem vortrefflichen Frühstück, das im Speisezimmer von der Gemahlin des Herrn Amtsrat bereit gehalten wurde. Dort fanden wir auch die harrenden Herren der Regimenter, die erst nach den 14. Ulanen „empfangen“ sollten.

Nach genommenem Lunch erbot sich der Herr Amtsrat, uns mit den Einrichtungen des Depots bekannt zu machen, und führte uns zuerst an die große Laufkoppel. Die bildliche Darstellung zeigt den Augenblick, in welchem die Remonten, von berittenen Oberremonteknechten getrieben, ihre tägliche Promenade beginnen sollen. Die Aufnahme erinnert an die durch Piqueure noch festgehaltene Meute vor der Parforcejagd. Schon sieht man im nächsten Augenblicke die schönen jungen Stuten und Wallachen in langem Galopp an den Hürden entlang eilen. Natürlich kann stets nur ein Teil der Remonten zu dieser „Gesundheitspromenade“ herangezogen werden.

Während uns dann Herr Zech durch die vorzüglich eingerichteten gewölbten Ställe, durch die vor der Front seines Hauses gelegenen Ökonomieräume führt, erfahren wir, daß das Depot Bärenklau eines der ältesten von den 17 Depots ist und schon seit 1828 als solches existiert. Noch älter ist Treptow — seit 1821 — und als das 17. trat erst 1898 Hardebeck in Holstein hinzu. Bärenklau gehört zu den größeren Depots und beherbergt im Durchschnitt die Zahl von 700 Remonten. Von diesen 700 Pferden stehen 160 — also eine starke Kriegsschwadron — in Bärenklau selbst, die übrigen sind auf den dazu gehörigen Vorwerken verteilt — übrigens ebenso untergebracht, verpflegt und bewegt, wie hier auf dem Haupthofe. Auf Vorwerk Lengebruch ist die Station für 130 Pferde, auf Vehlefanz für 110, auf Klein-Ziethen für 150, in





Wendemark für 80 und in Brieselang für 50. Alle die Vorwerke liegen im Terrain des Depots — im Gutsterrain, das ein Areal von 7900 Morgen, also fast 2000 ha umfaßt. Von den Ernten kommt auch hier der größeste Teil den Remonten direkt zu gute — Hafer und Heu —, doch muß aus den übrigen Ernteerträgen sowohl Hafer wie Rauhfourage in bedeutendem Umfange zugekauft werden.

Da die Remonten niemals auf Weiden kommen, sondern stets, wie erwähnt, im Stalle verpflegt werden, ist für das nötige Grünfutter durch reichlichen Anbau von Gemenge und anderen Futterarten gesorgt.

Als unser landwirtschaftlicher Spaziergang beendet war, hatten bereits die Kürassier- und Ulanenremonten den Marsch zum Bahnhofe angetreten, und eben war der Offizier der 2. Dragoner im Begriff, mit



Vorführen von Dreijährigen, im Mittelgrund die Administratur.

seiner Schar „im glänzenden Haar“ und vielfach auch mit mutig „leuchtendem Auge“ den Hof zu verlassen.

Nur die 15. Dragoner aus Hagenau waren noch abzufertigen, und dem jungen Leutnant, der neben dem Rittmeister dastand, war es bei jedem neuen Pferde, das seinem Regimente zugeteilt wurde, aus den fröhlichen Mienen zu lesen: „Ich empfange zwar heute zuletzt, aber — mir scheint, dafür das beste!“ Und er mochte nicht unrecht haben. Gerade in den leichteren Pferden — man nennt den Ersatz für die leichte Kavallerie in den Depots summarisch Husarenpferde — also in den Husarenpferden macht sich das Blut und damit das Temperament vorteilhaft erkennbar.

Nun ist auch der Empfang für das schöne Regiment mit dem Pfirsichblütkragen aus dem Reichslande fertig. Mit Stolz blickt der Leutnant auf seine im Sonnenlichte glänzende Schar — viele Rappen sind darunter, da das Trompeterkorps des Regimentes auf dieser Farbe beritten ist.

„Morgen kommen sechs oder acht Artillerieregimenter — da ist die Arbeit schwieriger, weil auf Reit-, Zug- und Stangenpferde Rücksicht genommen werden muß,“ so teilt der Vorsitzende mit.

„Jetzt aber ist's 2 Uhr geworden und nach sieben Stunden ununterbrochener angestrengter Arbeit ist —“

„Nein, nicht Ruhe,“ unterbrach mich einer der Herren der Kommission, — „jetzt erwartet uns die freundliche Frau Amtsrat zu Tische.“

Er sagte das offenbar in dem Vorbewußtsein der gastlichen Tafel da drinnen, die uns in echter märkischer Gastfreundschaft geboten wurde. Ist zu verwundern, wenn der Dragonerleutnant, der noch lange warten konnte, bis es zum Verladen kam, noch einmal zurückkehrte? Die Amtsrätin hatte schon einen Platz für ihn freigelassen — sie hatte wohl ihre Erfahrungen!



Auf dem Wege zum Bahnhof.



Der heilige Georg. Skulptur von August Rodin-Paris.
Photographieverlag von J. E. Bulloz-Paris.



Über der festgeschmückten Stadt stieg der Wintermorgen auf, klar und hell wie Kinderaugen. Wolkenlos stand der Himmel, und der Wind konnte sich kaum noch entsinnen, daß er gestern stundenlang im wilden Übermut die kalten Schneeflocken durcheinander gepeitscht hatte, so sanft ging er über die hohen Dächer, so weich nahm er die langen Fahnentücher zwischen die Finger, schwang sie in majestätischem Bogen langsam empor und ließ sie sanft schaukelnd wieder fallen. Leise und vorsichtig schritt er an den Gewinden aus Tannenreisig vorbei, die schwer von den Fenstern niederhingen, und selbst wenn ihm hohe Triumphpforten auf den Straßen den gewohnten Weg sperrten, ließ er sich nicht hinreißen, seine Macht rüttelnd an ihnen zu prüfen. Kaum daß die seidenen Bänder und das Flittergold unter seiner Berührung aufraschelten. Selbst der Wind schien es zu wissen, wie man sich an einem hohen Festtage in einer prangenden Stadt beträgt.

Ganz still war es heute zu einer Stunde, da sonst schon die Räder der Lastwagen knirschten und mit hellem Geläute Schlitten über den ächzenden Schnee dahinzogen, der frühwache Schmied hatte heute kein Feuer geschürt, das weithin in den Morgen leuchtete, kein scharfer Hammerschlag dröhnte, auch keine Glocke klang. — Das waren zu kleine Wecker am heutigen Tage, da mußte es ein Größerer rufen, das: „Erwacht!"

Draußen auf dem alten Festungswall über den tiefen, zugefrorenen Gräben öffnete sich ein gewaltiger Eisenmund, die Erde erbebte, und donnernd rollte der erste Salut über das winterstarre Land hin, auf gewaltigen Schallwellen die Kunde tragend: Eine Fürstin ist ins Land gezogen.

Feierlich warf das Echo noch einmal den Ruf zurück von den hohen Eisbergen der Nordgrenze.

Horch! Auch die Fürstenglocke auf dem Dome, die große, sonst so schweigsame Glocke erhob ihre Stimme, und alle, die sie hörten, blickten zum Turme auf und freuten sich über ihre Botschaft. Die zwei können es auf Hunderte von Stunden in den Ton legen, ob sie Freude künden oder Not: die Kanonen und die Glocken.

In der Stadt erwachten die Menschen. Sie rieben sich nicht lange die Augen, sie sprangen aus den Betten, denn heute war der erste Tag in der Reihe der Feste zum Empfang der jungen Königin, heute sollte all das Großartige und Unerhörte seinen Anfang nehmen, von dem man wochenlang gehört, fabuliert und geträumt hatte.

— Ja, der Fürst, der lustige Herrscher, hatte gefreit! —

Aus einem fernen Lande hatte er die Braut heimgebracht, aus einem jener sagenumwobenen Königsländer, über denen das ewige Feuer der südlichen Sonne flammt, und deren Erdboden vom vergossenen Blute tausendjähriger Kämpfe dampft, aus einem Lande, in dem die Menschen schöner und seltsamer sind, aus einem letzten Stücke versunkener Paradiese, in denen die Liebe das höchste Gebot ist, und der Tod sein Grauen verloren hat. Ein Märchenreich, ein Land, in dem selbst das Herz der kalten, steinernen Berge erglüht.

Wie hatten die klugen Räte über die Wahl des Fürsten die Köpfe geschüttelt, war sie doch gegen alles Herkommen, aber vor dem Willen des Mächtigen hatten sie sich alle gebeugt.

Ein geheimnisvolles Gerücht war nämlich von Stadt zu Land umgegangen, erst leiser, dann lauter: die Erwählte des Fürsten solle eine andere Liebe im Herzen tragen, eine, von dem die Herzen unterm Purpur nichts wissen dürfen, eine selige, heimliche Liebe zu einem Staubgeborenen. Es waren

nur Gerüchte, bald schöner, bald häßlicher weitergetragen, und sie drängten sogar bis an den Thron des Fürsten. Dieser aber hatte auf alles nur die eine Antwort, das stählerne Königswort: „Ich will!“

Da waren alle Bedenken wie Wolkengebilde vor dem Ostwind zerstoben.

Gestern vor Mitternacht war ‚sie‘ angekommen, die Hochzeit im Lande der Braut hatte der Neugierde wenig Nahrung gegeben, noch weniger die Ankunft. Schweigend und in Windeseile waren die Schlitten und Wagen durch die Schloßeinfahrt gesaust, und eine Stunde später war das letzte Licht in der hohen Königsburg erloschen.

Aber heute! — Heute mußte alles Bedürfnis, alle Sehnsucht nach Freude zu ihrem Rechte kommen, aller Übermut, der in den Untertanen des Fürsten in solchen Tagen war. Von den Türmen klangen die Choräle, mit klingendem Spiele zogen die Truppen zur Residenz, festgeschmückt gingen alle Kinder einher; Vereine mit flatternden Fahnen marschierten durch die Straßen — alles war im Taumel. Und der Abend sollte die Krone des frohen Festes bringen, die Illumination und die Festvorstellung!

Der Fürst war ein lustiger Herr und liebte die heiteren Schwänke, darum hatte er auch befohlen, daß zur Feier seiner Vermählung kein ernstes Stück, kein hochtrabendes Schauspiel oder eine langatmige Oper, sondern ein Ballett, ein fröhliches, echtes Narrenspiel gegeben werden sollte.

Welches Ballett aber mußte das sein?! Seit Wochen sprach man von nichts anderem, der ganze Hof selbst war in Spannung, die Gerüchte hatten sich ins Ungeheuerliche gesteigert. Scharen müßiger Gaffer hatten seit mehreren Tagen an den Eingängen zum Bühnenraum des Opernhauses gestanden. Auf hohen Wagen hatte man dort farbenprächtige Kulissen eingeführt. Leuchtende Teppiche, phantastische Kandelaber, auch seltsame Säulen und allerlei wunderliche Waffen und Geräte wurden an den erstaunten Augen der Zuschauer vorbei in das geheimnisvolle Innere getragen. Lange Nächte waren in den Werkstätten der Schneider die Lichter nicht erloschen. Wertvolle, nie gesehene Kostüme entstanden, mit schillernden Farbentönen türmte sich die knisternde Seide auf, alles blitzte von goldenen und silbernen Tressen, Wolken von Spitzen bedeckten sogar den staubigen Fußboden. Alles, was man erträumen mag an Pracht, das lag hier beisammen und harrte der Auferstehung.

Dann hatten die Proben begonnen. Selbst aufgeschirrte Pferde hatte man angeführt, Wagen mit hohen Thronen, auch zahlreiche Soldaten, die zu Statisten bestimmt waren — und dann war eines Tages das Unglaubliche geschehen. Vom fürstlichen Marstall herüber waren vier Elefanten gekommen. Sie trugen ihre schwarzen Führer auf dem breiten Nacken und hatten durch die zerstiebende Menge den Weg durchs Tor zur Bühne gesucht, ruhig, als ob das Komödienspielen ihnen Lebensberuf wäre.

Es gab in der Residenz einen wichtigen, vielbeschäftigten Mann in diesen Tagen, das war der fürstliche Bühnenleiter. Tausende von Fragen bestürmten ihn, er hatte als Antwort das ewig gleiche, vielsagende Lächeln und ein ablehnendes Achselzucken, das ihm jetzt fast zur Manie wurde.

Wie das heimliche Rascheln des Laubes in einem dunklen Herbstwalde, so lief die Rede von etwas Geheimnisvollem durch die Straßen der Stadt. Das war seltsamer als alle märchenhafte Pracht der Kulissen und Kostüme, seltsamer als die Elefanten und des Leiters vielverbergende Mienen, seltsamer als alles.

— — Ein fremder Tänzer. — —

Der Gast sollte zum Festspiele erscheinen und in demselben eine große Tanzrolle durchführen. Lange war sein Auftreten durch Anschläge verkündet, die Zeitungen sprachen von etwas Niedagewesenem. Niemand nannte seinen Namen, nicht einmal dem Fürsten war er bekannt, denn auch für ihn sollte der Fremde eine Überraschung sein. Keiner vermochte auch nur seine Heimat zu nennen. Tausend Mären und Legenden hatten sich in diesen Tagen um den Künstler gebildet, er sollte eine fabelhafte Summe für sein Auftreten gefordert und bewilligt erhalten haben, ein jeder wußte eine andere berühmte Kunststätte, die ihn zu ihren Mitgliedern zähle. Viel wurde gewispert und geraunt, und ganz vereinzelt drang sogar eine Kunde durch, der sagenhafte Mann stamme aus dem Lande der Königin und brächte ihr einen letzten Gruß der Heimat. Was alles haben in diesen Tagen die Ohren und die Wände der Häuser

von dem seltsamen Gaste, dem Tänzer, gehört!! —

So verging in Unruhe und sehnsüchtiger Erwartung der Tag.

Der Abend war gekommen.

* * *

Auf dem weiten Platze brannten von hohen, kunstvollen Kandelabern die Gasflammen, auf dreifüßigen Bronzesäulen aber loderten Pechpfannen und warfen, vom Winde bewegt, ihren zuckenden Schein auf eine vieltausendköpfige Menge. Nur mit Mühe vermochten die aufgestellten Diener und Soldaten die breiten Fahrwege für die ankommenden Gäste des Fürsten freizuhalten.

Aus den dunklen Nebenstraßen flogen die Schlitten daher, Wagen auf Wagen tauchte in das helle Licht des großen Platzes, ungeduldig drängten sich die schnaubenden Pferde vor dem Eingang zum Opernhaus.

Da standen die eleganten, leichten Schlitten reicher Bürger, daneben die altmodischen, wappengeschmückten Staatskarossen einer vergangenen Zeit. Eilig sprangen die Diener vom Sitze und öffneten die Schläge der kleinen atlas- und seidegepolsterten Coupés. Selbst von den entferntesten Schlössern der Umgegend kamen Herren und Damen, die der Huld des Fürsten eine Einladung zum Festspiele verdankten. Wenn auch die Kälte des Wintertages in die feine Haut der zarten Frauen und in die bärtigen Gesichter der Männer wie Messer einschnitt, so glänzten solcher Unbill ungeachtet doch die Augen aller in froher Erwartung. Sobald die Gäste erst drinnen mit den erkälteten Füßen stampfend die glitzernden Tropfen abschüttelten und die Mäntel und Pelze von den Schultern warfen, vergaßen sie rasch, daß draußen noch eben der Winter mit rauher Faust seine Schneeflocken nach ihnen geworfen hatte . .

Der ganze alte Landadel war erschienen, denn es war des Fürsten Ehrentag. Man lachte und plauderte, man tauschte Grüße und gab sich ganz der Freude über das Kommende hin.

* * *

Das Haus war gefüllt bis auf den letzten Platz. In den Logen drängten sich die Damen, funkelnde Diamantsterne und seltene Blumen in den Haaren, daneben in blitzenden Uniformen die Herren, reich besät mit Orden. Das Licht aus tausend Lampen sprühte auf, brach sich millionenfach in den geschliffenen, kostbaren Steinen und ruhte mit mattem, zartem Glanze auf weißen Frauenschultern. Aus strahlenden Augen glühte es, heißer brannten die Wangen, zärtlicher wurden die Worte, mühsam und lang Verhaltenes wurde heimlich zum Geständnis, während die Geigen schrill ihre Quinten durch den Raum schrieen.

Niemals hatte das Theater unter seinem Dache eine so frohe Gesellschaft gesehen.

Ein schmetternder Ruf der Fanfaren.

Es wird totenstill. Und als gehorchten sie einer unsichtbaren Hand, so sprangen von außen geräuschlos die vergoldeten Flügeltüren zur Loge des Fürsten auf.

Der Fürst trat ein, die Fürstin am Arme führend. Hinter einem glänzenden Hofstaate von Herren und Damen schlossen sich die Türen. —

Alle Augen hatten nur das eine Ziel gesucht, sie, die Fürstin. Den Fürsten kannten sie lange. Ihr Herr war derselbe geblieben, ein stolzes und freudiges Lächeln glitt über sein bartloses Gesicht, und fröhlich dankte er, mit der ringgeschmückten Hand winkend, für die ungezwungene Huldigung. Dann nahm er seinen Platz neben der Fürstin ein.

Warum es wohl so still und so eigentümlich bedrückend, fast bang in dem weiten Raume geworden war?

Dort saß eine Fürstin! Das fühlten sie alle. —

Wie doch die einfältige Seele des Volkes mit ihrer seltsamen Phantasie das Rechte getroffen hatte! — Was hatten sie nicht alles erzählt von dem fremden Lande mit seinen stillen, weltfremden Menschen! Da hatten sie auch ihr allerlei angedichtet, hatten sich Märchen zusammengereimt, in denen es wie verhaltenes Schluchzen klang und wie eine große, tiefe Trauer, wie ein Weh ohne Namen. Das Volk im Schnee hatte sich in seiner Lust an ernstem, schwermütigem Fabulieren eine Fürstin geschaffen aus Tränen und heiligem Stolz. —

Und da saß sie unter ihnen!

Ein blasses, müdes Gesicht von unaussprechlicher Schönheit. So träumen's die Dichter, wenn sie von ihren Königinnen reden. Seidene, lange Wimpern hatten sich über zwei Augen gesenkt, die noch nicht aufgeblickt hatten in hilfloser Scheu. Stirn

und Nase so königlich, der Mund so weich, die Oberlippe ein klein wenig nach rechts gehoben, als ob eine leise Verachtung dort kämpfte mit den verhaltenen, ersten Anzeichen von Tränen. Aber das alles sah das Auge erst später, der erste Blick traf das Haar. Das war kein menschliches Haar, das war eine brennende Glut, das leuchtete und lohte, die rotgoldene Abendsonne mußte sich wohl einmal mit ihren feinen Strahlen drin verfangen haben und dort hängen geblieben sein. Wie es über der alabasternen Stirn glühte, kaum konnte ein dichtes Netz von Edelsteinen die Flut bändigen und niederhalten. Wahrlich, das war die leuchtendste Krone, die je eine Königin getragen! Die Fürstin hatte noch nicht aufgeblickt und kaum das feine Haupt beim Jubel der Menge geneigt. — —

Wieder klangen zitternde Geigenstriche durch den Raum, gleichsam die Erwartung wiedergebend, die in den Herzen aller lebte. Die Ouverture rauschte mit einigen triumphierenden Akkorden vorüber, und der gelbseidene Vorhang der Bühne öffnete sich nach beiden Seiten. —

Es begann das Spiel.

Mit goldenen Lettern stand es auf dem Theaterzettel zu lesen: „Die Hochzeit des Moguls", so nannte sich die Pantomime. Alle Blicke flogen zur Bühne, und ein halblauter Ausruf des Erstaunens und der Bewunderung ging durch das Haus. —

Im Hintergrunde der Szene erhob sich an einem sanften Abhang, phantastisch aufgebaut und von strahlender Sonne hell beschienen, eine Stadt mit Türmen, Kuppeln und weitgeöffneten Toren. Ein lichter Hain voll der wunderbarsten, grellfarbigen Bäume und Blüten zog sich von ihr, die Mitte freigebend, nach dem Vordergrunde zu. Zur Seite war zwischen nickenden Palmen ein Purpurzelt errichtet, und darunter hatte auf einem goldenen, von zwei kunstvollen Pfauen getragenen Throne der Mogul Platz genommen. Ein glänzendes, orientalisches Gewand, von einem kostbaren Gürtel zusammengehalten, umfloß seine jugendliche Gestalt, und auch sein Gefolge war mit indischer Pracht ausgerüstet. Schöne, in zarte Schleier gekleidete Sklavinnen lagerten auf seidenen Teppichen zu seinen Füßen, und auf biegsamen Bambuslanzen lehnten zur Rechten und Linken des Thrones stolze Krieger in silbernen Helmen und silberner Rüstung.

In langer, farbenprächtiger Reihe nahten sich zu den Klängen eines feierlichen Marsches huldigend die Untertanen des Gewaltigen. Sie zogen an seinem Throne vorüber, sich mit gekreuzten Armen ehrfurchtsvoll verneigend. Mit gnädigem, leichtem Senken des Hauptes erwiderte der Mogul die tiefen Verbeugungen, und tausendfarbig blitzte dabei ein großer Diamant, der die Spitze seines weißen, edelsteinbesetzten Turbans krönte.

Nun wurden von den Abgesandten fremder Fürsten zwölf schneeweiße Rosse mit purpurroten Schabracken vorübergeführt, dahinter schritten, mit schwerem Gange, vier mächtige Elefanten, deren breite Rücken große Lasten goldener Geräte trugen. In buntem Zuge folgten ihnen schwarze Sklaven in seltsamem Aufputz, und den Schluß bildete allerlei niederes Volk, das seine bescheidenen Gaben, Früchte aus Feld und Garten, darbrachte.

Nachdem dieser Zug sich feierlich im Takte über die Bühne bewegt hatte, löste er sich allmählich auf, und die einzelnen Gruppen machten zurücktretend die Mitte für einen Chor weißgekleideter, ehrwürdiger Priester frei. Paarweise traten sie aus einem marmornen Tempeltore im Walde hervor, um mit segnenden Händen dem Herrscher ihren Glückwunsch zu entbieten. Eine fremdartige Gebetsweise begleitete den Auftritt. Sie gab in trefflicher Weise das dumpfe Singen einer andächtigen Menge wieder.

Noch aber war nicht der letzte der feierlichen Akkorde verklungen, da ergoß sich auch schon ein ausgelassener Schwarm lachender und hüpfender Tänzerinnen von allen Seiten auf die Szene, als seien die sommerlichen Blüten des Haines lebendig geworden. Im Nu umschlangen sie mit Blumengewinden die langbärtigen Greise und entfernten die Widerstrebenden durch sanfte, neckende Gewalt vom Throne des Moguls.

Eine fröhliche Stimmung hatte sich der Darsteller nicht minder als der Zuschauer bemächtigt, und das Orchester setzte nunmehr mit einer feurigen, wilden Tanzweise ein. Ein südländischer Zigeunertanz jauchzte auf, der starke, schmetternde Klang der Trompeten unterbrach das Werben und

Weinen der Geigen, die Bässe stöhnten, die Hämmer des Zymbals pochten. Wie ein Siegesgesang ging ein alter, wilder Heldentanz durch den Raum. Unwiderstehlich wirkte sein Zauber, und manch ein kleiner Fuß in reichgesticktem Atlasschuh wiegte sich verstohlen im straffen Takte der Musik. —

Da brauste es daher in bunter, tollbewegter Menge. Blumenbekränzt schlang es sich vor dem purpurnen Zelte des Moguls zum Reigen, lief aufeinander zu, trennte sich wieder, um sich von neuem in stets wechselnden, farbenprächtigen Bildern zusammenzufinden und wieder aufzulösen. Fliegende Haare und leuchtende Augen!

Das war eine Flut von Lichtern und Farben, wie sie noch keiner der Anwesenden geschaut hatte. Jede der hundert Tänzerinnen strahlte im Schmucke blitzender Ringe und Armspangen, und von den nackten Schultern herab bis auf die weißen Brüste leuchteten, wie aus zitternden Lichtstrahlen geflochten, schimmernde Ketten. Eine Anzahl kriegerisch aussehender Gestalten tanzte mit langen Lanzen dazwischen einen abenteuerlichen Reigen. An den Spitzen ihrer Waffen trugen sie hell beleuchtete Papierfratzen, die symbolisch die Köpfe der erschlagenen Feinde darstellen sollten, zahlreiche Possenreißer trieben sich mit übermütigen Scherzen unter den Schönen umher. Wirklich, es war ein Narrenspiel ohnegleichen, das auf der Szene vor sich ging. Selbst der Mogul auf dem Pfauenthrone und die würdevollen Priester konnten sich oft des Lachens nicht enthalten.

Des öfteren schon hatte der Fürst selbst zum Zeichen seiner Anerkennung das Signal zu stürmischen Beifallsäußerungen gegeben, und der bisherige glanzvolle Verlauf des Festspieles hatte die Erwartung aller aufs höchste gespannt. Wo nur der fremde Gast so lange bleiben mochte?

Niemand vermochte sich zu denken, wie der Tänzer all das Gebotene noch übertreffen würde. Jedem schien der Gipfel der Vollkommenheit erreicht.

Plötzlich schwieg einen Augenblick die Musik — alles reckte die Hälse empor, alles starrte angestrengt auf die Bühne.

Ein wilder, schreiender Ton gellte jäh durch die Geigen, prasselnd sausten die Schlegel auf die Pauken nieder, unharmonisch und nervenpeinigend rang sich ein kurz abbrechender Akkord los. —

Da stand er. —

Niemand hatte es gesagt, alle wußten's.

War er aus dem Boden gesprungen? Ganz plötzlich, überraschend stand er da.

Niemand vermochte sein Antlitz zu erkennen. Als habe ihn ein Dämon von einer riesigen Kreiselschnur geschnellt, so wirbelte er jetzt um sich selbst.

Seinen schlanken Leib verhüllte ein brandrotes, flatterndes Gewand.

Rasch hatte er im wirbelnden Tanze sich Platz geschafft, scheu wichen sie überall zurück. Die größte Spannung hatte sich aller bemächtigt, selbst der Fürst erhob sich halb von seinem Sitze und wandte sich fragend an die Fürstin, das ganze Gefolge, Damen und Herren, hingen mit gebannten Augen an der bizarren Erscheinung.

Das war doch ein Meisterstück der Regie, das war ein Nervenkitzel, wie man ihn noch nie erlebt!

Hei, wie sie auf der Bühne droben furchtsam flohen, wenn der Rote heranwirbelte, wie geschickt dieses Entsetzen zum Ausdruck kam, wie es sich lähmend sogar auf den Zuschauer übertrug! — Das war eine hohe, eine seltene Kunst, die sich hier zeigte. — Bravo! — Bravo! —

Da — ein Gongschlag — eine kurze Pause, als sammelte das Klingen und Schreien da unten die letzte Kraft, und eine Tanzmelodie begann, so fremd, so nie gehört, daß es allen bis ins Mark fuhr. Waren das noch die alten, braven Musiker des Fürsten, denen der abenteuerliche Höllenspuk aus den Händen und Saiten fuhr?

Nein, nein, das war das entsetzliche Klingen der Hölle, das war ein Wollustschrei, ein Wahnsinnstaumel vom Hexensabbat, und der Rote da oben war der Meister, der sie alle, Spieler und Hörer, bezwang. Wie zermalmend sie daher stampfte, diese grause Melodie, wie die wuchtigen Bässe sich in die schreienden Akkorde eingruben — das war ein klirrender Tanz aus fernen Ländern, aus heißen Steppen, das war eine wilde Klage von Tausenden, das war ein Werbelied des tosenden Wüstenwindes, das war der Todesgesang eines ganzen Volkes, das klang wie der letzte Aufschrei von zahllosen zertretenen Herzen.

Und eine blasse Gestalt droben in der

Fürstenloge hatte sich erhoben, die Wimpern hatten sich geöffnet, nächtig schwarz glühten ein Paar Augen auf. Die zarten Hände hatten sich erschreckt beim ersten Gongschlag in die roten Plüschkissen der Brüstung gegraben — weit öffneten sich zitternd die feinen Nasenflügel. — Kam dort unten die Heimat mit klingendem Gruß gegangen? —

Und der Rote reckt sich zum Tanz.

Wild auf fliegt der feuerfarbene Mantel. Was an Glut und wahnsinniger Raserei zu erträumen ist, in diesem Tanze liegt's. Das sind keine menschlichen Bewegungen mehr, es hebt und senkt sich wie die glühende Lava eines Vulkans, in langen, roten Linien kommt es durch die Luft geflogen, an den Kulissen fährt es empor, brennend rote Garben umlodern den Tanzenden. Doch das ist nicht mehr Tanz, das geht nicht mehr mit natürlichen Dingen zu! Die Pferde werden unruhig und reißen ihren Führern die Zügel aus den Händen, die Elefanten erheben trampelnd die Rüssel, der Mogul ist, der Würde des Spieles vergessend, aufgesprungen, schreiend laufen die Tänzerinnen nach dem Hintergrunde der Bühne. In der Loge hat sich der Direktor zitternd und bleich wie eine Kalkwand erhoben. Angstvoll reißen die Akkorde der Musik ab.

* * *

Feuer! Feuer! — —

Wer hat es zuerst gerufen, wer hat es zuerst gehört? Ist es eines Menschen Stimme, von der der gellende, markerschütternde Schrei kommt?

Als werfe ihn entsetzt einer dem andern zu, so wird der Ruf aufgenommen und weitergegeben, und fast im gleichen Augenblicke klingt es von allen Seiten, immer wieder, aus tausend Kehlen: Feuer! Feuer! —

Im Aufspringen warf noch manch einer einen Blick nach der Bühne.

Noch immer tanzte der Fremde. Knatternd umflog ihn sein Mantel und zuckte auf und nieder wie die Flügel einer Fledermaus. Bald wuchs der Tänzer riesenhaft empor, bald zog er sich zusammen, duckte sich zum Sprunge, bog sich in jähen Windungen hinüber und herüber, warf seine Arme funkensäend hierher und dorthin und wischte blitzschnell mit der Hand über die Kulissen. Wo er hinfaßte, stürzten sie zusammen, die gemalte Stadt zerriß und loderte auf, die Türme und Tore krachten, erglühten und wurden im Nu in Asche verwandelt. Die langen Bärte und weißen Kleider der Priester, die leichten Hüllen der Tänzerinnen, wie sie flammten vor dem Hauch und Griff des Roten! Mit dumpfem Schlage fiel das Zelt des Moguls über ihm und seinem Thron zusammen.

Die wild gewordenen Tiere rannten, alles niedertretend, unter die Flüchtenden und rissen die leichten Gerüste um. In grellem, unheimlichem Lichte leuchtete der Hain, und über die den Bühnenraum überspannenden Blütengewinde lief der Tänzer und warf die glühenden Blumen auf die bloßen Schultern der jammernden Mädchen.

Jetzt schwang sich der Gast in mächtigem Satze von der Bühne herab und hinüber nach der Holzbrüstung der Logen. Entsetzt stob die Menge vor ihm auseinander, alles drängte nach den Türen, ein wilder Kampf begann um die Ausgänge. Man schrie, man fluchte und wimmerte. Frauen stürzten zu Boden, versuchten sich aufzurichten und wurden von neuem niedergeworfen, über die Zertretenen kletterte die brüllende Menge ins Freie.

Hinter den Fliehenden her sprang der Gast. —

Unerschüttert durch das Geschrei der Verwundeten und Sterbenden stand der Fürst neben seinem jungen Weibe.

War das noch das scheue, müde Wesen, das dort gesessen hatte? Nein — hoch aufgerichtet stand ein fremdes, königliches Weib da, weit offen glühten die Augen, wie ein glückliches Leuchten lag es über dem ganzen Gesicht. Langsam neigte sie sich vor der heranspringenden Glut, alles an ihr drängte sich dem Feuer entgegen, als sollte es ihr von Stirne, Augen und Mund die Liebkosungen der letzten Nacht hinwegsengen und sie erlösen in seiner befreienden Kraft. Ein herrlicher, goldener Mantel umflutete sie, das rote Haar hatte sich gelöst, die Spangen waren gesprungen, und weit hernieder wallte es an ihr wie in feuriger Pracht. —

Sie hörte nicht die Bitten ihres Mannes neben sich, nicht sein Drängen, sie sah nur das Feuer.

„Sie ist wahnsinnig," murmelte entsetzt der Fürst und legte die Arme um ihren

Leib, um mit Gewalt die Geliebte aus der Gefahr wegzutragen.

Umsonst. — Dem starken Manne war es, als könne er die leichte Last nicht heben, es war ihm, als griffe er in die Luft.

Da schüttelte ihn die Angst, da faßte ihn ein wildes Grauen vor dem rätselhaften Weibe. Aber er mußte sie retten, trotz allem! Mit raschem Sprunge flog er durch den kleinen Korridor gegen den Aufgang nach Hilfe, nach seinen Dienern rufend.

Plötzlich aber neigte sich hinter seinem Rücken das Zwischengebälk und stürzte sausend nieder, eine Mauer von glühendem Schutt türmend zwischen ihm und ihr.

Dort fand ihn sein Gefolge — noch lebend, aber bewußtlos.

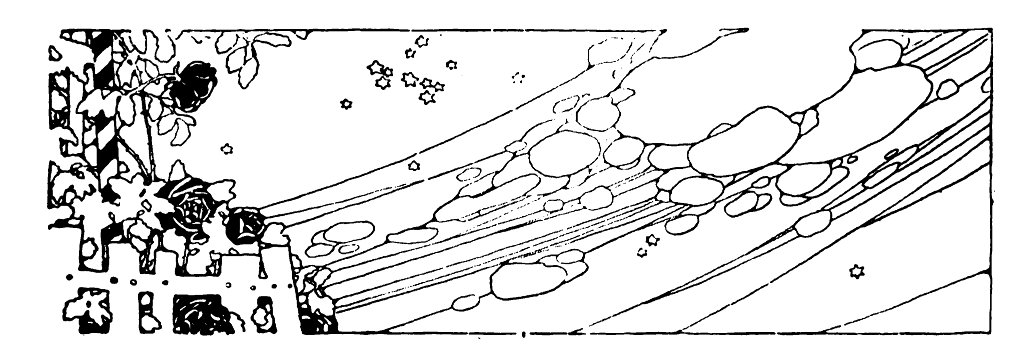
Draußen in Frost und Schnee stand Kopf an Kopf eine in jähem Entsetzen fiebernde Menge. Von allen Türmen heulten die Glocken die Schreckenskunde übers Land.

Wild ertönten vom Platz die Hilferufe. Wie ein Schrei pflanzte es sich fort von Mund zu Mund: Rettet die Fürstin!

Keiner hat sie wiedergesehen.

Der Wind machte sich auf und blies in die schwarzen Rauchwolken, die das Theatergebäude umhüllten. Sterbende wimmerten, Gerettete schrieen nach ihren verlorenen Angehörigen, Tote und noch Lebende trug man aus dem brennenden Hause.

Drinnen aber raste noch immer der rote Tänzer!



Die Mondeskönigin.

Von Walter Unus.

Zieht durch die Bläue wieder
Der volle Mond dahin,
Dann schwebt zu uns hernieder
Die Mondeskönigin.

Sie wandelt durch die Ferne
Und atmet die Nacht mit Lust,
Die kalte Luft der Sterne
Spült um die bleiche Brust.

Sechs schlanke Knaben drängen
Sich eng um ihren Schritt
Und schleppen duftende Mengen
Weisser Rosen mit.

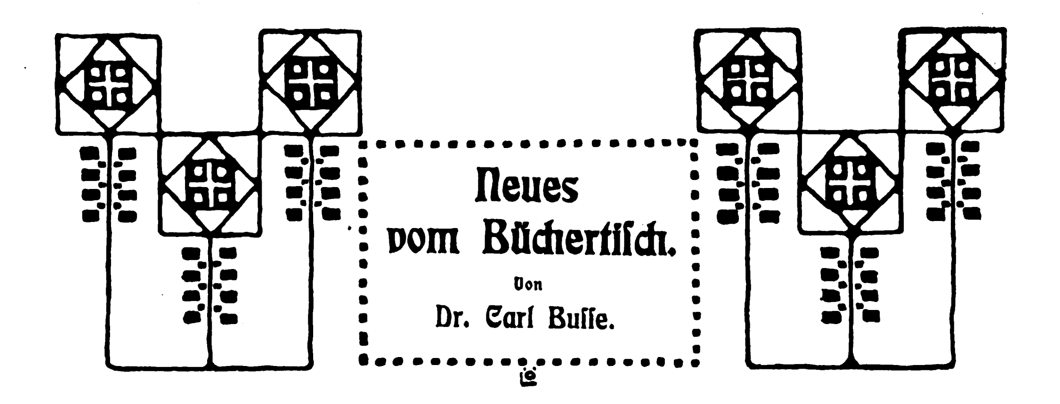
Sie kränzen Burgen und Berge,
Bestreun die Wiesen mit Pracht
Und Elfen und dunkle Zwerge
Suchen die Blüten der Nacht.

Und über die Wälder spannen
Sie lange Ketten her
Und giessen aus silbernen Kannen
Silber über das Meer.

Ich hör's wie leise Lieder
Von ihren Lippen gehn
Und lausche immer wieder
Und kann sie nicht verstehn.

Zu fein sind ihre Gedanken,
Zu zärtlich ist ihr Sinn —
Was wollt Ihr, was singt Ihr schlanken
Knaben der Königin?

Da winkt sie vom hohen Pfade
Schweigend des Schweigens Gebot
Und weiht uns alle in Gnade
Dem Traume oder dem Tod.



Kleinstadtfrieden ... Der Orgeldreher dreht sein Lied, pfeifend surren die Staare ins Abendrot, Feierabend läuten die Glocken. Müde Gespanne, die von den Feldern kehren; Herden, die heimwärts ziehn; zufriedene Kleinbürger, die rauchend und schwatzend vor der Haustür sitzen — — die Erinnerung daran schlägt mit Sonntagsheimweh jeden, der in solcher Enge und solchem Frieden aufwuchs. Dort ist aller Dichter Heimat gewesen. Dort haben sie Kräfte aus dem Boden gesogen, der die heilige Feldfrucht trägt, und sind groß geworden mit dem Korn und den Bäumen des Waldes, in jenem natürlichen Einklang mit allem Geschaffenen, aus dem jede Poesie wächst und zu dem kein Studium führt.

So war es in alten Zeiten; so ist es heut. Schon die großen Männer des Stammes Juda wurden nicht in Jerusalem geboren, sondern in Bethlehem. Die stolzen Mittelpunkte des Verkehrs verbrauchen wohl Kräfte, aber schaffen sie nicht. Auf dem Asphaltboden Berlins kann kein Korn wachsen und kein Dichter. Den Hunderten und Aberhunderten von Poeten, die aus Dörfern und Provinzstädten kamen, vermag das große Berlin nicht einen einzigen entgegenzustellen — man müßte denn Ludwig Tieck nennen, den Seilerssohn von der Spree, dessen Wurzeln doch nicht tief genug in der mütterlichen Erde saßen und dessen Blühen deshalb rasch vorüberging. Selbst als vor einigen zwanzig Jahren die moderne Großstadt mit Maschinensausen und Proletarierelend für die deutsche Literatur entdeckt ward, waren fast alle diejenigen, die mit heißer Mühe den Berliner Roman zu schaffen versuchten, Provinzler, Nicht-Berliner. Auch diese Mode der Großstadtromane verflog bald. Hatte es für ein Jahrzehnt den Anschein, als sollte die Reichshauptstadt auch literarisch Mittelpunkt und Kraftstation für Deutschland werden, so machte die Folgezeit gottlob diese Erwartungen zunichte. Mächtig setzte eine Dezentralisierungsbewegung ein, und unter dem Feldgeschrei „Heimatskunst“ siegte das Land, die Provinz, die alte Poetenheimat gegen die Hauptstadt. Während früher die Berliner, Münchener, Hamburger, Wiener Romane den Markt beherrschten, geht seit einigen Jahren ein Regen von Kleinstadtgeschichten hernieder, dessen Ende noch gar nicht abzusehen ist, obwohl sich hier und da schon eine leise Gegenströmung bemerkbar macht.

Vielleicht geht es uns mit der Stadt unsrer Kindheit ebenso wie mit der Kindheit selbst: sie steht in um so hellerem Glanze vor uns, je ferner wir ihr sind. Der alte, streitbare Johann Heinrich Voß pflegte immer von Äpfeln zu schwärmen, die er als Junge gegessen hatte. Goethe lächelte: „Es waren die Äpfel seiner Jugend!“ Der speise- und trankfrohe Dichter der „Luise“ hätte gewiß auch eine Enttäuschung erlebt, wenn er die gleichen Früchte später noch einmal erwischt hätte. Und der in der Kleinstadt aufgewachsene Poet, der in Berlin viele Jahre verkämpft hat, erfährt oft eine ähnliche Enttäuschung, wenn er aus Herzensbedürfnis, aus Haß gegen den Lärm, aus Sehnsucht nach der Stille seine Zelte in einem weltfremden Neste aufschlägt. Vieles wird ihm eng und kleinlich erscheinen, und an denselben Gittern, die den Knaben schützten, wird der Mann sich vielleicht wundstoßen, bis er erbittert und um eine Illusion ärmer nach der Großstadt zurückkehrt. Was für den Werdenden Glück und Gnade ist, braucht es nicht auch für den Gewordenen zu sein. Und Flügel, die in Enge und Stille gewachsen sind, müssen in Weite und Wind probiert werden.

Das hat ein kluger Berliner Schriftsteller, in dem viele einen Fontane-Schüler sehen wollen, Georg Wasner, wohl nicht genug beachtet, als er sein neues Buch „Ein Kleinstadtroman“ schrieb (Fleischel & Co., Berlin 1904). Er ist ein wenig Skeptiker und mißtraut offenbar der modernen Stadtflucht unserer Poeten und der Begeisterung für die Provinz. Er hat sich wahrscheinlich auch darüber geärgert, daß Berlin von vielen Seiten nun durchaus zu dem „großen Wasserkopf“ gestempelt werden und als Sündenbock für all und jedes gelten soll. Kurz und gut: er löckte wider den Stachel der Kleinstadtbegeisterung, erinnerte sich an seine eigenen Erlebnisse und Erfahrungen und verfaßte dieses Buch, das, ohne eigentlich tendenziös zu sein, doch im ganzen eine Ehrenrettung Berlins darstellt.

Die Fabel ist denkbar einfach: Der in junger und glücklicher Ehe lebende Regierungsbaumeister Hasbach wird in ein ostpreußisches Nest geschickt und freut sich, daß er endlich aus dem „Babel“ Berlin herauskommt. Aber sein Grünstadter Aufenthalt führt nicht zu der erhofften Idylle, sondern zu Satyrspiel und zu Tragödie; unter dem Druck der Verhältnisse, den stärkeren Reibungen der Enge geht das Glück der Ehe fast völlig in die Brüche, bis das Paar schaudernd



Siesta. Gemälde von Fritz Burger-Basel.

erkennt, daß es Schritt für Schritt von Mächten, die stärker sind, dem Abgrund zugetrieben wird, und daß es nur eine Rettung noch gibt: zurück nach Berlin! Wie ein Paradies der Freiheit, aus dem sie vertrieben worden, steht die Großstadt in ihrer Erinnerung, und dorthin retten sie sich und ihr altes Glück ...

Mit großem Feinsinn, mit noch größerer Geschicklichkeit ist das erzählt. Natürlich und ohne Zwang spinnen sich die Fäden — sie spinnen sich zum Netze, das die beiden Menschen immer fester einschnürt und das nicht mehr mit Geduld gelöst, sondern nur noch gewaltsam zerrissen werden kann. Georg Wasner versteht die gute Kunst, die bestimmende Macht der Bagatellen auf ein Leben klarzustellen. Nicht besondere und ungewöhnliche Ereignisse fördern und führen die seelische Entwicklung seiner Gestalten bis zum entscheidenden Punkte, sondern die kleinen Alltäglichkeiten, deren jede ziemlich nebensächlich ist und deren Gesamtheit langsam aber sicher an uns modelt. Es liegt für den Erzähler dabei die Gefahr vor, sich zu tief in Kleinigkeiten und Nichtigkeiten zu verlieren, daß allmählich das Interesse erlahmt — aber auch diese Klippe ist mit großem Geschick vermieden, und das Buch bleibt spannend bis zum Ende. Man muß sich und dem Autor am Schlusse zugestehen, daß man einer nüchtern geschauten, notwendigen und natürlichen, mit den einfachsten Mitteln erreichten Entwicklung gefolgt ist, gegen die sich wenig oder nichts einwenden läßt. Auch feinere Geister wird das Buch fesseln ... es wird überhaupt den „Geistern" mehr geben als den Herzen. Und ich fürchte, daß Georg Wasner immer ein wenig zu kluge und zu „richtige" Romane schreiben wird, Romane, die jeder mit großer Hochachtung empfehlen muß, Romane, wie sie nur ein trefflicher Schriftsteller und gescheiter Beobachter des Lebens fertig bringt. Nur ein Letztes wird ihnen und ihrem Schöpfer fehlen ..., das, was den klugen Schriftsteller zum Poeten, den Roman zur Dichtung macht.

Es ist wohl verständlich, daß man diesen Erzähler mit Theodor Fontane zusammengebracht hat. Und wenn es einmal gelten soll, so wäre hier wieder die alte Regel bestätigt, daß der Schüler die Schwächen des Meisters am deutlichsten verrät. Theodor Fontane wußte ganz genau, wo er sterblich war. Er wußte, daß ihm die Götter das Eine, was ihn zu den ganz Großen gesellt hätte, versagt hatten: Herzensleidenschaft, die den Menschen über sich selbst hinauszureißen vermag. Jene gläubige Liebe, die blind vertraut und alles überwindet — er hatte sie nicht. Er hatte nicht den großherzigen Idealismus, der freudig alles opfert für den Kampf um eine Wahrheit. Er bog den großen Flammen und den großen Gefühlen gern aus: es war ein zu „weites Feld". Er war wohl auch skeptisch dagegen, weshalb Storm mit einem übertreibenden Ausdruck von seiner „Frivolität" gesprochen hat. Wir haben auch kein eigentliches Liebeslied von ihm, nur eins, das den Refrain „Und alles ohne Liebe" wiederholt, und nicht Liebes-, sondern Eheromane hat er meist geschrieben. Darin muß das Herz sich vor dem Kopfe ducken. Geld regiert die Welt, so ist es einmal. Wozu also kämpfen? Aber diese bürgerliche Lebensklugheit, das Laufenlassen, ist nichts für begeisterte Jugend; deshalb kann Fontane nie ein Dichter der Jugend werden. Und als Erzähler ist ja auch der Greis erst berühmt geworden, als seine Klugheit sich wärmte an der Milde und Güte des Alters, als die reife Weisheit des Alles-Verstehens und Alles-Verzeihens wie eine Verklärung sich über sein schönstes Buch, die wundervolle „Effi Briest" legte. Da war er über 75 Jahr alt.

Georg Wasner, der „Effi Briest" in seinem „Kleinstadtroman" erwähnt, ist aber noch nicht einmal ein Vierziger. So fehlt ihm, abgesehen von den rein dichterischen Eigenschaften, naturgemäß gerade jene Güte und Milde, der feine, versöhnende Humor Fontanes. Er hat nur den leisen Skeptizismus, die kühl wägende Art, den spezifisch preußisch-berlinischen Geist, der gewiß nicht frivol, aber etwas nüchtern-überlegen ist und nur für bestimmte, sich in der Mittellage haltende Gefühle Verständnis hat. Im letzten Grund neigt Wasner zu den Fahnenträgern des sogenannten „gesunden Menschenverstandes", den niemand unterschätzen darf, durch den aber noch niemals, so lange die Erde rollt, etwas Großes geschehen ist.

Damit ist auch der „Kleinstadtroman" charakterisiert: man sieht schließlich mehr oder minder in alles seinen eigenen Geist hinein, und deshalb ist es nicht verwunderlich, daß für Georg Wasner Berlin Trumpf ist. Über seinen eigenen Schatten konnte auch er nicht springen. Er hat alles Einzelne richtig gesehen, aber sein Sehen ward nicht zum Schauen, denn die ganze Kehrseite der Medaille — diesmal ist es die gute — fehlt. Die Kleinstadt ist gewiß nicht immer ein Heinrich Seidelsches Idyll, aber sie ist auch nicht bloß Enge, an der man sich wundstößt, und Kleinlichkeit, die verdrießt und in nervöse Opposition treibt. Wie gesagt: es kommt nur auf die Augen an. Und an diesen etwas kühlen und scharfen Augen liegt es wohl auch, daß im ganzen doch keine Person des Buches uns so recht ans Herz wächst, auch das junge Paar nicht, dessen eheliches Glück nur in Berlin blühen kann.

Einen wesentlich anderen Kleinstadtroman hat Karl von Perfall veröffentlicht: „Frau Sensburg" (Egon Fleischel & Co., Berlin 1904). Für ihn ist die bayerische Kleinstadt, in die er führt, einfach der Ort, an dem die Handlung sich abspielt: er liebt nicht, haßt nicht, will nichts beweisen. Aber man weiß bei Karl von Perfall vorher, was er sucht und was er findet.

Was er sucht und was er findet ... Eine kleine Szene gleich am Anfang sagt das am besten. Der neue Arzt Dr. Lindacker bemerkt bei der ersten Gesellschaft, an der er teilnimmt, daß die jungen Mädchen der Stadt eine „kaum noch verhaltne Sinnlichkeit" entwickeln, und die „beauté" des Kreises, die Tochter eines Notars, zieht ihn — nicht lange, nachdem er ihr vorgestellt ist — in einen Laubgang, küßt ihn mit „von Begierde leuchtenden Augen" und haucht: „Wir sprechen uns noch!" Nachher bietet sie ihm den gar nicht verlangten Hausschlüssel an.

Gewiß starker Tabak! Aber diese heißblütige

und ein abgekürztes Verfahren liebende Dame ist etwa durchaus keine Ausnahme. Die Apothekerstochter und die übrigen heiratsfähigen Jungfräulein machen es gerade so. „Die Großstadt," sagt Frau Sensburg, „erzieht die Menschen viel besser. Als Mann würde ich nie eine solche Kleinstädterin heiraten." Tröstend fügt sie jedoch hinzu, es wäre auch „nicht ganz ausgeschlossen, daß sich in Jllenhausen einmal eine recht erfreuliche Erscheinung entwickelte."

Auch hier steht also die Kleinstadt in recht lieblicher Beleuchtung. Wenn die Fenster geschlossen sind, heißt die Sentenz eines geistreichen Assessors, girrt die Verliebtheit der Weiber aus den Kaminen. Und die Frau Bürgermeister leistet sich im Gespräch mit anderen Damen Bemerkungen, die eine nur leidlich feinfühlige Frau niemals über die Lippen bringen wird. Die Idealfigur aber, die keusche Mädchenblume, die über dem Sumpf schwebt, entkleidet sich des öfteren vor dem Spiegel und gesteht sich prüfend, daß so blühende, leuchtende Jugend doch keinen geringen Wert habe. Sie muß es wohl wissen, da dem Kind schon die mütterliche Freundin — die zweite sympathische Figur — erzählt hat, daß sie in ihrer Jugend eine große Sünderin gewesen sei und von ihrer Schönheit gelebt habe. Noch jetzt hört dieses Fräulein von Colonne gar zu gern von amours reden.

Sollten diese Notizen nicht bereits genügen? Auch dieser neue Ehebruchsroman reiht sich nur der großen Zahl der früheren an, die Karl von Perfall geschrieben hat und die alle an dem gleichen Übel leiden: daß eine krankhafte, hart die Grenze der Lüsternheit streifende Sinnlichkeit darin lebt, die ein gesundes Empfinden peinlich berührt. Was nützt dem gegenüber das schöne Talent? Der Kompaß fehlt, ohne den das beste Boot nicht den Weg über die Meere findet. Perfall sieht schief, weil er mit unerhörter Einseitigkeit sieht. Und wenn er sich auch mehr und mehr Mühe gibt, die „Schönheitslüge der Wollust" moralisch zu verschleiern, wenn er sich auch den etwas löcherigen Deckmantel einer höheren Sittlichkeit umwirft, wenn man seinen moralischen Theorien auch gern zustimmen muß — man merkt zu häufig, wie Theorie und Praxis bei ihm auseinanderfallen, wie ihn gerade das am meisten lockt und reizt, was er theoretisch verdammt, wie seine Augen solange überall das Wurmstichige gesucht und gefunden haben, daß er wahrhafte Keuschheit gar nicht mehr darstellen kann, und wie nach allen seinen Romanen allein die Sinnlichkeit als weltbewegendes Prinzip wirkt. Das ist eine Fälschung des Weltbildes, hervorgerufen durch eine wohl nicht mehr korrigierbare Schiefheit des Gesichtswinkels. Alles darf der Dichter sagen, und nichts, was auf Gottes weiter Welt existiert und geschieht, soll ihm verwehrt sein. Aber er muß frei sein von den Dingen und selbst über sie hinausgewachsen, daß er allzu Menschliches mit gütigem Verstehn oder gesundem Humor nehmen kann. Perfall jedoch erscheint selber verstrickt in die Bande, über die er hinausführen soll. Und wer selber noch unfrei ist — wie könnte der uns befreien?

Noch einmal muß man fragen, was dem gegenüber das schönste Talent nützt. Und Talent, viel Talent ist natürlich auch wieder in „Frau Sensburg" — sonst lohnte es sich nicht, darüber zu reden. Es ist psychologisch sehr fein, wie die heißblütige Notarstochter durch die Mutterschaft zu einer gewissen Herzenskeuschheit bekehrt wird, und es gibt weiter in dem Buche ein paar gute Figuren, wozu ich zwar nicht den schwächlichen, nicht recht sympathischen „Helden" rechne, wohl aber z. B. den alten, heruntergekommenen Arzt, zu dem sich übrigens in dem Wasnerschen Roman eine ganz ähnliche Parallelfigur stellt.

Man sieht jedenfalls, daß man das berühmte Wort des Genfers Henri-Frédéric Amiel: „un paysage est un état d'âme" nicht allzu wörtlich zu übersetzen und sich nicht nur strikt an die „Landschaft" zu halten braucht. Aus dem gleichen Milieu, das dem klugen Skeptiker nur als geisttötende Enge, dem anderen als Brandherd sinnlicher Leidenschaft erscheint, liest ein Dritter den Frieden heraus und die stärkende Kraft der Stille, weil er selbst den Frieden hat.

Dieser Dritte ist ein Pfarrer, Ludolf Weidemann, ein Fremdling auf dem Parnaß, und er führt, wenn man so will, in noch größere Enge als in die einer Kleinstadt — in ein abgelegenes Fischerdorf an der Ostsee, wo als einfacher Schulmeister der Mann waltet, der dem Buche seinen Namen gab: „Karl Maria Kasch" (Alfred Janssen, Hamburg 1904). Wenn man den Untertitel „Auch ein Leben", wenn man die Widmung an Jean Paul, wenn man die Einleitung liest, nach der dies Buch mehr des Wohltuns, als des Ruhmes halber herausgegeben ist, so weiß man, was einen erwartet. Man steht vor der Biographie eines „Stilllebers und geistigen Nestmachers", der, mit sich und seinem Gotte im Einklang, seine Würde und Bürde durch seine enge Welt trägt nach dem Wahlspruch: „Je genügsamer, um so sorgenloser," dessen Daseinsring nur klein ist und doch so viel umschließt, nämlich ein ganzes langes Leben voll zufriedenen Glückes, und den, wenn sein Leib im Grabe längst zerfallen ist, die Zungen seiner Dörfler noch lebendig erhalten durch das Sprichwort: „Zufrieden wie Kasch."

Es ist kein großer und gestaltungsmächtiger Dichter, der dieses Buch geschrieben hat, doch aber ist es wert des Lesens vor vielen andern, und man wird zu ihm zurückkehren, lächelnd eine Seite überfliegen und es fortlegen, bis man sich wieder einmal eines Abschnittes, eines Satzes, einer Sentenz erinnert und mitten aus anderer Beschäftigung heraus im „Karl Maria Kasch" danach sucht. Es gibt heut nur noch wenige Leute, die Jean Paul lesen können. Sie sollten sich wenigstens in den „Kasch" vertiefen, um eine Vorstellung zu bekommen, weshalb Jean Paul einst das Entzücken Deutschlands war und selbst über die großen Weimaraner triumphierte. Ludolf Weidemann, der heutigen Lesern mit Recht reich erscheinen wird, steht neben seinem Meister wie ein Bettler da, aber eben deshalb erstickt er weniger im eignen Fett. Auch bei ihm ist die Seite schöner als das Buch, der Satz schöner als die Seite; auch er sucht — was Lichtenberg an Jean Paul tadelt — den Beifall seiner Leser

mehr durch coups de mains als durch planmäßige Attacken zu erreichen; auch er springt lieber, als er geht und hat mehr Rosinen, als Teig in seinem Kuchen, mehr Sentenzen, als Erzählung. Ja, Karl Maria Kasch, ein später Verwandter jenes herrlichen Schulmeisters Wuz, der sich zur Bescheidenheit mahnt, weil nicht alle Menschen „Kantores sein können" — — Karl Maria Kasch wächst im letzten Grunde doch nicht organisch wie ein Baum vor uns, sondern er ist mehr aus einem Lehr- und Rededrang, als einem Schaffensdrang hervorgegangen, so daß er — obwohl das gewiß zu scharf ausgedrückt ist — ein ganz klein wenig Garderobenständer ist, an dem diesmal nicht Röcke und Hüte, sondern Gedanken, Erinnerungen, Sentenzen, Erfahrungen aufgehangen werden.

Aber alledem zum Trotze — das Buch ist doch so gut und schön, daß es allen beschaulichen und nachdenklichen Leuten von ganzem Herzen empfohlen sei. Man nimmt viel mehr daraus mit, als aus einem ganzen Dutzend der üblichen Romane, und wenn kein großer Dichter dahintersteht, so doch eine reiche Persönlichkeit, die durch Fülle des Geistes fesselt und durch Gläubigkeit des Herzens wärmt. Eine gute und taktvolle Predigt für Weltkinder — das ist der „Kasch", die Predigt eines Geistlichen, der den Rock, den er trägt, auf keiner Seite verleugnet, der doch aber weiß, daß ein guter Pfarrer erst dreimal Mensch sein müsse, und daß, wie der alte Frommel sagte, der Berg Zion höher sei, denn alle Kirchtürme der Erde. Daß dabei manche Weisheit zu sehr auf den fromm-zufriednen Dorfschulmeister zugeschnitten ist, wird man gern in den Kauf nehmen. Eine so köstliche Tugend die Zufriedenheit und Genügsamkeit ist — es gibt auch eine emporreißende Unzufriedenheit, deren Recht wir nicht verkümmern lassen.

In kurzen Abschnitten, in Tagebuchblättern erzählt, vielmehr redet Ludolf Weidemann. Er zitiert gern Aussprüche andrer, er nennt die Namen vieler Dichter und großer Männer, er macht sein Buch so zu einer Sammelbüchse, in die Jean Paul die meisten Dukaten rollen ließ, der auch Gustav Frenssen etwas gespendet hat. Denn wie der Thieß Thiessen im Jörn Uhl reist auch Karl Maria Kasch in zwanzig Minuten über die rissige Landkarte vom Nordpol zum Südpol. Fein und eigen, bildkräftig und knapp ist dabei der Stil des Buches. Er spitzt sich gern zu Sentenzen: „Hoffnung schwellt auch die Segel sinkender Schiffe," oder echt Jean Paul'sch: „Lebensbeschreibungen sind Putztabrunnen für schwüle Tage und Handlaternen für dunkle Nächte." Auf jeder Seite gibt es dergleichen, und an geistreichen Bemerkungen ist kein Mangel. Wie fein ist das Wort über Zinzendorfs geistliche Lieder, daß da die „Pedaldonner Luthers" fehlten! Aber ich will mich von Ludolf Weidemann, der selber so gern zitiert, nicht anstecken lassen ...

Einen Kleinstadtroman hat auch Charlotte Niese in „Die Klabunkerstraße" geschrieben (Leipzig, F. W. Grunow 1904). Zwar: die Klabunkerstraße liegt in Hamburg, aber sie ist so fern von Lärm und Verkehr, so abgeschlossen mit ihren Bewohnern, die sich alle kennen, daß kein Hauch großstädtischen Geistes in sie hineingeschlagen ist. Und wie in Ottomar Enkings „Familie P. C. Behm" das betuliche Frauchen in ihrem Laden sitzt, Garn und Stecknadeln verkauft und an ihren „klein Pappa" denkt, so sitzt hier in dem Lädchen mit holländischen Waren Madame Heinemann und wartet der Kundschaft, während ihre Schwester, Jungfer Rosalie Drümpelmeier, als Wäscheflickerin in die Familien geht.

Schon diese Namen sind kleinstädtisch-behaglich. Es duftet nach Zichorienkaffee, und man hat Zeit zu einem Schwätzchen. Unter den braven, einfachen Leuten der Klabunkerstraße wird man sofort heimisch. Man ergötzt sich an den beiden ungleichen Schwestern, der groben und der feinen, die sich langsam und leise aneinander glatt geschliffen haben, man möchte dem gutherzigen Herrn Schlüter, dem Milchmann, gern die fleißige Hand drücken, man hofft und harrt mit dem jungen lustigen Maler Alois, der nicht die Wände anstreichen, sondern richtige Bilder machen will. Weniger sicher schon fühlt man sich in dem adligen Damenkloster, obwohl auch hier noch prächtige Gestalten zu finden sind. Und es ist für das Herz Charlotte Nieses bezeichnend und gewiß rühmlich, daß sie ihre Geschöpfe künstlerisch um so reiner herausbringt, je besser sie in menschlicher, sittlicher Beziehung sind. Sie ist selbst eine viel zu gute Seele, als daß die Intriganten, die bösen, die komplizierten Naturen ihr recht gelingen könnten. Die klaren, wahren und durchsichtigen sind ihr Genre, die tüchtigen, einfachen Leute aus dem Volk, die das Herz, aber auch den Mund auf dem rechten Fleck haben und helläugig und humorvoll in rüstigem Tagewerk stehen. Daneben gelingen ihr wohl auch die spleenigen Kostgänger unsres Herrgotts, und mit so viel eigner Freude und Wärme lebt sie sich in alle diese Gestalten hinein, daß sie unter ihrer Hand rund und voll und uns gleich zu Freunden werden, auf deren Erscheinen man in den Kapiteln, darin sie fehlen, mit Ungeduld wartet. Sie sind ja nicht besonders tief gegriffen, aber fest und sicher, mit schmunzelndem Vergnügen an ihren Ecken und Kanten, an ihrer Art und Ausdrucksweise. Wie famos legt Madame Heinemann gleich am Anfang los: „Wenn ich man bloß einen von die Machthabers kennen tät!" rief sie und schlug auf den Glaskasten in ihrem Laden, daß die Fingerhüte und die Badepuppen darin vor Schreck in die Höhe fuhren. „Kennt' ich man einen von die Machthabers! Zahl' ich darum meine Steuerns, daß sie mich vor mein Hintertür ein Kasten setzen mit sechsunddreißig Wohnungen ein? Wenn ich nu in mein Garten die Wäsche aufhäng', denn sweinerieren mich all die Schornsteine das ein!"

Unglücklicherweise verfällt diese selbe Dichterin, die ihre Gestalten mit so prächtigem Humor, also auch mit kernigem Realismus anpackt und darstellt, stets und ständig bei Ausspinnung der Handlung in eine abenteuerliche Romantik, wie man sie sonst in besseren Büchern nicht mehr trifft, so daß Darstellung und Erfindung, Form und Stoff, Gestalten und Handlung in einem gewissen Gegensatze stehn. Es täte mir trotzdem leid, wenn deshalb der Roman nicht gelesen

würde. Lieber Gott, wir wissen ja, daß im Leben nicht so leicht ein wildfremder Mensch aus heiler Haut jemandem, der's gerade nötig hat, eine halbe Million vermacht. Daß uns die Testamente sorgsam geschonter Erbtanten für gewöhnlich nicht aus alten Bilderrahmen entgegenfallen, Leid in Freude verkehrend. Über diese holden Unwahrscheinlichkeiten und Nachklänge der Marlittzeit lächelt man eben, aber es wäre zu viel, wenn das Gute und Warme des Buches darüber nicht beachtet würde. Wo sollte dann mein alter Holtei bleiben, dessen „Vagabunden" und dessen „Lammfell" ich mit heimlicher Liebe manchmal lese? Gewiß wäre es besser, wenn Charlotte Niese der meist unerbittlichen Wirklichkeit ein paar Konzessionen mehr machte. Weshalb sind denn ihre Skizzen mit Recht so sehr bekannt und beliebt? Weil dort doch eben nur ihre prächtige Gestaltungskraft und ihr Humor zur Geltung kommen, während die verzwickte und weitläufige Handlung ihrer Romane, in der sie immer romantisch entgleist, fortfällt. Doch soll dies, wie gesagt, niemanden abhalten, durch die Klabunkerstraße zu wandern. Man hat von solch einem warmen Buche, ob es auch Mängel hat, mehr, als von einem tadellosen und kalten. —

Siegt Charlotte Niese **trotz** des Stoffes, so siegt **Georg von der Gabelentz**, der ein Novellenbuch „**Das weiße Tier**" veröffentlicht hat (E. Fleischel & Co., Berlin 1904), eigentlich nur **durch** den Stoff. Niemals wirken seine Personen durch ihr bloßes Sein, sie werden erst interessant und möglich durch ihr Handeln oder noch mehr durch ihr Erleben. Läßt der Stoff den Erzähler einmal im Stich, so ist er verloren. Sonst regt er außerordentlich an. Aber, um es kurz zu sagen, er geht im ganzen doch nicht darauf aus, unser Herz zu bewegen — er reizt nur mit großer Geschicklichkeit unsre Nerven. Ja, hin und wieder malträtiert er sie.

Seine Spezialität sind unheimliche Geschichten. Gleich in der ersten erzählt er folgendes: Ein junger Russe Iwan Petroff, ein eifriger Spiritist, gerät völlig unter den Einfluß der magnetischen Wirkung eines gewissen Sassulitsch, der mit seiner knochigen, magern, merkwürdigen Hand ihn nur zu berühren braucht, um ihn willenlos zu machen. Sassulitsch mißbraucht seine Kraft, und um nicht rettungslos seinem Peiniger ausgeliefert zu sein, flieht Petroff. Aber Sassulitsch findet ihn doch, und in der Verzweiflung schlägt Petroff ihm die rechte Hand ab, tötet ihn, verbrennt den Leichnam unbeobachtet und sammelt sorgfältig alle Knochenreste. Nur — die rechte Hand fehlt. Und diese furchtbare Hand mit den langen Affenfingern, die nicht mitverbrannt ist, die verschwunden, die „heimlich, geräuschlos fortgekrochen" ist — sie zerstört Iwan Petroffs Leben, sie kommt wieder, sie wird Rache nehmen. Nach siebzehn Jahren der Qual, in der Mordnacht, in der Nacht des dritten Oktobers, ereignet sich dann das Furchtbare: im Kampfe gegen etwas Unsichtbares, Unheimliches wird vor den Augen eines Arztes Iwan Petroff getötet. Mit offnem Munde und verglasten Augen liegt er da — nichts ist zu entdecken, nur an seinem Halse zeigt sich deutlich, bis in die kleinsten Hautfalten scharf zu erkennen, die Gestalt einer großen, magern, eng um die Kehle gekrallten Hand ...

Was soll man dazu sagen? Mit den natürlichen Gesetzen fällt gleichzeitig jede Dichtung. Wenn zwei mal zwei nicht mehr vier, wenn der Kausalnexus aufgehoben ist, gibt es überhaupt nichts mehr. Als höchste Wirkung kann eine derartige Erzählung allenfalls Nervenzuckungen hervorrufen. Und vieles andere, was Georg von der Gabelentz erzählt, ist auf einen ähnlichen Ton gestimmt, ja, mit voller Absicht steigert er auch das Gewöhnliche und Natürliche, daß es fremd und unheimlich erscheint — aus dem ganz einfachen Grunde, weil er so seiner Wirkungen sicherer ist. Das Mittel ist probat, doch fraglos auf die Dauer auch billig. Es gibt Stoffe, die ein feiner Erzähler nicht gern ergreift. Wenn ich wissen will, ob ein Lyriker etwas kann, so lese ich ein einfaches Frühlings- oder Liebeslied. Da wird sich der Meister zeigen; da hilft kein „guter" Stoff mehr, da helfen keine tönenden Worte. Und ob in der erzählenden Prosa der Stoff auch ungleich mehr Recht und Gewicht hat, so daß man seine Mithilfe sich gern und mit Freude gefallen läßt — es gibt auch da für den feineren Conteur eine Grenze, die er nicht gern überschreiten wird. Georg von der Gabelentz hat ein paarmal, vor allem in der zweiten Geschichte seines Buches, Ansätze gemacht, mehr innere Handlung, als äußere Geschehnisse zu geben, nicht Grauen, sondern Mitgefühl in uns zu erwecken, nicht unsere Haare durch Entsetzen zu sträuben, sondern unser Herz durch stille Tragik zu bewegen. Der Erfolg? Ja, da ist er langweilig, sentimental, süßlich geworden und bezwingt uns nicht einen Augenblick.

Die beste Skizze der Sammlung ist fraglos „Der Affe". Auch dies ein Stück Nervenpoesie, aber bei aller Ungewöhnlichkeit wird doch der Boden nicht verlassen, auf dem wir alle nun einmal stehen und stehen müssen. „Wir wissen von keiner Welt," sagt Goethe, „als im Bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezuges ist." Es wäre zu wünschen, daß Georg von der Gabelentz diesen Ausspruch beherzigte und das natürliche Erzählertalent, das ihm gegeben ist, nicht ganz auf Spukgeschichten dressierte, sondern daß er sich vom Krassen und Äußerlichen mehr zum Feinen und Innerlichen entwickelte. Das wäre doppelt zu wünschen deshalb, weil die eigentlichen Fabulierer, wie er einer ist, in Deutschland selten zu sein pflegen, und jeder Zuwachs freudig zu begrüßen wäre. Jedenfalls wird man Georg von der Gabelentz im Auge behalten müssen. —



Illustrierte Rundschau.

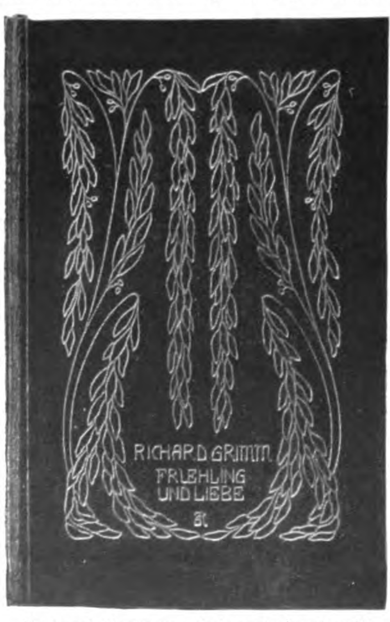
Paul Thumann zum 70. Geburtstage. — Friedrich Ratzel †. — Buchschmuck von Richard Grimm. Englische Kamine. — Kissen von Prof. Max Läuger und H. W. Wulff. — Zu unsern Bildern.



Paul Thumann
zum 70. Geburtstage.

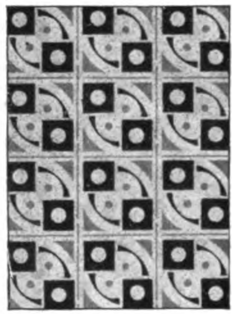
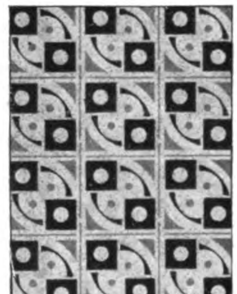
Paul Thumann feiert am 5. Oktober d. J. seinen siebzigsten Geburtstag. Die Modernsten unter den Modernen meinen, über ihn bereits zur Tagesordnung hinweggegangen zu sein; uns will es scheinen, als liege darin eine jener Einseitigkeiten, die sie selber ihren Gegnern immer aufs neue, und freilich oft nicht mit Unrecht, zum Vorwurf machen. Ein Künstler, der wie Paul Thumann jahrzehntelang sein Volk, und keineswegs nur die süßen kleinen Mädchen, mit immer neuen Darbietungen eines reichen Könnens erfreut hat, hat begründetes Anrecht auf Anerkennung; auch dann, wenn man in vieler Beziehung seine künstlerischen Anschauungen nicht teilen kann. Wir sehen freilich das Schwergewicht seiner Tätigkeit nicht in seinen Gemälden, von denen besonders „Die drei Parzen" durch die vervielfältigenden Künste eine in Deutschland ungewöhnlich große Verbreitung fanden; aber wir schätzen in ihm einen hervorragenden Illustrator. Das, was man ihm als Maler zum Vorwurf macht, eine süßliche Gefühlsschwärmerei, tritt zumal in seinen ersten Leistungen als Illustrator gar nicht, oder doch nur in vereinzelten Fällen in die Erscheinung. Er wußte sich aber, und das bleibt sein dauerndes Verdienst, derart in den Text der Dichtungen, die er schmücken sollte, zu versenken, sich eingehend mit dem geistigen Gehalt dieser Werke vertraut zu machen, wie wenige vor und nach ihm. Seine Illustrationen zu Chamissos „Frauenliebe und Leben", zu Tennysons „Enoch Arden", zu Hamerlings „Amor und Psyche" verdienen auch heut noch, wo die Zeit der illustrierten Prachtwerke (denen wir im übrigen keine Träne nachweinen) vorüber ist, volle Beachtung. Es ist gerade in diesen früheren Arbeiten Thumanns denn doch nicht nur saubere Eleganz und Anmut, es ist in ihnen auch — wenn man sie unvoreingenommen betrachtet — viel wirkliche Innigkeit und ein schöner Ernst. —

Friedrich Ratzel †.
(Aufnahme von Carl Bellach in Leipzig.)



Richard Grimm. Ledereinband mit Handvergoldung.
(Ausgeführt bei E. Velter Nachf. Krefeld.)

Am 9. August verstarb plötzlich in Ammerland am Starnberger See, wo er sich zu seiner Erholung aufhielt, der ausgezeichnete Leipziger Geograph Professor Friedrich Ratzel. Die deutsche Wissenschaft betrauert in ihm einen Gelehrten von hervorragender Bedeutung, einen Mann, der gründlichstes Wissen mit einer besonderen Gabe der Darstellungskunst verband. Ratzel war am 30. August 1844 in Karlsruhe geboren, hatte 1866 in Heidelberg promoviert und sich — nach zahlreichen Studienreisen in Europa und Amerika — von 1875 ab der akademischen Laufbahn gewidmet. Er las zuerst an der technischen Hochschule zu München, wurde dann aber, 1886, als Nachfolger Richthofens an die Leipziger Universität berufen, wo er seitdem ununterbrochen wirkte. Er, der in jüngeren Jahren auch einmal Korrespondent der Kölnischen Zeitung gewesen war und vielleicht aus diesem journalistischen Exkurs her sich die Leichtigkeit der Feder in die Gelehrtenlaufbahn hinübergerettet hatte, entfaltete während dieser langjährigen Lehrtätigkeit eine erstaunlich reiche schriftstellerische Wirksamkeit auf

Richard Grimm. Vorsatzpapier zu Sievers-Hahn, Afrika. (Verlag Bibl. Inst. Leipzig.)

geographischem und besonders ethnographischem Gebiet. Die Zahl seiner Bücher, von kleinen Publikationen ganz abgesehn, ist so groß, daß wir hier nicht einmal die Titel seiner Hauptwerke anführen können; sie ist um so erstaunlicher, als er keineswegs nur ein Plauderer über wissenschaftliche Dinge war, sondern diese stets mit der Gediegenheit des ernsten Forschers behandelte. Am bekanntesten wurden von seinen Schriften wohl: „Wandertage eines Naturforschers", „Städte und Kulturbilder aus Nordamerika", „Die Erde und das Leben". Durch seine literarische Tätigkeit hat er jedenfalls ungemein viel für die Popularisierung der Länder- und Völkerkunde unter den Gebildeten des deutschen Volkes getan. —

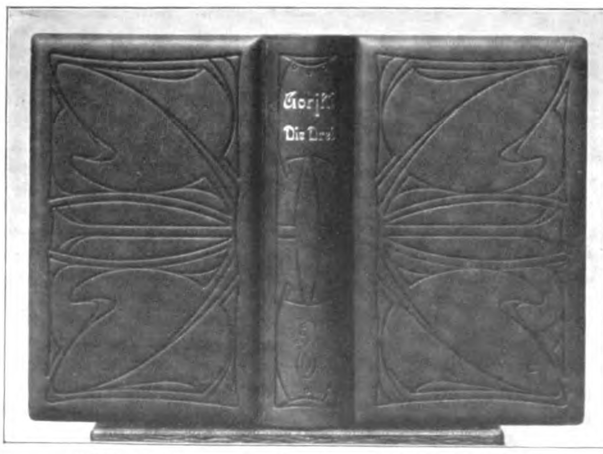


Richard Grimm. Ex-libris.

Wir bringen zunächst eine Reihe von kleinen Abbildungen aus dem Gebiete des Buchschmucks: zwei hübsche Einbände, zwei Arten Vorsatzpapier, einige Exlibris, sämtlich Arbeiten von Richard Grimm. Der junge Künstler, der sich den Buchschmuck völlig zur Spezialität erkoren hat, wirkte zuerst in Leipzig und wurde vor etwa zwei Jahren als Leiter der neubegründeten Buchgewerbe-Fachschule nach Krefeld berufen. Seine Arbeiten zeichnen sich durch eine ganz eigene Note aus, vermeiden aber bei aller Originalität doch stets jeden gesuchten manierierten Zug. —

Richard Grimm. Monogramm (Ex-libris) für K. E. Graf zu Leiningen-Westerburg.

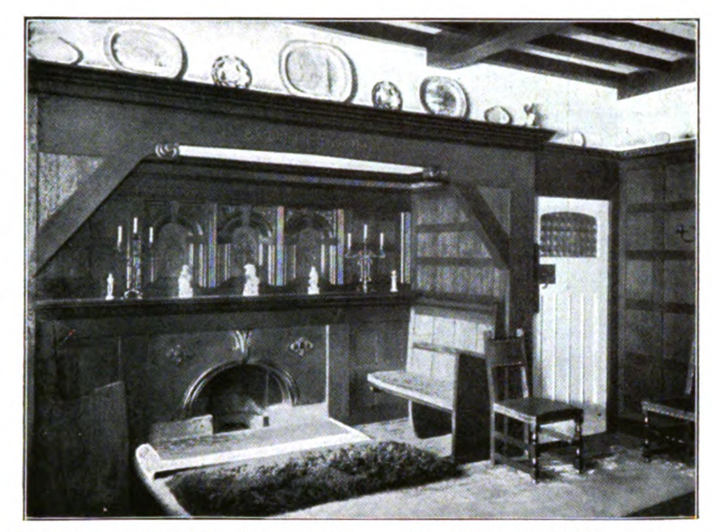
Wie das holländische Heim das unübertroffene Vorbild musterhafter Sauberkeit, so darf man vielleicht das bessere englische Home, trotz einer gewissen Einförmigkeit, als ein Urbild jener gemütlichen Behaglichkeit bezeichnen, die wirklicher Komfort bieten kann; der traulichste Platz im ganzen englischen Hause aber ist der offene Kamin im drawing-room. Gerade jetzt, in den ersten kühlen Herbsttagen, denkt man so gern an das offene Kaminfeuer. Um die Kaminecke (ingle-nook) versammelt sich im englischen Hause die Familie, und man ehrt den Fremden, der zu Gaste kommt, indem man ihm den besten Platz vor dem mit Holzscheiten genährten Kaminfeuer anbietet. Die hellen Flammen sollen nicht nur eine wohlige Wärme im Zimmer verbreiten, sie sollen auch die gedrückte Stimmung verscheuchen, die gar oft eine Folge trüben, nebligen und naßkalten Wetters ist, wie es beim englischen und nordischen Klima so häufig herrscht. — Die Ausstattung des Kamins ist naturgemäß nach den Vermögensverhältnissen der Bewohner verschieden. Im Arbeiterzimmer ist er mit Backsteinen ummauert, in den Hallen der Lords ist die meist mit einem in Kupfer getriebenen Helm überdachte Feuerstelle von einem in Sandstein gehauenen oder aus dunkel gebeizter Eiche geschnitzten Mantel eingefaßt. Die Bänke an beiden Seiten bilden die gemütlichsten Plauderecken. — Die Architekten Crouch & Butler in Birmingham sind durch eine größere Anzahl vortrefflicher Landhäuser bekannt geworden, aus denen wir einige Kaminecken abbilden. Sie gehören zu jener Generation englischer Architekten, die das „Moderne" nicht in „originellen" neuen Formen sehen, von denen man in England gar nichts wissen



Richard Grimm. Einband zu Gorjky, Die Drei. (Verlag E. Diederichs, Leipzig.)

will. Sie knüpfen vielmehr an die Traditionen des alten englischen Bauernhauses an, dessen Schönheit sie erkannt haben, und sie sind modern, indem sie sachlich sind und unbekümmert um Stilfragen in erster Linie den praktischen Forderungen Rechnung tragen. —

Professor Max Läuger in Karlsruhe ist weiteren Kreisen zuerst durch seine vortrefflichen keramischen Arbeiten, Vasen und Fliesen für Wandbrunnen und Kamine, bekannt geworden; er ist wohl der bedeutendste deutsche Kunstkeramiker unserer Tage. Daß er auch in anderen kunstgewerblichen Techniken wohlerfahren ist, beweisen seine geschmackvollen und eigenartigen Entwürfe für allerhand



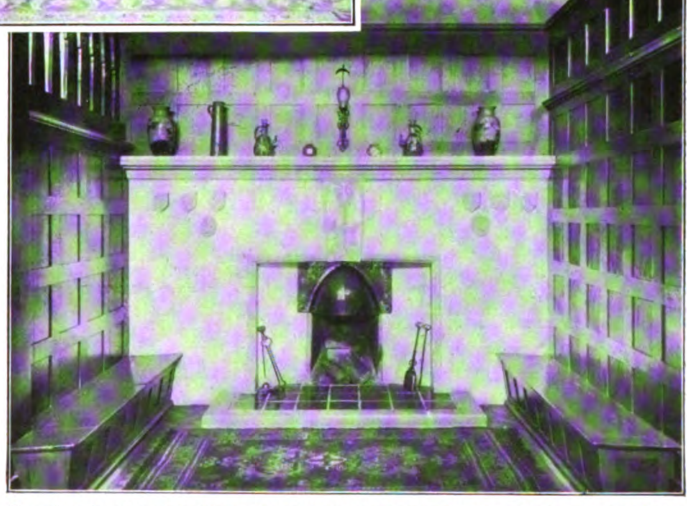
Kaminecke im Speisezimmer eines Landhauses in Basret Green (Kamin aus getriebenem Kupfer, Kaminmantel in Eiche geschnitzt). Von J. Crough & E. Butler in Birmingham.



Kaminwand eines Speisezimmers mit eingebauten Schränkchen. Von Harold Cooper in London.

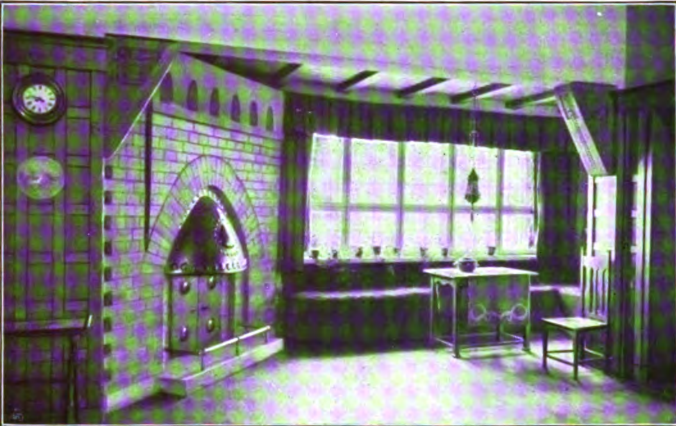
Schönheit, welche den Wunsch weckt, sie zu besitzen. — Sehr originell sind die Kissen H. Wilhelm Wulffs. Das Ornament des einen besteht aus neben- und untereinander gereihten Störchen in verschiedener Flugrichtung, eben im Begriff, sich auf die Erde herabzulassen, wo ein drolliges, pausbäckiges Menschlein des Geholtwerdens harrt. Auch das

nützliches Metallgerät und die von ihm ausgestatteten anheimelnden Wohnräume. Aber auch in den Textilarbeiten hat er sich erfolgreich versucht. Das großzügige, auf Flecken- und Farbenwirkung berechnete Ornament der von der Gattin des Künstlers verständnisvoll ausgeführten Kissen ist der Technik der Applikationsarbeit famos angepaßt. Die Arbeiten sind von jener prätentionslosen, vornehmen



Kaminecke eines Landhauses in Four Oaks (Kaminmantel aus gelbem Sandstein mit Kupferdach). Von J. Crough & E. Butler in Birmingham.

zweite Kissen zeugt von gutem Humor. Es ist eine lustig erfundene Szene aus dem Garten Eden, Adam sucht die ihm lachend enteilende Eva zu haschen, während allerlei wildes und zahmes Getier um sie herum spaziert. — Die Entwürfe wurden von Fräul. Anna Hasse mit liebevollem Eingehen auf die Intentionen des Künstlers sorgfältig ausgeführt.



Finnländische Kaminecke aus dem Landhause von Gesellius, Lindgren & Saarinen in Helsingfors.

* * *

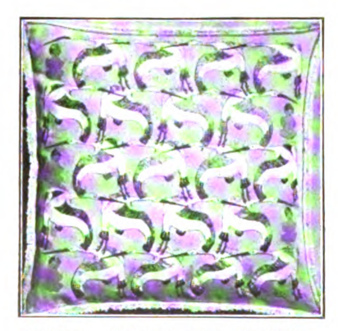
Die Reihe unserer Einschaltbilder eröffnen vier ganzseitige Blätter nach Studien des trefflichen Münchener Landschafters Prof. Peter Paul Müller. Die farbenfrohen frischen Arbeiten sind um so interessanter, als ihre Motive aus einem Gebiet stammen, das unsere deutschen Maler sich erst in den letzten Jahren erschlossen haben, aus den baltischen Provinzen nämlich. Das Arbeitsfeld des Landschafters streifen noch einige weitere schöne Einschaltbilder des Heftes: einmal „Unterm Sternenzelt“ von Max Schlichting (zw. S. 160 u. S. 161), das einen bekannten venezianischen Vorwurf, hier in ganz eigenartigem Beleuchtungseffekt, behandelt, das Denkmal des Condottiere Colleoni, eine der herrlichsten Reiterstatuen, vielleicht die schönste! Dann die famose Marine von H. W. Mesdag im Haag (zw. S. 216 u. S. 217) und endlich Frenzels „Ruhende Herde“ (zw. S. 176 u. S. 177), auf dem die Landschaft sich ebenbürtig neben das Tierstück stellt. — Von Fritz Burger in Basel bringen wir, zw. S. 232 u. S. 233, ein allerliebstes Kinderbildnis „Siesta“, von Gari Melchers einen wundervollen Charakterkopf von äußerst scharfer Prägung (zw. S. 192 u. S. 193) und endlich, zw. S. 224 u. S. 225, ein Werk August Rodins, den „heiligen Georg“. Auch bei diesem Werk tritt das Bestreben des großen Bildners, die Aufmerksamkeit des Beschauers, durch absichtliche Nichtausführung alles Nebensächlichen, ganz auf die Hauptsache — hier das Gesicht — hinzuzwingen, deutlich hervor.

H. v. S.





Kissen. Entworfen von Max Läuger, ausgeführt von Emma Läuger in Karlsruhe.



Kissen. Entworfen von H. Wilh. Wulff, ausgeführt von Anna Hasse in München.



Kissen. Entworfen von H. Wilh. Wulff, ausgeführt von Anna Hasse in München.



Kissen. Entworfen von Max Läuger, ausgeführt von Emma Läuger in Karlsruhe.

Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Blumenmarkt in Amſterdam. Aquarell von Prof. Hans Herrmann-Berlin.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIX. Jahrgang 1904/1905. Heft 3, November 1904.

„Die Referendarin."

Roman von

Carl Busse.

(Fortsetzung.)

Schon seit Anfang Mai wurde in Großkirchen von nichts anderm gesprochen als vom „Vogelschuß".

„Was ist das?" fragte Peter den kleinen Assessor.

„Das ist," sagte Buttche, „das dionysische Fest von Großkirchen. Das ist der Karneval der Bürger. Das ist die Frühlingsfeier der Jugend. Das ist herrlich . . . wenigstens für gewisse Leute!"

„Und für welche? Auch für Gerichtsreferendare?"

„Für alle, die das Talent zur Fröhlichkeit haben, die noch mit Begeisterung Radau machen können, die noch mit Herzensfreude Karussell fahren und junge Mädchen mit Pfauenfedern am Hals kitzeln. Ich glaube, mein Bester, Sie passen hin — was?"

Da stand es für Peter Körner fest, daß er mitmachte.

Und eines Nachmittags marschierte mit klingendem Spiel die Bürgerwehr in prächtigen Uniformen aus — Töpfermeister Bittrich war General und ging mit gezücktem Degen, aber auch wer nicht General war, konnte sich sehen lassen. So zum Beispiel Gerichtsdiener Müffelmann, der als Fahnenjunker eine breite, goldene Schärpe trug, gar nicht zu reden von Klempner Böhm, der als Schützenkönig im Amtsschmuck der Ehrenketten, von Adjutanten flankiert, dahinschritt. So ging es zur Stadthorst, in der das Schützenhaus lag, und der General kommandierte, die Musikkapelle spielte, die Straßenjugend hallohte, drängte sich, kugelte übereinander, die Bürgersoldaten grüßten militärisch, so oft es möglich war, und die Sonne — goldner als alles Gold der Uniformen — lachte dazu.

Dem Zuge nach jedoch wälzte sich ganz Großkirchen. Vom Erkerfenster seiner Wohnung sah Peter Körner die Völkerwanderung. Als wär' ein riesiges Warenhaus lebendig geworden und hätte seinen ganzen Bestand an Blumenhüten und flatternden Blusen hinausgeschickt — so schwankte, flog, flatterte es über die ganze Breite der Straße, vorüber am blauen Kleinkirchener See.

Und Körner faßte die wilde Sehnsucht, auch gleich mitzuziehen, sich wieder einmal von einem gewaltigen Menschenstrome schieben und tragen zu lassen.

Es war dumm, daß er keinen Begleiter hatte! Allein amüsierte man sich nicht halb so gut. Aber Buttche hatte entsetzt abgelehnt.

Ob er denn das nicht wisse? Er

könne die sichere, naive, juchheiende Freude der andern nicht sehen — um so trostloser würde sein Herz, um so verlassener komme er sich vor. Er schließe dann die Fenster und „brause Rache" — allein mit sich.

Da war nichts zu machen.

Der größte Trubel, hatte man Körner gesagt, ginge erst gegen sieben Uhr los, wenn die erste Steifheit überwunden wäre.

Gegen sieben Uhr machte sich Peter also marschfertig.

Noch immer nahm das Zuströmen der Menschenmassen kein Ende. Sie wiesen ihm den Weg — denn man mußte gute zwanzig Minuten wandern, ehe man den Festplatz erreichte.

Die Stadthorst war ein ausgedehnter Waldpark. Unter uralten, herrlichen Buchen ging man hin, über Brücken, die kleine Gräben überspannten, über natürliche Hügel, die vorjähriges Laub noch deckte, bis dann das Schützenhaus und die Festwiese auftauchten.

Ein ohrenbetäubender Lärm scholl den Ankömmlingen entgegen. In geringen Abständen saßen die Drehorgelspieler und ließen die Kurbeln nur so herumfliegen. Von einem halben Dutzend Karussells dröhnten die Orchestrions, vor den Buden brüllten die Ausrufer, aus einer Menagerie die Bestien, Böllerschüsse krachten dazwischen, dumpf rollten von der Kegelbahn die Kugeln, das eigne Musikkorps der Bürgerwehr trompetete mit vollen Backen — das Ohr mußte sich erst an den Lärm gewöhnen.

„Sind Sie auch hier?" fragte lachend ein junger Arzt, der mit Peter zusammen bei Nettchen Bötzow speiste. „Das ist nach der gotteslästerlichen Langeweile doch noch ein Rummel! Kommen Sie mit — ich führ' Sie zu Ihrer Dulcinea!"

„Zu wem?"

„Nanu machen Sie auch noch Witze! Nur Ihretwegen habe ich Julchen respektiert. Ältere Rechte . . . heut ist der Tag, da man Bräute heimführt. Zuletzt ritt sie auf dem Elefanten . . . die Jule."

„Ist denn heut die ganze Welt verrückt?" sagte Peter kopfschüttelnd. Eine Papierschlange hatte sich in der Luft aufgerollt und ihre bunten Ketten ihm um Hut und Gesicht gelegt.

„Jawohl, Sie Rechtsmensch! Kaufen Sie 'ne Pfauenfeder . . . Heda, Mann Gottes . . ."

Eilfertig drängte ein Händler herzu, der einen ganzen Busch der langen, schlanken, farbenprächtigen Federn hielt.

„Eine Beleidigung, wenn heut ein Mädel ungestreichelt nach Haus kommt. Heut sieht man erst, wer Temperament hat . . . die ganze Bande hab' ich schon verrückt gemacht. Pik, schönstes Kind . . ."

Und er kitzelte einem bildhübschen Blondkopf ins Genick, der sich lachend wandte und drohte.

Da ward Peter, der sich nicht gleich zurechtgefunden hatte, von ihm angesteckt.

„Was haben Sie vorhin von Fräulein Fischer gesagt? Auf dem Elefanten reitet sie?"

„Aha . . da wird er neugierig! Natürlich . . . auf Jimbo! Heut gehn die Biedermeier alle aus sich 'raus. Die steifsten Lineale machen einen Buckel. Selbst die holden Weiblichkeiten nehmen's nicht so genau. Wenn Sie nicht schon so weit wären — heut würde auch Julchen Fischer einem Kuß in Ehren keinen ernstlichen Widerstand entgegensetzen. Aber da ist ja Mariechen . . . Ma—rie—chen!"

„Halten Sie mal!" sagte der Referendar und griff ihn beim Arm. „So kommen Sie mir nicht weg. Was war das mit Fräulein Fischer? Wieso bringen Sie mich mit ihr in Verbindung?"

„Nun hört doch die Weltgeschichte auf! Ganz Großkirchen weiß, daß Sie da rumschleichen wie der Marder um 'n Taubenschlag — und der Mensch fragt, weshalb ich — — — Na, das ist noch besser."

Peter Körner war etwas rot geworden.

„Ganz Großkirchen? Ausgezeichnet! Dann weiß es mehr als ich. Aber das ist immer so, und ableugnen hilft nichts. Sagen Sie mir nur noch eins: ist das ganze Nest rebellisch oder wie ist das? Wenn Fräulein Fischer Karussell fährt und Sie hier mit der Pfauenfeder toben und ich dito, das ist ja famos, doch ich trau' den Leuten nicht so viel Freiheit zu. Schließen sich die Honoratioren nicht aus?"

Der junge Arzt lachte: „Und ob! Glauben Sie, die Tochter vom Major wird Karussell fahren? Oder Fräulein Westerhausen im Hippodrom reiten? Oder ich würde mit der Pfauenfeder 'rumlaufen, wenn

ich nicht allmählich eingesehen hätte, daß mir doch keine Praxis hier blüht und ich sowieso fort muß? Sehen sie sich doch um ... aus unsern Kreisen gehn zwar ein paar Familien des Scherzes halber mal über den Festplatz fort, um den Trubel mitanzusehn, aber sie verschwinden bald. Wer hier wirklich feiert, das ist der kleine Mann!" Und im Handumdrehen hatte er sich in einen Kreis gröhlender Handwerker gestürzt, schwang die Pfauenfeder, als ob sie eine Standarte wäre und schrie, im allgemeinen Lärm kaum verständlich:

„Meine Herren! Dem kleinen Mann muß geholfen werden! Auf dem kleinen Mann ruht die Zukunft Deutschlands! Der kleine Mann ist der Träger alles Großen. Der kleine Mann ist beim Vogelschuß die Hauptsache!"

Peter Körner drückte sich. Er drängte durch die schiebende, stoßende, quietschende Menge nach den Karussells.

Es war ihm etwas in die Suppe gefallen .. ein bittrer Tropfen in alle Freudensüßigkeit.

Natürlich hält sich das „bessere" Publikum zurück ... es war selbstverständlich, er hätte gar nicht zu fragen brauchen.

Aber Jule Fischer machte mit. Auch das war nicht verwunderlich. Es fiel keinem auf.

Warum nicht? Nun, sie gehörte eben nicht zu dem „besseren" Publikum!

Da ärgerte er sich. Über wen? Über die „Referendarin", daß sie mitfeierte? Über die „exklusive Bande", die das nicht tat? Er wußt' es selber nicht.

Ein paar Karussells hatte er schon vergeblich gemustert.

Jetzt kam er zum letzten und größten. Die Hunderte von Lampen waren schon angezündet. In silbernen und goldenen Zieraten, in Tausenden von weißen Perlenbehängen brach sich der Schein. Da galoppierten Schimmel und Rappen vorüber nach der lärmenden Musik, da hatten sich Löwen zum Sprung gereckt, Kamele, kniend, trugen Reiter im Sattel, in schwerer Wucht standen die Elefanten da, weiße Schwäne zogen Gondeln, und ihre halberhobenen Flügel bildeten selber noch die Lehnen muschelförmiger Wagen. Um das ganze glitzernde, blinkende, kreisende Ding aber drängten johlende Menschen — eine lebendige Ringmauer, die sich kaum durchbrechen ließ.

‚Ist sie das?' dachte der Referendar ... ‚Ist sie das?' Da glühten hundert fröhliche junge Mädchengesichter, und die Augen blitzten um so heller, je mehr Pfauenfedern von den Umstehenden ausgestreckt wurden, um die stolz Dahinfahrenden zu necken.

Jimbo trug die Referendarin nicht — so viel sah Peter Körner.

Und plötzlich fühlte er, wie ihn jemand anblickte.

Da war sie!

In der von Schwänen gezogenen, rot ausgeschlagenen Gondel fuhr sie. Ganz allein ... wie eine Königin. Und ihr weißes Kleid breitete sich aus und stand wundervoll gegen das warme Rot. Sie hatte sich leicht zurückgelehnt, und ihre Hände ruhten im Schoße. Wie spielend griffen die Finger in eine ganze Reihe kurz abgebrochener Pfauenfedern, die sie erbeutet hatte. Ihr Haar hatte sich vom vielen Fahren gelockert; es war wuscheliger als sonst.

Das Haupt ein wenig schräg geneigt, sah sie zu Peter Körner hinüber.

Aber als geniere sie sich, daß sie hier fuhr, stieg im gleichen Augenblick ein stärkeres Rot in ihr Gesicht, und ungestüm abwehrend faßte sie nach einer der Federn, die lustige junge Leute spielend um ihr Antlitz wehten.

Im Nu war die Gondel auch verschwunden — fast zu spät hatte der Referendar gegrüßt. Er mußte warten, bis sie von neuem herumkam.

Aber es überlief ihn jäh unter all den Menschen, dem Lärm, den erhitzten Gesichtern, den lachenden Zurufen: wie sie schön war! Und einen stockenden Herzschlag lang war es wie Atemanhalten und Stille in ihm. Er hatte sie noch nie im weißen Kleide gesehn. Er hatte auch noch nie diesen Ausdruck in ihrem Antlitz bemerkt: den einer wartenden Freude, die sich noch nicht recht hervortraute. Ihre Lippen waren ganz leicht geöffnet, als ob sie dürste und trinken wolle.

Über alles Erwarten war sie verändert oder schien es. Machte das nur das ungewohnte weiße Kleid? Hatte sie die Paradestacheln abgelegt?

Und weshalb? Weil für sie, das Stadtkind, der Vogelschuß wirklich des Jahres

hellste Höhe bedeutete? Weil sie sich da frei gab, wie sie war?

Oder hatte sie ein großes Glück gestreift? Waren diese Lippen erlöst worden? Von einem andern —?

Peter Körner erschrak selber über den kleinen Schreck, den dieser lose Gedanke ihm einflößte. Er war närrisch — er dachte zu viel. Buttche hatte recht. Das Denken taugte nichts.

Und er drängte sich mehr nach vorn, bis in die erste Reihe. Er hatte sich den Platz gerade erobert, als die Schwäne und die Gondel wieder vorbeikamen. Diesmal nur noch in mäßiger Fahrt.

Wieder spielten die Federn, und lustig ließ auch Peter die seine gegen das Kinn der Referendarin wehn. Er mußte sich weit dazu vorbeugen. Die Blicke trafen sich.

Jule Fischer hatte wie schützend die Hände erhoben. In ihren Augen war neben dieser wartenden Freude auch die leise forschende Furcht, ob er's nicht übel deuten würde, daß sie sich so der Lust überließ ... eine Frage und Entschuldigung: es ist ja nur einmal Vogelschuß.

Und als sie sah, daß auch er die Pfauenfeder nach ihr ausstreckte, wurde das Leuchten in ihrem Blick stärker, und als müsse sich etwas freimachen in ihr, griff sie nach seiner Feder und wollt' sie brechen. Er fühlte den leisen Druck, mit dem sie zog; er zog wieder. Da brach das zarte Ding. Und triumphierend sah die Referendarin im Weiterfahren zurück.

Als das Karussell hielt, war Peter Körner der erste, der auf den Tritt sprang. Seine Augen lachten; er hatte alles abgeschüttelt, er war übermütig wie ein Junge.

Unschlüssig, ob sie noch weiterfahren sollte, hatte sich Jule Fischer halb aufgerichtet.

„Darf ich die Gondel mitbenutzen, gnädiges Fräulein?"

Sie zuckte zusammen, trotzdem sie ihn halb und halb erwartet hatte. Sie wurde noch röter.

„Hier darf doch jeder seinen Platz aussuchen," sagte sie.

Er nahm es als Erlaubnis: „Danke!"

Sie mußte ihr ausgebreitetes Kleid raffen, daß er Platz hatte. Noch immer unsicher, ob sie nicht lieber aussteigen sollte, lehnte sie gegen den Gondelrand. Mit einem Male überkam sie die Scham .. etwas wie Reue und Bitterkeit.

Sie dacht' an den Heimweg vom Feuer damals ... sie wollt' wieder die „Dame" sein, die er respektiert hatte ... es schoß ihr jäh durch den Kopf: ‚Was denkt er nun von Dir?'

Da richtete sie sich ganz auf.

„Ich will lieber aussteigen."

Sie mußte an ihm vorüber, der kleine Gang war eng, sie zog ihr Kleid noch dichter.

„Aber mein gnädiges Fräulein," wehrte er und sprang auf. „Dann weiche natürlich i c h. Hätt' ich gewußt, daß Ihnen meine Gegenwart so unangenehm ist — — ich bitte tausendmal um Verzeihung."

„Nicht doch ... so war es nicht gemeint. Nur meinetwegen ... wirklich! Bleiben Sie doch sitzen!"

„Nur dann, gnädiges Fräulein, wenn Sie den Anfang machen. Es geht auch wirklich gleich los. Sie kommen nicht mehr 'runter."

„Aber eigentlich —!" Sie sah ihn groß und fragend an und biß sich auf die Unterlippe. „Ich darf es gar nicht."

Im selben Moment setzte sich das Karussell wirklich zu neuer Fahrt in Bewegung. Es gab einen Ruck. Mit erschrockenem Ruf fiel die Referendarin seitwärts — in der Enge und Bedrängtheit gerade gegen seine Knie. Unwillkürlich hob er die Arme, sie zu halten und aufzufangen. Aber es war zu spät — sie saß auf seinem Schoß.

In einer Sekunde spielte sich das ab. Kaum beobachtet von der lärmenden Menge. Im nächsten Augenblick war Jule Fischer, glührot, schon aufgesprungen. Ihre Lippen zuckten, sie murmelte etwas, scheu setzte sie sich — soweit als möglich von ihm ab.

Auch Peter war verlegen. Mit befangenem Lachen sagte er „Pardon", als hätt' er schuld an dieser Karambolage.

„Es war ein Gottesurteil — Sie sollten nicht aussteigen, Sie sollten sich setzen."

Und er fühlte noch die junge Wärme, Fülle und Schmiegsamkeit ihres Körpers, und sein Blut ging tanzender durch die Adern.

Sie wagte nicht ihn anzusehen, sie starrte krampfhaft in die Menge. Er sah,

wie unter dem durchbrochenen Kleide ihre Brust hoch atmete, wie alles in ihr in Spannung war. Um ihr über die Peinlichkeit der Szene hinwegzuhelfen, sagte er, als wenn nichts geschehen wäre:

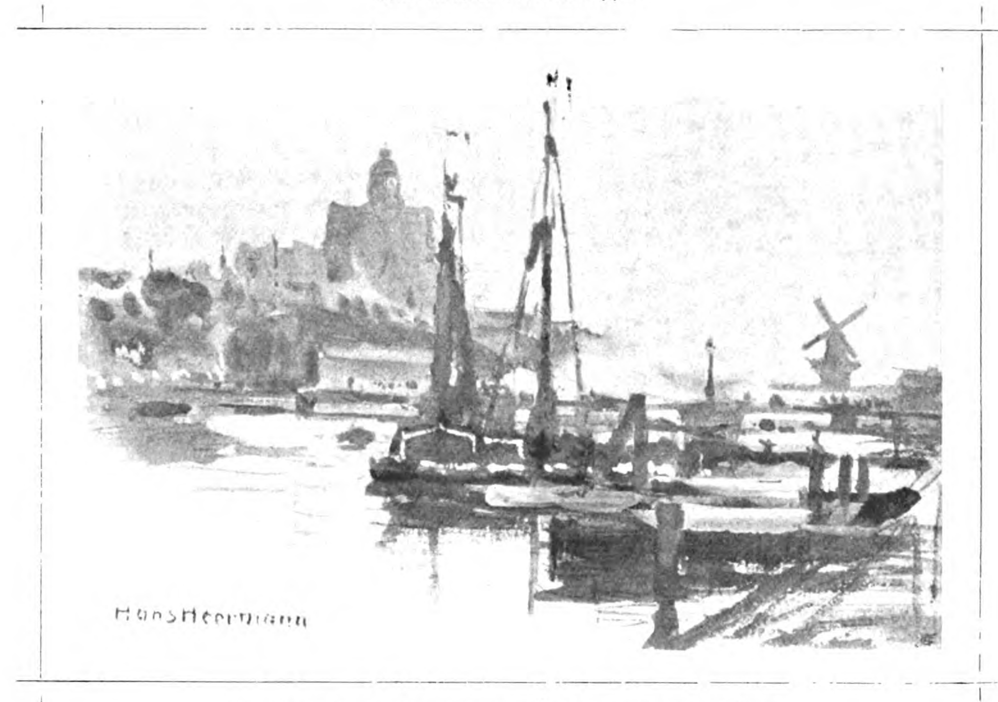
„Warum darf man ‚eigentlich' nicht fahren, gnädiges Fräulein? Sie hatten noch nicht ausgesprochen."

Sie war ihm dankbar.

Mit noch etwas beklommenem Lächeln wandte sie ihm ihr Gesicht zu. Wie er mit seiner Cousine da herumgetollt hatte. Es entging ihm nicht, daß sie wie befreit aufatmete, als er von der Cousine sprach. Sie schien sich jetzt gerechtfertigt. Und das gab ihr die Freude, die durch kein Mißtrauen und keine Reflexion mehr getrübte Freude an dem Trubel zurück.

‚Sie will die Dame sein und ist es nicht,' durchfuhr es Peter Körner. Aber er schüttelte den fatalen Gedanken ab und überließ sich auch der fröhlichen Stunde.

Aus unserer Studienmappe:



Aus Amsterdam. Aquarellskizze von Prof. Hans Herrmann-Berlin.

„Als junges Mädchen —! Ich tu' es sonst auch natürlich nicht."

Da begriff er dunkel, was sie vor ihm unfrei machte und peinigte.

„O," sprach er laut, um den Lärm zu übertönen, „sind Sie denn auch so kleinlich? Einmal im Jahr muß der Mensch Freiheit haben, wenn er auch sonst noch so steifleinen ist."

Er redete immer weiter, er schrie zuletzt. Er merkte, wie sie die Worte trotz äußerer Gelassenheit ihm förmlich von den Lippen nahm und in sich hineinsog. Das trieb ihn weiter. Er sprach vom Karneval.

Der Lärm, die kreisende Bewegung, die aufdringliche Musik des Orchestrions — alles peitschte das Blut auf. Runde um Runde fuhren sie. Immer mehr Pfauenfedern ergriff und knickte die Referendarin. Schließlich war es genug.

„Ich bin ganz wirr," sagte sie und hielt sich die Schläfen. Schwankend stieg sie die Stufen hinab und sprang vom Trittbrett.

Ihm war so heiß, daß er den Hut abnahm.

„Und wohin wollen wir jetzt? In die Würfelbuden?"

„Ja, ja," nickte sie selig. „Vogelschuß ... Vogelschuß ... ich muß doch fragen ... vielleicht ist Vater König geworden."

Tausende von Lichtern erhellten jetzt den Platz. Von allen Buden schwankten Laternen und Lampions. Immer enger drängten sich die Scharen. Ein heißer Dunst lagerte über den Häuptern.

„Immer nur heran, mein Herr ... die Dame gewinnt, die Dame hat eine glückliche Hand, die Dame nimmt etwas nach Hause. Eine großartige Sache, eine solide Sache, eine Sache fürs Leben! Jeder Wurf nur zehn Pfennig, sechs Würfe eine halbe Mark!"

Peter mußte lachen.

„Wie wär's, wenn wir 'rangingen?"

Und bald standen sie vor dem Tisch. Eine Unmenge Porzellan war an der Rückwand der Bude aufgebaut: Tassen, Teller, Vasen, Leuchter und ähnlicher Krempel, alles aus dem Ramschbasar.

Die Referendarin schüttelte den ledernen Becher mit den drei Würfeln ordentlich. Sie strahlte. Auf dem Karussell hatte sie sich gewehrt, als Peter bezahlte. Da hatte er sie erstaunt angeschaut: „Pardon — ich glaubte, darüber spräche man nicht!" Und sie war schamrot geworden.

Jetzt ließ sie alles gehn.

Dreimal hatte sie die Gewinnzahl schon nicht erreicht.

„Kennen Sie das Glück?" sagte sie ein wenig ärgerlich zum Budenbesitzer. „Ich denk', ich soll eine glückliche Hand haben."

„Dann spielen Sie man weiter, Fräuleinchen. Das kommt schon. Bräute haben immer eine glückliche Hand."

Sie zuckte zusammen und stellte den Becher schroff hin. ‚Ich bin keine Braut,' wollt' sie rufen. Sie ließ es. Sie biß sich auf die Lippen.

„Nun?" fragte Peter, der sich absichtlich umgedreht hatte.

Da würfelte sie noch drei weitere Male, und endlich gewann sie.

Sie selbst sollt' sich aussuchen. Ordentlich erregt musterte sie die Gegenstände. Eine weitbauchige Tasse mit Gold, Grün und Blau stach ihr in die Augen. „Zum Angedenken" stand darauf.

Der Budenbesitzer pries sie ihr an: fast unzerbrechlich sei sie, ein Prachtstück für die Aussteuer. „Und wenn Sie dann mit Ihrem Männeken draus Mokka schlürfen ..."

„Geben Sie nur her," sprach sie rasch, und die senkrechte Falte erschien auf der Stirn.

„Hübsch — nicht?" fragte sie nachher ihren Begleiter.

„Sehr nett," nickte er und fand sie scheußlich.

Aber lieber Gott, woher sollte das Mädel einen besseren Geschmack haben? Von Hause? Er nannte sich selbst einen Esel, daß es ihn überhaupt wunderte.

„Und nun?"

Sie stand in dem weißen Kleide, die eroberte Tasse in der Hand, vor ihm und sah ihn lächelnd an, als dächte sie: ‚Wohin Sie wollen!' Mit der freien Hand tastete sie nach ihrem Knoten, der inzwischen noch ein bißchen wuscheliger geworden war. Sie einigten sich schließlich auf das Hippodrom.

Den ganzen Platz mußten sie überqueren, um dahin zu gelangen. Das Hippodrom lag gleich am Wege, der zur Stadt zurückführte. Als sie nebeneinander in lustigem Gespräch auf das große Zelt zuschritten, kam ihnen plötzlich Familie Westerhausen entgegen: der Rat sehr würdig, die Rätin freundlich watschelnd, Fräulein Inge kühl und vornehm.

Ein Ausweichen war nicht möglich.

Peter grüßte also tief — sehr förmlich ward der Gruß erwidert. Er preßte leicht die Lippen zusammen und wandte sich dann absichtlich mit verdoppelter Liebenswürdigkeit seiner Begleiterin zu.

Aber Jule Fischer hatte den Kopf tief gesenkt. Die bunte Tasse zitterte leicht in ihrer Hand.

Sie hatte den Nacken so geneigt, als erwarte sie etwas wie einen Schlag. Sie mochte an Referendar Dieckmann denken. Sie fühlte plötzlich den großen Abstand. Sie zitterte und war beschämt und hatte Furcht, daß er *sie* nun beschämen würde. Daß er *sie* gleichsam diese ihm doch gewiß unerwünschte Begegnung entgelten ließe. Vielleicht durch eine Miene nur, eine Tonnuance, eine leichte Verstimmung.

Sie glaubte es nicht, als er plötzlich fast noch liebenswürdiger ward. Daß er

gerade jetzt, wie sie fühlte, noch respektvoller zu ihr sprach. Sie war wie betäubt.

‚Jetzt kommt es,' dachte sie und senkte das Haupt noch tiefer.

Aber da waren sie am Hippodrom. Sie fanden mit Mühe und Not noch zwei Plätze. Peter ließ Bier und Selters kommen, und sie lachten fortwährend über die Reitversuche der angeheiterten Paare.

Aber während die Referendarin sprach, trank, lachte und ganz bei der Sache schien, stand sie noch immer, in Verwunderung und Benommenheit, im Bann der letzten Begegnung. Oft, wenn sich Peter mit seinem herzlichen Lachen weit vorbog, weil eine behäbige Gemüsefrau gerade kreischend vom Pferde rutschte, sah sie ihn verstohlen von der Seite an, als glaube sie noch nicht, daß er es sei. Und sie erschrak, wenn er sich zurückwandte, und mußte sich zusammennehmen, um immer die richtige Antwort zu geben.

In ihrem Erstaunen war eine große Scheu und Demut und Dankbarkeit. Vielleicht hätte er jetzt von ihr verlangen können, was er wollte. Aber gerade deshalb rückte sie so weit von ihm ab, als es bei dem beschränkten Raume möglich war. Sie wurde befangener und zurückhaltender.

Er fühlte es.

„Sie amüsieren sich nicht," sagte er. „Wollen wir gehn?" Und indem er sie gleichsam entschuldigte: „Es ist wirklich auch zu viel verlangt, daß man eine halbe Stunde langweiliges Herumtraben mit ansehen soll, ehe sich einer zur Freude der Tribünen in den Sand setzt."

So verließen sie das Zelt. Jule Fischer zog draußen die goldne Uhr — es ging auf zehn.

„Ich muß meinen Vater suchen," sprach sie hastig. „Er wird auf der Kegelbahn sein."

Vielleicht dachte sie, Peter Körner würde sich verabschieden. Aber er schlug mit ihr den Weg zur Bahn ein. Sie zog sich hinterm Schützenhause hin und war offen. Man hörte das dumpfe Rollen der Kugeln, das Fallen der Kegel, den Lärm, der jeden mißlungenen Schub begleitete. In dichten Scharen standen die Zaungäste auch hier und kritisierten.

Die beiden brachen sich eine Gasse.

M . . Müffelmann, der Gerichtsdiener und Fahnenjunker, stand in Hemdsärmeln gerade schubbereit.

Als er den Referendar sah, ließ er vor Staunen die Kugel fallen, daß sie die Ecken auskehrte und im Zickzack davontrödelte.

„Ratze!" johlten die Zuschauer.

Aber hoheitsvoll winkte er ab, stellte sich in Positur und rief donnernd, so gut das mit seiner Säuferstimme gehen wollte:

„Ich begrüße den Herrn Referendar im Namen der Bürgerwehr und im Namen des Kegelklubs ‚Mußja'. Große Ehre für uns! Meinst Du was anders, Wilhelm?"

„In keinem Falle, o mi confrater! Ich will mich nur vorstellen — latine: praesento me — — Zühlke, Wilhelm Zühlke vom humanistischen Gymnasium. Maxime erfreut, Herr Referendar!"

„Gleichfalls, gleichfalls," sagte Peter Körner und drückte die Hand des Humanisten.

‚Da bin ich unter die richtigen Brüder geraten,' dachte er. Aber es war zu spät, sich rückwärts zu konzentrieren. Paul Fischer, Jules Vater, hatte sich die Bürgerwehruniform rasch übergezogen und begrüßte den Referendar gleichfalls. Dann kam Klempner Böhm, als verflossene Majestät vorgestellt, der aus Wut über seine Niederlage im Vogelschuß zu viel getrunken hatte und sofort über sein Gewehr schimpfte. Es regnete Fragen von allen Seiten, und erst als der Kegeljunge ungeduldig ward, trat der betränte Greis M . . Müffelmann von neuem in die Schranken und ließ die Kugeln rollen.

Da bekam Peter Körner etwas Luft. Er sah sich nach der Referendarin um.

Er stutzte, als er sie erblickte. Sie saß neben Frau Klempnermeister Böhm, die in Lila mit aufgelösten Hutbändern auf einem Stuhle thronte und sich mit dem Taschentuche Kühlung zufächelte.

War das noch dieselbe Jule Fischer, mit der er Karussell gefahren? Als wäre ihr alle Freude verdorben, saß sie da — die Trotzfalte in der Stirn, einen Gramzug um die Lippen. ‚Auch die Stacheln wird sie wieder angelegt haben,' mußte Peter unwillkürlich denken.

Er schloß sich Müffelmann an, der den „Damen" Gesellschaft leisten wollte. Der humanistische Pedell kam auch bald.

„Mit einem Male so ernst?" fragte

Peter leise, als die andern im Gespräch waren.

„Ja."

„Und einsilbig auch."

„Der Vogelschuß ist vorüber," sprach sie, ebenso leise wie er vorhin. „Es ist Zeit, nach Haus zu gehn. Ich warte nur noch ... es kommen noch andre mit."

Und richtig fand sich bald ein kleiner Trupp, der den Heimweg antrat.

Da schloß sich der Referendar auch an. Er verabschiedete sich vom Kegelklub „Mußja", zu dessen Spielabenden er feierlichst eingeladen ward, und drückte sich dann.

Es war ihm angenehm, daß man vom Schützenhaus direkt auf den Waldweg kam und den Festplatz nicht mehr zu überqueren brauchte. Die Gesellschaft, zu der er nun halb und halb gehörte, war doch etwas gemischt.

„Wollen Sie denn wirklich auch schon fort?" fragte Jule Fischer und wies zurück, wo die Lämpchen durchs Dunkel brachen und der alte Lärm noch immer scholl.

„Ja. Es macht mir keinen Spaß mehr. Oder ist es Ihnen unangenehm, daß ich mitgehe?"

Sie schüttelte den Kopf. Schweigsam schritten sie nebeneinander.

Aber der Rückweg war mit Schwierigkeiten verknüpft. Auf dem ganzen, sowieso unebenen Wege brannte keine Laterne. Es war jedem überlassen, sich durch eigenen Spürsinn zurechtzufinden. Je weiter man vom Festplatz abkam, um so dunkler ward es nur. Selbst vom Himmel und seinen Sternen sah man fast nichts — die düstere Wölbung der mächtigen Buchen verdeckte alles.

Und überall ein Kreischen, Schimpfen, Rufen. Da war jemand vom Wege ab- und an einen Stamm geraten, dort waren ein paar zusammengestoßen. Halb lachend, halb geärgert tappten andere durch das braune Laub. Hin und wieder flammte ein Streichholz auf, bei dessen Schein man schnellere Schritte wagen konnte. In der Ferne leuchtete, wie ein verirrter Mond, ein Lampion, den jemand angesteckt hatte und trug.

Peter Körner hatte sich erst gefreut, aber allmählich gefiel es ihm nicht mehr.

„Toll!" brummte er. „Wollen Sie mir Ihren Arm geben, gnädiges Fräulein? Sonst verlieren wir uns am Ende doch noch!"

Ihr weißes Kleid leuchtete ihm allein.

„Hier muß jeder für sich selbst sorgen. Sind denn die vor uns Gehenden auch die Unseren?

Sie rief und bekam Antwort.

„Gottlob! Es kann einem angst und bange werden! Ich hätt' mir einen hübscheren Abschluß gewünscht."

„Sie sind verstimmt. Darf man wissen, weshalb?"

„Ach nicht doch," erwiderte sie, fast kühl abwehrend.

Da gab er fürs erste das Reden auf. Er zermarterte sich den Kopf, was sie haben könne. Es fing an gleich im Hippodrom, als sie Westerhausens getroffen hatten. Und schlimm war es in der Kegelbahn geworden.

Er versuchte, beides zusammenzubringen. Aber er tappte auch da im dunkeln. Ob die „Dame" in ihr getroffen war? Ob sie sich leise geschämt hatte, als Inge Westerhausen an ihr vorübergegangen war? Ob sie sich doppelt geschämt hatte, als sie nachher in die hemdsärmelige Kleinbürgergesellschaft geraten waren?

Er kam sich nicht ganz ins klare.

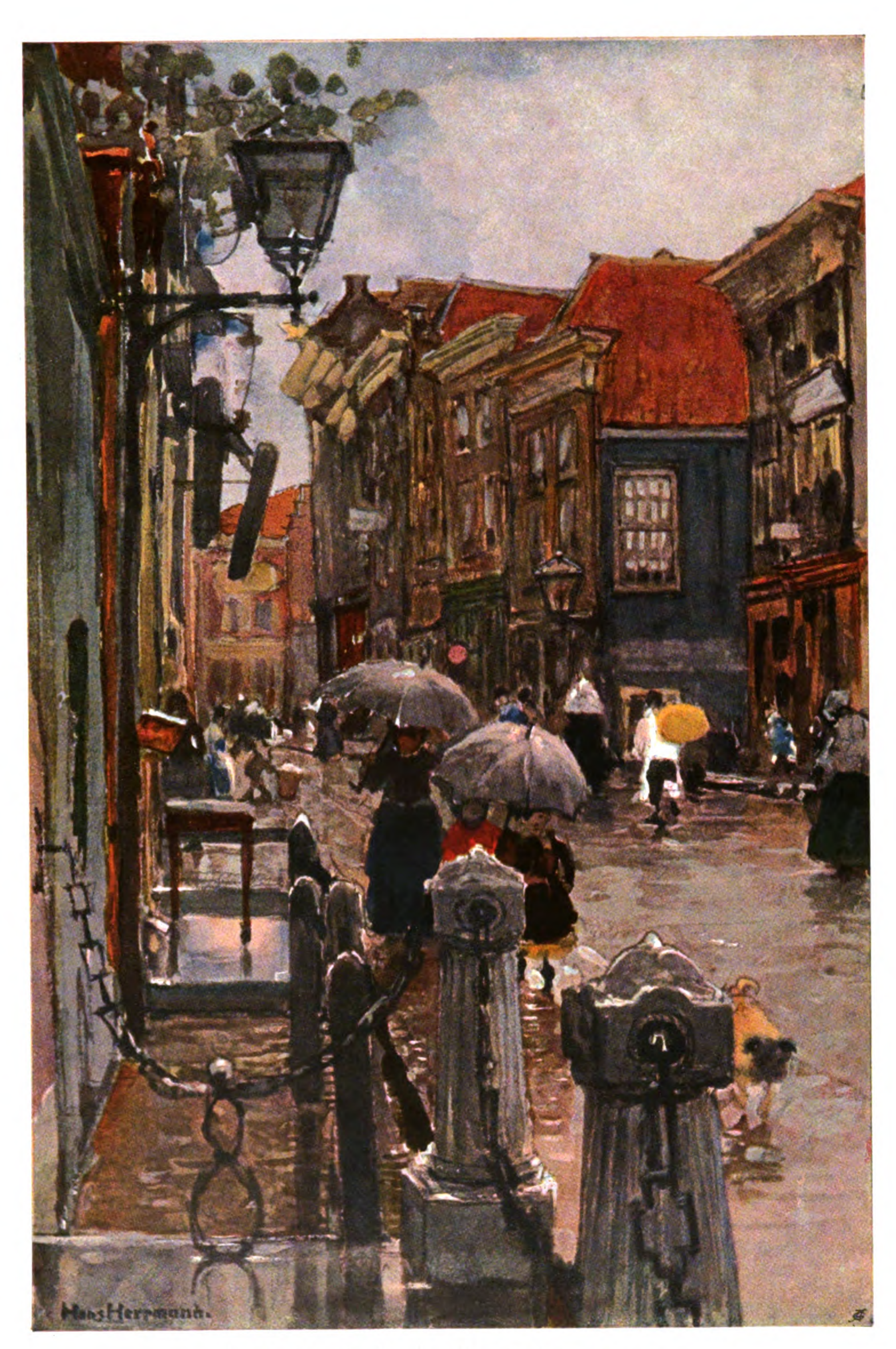
Und wie sie so Schritt für Schritt vorwärts tappten, schweigend in dem undurchdringlichen Dunkel, jedes mit seinen Gedanken beschäftigt, da fing auch Peter Körner sich an zu ärgern. Was wollte sie denn eigentlich? Warum ließ sie ihn ihren Ärger entgelten? Er hatte sie gewiß doch in Anbetracht der Verhältnisse comme il faut behandelt! Ein andrer würde sie jetzt, hier, ganz gewiß in die Arme nehmen und ein gutes Recht dazu zu haben glauben.

Ihm fiel der junge Arzt ein: daß heut selbst die Referendarin einen Kuß in Ehren dulden würde. Und er fühlte ihre Wärme und Weichheit wie vorhin, als sie durch den plötzlichen Antrieb des Karussells auf seinen Schoß gesunken war. Es überkam ihn heiß.

„Warum müssen Sie immer eine halbe Meile seitwärts gehn?" fragte er.

An seinem Ton mochte sie fühlen, was ihn eben bewegte. Da wich sie noch mehr nach rechts.

„Ich lauf' immer, wie ich will," antwortete sie. Das waren die Stacheln — die Paradestacheln. Aber es war ein Fünkchen echter Angst in ihrer Stimme.



Strasse in Dordrecht. Aquarell von Prof. Hans Herrmann.

„Da geraten Sie ins Bodenlose," mahnte er mit einem Versuch zu scherzen. „Sie müssen schon näher an mich heran . . . immer links halten. Die Brücke muß doch hier in der Nähe sein."

„Als Stadtkind werd' ich den Weg wohl kennen," erwiderte sie.

Er horchte. Die andern hielten sich wirklich mehr links. Aber er folgte ihr.

Wieder Schweigen. Fuß wurde vor Fuß gesetzt. Jeden Augenblick konnte man über eine Wurzel fallen.

Plötzlich schrie Jule auf, sank vor und konnte sich gerade noch halten.

Sie war mit dem Fuß in den seichten Graben geraten, der als flaches Rinnsal die Horst durchströmte.

Peter hatte sie halten wollen. Sie hatte sich ihm jäh entwunden.

„Sehen Sie," triumphierte er . . . „wer hat nun recht gehabt? Die Brücke ist drüben. Wir können nichts tun, als zurückgehn. Ich zünd' ein Streichholz an."

In dem flackernden Schein konnte man den Graben übersehn.

„Na eigentlich . . . hier könnten wir doch durch."

„Wir verlieren die andern," sagte sie hastig . . . „ich muß doch mit den andern zurückkommen."

„Ergo sparen wir uns den Umweg. 'rüber, gnädiges Fräulein! Ich trag' Sie!"

„Nein," sagte sie jäh. Es kam heraus wie aus der Pistole geschossen. In Angst, Trotz, Flehen.

Er stutzte. Er ging näher. Er fühlte mehr, als er sah, daß sie zitterte. Ganz nahe trat er.

„Unterstehen Sie sich," sagte sie plötzlich ganz leise, ganz entschlossen. Es klang so seltsam verzweifelt — er hörte ihren kurzen Atem.

Und wie sie die Worte sprach — das erregte ihn plötzlich. Wieder tanzte ihm das Blut. Er hätte nicht daran gedacht, sie wider ihren Willen nur mit einem Finger anzurühren. Aber ihre zitternde Stimme —

„Der Weg wird kürzer," sprach er, nun auch zitternden Tones. „Ich tu' Ihnen ja nichts. Fürchten Sie sich denn? Fürchten Sie sich doch nicht!"

Und blitzschnell umfing er sie, hob sie empor, trug sie vorwärts.

Wie eine Erschlaffung war es über sie gekommen. In der ersten Sekunde wehrte sie sich gar nicht. Ihre Hand hielt krampfhaft die gewonnene Tasse, auf der „Zum Angedenken" stand.

Aber dann rang sie mit einem kurzen rauhen stöhnenden Laut gegen seine Kraft.

„Lassen Sie mich . . . lassen Sie mich los!" Und halb schreiend: „Sie sollen mich loslassen!"

In dem kurzen Kampfe fühlte er jede Regung ihres jungen geschmeidigen Körpers. Wie Eisenklammern hielten seine Hände sie. Als wollt' er sie zerbrechen.

„Nicht eher, als bis wir drüben sind!"

Das Sprechen fiel ihm schwer. Sie war keine leichte Last. Und sie strebte mit der Kraft der Verzweiflung aus der Umklammerung los.

„Still," sagte er atemlos . . „still! Ich . . zerdrück Sie sonst. Ich . . küsse Sie sonst. Ich küsse Sie sonst!"

Da stemmte sie mit einer Wendung beide Hände gegen seine Brust — ohne die Tasse fallen zu lassen — und bog sich mit wilder Gewalt ab.

„Wehe!"

Er sah ihr weißes Gesicht. Er sah ihren halbgeöffneten Mund, aus dem stoßweise der Atem rann.

„Nein, nein . . ich tu' Ihnen nichts. Ich will . . nichts . . mit Gewalt. Nur hinübertragen . . ."

„Lassen Sie mich!"

Fast wäre sie ihm entschlüpft. Da hielt er sie im letzten Moment. Mit Riesenkraft preßte er sie an sich. Er fühlte ihre stürmende Brust an seiner. Er bog sich über sie.

Sie jedoch, im Glauben, er wolle sie nun küssen, schrie auf, schüttelte den Kopf, daß ihr Haar sich löste, und mit einer jähen Wendung des Hauptes biß sie, deren Hände durch den festen Druck zur Ohnmacht verurteilt waren, ohne Besinnen in seine Hand.

Der jähe Schmerz ließ ihn zusammenzucken. Aber er lachte auf. Er trug sie noch drei Schritt. Dann ließ er sie frei. An seinem Körper glitt sie nieder.

„Blut," sagte er, von der Anstrengung keuchend, und schüttelte die Hand.

Sie stand einen Moment wie erstarrt. Im nächsten griff sie nach ihrem Haar.

„Es nützt Ihnen nichts . . . ich hol' Sie doch . . . Blut bindet. Wissen Sie das?"

Er wollte an ihre Seite. Er wollte sie auf den Weg führen.

Aber noch ehe er einen Schritt vorwärts tun konnte, war sie blitzschnell umgedreht, und mit vorgestreckten Händen, um nicht in der Dunkelheit an die Bäume zu rennen, stürzte sie wie gejagt davon.

„Frau Böhm ... Frau Böhm!“

„Hier ... Heda ... Julchen!“

Sie waren nicht weit; sie erreichte sie bald.

Er sah ihr weißes Kleid flattern. Er folgte ihr nicht. Er lehnte sich an die nächste Buche und hörte, wie sein Atem flog und bis zum Halse hoch alle Pulse pochten.

VIII.

Der Juni hatte gleich zu Anfang sengende Glut gebracht. Durch den wolkenlosen Himmel rollte der feurige Ball. Die Luft kochte und brodelte leise. Zwischen den Häusern stand sie, nicht vom Laub der Bäume gekühlt, dick und schwer. Auf den zarten Schwingen der Schmetterlinge schien sie zu lasten; mühselig und taumelnd hoben sich die bunten Falter. Und noch leerer als sonst waren die Gassen. Selten ein träger Schritt.

Eine schwere Trägheit und Ermattung war auch über die Referendarin gekommen. Sie lag Stunden und Stunden in ihrem schmalen Zimmer auf dem Bett. Ihr starkes Haar, das jetzt doppelt zu lasten und zu drücken schien, hatte sie gelöst, die Hände unter dem Kopf gefaltet.

Sie dachte fast nichts. Sie überließ sich ganz der Erschlaffung, die alle Glieder befallen hatte. Das Fenster war gegen die Sonne verhängt; nur das Geflimmer einzelner goldner Pünktchen schien durch das dunkle Tuch. Aber ihr war, als dränge die Glut durch jede Pore der Wand und erfülle das Zimmer und umgebe sie wie ein laues Bad.

Auf dem Tisch neben dem Bette stand die gold-grün-blaue Tasse. Wenn Jule Fischer sie sah, schloß sie die Augen, aber ihre Lippen öffneten sich, und die Zähne klangen aufeinander, als wollte sie beißen. Sie hörte dann deutlich seine Worte: ‚Blut bindet!‘ Und ein Schauer ging über sie hin ... langsam, als ergreife er Glied um Glied.

Ein Tag verfloß ihr so nach dem andern. Eine dumpfe und stumpfe Ruhe hatte die Unruhe abgelöst. Sie schob es auf die unerträgliche Hitze. Wenn sie von zwölf bis ein Uhr mittags in dem kleinen Hinterzimmer des Ladens saß, um ihren Vater zu vertreten, kam in die Dumpfheit eine bange Erwartung. Tönte die Klingel, so flog sie an allen Gliedern. Bis ein Blick sie überzeugt hatte, daß es nicht Peter Körner war, der am Ladentisch stand.

Wie etwas Unabwendbares hatte sie sein Kommen erwartet.

Sie dachte an die letzten Jahre ... an alle, die ihre Jugend hatten an sich reißen wollen. Es war eine lange Reihe. Und sie zogen vorüber an ihr, und es war, als streckten hundert werbende, lockende, sehnsüchtige Arme sich nach ihr aus.

Immer hatte sie widerstanden. Aber sie fühlte, wie ihre Spannkraft nachließ, wie ihr Trotz abbröckelte, wie sie nicht mehr imstande war weiterzukämpfen. Nach dem Vogelschuß war diese große Erschlaffung über sie gekommen.

Der erste, der jetzt stark und mutig genug war, würde sie in die Arme schließen.

Nur ein letztes Bangen war noch geblieben — ein dumpfes Wünschen, daß die Entscheidung sich hinausschob.

So war sie froh, daß jede Mittagsstunde vorüberging, ohne daß Peter Körner sich hätte blicken lassen. Und doch war jedesmal in der Freude auch eine ganz leise Enttäuschung, daß die Dumpfheit und Stumpfheit nun weiter anhielt.

‚Warum vermeidet er mich?‘ fragte sie sich selbst. ‚Wo kauft er nun?‘

Da hörte sie beim Abendbrot ihren Vater sagen:

„Netter Mensch, der neue Referendar. Hab' ihn da wegen einer Sache vorgestern 'rangekriegt und war mir wirklich sehr behilflich — alles, was recht ist.“

Sie beugte sich tief auf den Teller und schnitt ihr Butterbrot durch.

Früher hatte sie oft geweint, wenn ihr Vater die jungen Leute, die ihr nachliefen, für seine Zwecke benützte. Das war ihr jetzt fast gleichgültig. Sie dachte an ganz etwas andres. Sie dachte: ‚Er kauft also bei uns, er betritt unsern Laden, aber nur in der Zeit, wo ich nicht darin bin!‘

Und mit einem Male wuchs die Enttäuschung über jedes andre Gefühl.

Sie konnte nachts nicht schlafen, sie wühlte den Kopf in die Kissen: ‚Was hab' ich ihm getan?' Jedes Wort, das sie beim Vogelschuß miteinander gesprochen, wiederholte sie sich — jede Szene. Erschauernd fühlte sie sich wieder von seinen Armen umschlossen und getragen.

Da hatte sie sich verzweifelt gewehrt — ihn gebissen.

Ja, ja ... aber sie verstand es nicht mehr ganz.

Warum? Gab es denn etwas Schöneres auf der Welt? Ganz still halten ... sich tragen lassen, wohin und soweit er wollte ... bis ans Ende der Welt, bis in die ewige Seligkeit hinein.

Ihr Haar knisterte, als sie's wie liebkosend mit den heißen Händen durchstrich.

Dann setzte sie sich auf, faltete diese heißen Hände um die Knie und sah durchs Dunkel.

Morgen war wieder ein Tag, morgen würde sie wieder die Mittagsstunde im Laden sitzen. Und er kam wieder nicht.

„Komm doch!" murmelte sie und hob die Arme etwas.

Ihre Lippen waren rot und trocken, wie ausgedörrt von der Glut der letzten Tage.

„Ich war ja närrisch ... närrisch!" Sie dachte wieder, daß sie sich gewehrt und ihn gebissen hatte. Und närrisch schüttelte sie den Kopf, daß ihre offnen Haare um die Schultern flogen.

‚Ich lieb' ihn ... ich will zu ihm ... ich will bei Dir sein!'

Glührot ward ihr Gesicht trotz des Dunkels, und vor das rote Gesicht schlug sie die Hände, und sie lachte heimlich und fing dann, fast ohne Übergang, zu weinen an. Wie eine Katze dehnte sie sich und weinte dabei, während vor dem Fenster schwül, schwer, ohne Lufthauch die Nacht in finsterm Purpur stand. —

Peter Körner hatte am Abend des Festes noch lange in der Horst an der Buche gelehnt. Als er sich ein wenig erholt hatte, fühlte er Schmerzen in der Hand.

Kopfschüttelnd hatte er die kleine Bißwunde beim Flackerschein eines Streichholzes betrachtet. Man sah den Abdruck der Zähne; er war blutig gesäumt.

Mit kurzem Auflachen legte der Referendar sein Taschentuch fest um die Wunde. Dann tappte er sich vorwärts. Ein Trupp heimkehrender Großkirchener hatte irgendwoher eine Stalllaterne requiriert — auch er profitierte davon und kam so glücklich auf die Chaussee.

Als er zurücksah, stand die Horst dunkel da ... düster drohend, unbeweglich, wie eine Wand, die vom Leben schied. Es war ihm, als könne man dahinter nicht frei atmen, als müsse er froh sein, daß er wieder auf klarer Straße war.

Und doch hatte er dort im Düster Jule Fischer auf diesen Armen getragen.

Er wollte an nichts andres denken. Er lächelte. Das eitle Hochgefühl des Sieges überkam ihn. Noch hatte sie ihn nicht geküßt, noch kämpfte sie gegen sich selbst und ihn — wie lange, dann würde sie kirre sein! Ganz zahm ...

Er schritt schon durch die Straßen. Das Lächeln wich nicht von seinem Munde. Wie hatte Buttche einst gesagt? „Da blitzt jeder ab!"

Buttche, Buttche — Du bist ein falscher Prophet gewesen!

Peter Körner, der Referendar, war wieder einmal sehr mit sich zufrieden.

Da kam ihm jemand entgegen: Gustav Zühlke, der Stadtsekretär.

Im selben Moment bog Peter quer über die Straße.

Er gab sich selbst keine Rechenschaft. Er wollte gerade diesen Menschen jetzt nicht sehen. Er blickte krampfhaft zur Seite.

Und doch war es ihm, als entginge er den „russischen" Augen nicht, als sähen sie ihn fortwährend an, als wäre ihre Traurigkeit nicht mehr „grundlos", sondern ihm in ihren Gründen wohlbekannt.

Die Augen verdarben ihm jegliches Triumphgefühl. Mit der Siegeserhobenheit war es nichts.

Er ging verstimmt zu Bett.

Und dann kamen die heißen Tage mit ihrer erschlaffenden Glut, die sich auch überm Kleinkirchener See nicht sonderlich kühlte.

Zuerst hatte er gleich Jule Fischer aufsuchen wollen. Er wollte wissen, wie er mit ihr stand. Aber die Begegnung mit dem Stadtsekretär wirkte nach. Und in dem hellen Lichte des Tages sah vieles so wesentlich anders aus.

Es war eine Eigentümlichkeit von ihm, unangenehme Dinge mit seinen Gedanken gleichsam nur im Fluge zu streifen, wie Schwalbenflügel wohl das Wasser des Sees berühren.

So flogen seine Gedanken auch jetzt. War es nicht doch ein bißchen stark, daß Jule Fischer Karussell gefahren war, sich ihm angeschlossen hatte? — Husch, darüber hinweg!

Hatte er's für einen königlich preußischen Referendar im ganzen nicht wirklich ein wenig zu bunt getrieben? Husch, weg damit!

War die Kegelgesellschaft — —?

‚Na ja, ja,' dachte er. Aber die Referendarin war im übrigen famos.

Der Alte hatte ihn jetzt herangekriegt. Der alte Fuchs Paul Fischer. Mit dem Neuen Bürgerlichen Gesetzbuch wußte er doch nicht so recht Bescheid. Da war ein darauf eingepaukter Referendar Gold wert.

Peter Körner tat ihm den erbetenen Gefallen. Gar zu viel Arbeit war nicht dabei. Und weshalb hätte er ablehnen sollen?

Mittags stand er dann wohl auf der Veranda, sah über den glitzernden See fort und rauchte seine Zigarre.

Vielleicht war es gut, daß er sich jetzt zurückhielt. Vielleicht war's am besten, er mied überhaupt die gefährliche Nähe von Jule Fischer.

Er bezwang sich Tag für Tag.

Da sagte Buttche eines Vormittags zu ihm: „Sie scheinen sich beim Vogelschuß ausgezeichnet amüsiert zu haben. Wievielmal sind Sie 'rumgefahren?"

Und flüsternd: „Ich muß Ihnen abbitten, Mensch. Ich dachte schon, Sie würden auch aus der Hand fressen. Der Chef schäumt."

Er erklärte sich auf Peters Drängen näher.

Der Rat hätte geäußert, Herr Körner scheine doch nicht nach Großkirchen zu passen. Es wäre eine Andeutung gefallen, daß man den jungen Herrn denjenigen Kreisen überlassen müsse, in denen er mit Vorliebe verkehre.

„Einladungen kriegen Sie Glücklicher nicht mehr," schloß der Assessor.

„So, so," lachte Peter. Aber er ward dunkelrot dabei.

„Und vom Tennis sind Sie, glaub' ich, auch befreit."

Er hatte recht. Mit andern jungen Damen sah Peter bald tagtäglich Inge Westerhausen vorübergehen, das Rackett in der Hand. Dieckmann, unschuldsweiß vom Hut bis zu den absatzlosen Schuhen, begleitete sie.

Peter Körner war nicht aufgefordert worden, am Spiel teilzunehmen. Und er wußte doch, daß dieser Aufforderung noch keiner seiner Vorgänger entgangen war.

‚Also räudiges Schaf und ausgeschlossen!' dachte er.

Und obwohl ihm an sich nichts angenehmer sein konnte — ein Stachel blieb doch zurück.

Sein Trotz erwachte. Die Oppositionslust bekam neue Nahrung.

‚Morgen kauf' ich mir Zigarren bei der Referendarin,' sagte er sich.

Die andern trieben ihn auf den Weg, den er vielleicht nicht gegangen wäre.

Flüchtig blitzte ihm wohl der Gedanke auf: ‚Ist das nun wirklich das Rechte?' Aber der Gedanke war unbequem . . . Husch, darüber hinweg!

Und am nächsten Morgen band er seine Krawatte vor dem Spiegel sorgfältiger als je.

Die Hitze schien eher zu-, denn abnehmen zu wollen. Die Bäume und Sträucher um das Kriegerdenkmal am Markte ließen die Blätter hängen, die grau von Staub waren. Die Schulen ließen den Nachmittagsunterricht Tag für Tag ausfallen. Die Steine auf den Straßen glühten um die Mittagszeit. Alle Schaufenster waren verhängt. Mehliger Staub setzte sich in die Kleider.

Auch im kleinen Zigarrenladen in der Zietenstraße war das Rouleau vorgelassen. Auf die gelbe Leinewand waren groß die Worte gedruckt: „Paul Fischer. Verkauf von Zigarren und Zigaretten. En gros — en détail."

Als Peter daran vorüberkam, mußt' er über das en gros lachen, so wenig lächerlich ihm zumute war. Denn er verhehlte es sich selber nicht, daß ihm das Herz klopfte.

Er konnte wegen des Vorhangs heut nicht in den Laden hineinsehen. Aber er wünschte fast, es möchte noch ein andrer Kunde darinnen sein.

Als er die Tür öffnete und der unangenehme Ton der Klingel erscholl und verhallte, sah er, daß der Laden leer war. Der Nebenraum war geschlossen.

Jetzt hörte er auch einen Schritt ... die Tür ward geöffnet.

Da stand die Referendarin auf der Schwelle.

Sie trug dasselbe weiße Kleid wie beim Vogelschuß. Aber heut hatte sie nicht wie sonst die Blicke gesenkt, um sie dann plötzlich mit dieser verwirrenden Schnelligkeit und Kraft aufzuschlagen — sie hatte sofort gesehen, wer vor ihr stand.

Ein Glutstrom schoß in ihr Gesicht. Sie blieb mit schlaff herabhängenden Armen einen Moment unbeweglich auf der Schwelle stehen.

Drückend und schwer hing die eingeschlossene, von scharfem Tabaksgeruch gesättigte Luft in dem kleinen Laden zwischen ihnen. Es war, als müsse sie jeder Atemzug noch schwerer machen.

Peter Körner hatte sich leicht verbeugt. Er war nicht sicher. Er murmelte, ob er den üblichen Proviant einnehmen dürfe.

Da ging sie zu der Kiste, die sie gut kannte.

„Wieder dasselbe?"

„Ja ... wieder dasselbe," antwortete er.

Sie blickte ihn jetzt nicht an. Sie nahm die Zigarren heraus. Ihre Finger zitterten. Dann griff sie mechanisch nach einer der Papiertüten mit dem blauen Firmenaufdruck, die gehäuft auf dem Ladentisch lagen.

Aber sie war ungeschickt. Die Ränder und Seiten mochten zu fest gepreßt sein — sie bekam die Tüte nicht auf. Und in der Stille und der brauenden Glut hörte man nur das Papier knistern, mit dem sie sich abmühte, bis sie fahrig nach einer zweiten Hülle griff.

„Aber erlauben Sie," sagte Peter Körner und nahm die erste Tüte vom Tisch. Er blies hinein und blies sie auf.

„Warum soll man so verschwenden? Es geht schon. Darf ich bitten?"

Er hielt ihr die Öffnung hin. Da schob sie die Zigarren hinein ... Stück für Stück.

Sie mußten sich so beide zueinander biegen. Zwischen ihnen war nur der alte hölzerne Ladentisch, und es war, als gingen

Aus unserer Studienmappe:



Im Hafen von Amsterdam. Aquarellskizze von Prof. Hans Herrmann.

die Wellen ihres jungen Blutes durch das morsche Holz hindurch und schlügen zusammen.

Nun hätte Peter Körner zahlen und gehen können. Er tat keins von beiden. Er stand und schwieg.

Ihm gegenüber stand und schwieg Jule Fischer.

Plötzlich hob er mit einem leichten Ruck den Kopf, daß sie zusammenzuckte und scheu emporsah. Um seinen Mund huschte der Anflug eines Lächelns.

„Sind Sie mir noch böse? fragte er.

Sie schüttelte mehrmals kurz den Kopf.

„Das ist mir lieb.“ Nach einer Pause: „Wir haben uns lange nicht gesehen.“

Sie nickte.

„Und jeden Mittag waren Sie hier?“

Auch diesmal antwortete sie nur durch eine Geste. Mit trägem Summen zog eine große Fliege durch den Raum und stieß ein paarmal an die Scheiben.

Die Referendarin stand reglos, mit gesenktem Haupt. Es war ihr, als wachse die Glut unerträglich. Der Boden begann zu glühen. Sie zog ihre trocknen Lippen zusammen und benetzte sie mit der Zunge.

Und als spüre auch er die Glut, sprach er: „Sie haben es hier heiß. In dieser Hitze auszuhalten — —! Aber drinnen ist es wohl kühler.“

Er blickte in den Nebenraum hinein, dessen Tür offen geblieben war.

„Ja,“ erwiderte sie und wandte sich gleichfalls.

Man sah in dem Stübchen nur den Tisch am Fenster und den Stuhl davor. Auf dem Tisch lag ein aufgeschlagenes Buch.

„Lesen Sie so viel? Was lesen Sie denn?“

„O,“ wehrte sie ab.

Und er, zwei Schritt am Ladentisch entlang gehend, bis er den schmalen Durchgang erreicht hatte:

„Darf ich mir das Buch nicht ansehen?“

Sie schlug nur die Augen zu ihm auf. Sie wußte, jetzt war sie verloren.

„Es ist ja … nur ein Roman,“ sprach sie mit spröder Stimme.

Und wieder war es der Ton ihrer Stimme, das verhaltene Bangen und die verhaltene Glut, die ihn erregte.

Er sah sie an. „Aber ich will ihn sehen!“

Die Worte waren heiß gefärbt von dem begehrenden Kraftgefühl des Mannes.

Er schritt dicht an ihr vorüber in den kleinen Nebenraum hinein. Er schritt auf den Tisch zu.

Sie war noch immer reglos stehen geblieben, wo sie stand. Erst als er nach dem Buch griff, kam die Kraft des letzten Sich-Wehrens über sie.

Sie flog auf ihn zu, sie packte das Buch gleichzeitig. Sie wollte etwas sagen — etwas, womit sie sich gleichsam selbst behauptete. Aber in der Spannung des Augenblicks sagte sie nur:

„Es gehört mir … es gehört mir!“

„Ja doch,“ — er gab das Buch nicht frei — „ja natürlich.“ Immer fester umspannte er den Band.

Sie hatte die Zähne zusammengebissen. Eher sollten ihre Finger brechen, ehe sie losließ.

Ein Ringen entstand zwischen ihnen beiden. Ein jähes Atmen, ein heftiges Keuchen. Eines suchte dem andern nur durch die Kraft der Finger, die wie Krammen sich um das Buch gelegt hatten, den Band zu entwinden.

Keinem gelang es. Sie standen so dicht, daß der Hauch ihres Mundes sich vermischte; fast wie Feinde sahen sie sich an.

Da zog Peter mit scharfem Ruck das Buch dicht an sich heran.

Sie ließ nicht nach. Sie wurde mitgezogen. Sie sank halb gegen seine Brust.

Und als hätte diese erste Berührung alles entschieden, ließen sie fast gleichzeitig den Band los. Er fiel; er schlug polternd auf und blieb liegen.

Über ihm jedoch riß Peter die Referendarin in seine Arme. Es geschah wild und heftig, als sei er zornig, als müsse er ihr, die er vorhin nicht besiegt hatte, seine Kraft zeigen, als wolle er jeden Widerstand und sie selbst brechen.

Aber sie widerstand nicht mehr. Ein kurzer, stöhnender Wehruf — er tat ihr weh, er zerdrückte sie. Und er beugte sich über sie, bog sie zurück, als wollte er sie wirklich brechen, küßte sie. Eine Sturmflut von Küssen — er küßte die trocknen Lippen, die spröden, roten, brennenden, wieder weich und geschmeidig. Er hob sie empor: „Wem gehörst Du?“

Sie antwortete nicht; sie konnte nicht

antworten. Sie hatte die Worte vielleicht gar nicht verstanden. Sie sah ihn nur an — halb von den Lidern bedeckt waren ihre Augen, die schräg und schwimmend durch die Wimpern zu ihm emporschauten.

Und ihm war: wenn er sie jetzt losließe, würde sie haltlos fallen und zu Boden gleiten, so schwer hing sie in seinen Armen. Mit noch festerem Druck umschloß er sie. Und er fühlte, wie ihre Knie in Frost und Fieber zitterten, wie ein leises Schütteln, durch ihr weißes Sommerkleid spürbar, ihren ganzen Körper durchlief.

Da fing er an mit heißem Flüstern zu ihr zu reden.

„Warum hast Du Dich so lange gewehrt? Ju ... ich will Dich Ju nennen. Wie heiß' ich, Ju? Sag's mir doch ... sag's nach: Peter! Schwarzer Peter, dummer Peter! Wie heiß' ich, Ju?“

Und sie, während das Zittern sie von neuem überfiel: „Peter!“

Ganz leise, flüsternd wie er, als dürfe niemand jetzt laut reden. Demütig und dankbar, scheu und selig, gebrochen und doch erlöst.

„Peter!“

Ihre Stimme, die ihn einst verletzt hatte, war nun so still und weich und schön. Ihr Gesicht, zurückgebogen, lag in der Fülle ihres Haares. Ihre junge Mädchenschönheit hielt er fest am Herzen.

Und wieder kam diese plötzliche Stille und dieses heilige Staunen über ihn: wie sie schön ist! Er starrte sie sekundenlang an, als müsse er jeden Zug ihres Antlitzes sich einprägen, bis er in stürmischem Jubel dieses Antlitz von neuem mit Küssen überflutete, als wollt' er's zerstören.

Dann breitete er beide Arme und gab sie frei.

Sie ging schwerfällig einige Schritte. Da blieb sie stehen, halb abgewandt von ihm, und stützte sich mit der Hand auf die Kante des Tisches.

Keiner beachtete das Buch, um das sie gerungen. Es lag auf der Erde.

Sein Fuß stieß daran. Er hob es auf und legte es auf den Tisch, ohne es aufzuschlagen.

Und ganz dicht trat er hinter sie, griff sie, unter ihren Armen fort, und zog die aufschauernde Gestalt an sich. Ganz still diesmal ..

Leise berührte sein Mund ihr glühendes Ohr, ihren Nacken, in dem widerspenstige Härchen wuschelten.

„Schämst Du Dich, Ju?

„Nein,“ sprach sie. In dem einen Wort steckten viele Worte. Es war darin enthalten, daß es ja gar nicht anders hätte kommen können und von Anbeginn der Welt so bestimmt war.

Und sie redeten unter der alle Wände durchdringenden Glut des Mittags und der Glut des engen Raumes und der Glut ihrer eigenen Jugend verworren und stammelnd, im ewigen Flüstertone.

Bis sie seine Hand sah und die Wunde, die sie ihm zugefügt. Es war kaum eine Narbe — nur eine leichte Spur noch war zurückgeblieben. Aber die Tränen kamen ihr in die Augen.

„Ich bin schlecht ... ich hab' Dir weh getan .. hat es sehr weh getan?“

Und sie nahm, eh' er's hindern konnte, die Hand auf, und über das rosa Wundmal preßte sie ihre heißen Lippen.

„Ju ... aber Ju!“

Doch als wär es höchste Lust und alles Begehren ihres Herzens küßte sie seine Hand wild und durstig und demütig, und ihre Tränen fielen darauf und brannten, und er konnt' ihr die Hand nicht fortziehen, ohne ihr wehzutun.

Ihr Haar war bei der Beugung ihres Hauptes gerade vor und unter ihm. Auf ihr Haar, das ihm zuerst an ihr aufgefallen war, preßte er seine Lippen. Eine Sucht überkam ihn, heimlich die Nadeln zu lösen und herauszuziehn, daß die braune Flut über sie und ihn stürzte.

Da tönte die Klingel. Mit dem schrillen, unangenehmen Ton gellte sie durch den Laden.

Wie ertappte Verbrecher fuhren sie auf. Aber eh' sich Peter Körner noch ganz gefaßt hatte, hatte die Referendarin schon blitzschnell die Verbindungstür zum Laden geschlossen. Sie wandte sich zu ihm. Sie schien größer zu sein. Sie sah ihn an, legte den Zeigefinger auf den Mund und schlich auf den Zehenspitzen zu einer Seitentür, die nach dem Flur führte. Der Schlüssel knirschte. Sie spitzte die Lippen, als ob sie zum Abschied seinen Mund küssen wollte.

Er konnte nur nicken. Den Hut hatte er gottlob mitgenommen. Im nächsten Mo-

ment stand er draußen, und geräuschlos schloß sich die Tür hinter ihm.

Auf der Straße holte er tief Atem. Er sah sich um und nach der Sonne empor, als müßten nach allem eben Erlebten auch ringsum Wandlungen geschehen sein.

Und seltsam und lächerlich zugleich war es, daß er jetzt, wo sein ganzes Wesen noch im Aufruhr war und erfüllt von dem Neuen und Großen, plötzlich die unbezwingliche Begier fühlte, sich eine Zigarre anzurauchen.

Er tastete danach. Sie waren nicht da. Er hatte sie auf dem Ladentisch liegen lassen.

Bezahlt waren sie ja auch nicht.

Es war ihm fatal, daß sich ihm jetzt solche Kleinigkeiten aufdrängten.

Schräg gegenüber war ein andrer Zigarrenladen. Als er den Straßendamm überschritt, kam ihm auf dem gleichen Trottoir, dem er zusteuerte, der Stadtsekretär entgegen — Gustav Zühlke, wie immer im schwarzen Rock.

Ein purer Zufall —! Er mochte sich auf dem Bureau, das sonst um Zwölf geschlossen ward, etwas verspätet haben.

Aber es ergriff Peter Körner wie eine abergläubische Beklemmung. Er konnte nicht ausweichen; er mußte den Gruß dulden und erwidern.

Die russischen Augen blickten ihn so merkwürdig an. Noch tiefer schien die grenzenlose Trauer in ihnen geworden zu sein.

‚Einbildung!‘ sagte er sich und wollte lachen. Aber er lachte nicht. Er drehte sich nur nach dem Stadtsekretär, der seinen ruhigen, gemessenen Gang ging, um.

Wie ein schwarzer Schatten wandelte er durch die helle, glühende Sonne.

Und diese seltsame, abergläubische Beklemmung ging in Peter in einen dumpfen Groll über. War es nicht merkwürdig, daß dieser Mensch ihm stets in den Weg lief, wenn Entscheidendes in seinem Verhältnis zu Jule Fischer sich ereignet hatte?

Zum Henker, was hatte der auf seinen Pfaden zu suchen?

Aber er ward in dem wühlenden Zorn das Gefühl — das törichte Gefühl nicht los, als ob dieser „Russe“, dieser Fanatiker der Geduld geheimnisvoll mit seinem Schicksal verknüpft sei. Als ob mit ihm sein Gewissen ihm entgegenkäme, ihn groß und traurig ansehe und vorüberschritte.

Sein schlechtes Gewissen!

Schlechtes Gewissen? Unsinn! Dumm genug, daß man sich die Reinheit und das Vollgefühl einer hohen Stunde des Lebens dadurch stören ließ.

Er schüttelte die Gedanken ab. Erst jetzt merkte er, daß er an dem zweiten Zigarrenladen längst vorübergegangen war.

Doch jetzt hatte er die Lust zum Rauchen auch verloren.

IX.

Frau Feldwebel Neugebauer stand, eine große irdene Schüssel voll Reis und Kalbsknochen in den Händen, kluckernd neben Peter Körner auf der Veranda und spähte die Rüdigerstraße hinab.

„Ärgern Sie sich man nicht zu sehr, Herr Referendar! So 'n unvernünftiges Tier kann doch nu nichts dafür.“

Aber Peter trat ungeduldig von einem Fuß auf den andern.

„Meinetwegen mag er laufen, wohin er will. Nur heut grade —! Um drei will ich mit ihm fort. Er muß doch zum Teufel Hunger haben, seine Fressenszeit ist schon 'ne Stunde vorbei.

„Wenn man liebt,“ kluckerte Frau Neugebauer und zog ein schämiges Gesicht, „denkt man nicht an Essen und Trinken. Ich hab' gleich zu meiner Ältesten gesagt: Der Satan hat 'ne Braut. Er hat 'ne Braut, und er hat eine, verlassen Sie sich drauf, Herr Referendar. Gestern war's dieselbe Geschichte. Kaum mach' ich die Tür auf, um reinzumachen — mein Hund, was hast du was kannst du, weg. Schapp, schapp, schapp, ohne sich umzusehn, die Straße 'runter. Das geht in einem Trab so hin — und wann ist er nach Hause gekommen? Um drei! Nun bitt' ich Sie: von neun bis drei! Das sind sechs Stunden. Wenn er sonst mal 'rauskam, ist er 'ne halbe oder 'ne ganze Stunde spazieren gegangen. Allein hat's ihm keinen Spaß gemacht. Er hat 'ne Braut, und es soll mich wahrhaftig wundern, wenn er nicht die Schwarzen ihre Diana besucht. Da können wir lange warten.“

Sie stellte den Futternapf hin und wischte sich die Hände an der Schürze ab.

„Wenn einen die Liebe packt, dann ist's alle. Da sind die Menschen und die Hunde gleich verrückt.“

Peter mußte über die Weisheit der braven Frau unwillkürlich lachen.



Fischerboote im Hafen von Volendam. Aquarellstudie von Prof. Hans Herrmann.

„Aber Frau Feldwebel, Frau Feldwebel,“ drohte er und zog scherzhaft die Augenbrauen hoch, „solche Erfahrungen haben Sie gemacht?“

Sie versicherte sich erst, daß keine ihrer Töchter in der Nähe war.

„Ich könnt' erzählen, ich könnt' erzählen!“ Das Gesicht unter dem grauen Haar ward rosa. Wie eine kokette alte Henne wippte sie. „Man war doch auch mal jung und ansehnlich .. gluck, gluck ... ja, der Herr Referendar glauben das nicht, heut bin ich 'ne arme Witwe ... aber dazumal ... gluck, gluck ... na, ich will nichts sagen. Die jungen Herren sind ja mal so ... immer hinter die armen Mädchens.“

Wobei sie ihn anblinzelte: ‚Du bist auch so einer, der gern Zucker nascht. O, man weiß, was man weiß. Man hat Augen, man hat Ohren; aber man ist diskret.‘

Im übrigen fand sie auch einen andern Erfahrungssatz bestätigt: daß mit den „feinen Leuten“ nur bis zu einem gewissen Punkte gut Kirschen essen sei.

Ihr Mieter, der gewiß sehr nett war, wurde plötzlich kühl, sah angestrengt nach seiner Dogge aus und reagierte nicht mehr.

Da zog sich Frau Feldwebel Neugebauer zu ihren Küchlein zurück. —

Von den Türmen der Stadt schlug es zwei Uhr. Satan ließ sich nicht blicken. Das unruhige die-Straße-entlang-Gucken hatte auch keinen Zweck. So legte sich Peter Körner aufs Kanapee. Es war nur eine knappe Stunde noch Zeit.

Um drei Uhr sollte er an einem Kreuzweg des nahen Waldes Jule Fischer treffen.

Kein Zweifel, daß die alte Henne vorhin mit ihrem Blinzeln auf niemanden sonst hatte anspielen wollen, als auf die Referendarin. Wie jede Kleinstadt war Großkirchen ja das geborene Klatschnest. Was hatte der junge Arzt beim Vogelschuß in der Horst gesagt? Die ganze Stadt wisse, daß er um das Mädel herumschleiche wie der Marder um den Taubenschlag. Woher stammte diese Weisheit? In den Spiegeln, den Spionen, schien sich nicht nur zu fangen, was auf der Straße vorfiel, sondern auch, was heimlich in den Herzen lebte, was die Zukunft erst bringen sollte.

Pah, was war schließlich dabei? Ihm konnte es recht sein. Mochte es doch die ganze Stadt wissen! Sie sollten alle sehn, daß er nach niemandem fragte, und ob die hochmütigen Nasen sich noch so arg rümpften.

Er wollte an Besseres denken. An Ju, an ihre heißen Lippen und ihr braunes Haar, an den kleinen Laden in der Zietenstraße und die glücklichen Minuten, die er fast täglich nun dort zubrachte.

Auf seinem Schreibtisch lag ein kleines Büschel roter Nelken mit den hohen, grünen, gezackten Kelchen. Er wollte sie ihr heut mitbringen — sie liebte die Nelken sehr. Mit ihren vollen sattroten Kronen standen sie wundervoll gegen ihr weißes Kleid. Denn sie trug jetzt nur noch weiß — wenigstens immer, wenn er sie sehn konnte.

„Darin hast Du mich zuerst lieb gehabt,“ sagte sie auf seine Frage.

Und als er gelacht hatte, ob sie denn das so genau wisse, hatte sie ganz sicher und gläubig genickt.

„Ja ... es war beim Vogelschuß.“ Und hatte strahlende Augen gehabt.

Er hätte ihr am liebsten fortwährend geschenkt, nur um ihre aufzitternde Kinderfreude zu sehen, das Glück, das sich in ihren Augen malte, die leise Beschämung, daß sie sich beschenken ließ.

Seine Blicke gingen jetzt suchend über das ganze Zimmer fort. Hatte er denn nichts, gar nichts für sie? Aber wie er auch umherspähte — es fand sich nichts, was sich aus einem annehmbaren Grunde mitnehmen ließ und für sie gepaßt hätte. Wie gern hätte er ihr einmal seine Waffen gezeigt, auf die er stolz war, ein paar Bilder, die er liebte.

Das ging nicht. Er konnte nicht sagen: Komm zu mir!

Und das tat ihm bitter leid, weil er dadurch um ein Glück kam — um das Glück, ihr Staunen, ihre Neugierde zu sehn. Sie kannte so wenig. Sie war nie in einer Großstadt gewesen. Sie hatte in häuslicher Enge hingelebt, in einer engbegrenzten kleinbürgerlichen Welt. Es war ihr so vieles neu, was ihm altbekannt und vertraut war, und durch ihr Staunen wurde auch ihm die Freude an diesem oder jenem Ding neu erweckt.

Durch alle Hüllen sah er die verwunderte Provinzialin, die Kleinstädterin, das Kind, das ihn bewunderte, weil er so vieles hatte und kannte, was ihr fremd war.

‚Es muß heut bei den Nelken bleiben,‘

dachte er, als er noch einmal einen suchenden Blick durchs Zimmer gesandt hatte.

Er legte sich die kurze Handleine zurecht, die er auf alle Fälle für Satan mitnehmen wollte. Dabei fiel ihm der Schrittzähler in die Hand, mit dem er einst durch Tirol gewandert war.

Seine Augen leuchteten auf. Das würde ein neues Wunder für Ju sein! Und vergnügt steckte er das Uhrwerk in die Tasche.

Da kam, mit wagerecht abstehenden Ohren und hängendem Schwanz auch die Dogge von ihren Don Juan-Wegen zurück. Nach einigen Begrüßungshieben und dem üblichen Klagegesang durfte sie an das kaltgewordene Fressen heran, das sie gierig hinabschlang. Dann war es auch Zeit geworden, aufzubrechen. In Freudensprüngen raste Satan voran. Auf vorher genau verabredeten Wegen schlug sich Peter durch die grüne Einsamkeit, bis er zu dem Treffpunkt am Kreuzweg gelangte.

Ju war noch nicht da. Er setzte sich auf den Grenzstein, auf dem die Nummer des „Jagens“ bezeichnet war, und wartete. Die Wipfel rauschten in der Höhe; durch grüne Kronen sah man in das helle Blau des Himmels, in dem kein Wölkchen lagerte. Goldig spielte die Sonne über die feinen Nadeln. Vögel, die man nicht erblickte, wiederholten fern und nah ihr zwitscherndes Singen, in das manchmal rauh und mißtönig das Schreien und Spektakeln der Elstern und Häher scholl. Ganz oben jedoch, in der ungeheuren Weite des Himmels, im goldnen Licht, kreisten zwei Bussarde.

‚Sie haben scharfe Augen und sehen mich,‘ dachte Peter. ‚Sie sehen auch Ju schon!‘

Und er hatte es kaum zu Ende gedacht, als die Dogge knurrte. Sie hatte das Geräusch sich nahender Schritte gehört — witternd, mit vorgestrecktem, erhobenem Kopf und hochgerichteten Ohren stand sie da.

„Ho—hi—ho,“ jodelte Peter Körner.

Schwächer kam die Antwort zurück, und bald kam Ju selbst. Durch Wacholderbüsche schimmerte ihr weißes Kleid. In Sprüngen liefen sie ihr entgegen — der Hund und der Herr.

Sie erschrak und blieb stehen, denn die Dogge wollte an ihr empor. Ein Ruf riß sie zurück.

„Er ist wilder als Du ... noch wilder,“ sagte sie strahlend, als er sie in die Arme schloß.

Sie hatte diesmal ein andres weißes Kleid an, mit herzförmigem Ausschnitt, die Ärmel nur drei Viertel lang, mit billigen Spitzen besetzt, die um die feste Rundung des Unterarmes wehten. Um den Hals trug sie ein Korallenkettchen.

Das entzückte und rührte ihn. Wer in aller Welt trug heute noch Korallen! Aber er bog ihr Haupt zurück und küßte die blaßroten Kugeln, die sich eng reihten.

„Wie lieb das ist!“ sprach er nur.

Sie war selig, daß es ihm gefiel.

„Es ist unmodern,“ sagte sie. „Aber —“

Da stockte sie. „Ich habe nichts anderes,“ hatte sie fortsetzen wollen. Sie ließ es in plötzlicher Scheu. Doch sie war so glücklich, daß er Freude an der Kette hatte. Sie wollte sie nun immer tragen.

So etwas rührend Mädchenhaftes gab es ihr. Etwas Weltfernes und Liebes.

„Hast Du lange warten müssen? Haben wir nicht den schönsten Tag von allen? Ich will heut ganz fröhlich und glücklich sein —“ sie brauchte keine Antwort und wartete nicht darauf.

Ein gelbbraunes Sommerjäckchen hing ihr überm Arm; ein kleines Paket trug sie in der Hand.

„Nein, nein, nein,“ wehrte sie, als er ihr beides abnehmen wollte, und tat sehr geheimnisvoll. „Bitte, laß es mich selbst tragen! Und nun muß ich Satan erst begrüßen.“

Der Hund war voran gelaufen; in mächtigen Sätzen kam er an. Er wedelte und gab die Pfote.

„So schön, mein alter Kerl. Das ist Frauchen ... Frauchen mußt Du lieb haben ... Frauchen mußt Du parieren.“

Er sprach zu dem Tier, das mit den treuen hellbraunen klugen Augen ihn ansah. Er merkte gar nicht, daß langsam eine tiefe Glut Jus Gesicht überzog, als er das Wort „Frauchen“ aussprach. Um es ihm zu verbergen, beugte sie sich tief nieder und nahm den mächtigen Doggenkopf in die Arme. Sie streichelte und schmeichelte, sie raunte leise Worte in Satans Ohr.

„Du, Du,“ neckte Peter, „mach' mich nicht eifersüchtig. Habt Ihr schon Geheimnisse?“

Sie wurde freier und lächelte.

„Ja, schwarzer Peter, dummer Peter, ich hab' ihm gesagt, er soll mich lieb haben. Ich hab' ihm gesagt, er soll seinen Herrn bitten, daß der mir gut bleibt."

Da nahm er sie mit dem Arm um die Schultern, und so schritten sie durch die helle Einsamkeit des Waldes, unter der königlichen Wölbung der Wipfel, in einem heißen und herben Harz- und Kieferduft.

Er hatte ihr die Nelken noch nicht gegeben. Im Walde hatte er sie an den Hut gesteckt, um die Hand frei zu bekommen, und nun hatte er sie auf ihrem luftigen Sitz vergessen. Sie aber schielte immer nach oben und lachte und wollte nicht reden.

„Bist Du so durch die Stadt gegangen?" fragte sie endlich. „Ja? Und keiner hat gelacht?"

Dabei nahm sie ihm den Strohhut herunter. Sie mußte sich ein wenig dazu recken und machte ein Spitzbubengesicht und hielt ihm den Hut gerade vor die Nase.

„Ich wette, die sind für eine Dame, die Nelken. Für eine, von der ich vielleicht gar nichts weiß. Du bist mir der rechte, dummer Peter!"

„Bin ich," nickte er. „Ich will sie der Dame gleich anstecken. Hier? Oder ein Knopfloch höher?"

Sie hielt still. Sie hielt auch den Atem an. Bis die roten Nelken glücklich am weißen Kleid saßen.

„Und nun setz' mir gefälligst auch wieder den Hut auf."

Aber als sie auf den Zehenspitzen vor ihm stand, küßte er sie und preßte sie an sich und nannte ihren Namen: „Ju!"

„Zerknick' die Nelken nicht," bat sie und entwand sich ihm. Sie zupfte die zerknitterten Ärmel auf.

„Wie sollen wir denn nach der Fasanerie kommen, wenn Du immer trödelst!"

„Also nur alle hundert Schritt einen einzigen Kuß. Einverstanden, Ju?"

Sie lachte. „Alle zweitausend höchstens."

Aber er quälte. Die Hälfte mußte sie ablassen.

„Gut. Tausend. Willst Du zählen? Das wird dann ein langweiliges Wandern sein."

„Nein," widersprach er. Er strahlte schon jetzt. „Dazu hab' ich einen Freund mit. Dazu haben wir dies hier."

Er holte das Uhrwerk aus der Tasche. Er hing es sich an dem metallenen Haken ins Knopfloch.

„Der zählt, wenn wir plaudern. In Tirol war er mit. Am ersten Tag hab' ich 50 000 Schritt gemacht. Ganz hübsch, nicht?"

Sie glaubte es nicht. Er mußte ihr das Werk in die Hand geben, er mußte ihr erklären, weshalb drei Zifferblätter und drei Zeiger darauf waren. Sie schüttelte nur immer den Kopf. Ein nachdenklicher Ernst war auf ihrem Gesicht.

„Was hast Du alles!" sprach sie, halb traurig, halb bewundernd und staunend.

Er hörte nur das Staunen und die Bewunderung. Er fand wieder, es gab kein größeres Glück, als einem geliebten Menschen Neues zu zeigen.

„Und in Tirol warst Du auch."

Wie zwei Kinder fremder Welten standen sie sich gegenüber. Als ob sie aus Kreisen kämen, die sich nie berührt hätten. Herrlich, dann den andern langsam, langsam an beiden Händen in seinen Kreis zu ziehen.

Erst allmählich wich ihre Nachdenklichkeit. Sie wollte den Schrittzähler nun auch probieren. Ihn hoch in der Hand haltend, lief sie davon und war enttäuscht, als die Zeiger sich nicht gerührt hatten. Als er ihr erklärte, daß das Werk frei hängen müsse, um die Fallbewegung der Schritte mitzumachen, blieb sie stehen.

Da hing er den Zähler an die schmale Kette, die sie trug und die ihren größten Schatz, die im Gürtel steckende Uhr, hielt.

„Nun lauf', Ju!"

„Er geht, er geht!" jauchzte sie schon nach ein paar Schritten. Sie zählte mit glühenden Wangen. Jeden Augenblick sah sie nach, ob es auch richtig war. Dreihundert — fünfhundert — achthundert!

Gar keine Augen hatte sie mehr für Peter.

„Tausend!" rief sie dann hell von weitem.

„Tausendundeins," sagte er und hob sie hoch. „Weißt Du wieder, Ju?"

„Nein," sprach sie undeutlich, „nein!" Undeutlich — denn seine Lippen hatten ihren Mund schon geschlossen. —

Der Weg führte in seiner ganzen Länge durch Kiefernwald. Offen am Walde lag auch ihr Ziel, nach dem sie wollten: die Fasanerie. Ein in der Gegend begütertes

Grafengeschlecht hatte die Fasanerie einst angelegt. Längst gab es dort keine Fasanen mehr. Eine kleine Wirtschaft ward in dem Hause betrieben; Flaschenbier, Selters, Milch und Kaffee konnte man für Geld und gute Worte erhalten. Die prächtige Lage am Walde führte Sonntags oft Gäste her; an Wochentagen lag die Fasanerie jedoch still und wie verwunschen.

Jule Fischer war manchmal draußen gewesen. Sie kannte den Weg und führte auch jetzt. Sie beugte sich nach Blumen und haschte nach Schmetterlingen, sie machte dem Kuckuck nach und probierte am Rand einer Lichtung das Echo.

„Wie heißt der Bürgermeister von — Wesel?"

„Esel" scholl es zurück, und sie wollte sich über den Kinderspaß halbtot lachen.

Ganz verwandelt war sie; man erkannte sie nicht wieder. Wie ein schlechtsitzendes Kleid hatte sie ihr altes trotziges, stachliges Wesen abgelegt. Peter konnte immer nur staunen. Wo waren die Paradestacheln geblieben? Wo der kühle Stolz, die abweisende „Damenhaftigkeit"?

Alles war erlöst, weggewischt, jede Unruhe in heitere Ruhe gekehrt. Welcher Zauberer hatte da gewirkt?

‚Die Liebe,' dachte Peter Körner. Doch er meinte nur *sich* dabei. Sie war sein Werk, und man liebt seine Werke, weil man sie liebt. Sie war gut, schön, lieb, sie verstand ihn und war ihm am nächsten, weil sie ihn am meisten bewunderte.

Stammelnd hatte sie einst gefragt: „Wie kommst Du Dir eigentlich vor? Daß Du Dich selbst immer hast und daß Du so . . . daß Du . . . Du bist?"

Sie bekam es nicht heraus, was sie im Gefühl hatte.

„Närrchen," antwortete er und lächelte. Er hatte ihre dienende Demut aus dem Stammeln gehört.

Als sie jetzt bei der Fasanerie angelangt waren, zupfte sie sich zurecht und hielt gleichen Schritt mit ihm dicht an seiner Seite. Satan hatte sich an sie gedrängt und schien zu fragen, ob sie hier einkehren wollten.

Sie bestellten Kaffee und suchten sich im Garten einen Platz. Ju kannte eine prächtige Laube, von Wildwein und Pfeifenkraut umgeben. Tische und Bänke waren roh zusammengeschlagen, aber man saß in einem grünen, gedämpften Licht, denn alle Blätter, die sich durch die Latten flochten, waren hell von der Sonne durchleuchtet.

Ju verschwand, als sie Peter dorthin geführt, mit dem geheimnisvollen Paket. Sie erschien mit einem Teller wieder und packte nun aus: sie hatte Kuchen aus der Konditorei mitgenommen. Er war unterwegs ein bißchen weich geworden, aber das störte nicht.

„Sollst Du das?" fragte er kopfschüttelnd. Es war ihm nicht angenehm. Das war so recht . . . so recht kleinbürgerlich. Eßsachen, die man anderswo gekauft, in einem Lokale zu verzehren, fand er geschmacklos. Vor dem Wirt war das doch peinlich.

Sie hätte es nicht verstanden. Aber sie merkte sowieso, daß ihm etwas nicht recht war. Da wurde sie still und sah ihn an. Fast war sie froh, daß die Wirtin mit dem großen Tablett erschien.

Eifrig half sie ihr das Tischtuch aufdecken, die Tassen hinstellen, die Zuckerschälchen und Milchtöpfchen 'rübersetzen. Aber als die Frau gegangen war, wickelte sie noch etwas aus.

„Darauf," sagte sie, „hab' ich mich am meisten gefreut." Und strahlend brachte sie die in Gold, Grün und Blau prangende Tasse zum Vorschein, auf der „Zum Angedenken" stand.

„Sie soll heut eingeweiht werden. Ich hab' noch niemals daraus getrunken."

Er streichelte ihr die glühende Backe und lachte.

„Deshalb hast Du das Ungetüm bis hierher mitgeschleppt?"

„Ich hätt' sie noch viel, viel weiter getragen," erwiderte sie ganz ernst und goß ihm ein. In ihrer Hausfraulichkeit war sie reizend. Nur mit den Augen fragte sie, ob es genug Milch sei, ob er Zucker wolle. Und als er trinken wollte, hielt sie die Hand über seine Tasse: „Bitte, bitte, nicht. Du mußt zuerst aus meiner trinken. Jeder von uns muß daraus getrunken haben."

Er tat ihr den Gefallen. Er nahm zwei Schluck.

„Brr!" sagte er lustig und schüttelte sich, „Spülwasser mit Zichorie! Prosit!"

Sie erschrak, als wäre sie selbst schuld daran.

„Sonst ist er doch immer gut hier," sprach sie kleinlaut und schmeckte. Sie schmeckte noch einmal.

„Was willst Du denn? Der ist doch nicht schlecht.“

„Na ja, ja,“ beruhigte er sie, „es geht schon!“ Er trank sogar einen weiteren Schluck aus seiner Tasse.

Ju aber war plötzlich wieder still und bedrückt.

„Wie verwöhnt Du bist!“ Und sie sah in ihre Tasse, die weitbauchige Tasse hinein und blies die Blasen fort, die auf dem Kaffee schwammen, und dachte wieder, wie verschieden sie wären und aus wie entgegengesetzten Welten sie kämen.

Ihr fielen die Worte des Budenbesitzers ein: Die Tasse wäre ein Prachtstück für die Aussteuer. ‚Und wenn Sie dann mit Ihrem Männeken daraus Mokka schlürfen . . .‘

‚Mit Ihrem Männeken,‘ hatte der Kerl gesagt.

Da wurde sie rot. „Nimmst Du denn keinen Kuchen?“ fragte sie hastig. „Pfui, Peter!“ Und leiser: „Ich hab' ihn doch selbst ausgesucht.“

„Jümmer man to,“ seufzte er. „Tout pour Dieu et pour vous.“ Und er machte den Mund auf.

Sie brach ein Stück ab.

„Was heißt das?“

„Kannst Du denn kein Französisch? Du warst doch in der Töchterschule, denk' ich.“

„Ach Gott,“ sprach sie achselzuckend, „das ist lange her. Seitdem hab ich alles vergessen.“

Und lachend: „Soll ich Dich denn füttern? Friß, Vogel!“

Immer wieder wollte sie ihm ein Bröckel in den Mund stecken. Es wäre die größte Freude für sie gewesen, wenn er den Kuchen — ihren Kuchen — allein aufgegessen hätte.

„Wie eine Gans wird man genudelt. Genug, Ju . . . bitte!“

Und mit den Zähnen hielt er ihren Finger fest, bis sie „Au“ schrie. Da war er erlöst und konnte rauchen.

In seiner Tasche fand er noch ein paar Zigaretten. Er zeigte sie ihr. „Weißt Du, wann ich mir die geholt hab'?“

Und sie, mit vollen Backen kauend, nickte in der Erinnerung. Das war beim zweitenmal gewesen . . vor vier, fünf Tagen. Sie hatte ihn himmelhoch gebeten, nicht wieder in den Nebenraum zu gehn. Es war zu gefährlich. Und so waren sie im Laden geblieben und hatten sich die heißen Hände gedrückt und hatten sich über den Ladentisch fort geküßt. In offnen Schachteln standen die Zigaretten da, sortiert zu zwei, drei, vier Pfennig. Er hatte ein paar aus dem Karton genommen. Sie hatte flink ein Streichholz angezündet und hielt's ihm hin.

Er aber blies es aus. „Wenn schon, denn schon! Dann rauch' sie mir auch an!“

„Das gehört nicht zum Geschäft.“

Aber sie nahm die Zigarette leicht und lose zwischen die Lippen, steckte sie an und sog daran in den kurzen, raschen Zügen der ungeübten Raucher. Schief fraß sich der Brand vorwärts.

Und als sie ihm die Papyros dann reichte, hatte er sie mit den Lippen aufgenommen und vorher ihre Fingerspitzen geküßt.

Daran erinnerten sie sich jetzt beide.

Ju wollte die Zigarette auch heut anrauchen. Aber da sie den Mund voll Kuchen hatte, tat er's selber und blies eine Wolke in die Mückenschwärme, die vor der Laube spielten. Satan hatte sich ruhig hingestreckt. Von dem Herumstrolchen am Vormittag mochte er müde sein.

Auch die beiden überkam nach dem Wege, nach Essen und Trinken eine leise Schläfrigkeit. Auf den Beeten summten die Bienen. Als wären es hunderttausende, erfüllte das Summen die ganze Luft, eintönig und schläfernd. Ab und zu scholl vom Walde das zärtlich-dunkle Rucken und Gurren der Wildtauben. Sonst schien alles in tiefem Schlaf zu liegen.

Sie sahen sich an, schwiegen, lächelten. Die Hüte hatten sie vom Haupt genommen. In dem grünlich gedämpften Lichte ringsum dämmerten sie, ohne viel zu denken.

‚Wie schön und still ist es hier!‘ dachte Peter.

Und Ju blinzelte mit nur halb offnen Augen nach draußen in die Sonne: ‚Dummer Peter, schwarzer Peter, wie gut Du bist, wie lieb ich Dich habe!‘

Halb im Traum schnappte Satan nach den Fliegen, die ihn umschwärmten und peinigten. Mit leisem Rauschen ging die Zeit — mit ganz leisem, denn die Einsamkeit sah sie mit großen Augen an und hatte lächelnd den Finger an die Lippen gelegt.

„Beinah wär' ich eingedußelt,“ sagte nach einer weiteren Viertelstunde Peter Körner und schüttelte die Schläfrigkeit ab. „Ausgeschlafen, Ju?“

Sie nickte. Mit dem Kopfe hatte sie sich gegen die Querstangen der Laube gelehnt, daß der Haarknoten sich ein wenig verschoben hatte. Sie zog einen kleinen Spiegel und ein Kämmchen vor und brachte flink alles wieder in Ordnung.

„Es ist Zeit, Toilette zu machen," nickte er und fuhr sich mit fünf Fingern durchs Haar.

„O Du Struwelpeter," lachte sie. „Warum trägst Du keinen Scheitel? Ein Offiziersscheitel müßte Dich gut kleiden. Wart' mal ... bleib' sitzen!"

Sie stellte sich dicht vor ihn und fuhr mit dem Kämmchen durch sein widerspenstiges Haar.

„Halt still," sprach sie, als er zuckte. „Du sollst mal sehn, wie fein das wird!"

Da schloß er die Augen. Er spürte den Duft der sterbenden roten Nelken an ihrer Brust, er fühlte, wie ihr Kleid ihn streifte bei jeder Bewegung, die sie machte. Sie versuchte den Scheitel zu ziehn, mit unendlicher Mühe, sorgsam und nur damit beschäftigt, kämmte sie das Haar links und rechts zur Seite.

„Es wird schon," triumphierte sie. „Nun siehst Du aus wie ein Leutnant in Zivil. Da — guck'!"

Sie hielt ihm den kleinen Spiegel vor. Er besah sich.

„Großartig, Ju!" Und mit dem Arm zog er sie plötzlich jäh an sich heran, daß sie auf seinem Schoß saß.

Sie fuhr auf. Sie wehrte sich.

„Was denn, Kleinchen?" fragte er erstaunt.

Da war sie still. Fast eine Minute lang. Blutrot saß sie da.

Doch plötzlich sprang sie empor.

„Struwelpeter! Struwelpeter!" Und mit lautem Lachen, das all ihre Verlegenheit decken sollte, fuhr sie ihm mit beiden Händen durch die Tolle, die sie so mühsam selbst gemacht, und verwirrte sein Haar und lief noch immer lachend aus der Laube hinaus. Über Satan, der vorm Eingang lag, sprang sie hinweg.

Er war etwas verblüfft.

„Kindskopf!" brummte er und strich das Haar wieder leidlich glatt. „Was hast Du denn?"

„Nichts," erwiderte sie, ohne ihn anzusehn. Doch nach einer Pause wandte sie sich ihm zu: „Du warst auch ein andrer so, Peter ... nicht der, der mich lieb hat. Du sollst so sein, wie Du bist."

Sie riefen die Wirtin, die gerade über den Hof ging, bezahlten und machten sich, nachdem Ju ihre Vogelschußtasse ausgespült und verpackt hatte, auf den Heimweg.

Es war jetzt im Walde schon lebendiger. Die Sonnenstrahlen fielen schon schräg und glitten die Stämme entlang; die Eichkatzen, die in der Mittagsglut in verlassenen Krähennestern oder Baumlöchern gerastet hatten, suchten sich bereits die Nachmittags- und Abendration.

Alle Augenblicke entdeckte Satan einen der zierlichen Räuber. Dann wollten sich Peter und Ju immer krank lachen. Die Dogge, mit erhobener, hin- und herpeitschender Rute, raste von Baum zu Baum, stellte sich winselnd an den Stämmen in die Höhe, machte die wunderlichsten Sprünge, tanzte auf den Hinterbeinen und schien todunglücklich zu sein, daß sie nicht fliegen und klettern könne. Mit dem leisen Pfeifen der Angst äugten die Kätzchen dann wohl auf den mächtigen Köter hernieder, der sich gar nicht beruhigen konnte und zu seinem Herrn zurückraste, um ihm sein Leid zu klagen.

„Katzen aller Art sind seine Feinde," sagte Peter Körner und streichelte ihn zum Trost. Er mußte an seinen Einzug in Großkirchen denken. Und plötzlich fiel ihm noch etwas andres ein.

Vor zwei Tagen war er mittags im Laden bei Ju gewesen. Plötzlich hatte sie nach draußen geblickt und war zusammengeschrocken.

Er hatte sich gleichfalls umgedreht. Aber er bemerkte nichts Absonderliches. Nur daß draußen Satans alte Freundin, das Katzenluischen, mit dem gelben, zerknitterten Vogelgesicht vorüberging. Sie hatte eine triumphierende Miene aufgesetzt, als wär' ihr eine große Freude widerfahren.

Ernst, fast bange und verstimmt, hatte Ju vor sich hingesehn. Er hatte fragen wollen — da kam ein neuer Kunde, und er mußte gehn.

Er hätte das vergessen, wenn es ihm nicht eben jetzt, als sein Hund die Eichkatzen jagte, wieder eingefallen wäre.

Als er Ju nach dem Grunde ihrer damaligen Verstimmung fragte, merkte er, daß ihr das Thema unlieb war. Aber nun war

er neugierig. Er quälte so lange, bis sie es ihm sagte.

„Das Katzenluischen," sprach sie, „ist ein böser Mensch. Kein Mädchen sieht sie gern. Wenn zwei glücklich sind, dann geht sie vorbei mit finsterm Gesicht . . das gönnt sie keiner. Weil sie selber 'ne alte Jungfer geblieben ist. Man sagt, ihr Bräutigam habe sie sitzen lassen. Und seitdem ist sie giftig auf jedes Glück."

Ju sah, während sie das erzählte, zur Seite. Sie setzte ein paarmal an, ehe sie fortfuhr.

„Wenn 's aber aus ist und die Liebe vorbei und ein armes Mädel dasitzt, dann kommt sie. Sie will trösten, sagt sie. Aber ihr ganzes Gesicht strahlt. Sie triumphiert dann, daß es wieder einer so gegangen ist wie ihr."

Kurze Zeit blieb es still.

„Das ist ja eine Seele von Mensch," sprach Peter in das beklommene Schweigen.

Ju nickte.

„Vorgestern oder vorvorgestern, als sie bei uns vorbeikam, wußt' ich, wo sie gewesen war. Bei Trude Gerlach. Da ist es aus. Er war ein Posteleve . . . so ein netter Mensch . . . und die beiden hingen so aneinander. Trude hat mir alles erzählt . . . wir waren schon in der Schule zusammen. Das ging zwischen den beiden auch viele Monate. Schubringk hieß er. Wir haben Trude schon immer Frau Schubringk aus Scherz genannt. ‚Drück' mir den Daumen, Jule,' hat sie vor ein paar Wochen zu mir gesagt, ‚Fritz fährt morgen nach Haus und spricht mit seinem Vater!' Sein Vater war ein hohes Tier . . Oberpostrat oder so . . . und Trude ist arm . . . ach Gott, und die Verwandtschaft hat wohl auch nicht gepaßt. Man begreift das ja, man kann ja keinem einen Vorwurf machen. Aber es ist so traurig. Knall und Fall ist der junge Schubringk versetzt worden; er hat der Trude noch heilig und fest versprochen, daß er ihr treu bleibt, aber sie weiß schon: es ist aus. Er hat's auch selber zugegeben; er war beinah ebenso unglücklich wie sie. Und nun sitzt sie da, den ganzen Tag weint sie — es ist ja ein Jammer.

„Und den Jammer riecht das Katzenluischen. Ihr ganzes Gesicht hat vor Triumph geleuchtet. Da kam sie von Trude."

Mit dem Schuh schob die Referendarin einen trocknen Zweig beiseite, der auf dem Wege lag.

Wieder hing die ängstliche Stille zwischen ihnen. Peter sah zu Boden; zu Boden sah Ju. Ein ganzes Stück Weges schritten sie so. Die fröhliche Stimmung schien verflogen zu sein.

Da hob das Mädchen das Haupt.

„Jeder denkt doch nur an sich," sprach sie. „Jeder ist ganz allein im Leben. Ich bin so glücklich, wo Trude so unglücklich ist."

Mit Hast nahm Peter den Faden auf — er wollte sie von dem gefährlichen Thema forthaben. Er hätt' auch nicht gewußt, was er dazu hätte sagen sollen. Und bald lachten sie wieder und schauten mit blanken Augen in die Wipfel und den Himmel und atmeten tief den wunderbar lauen, würzigen Duft des Waldes.

So kamen sie an die Stelle, wo sie sich getroffen hatten. Es ward schon gefährlicher, jetzt zusammenzubleiben, aber vorsichtig spähend gelangten sie doch, von keinem erblickt, bis an den Saum des Forstes. Hier gingen zwei Wege ab. Der eine führte übers Feld und mündete am entgegengesetzten Ende der Stadt; der andre führte direkt in die Rüdigerstraße.

Ju wollte den ersten benutzen, den sie auch gekommen war.

„Adieu!" sagte sie und bot ihm — fast zum ersten Male — selbst die Lippen dar.

Er küßte sie lange. „War es schön, Liebling?"

Da sprach sie ganz ernst, als ob sie vor dem Richter stünde und es beschwören müsse: „Es war der schönste Tag meines Lebens." Die alte Phrase wirkte wunderlich ergreifend.

Und dann ging sie. Er blieb am Waldsaum stehn. Er sah, wie sie ins offne Feld hinausschritt. Doch plötzlich stockte ihr Fuß, als fiele ihr etwas ein. Sie kehrte sich rasch, lief mit flinken, aber kurzen und durch den wehenden Rock beengten Schritten zu ihm zurück, schlug beide Arme um seinen Hals und sagte: „Danke, danke, danke!"

Ehe er sie halten konnte, war sie wieder weg, mit dem gelbbraunen Jackett und der eingewickelten Kaffeetasse. Auf ausgetretnem Pfade schritt sie durch die Kartoffelfelder. Ihre Figur stand gegen den westlichen Himmel, den die späte Nachmittagssonne schon mit einem zitternden Strahlennetz bespannt

hatte, wie gegen einen ungeheuren Goldgrund.

Dann kam grünes Getreide: da tauchte sie ein Stückchen unter. Und dann ging sie den Hügel hinab: da ward sie kleiner und kleiner, bis sie verschwand.

Satan hatte ihr auch nachgesehn. Er blickte von ihren Wegen immer zurück zu seinem Herrn, als wollte er fragen: Warum läßt Du sie gehn?

Sein Herr seufzte, lächelte und schritt der Rüdigerstraße zu. Dankbar umfaßte sein Blick Himmel und Erde. Es war heut wirklich alles so schön gewesen.

Und als er an ihr letztes „danke, danke, danke" dachte, ward er fast weich. Er pfiff, um die ungewohnte Rührung zu vertreiben.

Frau Neugebauer, Frau „Feldwebel" Neugebauer hatte ihm ein paar Gartenmöbel auf die Veranda gestellt: zwei eiserne Stühle, die entsetzlich klapperten, und einen Rohrsessel, dessen linker Hinterfuß zu kurz geraten war. Man konnte aber sonst sehr bequem darin sitzen.

Und Peter Körner saß darin. Es ward ein herrlicher Abend, voll von Frieden und Schönheit. Vorn auf dem See zitterte, von sinkender Sonne erweckt, noch goldiges Gekräusel, aber von der Mitte ab war das Wasser schon durchsichtig klar. Die Uferwälder, der Wasserturm, die Badeanstalt spiegelten sich darin, daß man jede Linie hätte nachzeichnen können. Und rechts hinunter flammten die Fenster des Eckhauses, das schon zur Kleinkirchener Straße gehörte, in feurigem Brand. In den Vorgärten wurden die Blumen begossen, auf der leicht staubenden Straße rollte fast unhörbar ein Rad dahin — Abendfriede!

Da kam plaudernd von den Tennisplätzen eine kleine Gruppe. Inge Westerhausen voran, flankiert von Referendar Dieckmann und einem andern Herrn.

Peter wollte sich zurückziehn. Aber da sie ihn vielleicht schon gesehn hatten, blieb er und setzte sich noch behaglicher in dem Rohrsessel zurecht. Der übliche korrekt-steife Gruß. Dieckmann mußte wohl gerade eine Schnurre erzählen, denn er lachte laut, und auch Inges etwas hartes Lachen tönte zurück.

‚Ob das meinetwegen geschieht?' dachte Peter. ‚Ob sie mir zeigen wollen, wie gut sie sich amüsieren? Wahrscheinlich soll ich mich ärgern, daß ich ausgeschlossen bin.'

Er lachte kurz und etwas höhnisch.

‚Wenn Ihr wüßtet!' dachte er. Aber es war doch auch jetzt wieder ein kleiner Ärger in ihm, ein Groll. Es kränkte ihn doch, daß man ihn nicht aufgefordert hatte. Mit Vergnügen hätte er zwar abgelehnt, aber ihn so glatt zu übergehn — —.

Er fühlte förmlich, wie schon der Anblick dieser Leutchen ihn weiter in Opposition trieb.

Er hätte gewünscht, sie wären ihm vorhin begegnet, als Ju noch an seiner Seite gewesen war. Fräulein Inge hätte sehn sollen, daß er die Tochter des Zigarrenhändlers ihr und ihrer ganzen exklusiven Sippe vorzog.

‚Verdirb' Dir doch den schönen Abend nicht,' beruhigte und ermahnte er sich selber. ‚Denk' lieber an den Tag!'

Er rief sich Jus Bild zurück — es stand vor ihm gegen den Goldgrund des Himmels. Er brauchte nur an die Tennisspieler zu denken — da verschönte es sich mehr und mehr.

Er hätte ihr wieder etwas schenken mögen, etwas ganz Großes. Es tat ihm leid, daß jetzt nicht Winter war, daß der Juristenball nicht vor der Tür stand und er zur Empörung aller Großkirchner Ju mit Familie einladen konnte. Die hemdsärmeligen Kegelspieler waren ihm damals peinlich gewesen — aber heut fand er sie gar nicht schlimm. Das waren doch Menschen — nette, biedre, gemütliche Bürger.

Und Ju war tausendmal schöner, als alle „höheren Töchter", die er hier gesehen hatte.

‚Es wird ernst,' dachte er. ‚Die Referendarin hieß sie. Vielleicht wäre es noch nicht einmal das Dümmste, sie zu heiraten.'

Unsinn! Er schüttelte den Kopf. Doch er spielte mit dem Gedanken weiter. Wenn er sich verlobte und die Verlobungsanzeige seinem hochverehrten Chef schickte! Wie eine Bombe würde das ja einschlagen. Fräulein Inge würde vor Wut platzen. Denn es war ja kein Zweifel, daß sie, wenn er sie wollte, mit beiden Händen zugreifen würde. Das hatte selbst Buttche gesagt.

Aber nein, Fräulein Chef! Wir bleiben bei Ju Fischer.

Er wurde über diesem Gedanken wieder ganz lustig. Lächelnd erinnerte er sich all der Zärtlichkeiten, die die Referendarin heut für ihn gehabt. Das gute, liebe Mädel!



Das Reichstagsgebäude in Berlin während des Baues. Aquarellstudie von Prof. Hans Herrmann.

Und er machte sich gar nicht klar, daß es eigentlich nur wieder der Ärger, der Groll, daß es nur Inge Westerhausen samt ihrer Gesellschaft war, die ihn fester an Ju schmiedete.

Die Dämmerung spann. In seine krausen Gedanken hinein hörte er aus der Ferne Trompetenblasen. Als ob es aus dem See stiege! Über das weite Wasser schwamm es her. Es war klagend und schmeichelnd, traurig und fröhlich. Den ganzen Abend erfüllten die Töne. Sie schienen lange etwas zu suchen, dann wurden sie freudig: ein altes Volkslied setzte ein.

Es waren zwei Königskinder, summte Peter mit. Und aus dem einen Lied ward ein andres und wieder eins. Dann klang über den dunkler werdenden See rein und getragen ein Choral ... ein Heimwehlied nach dem Himmel. Schön und innig stiegen die Töne empor, und als hätten sie das erreicht, zogen droben die ersten Sterne auf.

Da ward Peter Körner neugierig. Er holte sein Opernglas und sah angestrengt nach dem gegenüberliegenden Ufer des Sees. Lange konnt' er nichts entdecken. Dann plötzlich schüttelte er den Kopf, stellte das Glas noch schärfer ein und brummte: „Wahrhaftig!“

Drüben, in der Badeanstalt für Militär und Zivil, saß auf dem Sprungbrett der Trompeter. Er war splitternackt bis auf die rotgestreifte Badehose. Er ließ die Beine baumeln und blies über das laue Wasser fort, als wär' er allein auf der Welt.

‚Der Kerl muß sich schließlich doch erkälten,‘ sagte sich Peter. Aber das Konzert dauerte noch lange. Es schloß mit „Lobe den Herrn“.

Komisch, was es in diesem Großkirchen für Exemplare gab! Das Katzenluischen, die geknickte Persönlichkeit, der nackte Trompeter — — die Luft hier mußte ihnen bekömmlich sein.

Es blühen wunderliche Kräuter auf der Welt. Er wollte doch Ju morgen nach dem Musikanten fragen!

X.

Der kleine Assessor lief seit Tagen mit rotem Kopf herum.

„Sie pumpen sich zu voll mit Rache und Kraftgefühl, Buttche,“ sagte Peter Körner. „Ich seh' Sie noch explodieren wie 'ne Haubitze. Sie lesen zu viel in Ihren Kistenlyrikern.“

Aber Buttche schüttelte den Kopf.

„Tu ich nicht. Jetzt dichtet das Leben. Es dichtet grausam.“

Man war die großen Worte bei ihm gewöhnt — Peter nahm sie auch nicht tragisch.

„Spielen Sie denn in diesem Gedicht 'ne Rolle?“ spottete er lachend. „Es scheint Ihnen ja mächtig an die Nieren zu gehn.“

Fast feindselig blickte der Assessor ihn an.

„Witze sind da nicht am Platze,“ murmelte er. Und als der andre ihn etwas erstaunt musterte, wurde er verlegen.

„Ich werde vielleicht zu Ihnen kommen. So oder so ... biegen oder brechen. So geht das nicht weiter!“

„Nanu? Was denn? Wollen Sie etwa von Großkirchen fort?“

„Ich komme schon,“ wehrte Buttche ab. Und mit eingezogenen Schultern verschwand er.

Nicht lange darauf — das Mittagessen bei Nettchen Bötzow war beendet und Peter schob für sich auf dem Billard ein paar Bälle — kam der kleine Assessor an. Er war schon während des Diners allen aufgefallen. Ohne ein Wort zu reden, hatte er stets vor sich hin auf den Teller gestarrt, mechanisch sein Bier getrunken und rastlos dabei ein Weißbrot nach dem andern zerbröckelt. Er hielt sich sonst meist an Selters, aber heut hatte er gar ein zweites Glas Bier bestellt und war nach dem allgemeinen Aufbruch sitzen geblieben.

Als Peter nebenan im Billardzimmer nun einige schwierige Bälle herausbringen wollte, sah er plötzlich, wie Buttche, das noch halbgefüllte Bierglas in der Hand, im Türrahmen erschien, das Seidel aufs Fensterbrett stellte und zuschaute.

„Haben Sie Lust zu 'ner Partie? Nein? Schade. Ich glaub', heut wär' ich gut im Zuge.“

Er spielte also allein weiter. Als er bei einer besonders kniffligen Ballstellung dann halb auf dem Billard lag, tippte ihn jemand an.

Der kleine Assessor hatte sein Bier, sein zweites Glas Bier ausgetrunken.

„Wollen Sie mir eine Unterredung gewähren?“ fragte er.

Verdutzt rutschte der Referendar vom

Billard herunter, stützte sich auf das Queue und sah die geknickte Persönlichkeit kopfschüttelnd an.

„Das klingt ja ganz offiziell. Wenn wir nicht hier im Lokal wären, dächt' ich, Sie kämen als Kartellträger. Aber natürlich steh' ich zu Diensten. Wo Sie wünschen, hier oder draußen."

„Wir könnten dabei spazieren gehn," sagte Buttche.

Peter war einverstanden. Bald darauf schritten sie also durch die Straßen, an den ungezählten „Spionen" vorbei. Der kleine Assessor war ganz in sich versunken, doch merkte man wohl, daß es in ihm kochte.

Sie wählten, als die Häuser zurückblieben, einen einsamen Feldweg, wo sie sicher waren, niemanden zu treffen. Ein leichter Wind wehte und grub in die Ährenfelder wogende, stetig wechselnde Täler.

„Wollen Sie nicht anfangen," mahnte Peter, als der Assessor in seinem Schweigen verharrte.

Da fuhr der Kleine auf. Er rang ein paarmal nach Atem und drückte krampfhaft das Stöckchen, das er trug.

„Was ich jetzt sagen will," sprach er, „hab' ich Ihnen schon hundertmal gesagt. Nicht ins Gesicht ... zu Hause bei mir. Auf dem Stuhl, hab' ich gedacht, sitzen Sie — dann hab' ich gesprochen, und Sie sind ganz still gewesen und klein."

Er sprang nach seiner Gewohnheit gleich ab.

„Passiert Ihnen das nie, daß Sie Ihrem Stuhl oder Ihrem Spiegel Reden halten? O, manchmal, wenn ich so die Parlamentsberichte lese, dann packt mich der Ärger: was sind das für Nichtskönner! Und dann nehm ich die Stuhllehne und schmettre eine andre Rede, die wie ein Sturzbach über die Köpfe braust — von allen Seiten fließen mir die Gedanken zu — immer gewaltiger schwillt es an, der Bach wird zum Strome — das ganze Deutschland wird von dieser Rede hingerissen. Und wenn dann der Beifallssturm tobt, verschwind' ich: ich hab' Euch nur mal zeigen wollen, wie man's macht."

Pause. Wehender Wind, hin und her gewehte Ähren.

„Ja, so," stotterte Buttche, „das wollt' ich ja gar nicht erzählen. Da ist das Unglück wieder ... allein, zu Hause, bin ich ein Demosthenes. Aber wenn's drauf ankommt ... passen Sie auf, ich hab' den ganzen Text vergessen, ich weiß den Anfang nicht mehr."

Kläglich sah er vor sich hin. Er seufzte tief und sprach leise: „Sie hätten weinen sollen ... nun werden Sie lachen."

„Aber ich bitte," warf Peter Körner ein.

„Sie werden lachen," wiederholte der Kleine mit dumpfer Bestimmtheit, „aber Sie sollen es nicht. Sie sollen mich anhören. Sie sollen hier vor mir stehn, Auge in Auge:

Mein Vater, Peter Körner, war ein Mörder —"

„Buttche!" rief der andere erschrocken.

— „war ein Mörder. Nicht im vulgären Sinne. Es laufen viel Mörder herum, an deren Händen kein Blut klebt und die wir mit unsern Paragraphen nicht fassen können. Denn sie morden nicht Leiber; sie morden Seelen. Sie morden einem die Kindheit, die Jugend, die Freude, das Streben. Ich hab's Ihnen schon einmal erzählt, wie mein Vater, wie meine Lehrer an mir zu Mördern geworden sind. Davon will ich heut nicht reden. Hätten sie jemanden zur Seite gehabt, der alles durchschaut hätte — er hätt' ihnen in den Arm fallen können: was tut Ihr da? Laßt doch die zarte Knospe sich entwickeln! Tötet sie nicht zu früh! Werdet keine Mörder!

„Aber es fand sich keiner, der so zu ihnen gesprochen und der ihnen die Augen geöffnet hätte. Nichts mehr zu machen — vorbei!

„Doch wenn ich einen sehe, der im Begriff ist, etwas Schönes zu vernichten und zu zerstören, — ist es dann nicht meine Pflicht als Mensch, vor ihn hinzutreten und ihn anzurufen: Tu' das nicht! Besinn' Dich! Laß ab von Deinem ruchlosen Beginnen! —? Ist das nicht meine Pflicht? frag' ich!"

Seine matten Augen glänzten. Er hatte einen Teil seiner Rede wieder erwischt.

„Und so tret' ich heut vor Sie hin und ruf' Ihnen zu: Nicht weiter, Peter Körner, ruf' ich, Sie wollen morden! Morden! Morden!"

Bei jeder Wiederholung köpfte er mit dem Stock eine Ähre.

Der Referendar hatte erst, nicht gerade geistreich, den Mund halb geöffnet, so verdutzt war er.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Buttche," sagte er dann, „aber Sie sind furchtbar komisch. Wen mord' ich denn? Sie etwa?"

„Nicht mich!" antwortete der kleine Assessor und blieb stehn. Mit einem Gewaltsblick fixierte er sein Gegenüber. „Wohl aber Jule Fischer!"

Da war die Haubitze explodiert.

Peter Körner pfiff leise. Er wußte nicht recht, ob er lachen oder sich ärgern sollte.

„So, so," nickte er und zog den linken Handschuh ab. „Darum handelt es sich. Haben Sie sonst noch Wünsche?"

„Nur daß Sie mich anhören, ohne gleich zu spotten. Sie sind ja nicht herzlos — was stellen Sie sich denn eigentlich vor? Da wächst hier so ein Mädchen heran, viel schöner und feiner und besser als ihre Umgebung. Mit ihrer großen Sehnsucht, ihren jungen lichthungrigen Sinnen steht sie in der Enge. Dutzende strecken die Hände nach ihr aus — sie mag oft gedacht haben: Warum soll ich nicht folgen? Aber sie hat sich gehalten, sie hat gekämpft, nicht der geringste Makel haftet ihr an.

„Da kommen Sie. Sie sind jung, Sie sind stark. Sie langweilen sich hier. Ergo amüsieren wir uns, denken Sie, bandeln wir was an. Es reizt Sie, daß so viele vorher bei der Referendarin abgefallen sind. Sie versuchen's halt. Und das arme Mädel mit ihrem jungen Blut, mit ihrer jungen Schönheit läuft Ihnen richtig ins Garn. Es ist kein Wunder. Ich selbst, ich habe mich für Sie ja begeistert und für Sie geschwärmt. Und nun gar solch Mädel, deren Widerstandskraft durch die vielen Attacken schon ein wenig erlahmt ist.

„Mit allem, was sie durch die ganzen Jahre an Sehnsucht aufgestapelt hat, mit ihrem ganzen Herzen und all ihrer Liebe, hängt sie sich an Sie. Ihre Seele, ihre unberührte Schönheit — sie legt es gläubig in Ihre Hand.

„Und was, Peter Körner, werden Sie tun? Sie werden ihre unberührte Schönheit nehmen und vernichten, Sie werden ihren Glauben zerstören, Sie werden das Herz, das sich Ihnen ausgeliefert hat, zertreten, Sie werden eine Menschenseele morden und alle Keime des Guten in ihr ersticken.

„Aber das Mädchen ist zu gut, um nur zum Amüsement für Euch Herrenmenschen zu dienen, zu gut, als daß Sie sie aus Langeweile am Narrenseil führen, zu gut, um betrogen, fortgeworfen, gemordet zu werden!

„Und wenn Ihnen das kein andrer sagt, so sag' ich es Ihnen, so klage ich Sie an, so bitte ich Sie — nein, ich fordere Sie auf, von ihr abzulassen!"

Es klang, als ob er „Rache brause". Er atmete schwer und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Gut, daß Sie nicht Dieckmann sind, Buttche," sprach Peter Körner dann leichthin. „Zu dem würd' ich sagen: Mischen Sie sich gefälligst nicht in andrer Leute Sachen, und würd' ihn stehn lassen. Zu Ihnen will ich das nicht sagen. Ich will sogar nicht mal fragen, wer oder was Sie dazu legitimiert, sich hier als Retter und Rächer der verfolgten Unschuld aufzuspielen. So viel ich weiß, hat Sie weder die Dame um Ihre Vermittlung gebeten, noch sind Sie ihr Vater oder ihr Bruder oder ihr Vetter oder ihr Freund."

Da hob der kleine Assessor die Hand. Er sah den Referendar an — mit einem leidvollen, wehen, kranken Blick.

„Nein," erwiderte er leise. „Ich bin gar nichts für sie. Ich hab' diesen Einwand erwartet. Sie haben auch ganz recht. Nur ... nur ..."

Mit seinem Stöckchen warf er die Erde auf. Er wühlte kleine Löcher in den Boden.

„Ich hab' sie lieb," murmelte er scheu. „Schon so lange, wie ich hier bin. Verstehn Sie das? Wie? So lieb, wie man nur ein Weib haben kann."

„Sie? Jule Fischer?" Peter Körner war sprachlos. Einen Augenblick hätt' er auflachen mögen: ‚das ist ja nur wieder Phantasterei von Ihnen, Sie reden sich das vor, Sie drapieren sich damit' — aber Buttche hatte es ja nicht in den großen Worten gesagt, ganz leise sogar, verwirrt, beschämt ... ein echter Herzenston zitterte durch.

Und dennoch —

„Unmöglich!" sagte er.

„Jetzt wissen Sie alles," fuhr der Assessor fort, ohne den Einwurf zu beachten. „Jetzt bin ich in Ihrer Hand. Sie können mich noch lächerlicher machen, als ich's für die meisten Menschen ohnehin bin. Aber

vielleicht begreifen Sie auch, was ich gelitten habe. Ich muß mit ansehn, wie Jule gleichsam das Wild ist, das jeder Referendar, der hierher kommt, sportsgemäß jagt. Ich hab mit anhören müssen, wie sich zwei über die Chancen unterhielten, ich hab' gehört, wie ein andrer renommiert hat — erstunken und erlogen ist's gewesen. Ich muß stille sein, wenn Dieckmann sein goldnes Armband dreht und von der ‚kleinen Verkäuferin‘ spricht. Das Herz dreht sich einem um — aber man grinst, man sagt ja!

„Und als Sie kamen, als ich Sie so gesehn hab' — da kriegt' ich Angst. Deshalb hab' ich Ihnen abgeraten, deshalb Sie gewarnt, deshalb den Alten schlimmer gemacht, als er ist.

„Es hat nichts genützt. Sie haben das Mädel doch gekriegt. Aber wenn ich denk': Sie küssen sie, auf die Lippen, auf das Haar, an Ihrem Hals hängt sie, Ihnen gelten alle ihre Gedanken — dann könnt' ich rasend werden, dann hasse ich Sie, dann hab' ich den Neid in mir wie 'ne gelbe Schmutzflut, die bis zum Hals steigt, dann ertrag ich's nicht.“

Eine Lerche sang hoch in der Luft über den grünen Feldern. Das war lange der einzige Laut.

„Mit andern Worten,“ erwiderte Peter Körner dann, „Sie mißgönnen mir ein . . . ein Glück, weil Sie selbst es nicht haben. Und deshalb schimpfen Sie und gebrauchen so große Worte wie ‚morden‘ und dergleichen. Ausgezeichnet! Aber Sie selbst, mein Teurer, hätten nicht ungern ‚gemordet‘ — he?“

„Das ist auch wieder falsch,“ sagte Buttche kopfschüttelnd. „Sie denken nur an Haß und Neid, nicht an die Liebe. Und wenn ich selbst die Jule nicht haben kann, so möcht' ich sie doch gern davor bewahren, unglücklich und elend zu werden. Unglück und Elend, Peter Körner, ist alles, was Sie ihr bringen können. Im besten Falle bleibt alles harmlos, und Sie verlassen über kurz oder lang Großkirchen und Jule mit dem Bewußtsein, eine nette Episode erlebt zu haben. Was aus dem Mädchen wird . . . was kümmert das Sie? Sie sind weit vom Schuß. Aber was für Sie eben ein Sommervergnügen, ein freundliches Intermezzo war, das ist für solch ein Mädchen Schicksal und Lebensinhalt. Sie wird zurückbleiben zerbrochen und enttäuscht; das Beste an ihr ist tot. Oder sie verbittert, oder sie wird schlecht — das ist ja gewöhnlich das Ende. Und nun fragen Sie Ihr Gewissen, ob das Vergnügen, das Sie jetzt vielleicht empfinden, nicht zu teuer erkauft ist.“

Machten seine Worte Eindruck? Er blinzelte zur Seite. Peter schien nachdenklich.

„Sie sind ein Gefühlsverwirrer, Buttche,“ erwiderte er dann. „Sie ersticken mit Ihren ewigen Reflexionen alles . . . vielleicht jede schlechte Tat, aber auch jede gute. Ich hab' über das alles noch nicht nachgedacht.“

„Ich weiß, ich weiß,“ murmelte der Assessor, „. . . ich denk' zu viel, Tag und Nacht. Das Denken ist wie Morphium — sagt' ich Ihnen das nicht schon einmal? Bei jedem Anfang seh' ich schon das Ende; über jedes Glück grüble ich so lange, bis ich die Tränen 'rausgerechnet habe.“

Aber der Referendar hörte nicht zu.

„Seien Sie mal ehrlich, Mensch,“ sagte er — „sind Sie selbst einmal bei Ju . . . bei Jule Fischer abgefallen?“

„Ich?“ Ordentlich erschrocken fuhr er zurück. Dann lachte er bitter. „Wieviel Mut Sie mir zutrauen! Ja, phantasiert hab' ich davon: so liebe, gute, glühende, zärtliche Worte hab' ich im stillen zu ihr gesprochen. Aber wenn ich sie sah, wenn ich mich selbst im Spiegel angesehn hab', dann ist was in mir gebrochen — Sie wissen ja, mir ist jedes Selbstvertrauen totgelacht worden.

„Fräulein Fischer weiß kaum, daß ich existiere, geschweige denn, daß ich sie lieb habe.“

Für Peter war das unverständlich. Er maß den Kleinen mit einem Seitenblick. Na ja, ein Paradeliebhaber war das nicht. Aber wenn er wirklich so sehr liebte, dann hätt' er doch ans Heiraten denken können. Eine Extratour, hatte Buttche selbst mal gesagt, wollte Ju nicht. Sie wollte eine richtige Tour mit Verlobung und Hochzeit.

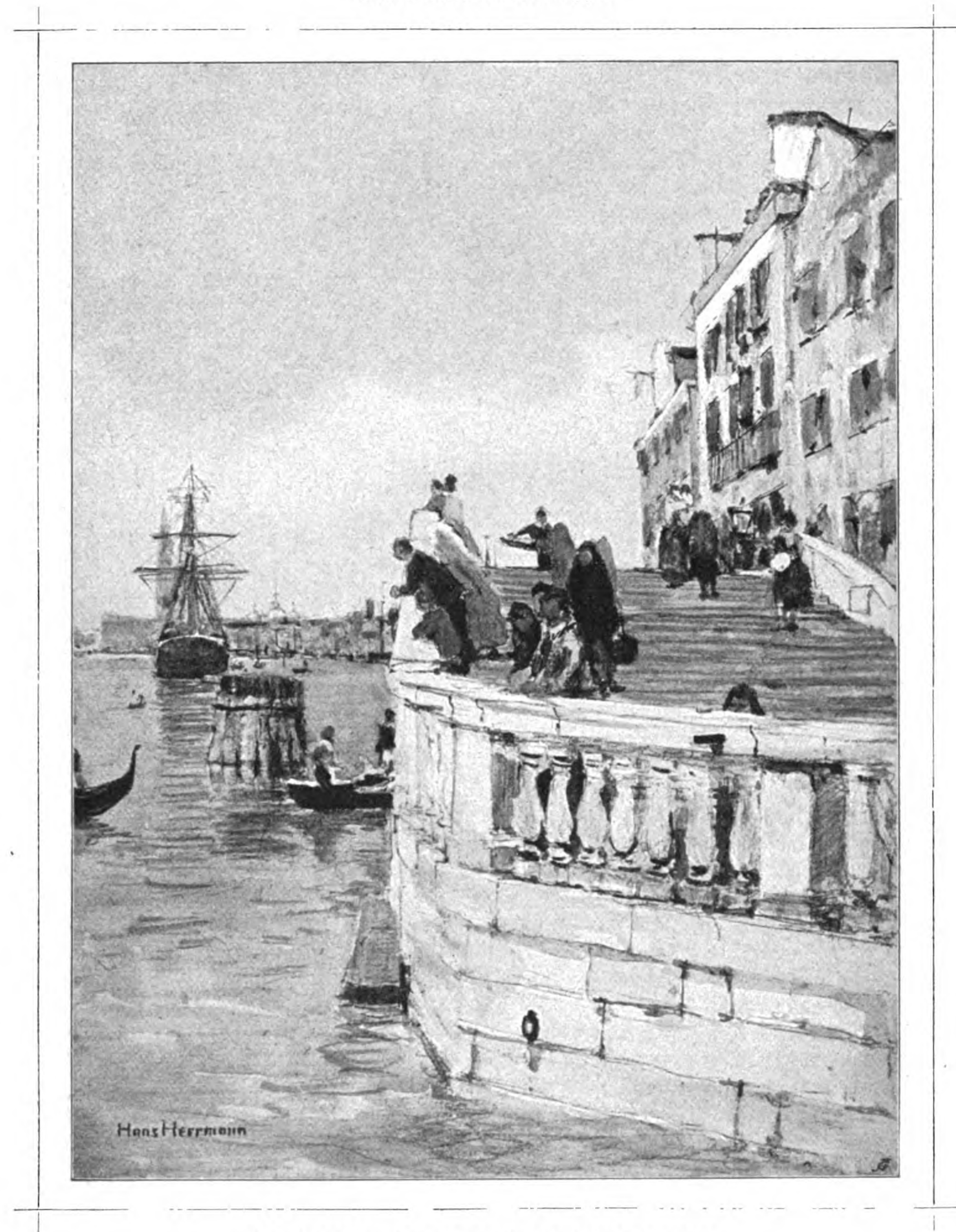
„Hätten Sie sie geheiratet?“ fragte er plötzlich. „Warum heiraten Sie sie nicht?“

Es kam unvermittelt heraus. Aber der Assessor schien gar nicht erstaunt zu sein.

„Glauben Sie denn, daß ich daran nicht gedacht hab'? Viele Monate war das mein Morgen- und Abendgebet.“

„Nun, und weiter? Warum haben Sie

Aus unserer Studienmappe:



Aus Venedig. Aquarellstudie von Prof. Hans Herrmann.

sich Jules nicht längst versichert? Sie als Akademiker, als Beamter, als solider Mensch — Sie könnten doch überall hingehn und würden mit offnen Armen aufgenommen. Meinen Sie, der alte Fischer hätt' Sie fortgeschickt? Oder Jule Ihnen einen Korb gegeben?"

„Vielleicht nicht," erwiderte Buttche und nickte immer vor sich hin. Dann hob er mit traurigem Lächeln den Kopf. „Aber sehn Sie mich doch an! Ich bin feige; wie der Hase horch' ich nach allen Seiten. Was wird der Rat dazu sagen? Was meine Kollegen? Was die Stadt? Ich habe den Mut nicht, nur mir und meinem Herzen zu folgen. Ich habe den Mut nicht, den Sie haben. Ich würde die strafende Entrüstung all derer nicht aushalten, die ich enttäuscht habe. Ich ... ich ...

„Peter Körner, zu feige und zu schwach zum eignen Glück zu sein, das ist das Schlimmste!

„So hab' ich mich die ganze Zeit hier gequält. Es ist gegangen, solange noch ein kleiner Hoffnungsschimmer da war. Und der war da, solange Jule Fischer allen Bewerbungen widerstand und solange ich selbst noch frei war. Aber ich habe schon längst gefühlt, daß nun das Rad rollt, daß Entscheidungen näher rücken. Ich hab' auch immer gewußt, daß das Rad über mich weggehn wird. Sie nehmen mir das Mädchen. Und seit Inge Westerhausen mich heiraten will ...

„Lachen Sie doch nicht, es tut mir weh! Ich hab's Ihnen ja damals schon gesagt, als wir in der alten Kneipe saßen. Ich werde sie heiraten, oder besser: sie wird *mich* heiraten. Meine Hoffnung war, daß Sie beide vielleicht ... vielleicht sich finden würden ..."

„Fräulein Westerhausen und ich?" Peter lachte. „Nee, lieber Freund!"

„Aber das ist ins Wasser gefallen. Und nun möcht' ich nur, daß Jule nicht ganz unglücklich wird. Daß sie nicht geknickt und gebrochen wird, wie ich. Lassen Sie ab von ihr. Vielleicht ist's noch Zeit. Oder ... oder ..."

Er atmete wieder heftig.

„Oder," stieß er dann hervor, „heiraten *Sie* sie!"

Peter hatte eine Zigarre hervorgeholt. Er zündete ein Streichholz an — es erlosch zweimal. Endlich glückte es; der Rauch stieg fein bläulich empor.

Aber während er sich so mechanisch beschäftigte, dachte er immer nur an Buttches letzte Worte.

Ein Gedanke, mit dem er einmal gespielt hatte, ward hier von einem andern ausgesprochen. Er kam gleichsam in viel festerer Form auf ihn zu, viel greifbarer. Den ersten hatte man wegblasen können wie eine Seifenblase; diesen mußte man schon energischer abwehren.

Abwehren? Ja natürlich. Er dachte an seine goldne Freiheit; er war ja noch viel zu jung, um jetzt schon freiwillig die Hände zur Fesselung darzubieten. Nein — das wäre eine Verrücktheit.

Aber eine schöne, blitzte es ihm dann wieder durch den Kopf. Da stand Ju vor ihm — mit dem Korallenkettchen, mit dem herrlichen Haar, mit ihrer Liebe und ihrer jungen Schönheit.

„Sie sind eine verwickelte Natur, Menschenskind," sagte er langsam und blies den Rauch ab. Es war eine Verlegenheitsantwort, und der Kleine merkte es wohl. Sein Vorschlag wurde nicht einfach totgelacht, wie er gefürchtet hatte. Das gab ihm Mut.

Mit beiden Händen faßte er den Referendar vorn am Rock.

„Seien Sie großherzig, Peter! Machen Sie das Mädchen so glücklich, wie sie es verdient! Sie sind stark, Sie sind so ungebrochen, Sie dürfen Ihrem eignen Sterne folgen, Sie lachen über die andern, und wer so frei ist von ihnen, dessen Recht erkennen sie auch an."

Er flehte förmlich. Er sprach glühend wie ein Liebhaber von Jules Schönheit, von ihrer trotzig behaupteten Reinheit. Er sprach von ihrer Liebe, als hätte er in ihr Herz gesehn. Er sprach mit dem freudigen Zittern des Geächteten von der stillen Wut, die alle Spießer, den Chef und die Tochter voran, fassen würde.

Da lächelte Peter. Und da wuchs der kleine Assessor immer mehr.

„Ich," sagte er, „werde Inge heiraten. Ich werde mich ergeben, denn ich werde wissen, Jule soll glücklich sein. Und wenn dann Euer Hochzeitstag kommt, wenn Ihr vor den Altar tretet, wenn sie den Myrtenkranz im Haar hat, wenn Ihr allein seid

und die Nacht kommt und die junge Braut zittert — —"

Er bekam große, starre Augen, als sähe er alles vor sich. Er stöhnte.

„Ich werd' es nicht ertragen," murmelte er. „Ich werde mir einen Revolver kaufen, ich werde still aus der Welt gehn. Aber mein letzter Gedanke wird ein Segenswunsch sein für Euch beide. Mein Leben wird nicht zwecklos verronnen sein, denn ich weiß Jule glücklich. Mit einem Lächeln, Peter Körner — —"

„Werden Sie daliegen, Buttche — ich weiß es! Das bleiche, edle Haupt zurückgelehnt. Ein Werther des XX. Jahrhunderts. Ein großartiges Bild. Aber kommen Sie jetzt ein bißchen zu sich."

Da erschrak der Kleine, der sich an seinem tragischen Geschick berauscht hatte, und schämte sich und wurde kleinlaut. Es war seine größte Angst, daß er durch seine Worte alles wieder verloren hätte, was bis jetzt gewonnen war.

„Sie haben recht," sprach er deshalb hastig, „ich phantasiere. Ich komme nicht los davon. Ich muß mir immer was Großes und Mächtiges, was Tragisches und Erschütterndes vorstellen. Es ist ja Unsinn — natürlich werd' ich mich nicht erschießen. Ich werde . . . ich werde . . . ja, ich weiß, was ich tu! Dann wird Inge schon meine Frau sein. Und wenn dann die Stunde kommt, werd' ich ihr erzählen: jetzt heiratet Peter Körner Jule Fischer. Und werde ihr sagen, was Sie für ein wundervoller Mensch sind. Und sie soll vor Wut kochen und mit den Zähnen knirschen und gedemütigt sein. Und an ihrer Wut will ich mich freuen, daß mein eigner Schmerz übertäubt ist. Aber wenn sie dann eingeschlafen ist, dann werd' ich in die Kissen beißen, daß ich nicht schreie, und werde doch immer sagen, daß es so gut ist."

Er hatte sich schon wieder verritten. Über sich selbst zornig, hob er das Stöckchen.

„Quark alles miteinander! Manchmal glaub' ich, ich werde noch mal verrückt.

„Lieber Freund, überlegen Sie sich das: wollen Sie lieber das Mädchen unglücklich machen, damit gleichzeitig auch sich selbst — von mir red' ich ja gar nicht —, oder wollen Sie sich selbst und Jule das schönste Glück schaffen? Kann die Entscheidung denn noch zweifelhaft sein? Geben Sie mir die Hand! Sagen Sie ruhig: ‚Buttche, Sie sind ein Narr, ein Feigling, ein Jämmerling, aber Sie haben recht und ich werde heiraten'. Ich wär' ja so glücklich, Mensch!"

Mit ironisch-überlegenem Lächeln hatte Peter den Sermon des kleinen Assessors mit angehört.

Er schlug in die dargebotene Hand nicht ein.

„Sie sind der merkwürdigste Kuppler der Erde," sagte er. „Wenn's nach Ihnen ginge, schleppten Sie mich heut noch zum Standesamt. Und wenn Ju wirklich mal meine Frau wird, dann muß sie Ihnen einen Kuß geben. Ich will auch nicht eifersüchtig sein. Aber ich glaube — ich glaube —"

Er schüttelte den Kopf. Er warf den Rest seiner Zigarre fort.

„Kehren wir um und reden wir von was anderem. Das Thema ist verboten. So was muß jeder mit sich allein abmachen."

Und als Buttche doch noch mal anfangen wollte, sagte Peter so energisch „Schluß!", daß der Kleine die Schultern einzog und überhaupt nichts mehr redete. —

Es passierte Peter jetzt oft, daß er mitten im Satz zu schreiben aufhörte und vor sich hin starrte. Daß er zu Hause stundenlang auf dem Kanapee lag und eine Zigarre nach der andern rauchte. Daß er zu andrer Zeit in seinem Zimmer auf und ab schritt, als müsse er einen weiten Weg machen, als bekäme er Kilometergelder.

Als er einst auch so die Stube durchmaß, blieb er plötzlich stehn, öffnete dann die Tür zum Schlafzimmer und ging langsam durch beide Räume, als müsse er sich jeden Fleck einprägen, als sähe er jedes Möbelstück mit neuen Augen.

‚Wenn Ju meine Frau wär',' dachte er, ‚würde sie hier mit mir wohnen.'

Er umfaßte liebkosend einen Leuchter, den er gern hatte, und hob ihn, als freue er sich, ihn Ju zeigen zu können.

Er strich über die alten Waffen.

‚Das kennt sie auch nicht!'

Dann setzte er sich an den Schreibtisch, tauchte die Feder ein und begann auf einem Blatt Papier kritzlige Striche zu ziehn. Er malte Gesichter, schraffierte, zeichnete Pflanzen und Linien, ohne recht zu wissen, was er tat.

Bis er sich plötzlich sein eignes Geschmiere ansah und das Blatt Papier ärgerlich zerknüllte.

Dieser verdammte Buttche! Es war alles so schön gewesen, aber seit der mit seinem Sermon gekommen war, fehlte die alte ruhige Freude am Besitz.

In einem fort mußte Peter an das Gespräch denken. Der Kleine hatte ihm richtig einen Floh ins Ohr gesetzt.

Ins Wirtshaus ging er abends überhaupt nicht mehr. Er saß auf der Veranda, er sah die Sterne aufziehn, er sah den Mond im See und hörte von der Badeanstalt her den nackten Trompeter blasen.

Der blies jeden Abend. Kaum mehr Lieder. Er blies Traum und Sehnsucht, Leben und Sterben. Er blies das Rauschen der Wälder und das Singen der Wellen. Er blies Frieden und Heimweh.

‚Butterweich kann man werden,‘ dachte der Referendar manch liebes Mal. Aber er hörte doch gern zu, und mit stärkerem und reinerem Gefühl dachte er dabei an Ju.

Das Bewußtsein, daß so viele andre sich um das Mädchen bangten und kümmerten, daß er um sie beneidet ward, gab ihr gleichsam einen immer höheren Wert. Daß Inge Westerhausen innerlich wüten würde, war ein neuer Stachel. Daß Ju so mit aller Kraft ihres Wesens an ihm hing, schmeichelte ihm. Daß sie so schön war, machte ihn stolz.

‚Was will ich eigentlich noch mehr?‘ fragte er sich.

Geld? Das brauch' ich nicht. Außerdem soll der Alte wohlhabend sein.

Und die Verwandten? — Pah, ich heirate das Mädel, nicht die Familie. Ganz abgesehn davon, daß das doch auch brave Bürgersleute waren.

Auch sein Vater würde ihm nichts in den Weg legen.

Also? Es schien alles so klar und einfach.

„Ich heirat' sie,“ sagte er dann wohl halblaut in das Spiel des Trompeters hinein.

Aber ebenso oft, am hellen Tage, schien ihm der Gedanke absurd. So ward er von Überlegungen und Einfällen hin und her geworfen, und auch dies kam noch dazu, daß er sich ganz aus seiner sichern Bahn gehoben fühlte.

Selten nur sah er Ju. Mit Absicht ließ er stets ein paar Tage verstreichen, ehe er den kleinen Laden wieder betrat. Hin und wieder hatte er auch Pech: es waren andere Kunden da, und er mußte abziehn, ohne daß sie beide sich anders als durch einen Blick gegrüßt hätten.

Als er einst länger als gewöhnlich gezögert hatte, fand er morgens auf seinem Tisch einen Brief. Nur ein zusammengefalteter Zettel stak in dem Umschlag: „Ich hab' solche Sehnsucht. Ju.“

Lächelnd betrachtete er ihre Schriftzüge. Sie waren ziemlich ungelenk — sie schrieb wohl nicht viel. Und das Wörtchen „solche“ hatte sie nicht weniger als siebenmal unterstrichen. Das richtige Mädel!

Da ging er mittags hin. Es traf sich gut — der Laden war leer. Sie sahen sich an. Ju wurde glühendrot, aber sie wehrte ihm nicht, als er diesmal wieder, rasch und ohne zu fragen, den Nebenraum betrat.

„Ich hab' Dich so lange nicht geküßt,“ murmelte er.

Und als ob auch sie halb verdürstet wäre nach seinen Küssen, überließ sie ihm schauernd ihre Lippen.

Vielleicht mischte sich in ihr Glück schon eine trübe Ahnung, eine erste leise Furcht, weil er sie so lange hatte warten lassen. Und in dieser ersten, fast noch unbewußten Furcht schmiegte sie sich fester an ihn und hing an ihm wie eine Klette und suchte von selbst seinen Mund, bis atemlos ihr Haupt zurücksank.

„Du! .. Du! ... Du!“

Nichts weiter —. Sie taten sich fast weh.

Aber plötzlich machte sich Peter frei. Er ward rot. Er strich sich übers Haar.

„Was ist Dir?“ fragte sie.

„Nichts ... wirklich!“ Und als sie es nicht zu glauben schien, sagte er noch ein paarmal: „Nichts!“

Sie sah ihn groß an, als wollte sie in sein Herz sehn. Durch die leicht geöffneten Lippen rann ihr warmer Atem noch immer in kurzen, raschen Stößen. Die Scham, die brennende Scham überflutete sie, sie könnte sich vielleicht nicht genug zurückgehalten haben.

Aber es war ganz etwas andres, was ihn bedrängte. Als sie sich so fest umschlungen hatten, war ihm der Gedanke gekommen: Was soll daraus werden? Wohin soll das führen?

Ich heirate sie ja, hatte es ihn als Antwort durchzuckt.



Germane. Skulptur von Prof. Rudolf Maison †.



Doch im selben Moment, wie erschrocken, als wäre er nun schon gefesselt, hatte er sich von ihr gelöst.

Dieser Buttche, dieser verdammte Buttche! sagte er auf dem Heimweg vor sich hin. Die ganze Naivetät hatte der Mensch ihm genommen. Er wußte jetzt selber nicht mehr, was er eigentlich sollte. Er, der immer Zufriedene, war jetzt immer unzufrieden mit sich. Er gefiel sich nicht mehr, und den Groll über seine eigne Unsicherheit schob er auf den kleinen Assessor ab.

Kurze Zeit darauf erhielt er per Brief eine schön gedruckte Karte zugestellt. Der Kegelklub „Mußja“ gab sich darauf die Ehre, „Sr. Hochwohlgeb. Herrn Referendar Peter Körner“ zum „Preiskegeln mit Damen“ ganz ergebenst einzuladen. Der Sonnabendnachmittag und -abend war dazu bestimmt; das Festlokal war der Gasthof in Barkow, einem nahegelegenen Dorfe; die Gewinne bestanden in fetten Enten.

Er drehte die Karte ein paarmal um. War das wirklich kein Irrtum? Aber es stimmte alles!

Achselzuckend warf er sie hin. Wie kamen die Leute denn in aller Welt dazu? Weil er damals, beim Vogelschuß, kurze Zeit auf der Kegelbahn gewesen war? Das war doch wirklich ein wenig aufdringlich!

Er ging auf und ab im Zimmer. Noch etwas andres kränkte ihn, was er sich nicht recht eingestehn wollte. Wer hatte die Einladung an ihn gesandt? Müffelmann? Das war ausgeschlossen. Dieser betränte Greis hatte zu viel Respekt dazu. Aber sonst kannte er nur den alten Fischer.

Kein Zweifel, daß der Zigarrenhändler dahinter steckte. Wollte der alte Fuchs ihn nur wegen etwaiger Rechtsgeschäfte fester an sich binden? Oder hatte er noch weitere Pläne?

Pläne, in denen Ju, die schöne Tochter, eine Rolle spielte? Ja, stand etwa gar Ju selbst hinter dieser Einladung?

Er wehrte dem Verdacht, doch die ganze Sache verstimmte ihn so, daß er heut nicht, wie er sich's eigentlich vorgenommen hatte, in die Zietenstraße einbog. Für den nächsten Tag jedoch berief ihn wieder ein Zettel von Ju: sie hätte ihn dringend zu sprechen. Er möchte doch ja kommen.

Und als er kam, sagte sie hastig, fast ohne seinen Gruß abzuwarten:

„Du hast wohl die Einladung bekommen — — bitte, bitte, geh' nicht! Sag' ab! Das ist mir ja so schrecklich!“

Er stutzte. Nichts hätte ihn mehr verblüffen können. Aber dann kam die Freude über ihn: er hatte ihr unrecht getan! Und gleichsam als Abbitte flüsterte er ihr hundert Liebesworte zu und drückte verstohlen ihre Hände und nahm ihr eine Nelke aus dem Knopfloch, um sie sich anzustecken.

Er versprach auch alles. Ob er die Einladung ihrem Vater zu verdanken hätte? Dann wolle er am besten mündlich absagen und sich entschuldigen.

Heimlich fragte er sich: Warum wünscht sie mich fernzuhalten? Fürchtet sie, daß ich abgeschreckt werden könnte? Aber Ju antwortete auf eine scherzhaft gestellte Frage nur: „Ich kann mich da nicht so verstellen. Es wäre mir sehr peinlich.“ —

So bedankte er sich also tags darauf im Laden bei dem alten Fischer sehr für die Einladung. Leider sei er bereits versagt — gerade an diesem Sonnabend.

Das tat dem Zigarrenhändler bitter leid. Aber verschieben ließe sich die Feier nicht.

Wer war seliger, als Peter? Er versicherte noch einmal, daß er sonst mit großem Vergnügen gekommen wäre, und drückte Herrn Fischer die Hand. Aber lange sollte er sich nicht seines Ausweichens freuen dürfen. Da Donnerstag und Freitag Regenwetter war, so verschob der Kegelklub „Mußja“ sein Vergnügen und benachrichtigte den Herrn Referendar, daß er nun — acht Tage später — bestimmt hoffe, die Ehre seiner Teilnahme zu haben.

Peter fluchte nicht schlecht. Er erinnerte sich, daß er leichtsinnigerweise dem alten Fischer gesagt hatte: „Ja, 'ne Woche später — da wär' es wohl gegangen!“

‚Kismet!‘ dachte er. ‚Jetzt muß ich 'ran!‘

Und schließlich: vielleicht war es gut. Er lernte Ju in einem größeren Kreise, in ihrer Umgebung, in ihrem sozialen Milieu kennen! Dachte er wirklich ans Heiraten, so war diese Kenntnis jedenfalls vonnöten. Und grade, weil sie ihn fast flehentlich gebeten hatte, fernzubleiben, wurde er neugierig. Er glaubte nicht an ihren Einwand, daß sie sich schlecht verstellen könne. Ihm fiel ein, mit welcher Geistesgegenwart sie damals die Verbindungstür zum Laden geschlossen hatte.

Nein, da saß noch ein tieferer Grund. Den wollte er herausholen.

Ju sagte nichts mehr. Als sie hörte, daß er die neuerliche Einladung annehmen müsse, nickte sie nur. Sie war still, gedrückt und sah, als sie allein war, starr gradeaus, wie in weite Zukunftsfernen, die sich ihr entschleierten.

XI.

Vor dem Gasthaus in Barkow standen zwei Kremser. In diesen Kremsern, die mit Fähnchen und Schildern geschmückt waren, hatte der Kegelklub „Mußja" seine Ausfahrt angetreten. Sie war programmäßig um vier Uhr nachmittags erfolgt.

Peter Körner war ein paar Stunden später zu Fuß durch den wundervollen Abend nach dem Dörfchen hinausgewandert. Gegen acht kam er an.

Als er in den ausgedehnten Restaurationsgarten trat, der gleichzeitig auch Blumen-, Obst- und Gemüsegarten war, hörte er schon von weitem eine laute, ein wenig krächzende Stimme, die immer von neuem siegreich über Gekicher, Murmeln und Zwischenrufe triumphierte.

.... „und deshalb, meine Herren und Damen, weil jeder von uns am Sonnabend kommen muß, heißt unser Klub ‚Mußja', was eine Erfindung ist von unserm lieben Kegelbruder Wilhelm Frenz. Ich hab' immer gesagt: der dicke Willem kann noch was anders als Schweineschlachten!

„Ehe ich nun weitergehe auf die statistische Wissenschaft des verflossenen Jahres, muß ich mal erst einen Schluck nehmen."

„Prost Willem!" rief's von allen Seiten.

„Optime," krächzte die Stimme und erhob sich wie eine flügelschlagende Krähe über die Häupter, — „zu deutsch: sehr gut. Nach der statistischen Wissenschaft ist Kegelkönig für dieses Jahr Herr Wilhelm Zühlke vom humanistischen Gymnasium, das heißt: ich selber, weil ich die meisten Neunen geschoben habe. Ich ernenne mich also zum König — rex nennen wir Lateiner das — und dekoriere mich mit dem Kegelorden."

„Vivat hoch!" piepste eine Mädchenstimme, und Zühlke senior, Zühlke vom humanistischen Gymnasium verneigte sich.

„Vize-König ist, weil er nach mir die meisten Neunen holte, mein alter Freund Paul Fischer. Ich weihe ihm den königlichen Bruderkuß. Erster Ritter aber wird Herr Joseph Schramke in Firma Otto Schramke Sohn ....."

Peter Körner, der hinter einem Rondell stehn geblieben war, mußte lachen. Die „statistische Wissenschaft" ging bis zum „letzten Sieger" und zum „Ratzenkönig" hinunter, worauf Zühlke ein „Vivat, crescat, floreat" auf den Kegelklub Mußja ausbrachte, in das alles jubelnd einstimmte.

Während des Lärmens, Hochrufens, Gläseranklingens näherte sich der Referendar den Tischen.

Ju sah ihn zuerst. Sie stieß gerade mit Klempner Böhm an, der sich über seine verlorene Königswürde getröstet zu haben schien, als sie Peter erblickte. Sie führte das Glas nicht zum Munde. Im ersten Augenblick hatte sie eine Bewegung gemacht, als wollte sie von allen andern fort zu ihm hin. Dann aber blieb sie stocksteif stehn.

Inzwischen hatten auch die übrigen den Gast bemerkt. Paul Fischer, Müffelmann und Zühlke senior stürzten ihm entgegen. Im Triumph ward er an die Tische geführt und vorgestellt. Fortwährend streckten sich ihm Hände entgegen, die er drücken mußte. Fleischermeister Frenz und Kolonialwarenhändler Gemeinhart, Joseph Schramke in Firma Otto Schramke Sohn, und Bureauvorsteher Hendrich begrüßten ihn und schleppten ihre Damen heran, die knicksten — nur Klempner Böhm hielt sich zurück.

„Denn," sagte er, „ich bin freisinnig, ich gehöre zur Volkspartei. Das erzähl' ich jedem, der's hören will!"

Und er sprach es aus, als hätte er gesagt: Ich bin Anarchist der Tat, und als erwarte er, daß jeder schleunigst, aber mit Hochachtung vor solcher Geisteskühnheit, von ihm abrücken würde.

Da nichts dergleichen geschah, begnügte er sich mit einer steifen Verbeugung vor Peter, die er mit seinen Prinzipien glaubte in Einklang bringen zu können, und sah verächtlich zu Frau Fischer hin, die in heller Aufregung nach einem Stuhl rannte.

„Laß doch, Mutter," hatte Jule leise, aber schroff gesagt. Doch die Gute ließ sich nicht stören. Keuchend und selig kam sie mit dem Stuhl an. „Hierher, Herr Referendar ... hier ist ein Platz."

Und als er ihr außerordentlich dankte, aber seine Verwunderung, wer denn nun

diese kreiselnde Madame sei, nicht genügend verbergen konnte, erzählte sie ihm beiläufig, daß sie Frau Fischer sei, geborne Meyer, aber nicht von den Meyers, die die Fischerei hätten, sondern von den Meyers, die früher am Markt den Friseurladen gehabt hätten.

Er sagte immer nur „Ah so ... ja natürlich"; er sagte ihr, daß sie außerordentlich liebenswürdig sei, als sie den für ihn bestimmten Stuhl zwischen sich und ihre Tochter schob. Aber während er lächelte und sprach, kam er über das große Erstaunen nicht fort: ‚Das ist Jules Mutter!'

Und die dumpfe Verwunderung blieb, ja, sie wuchs, als er sich mit ihr unterhielt. Er blickte in ihr Gesicht, um darin etwas von Jules Zügen zu entdecken. Er verglich Mutter und Tochter, ohne zu einem Resultat zu kommen.

Das war das Eine. Fast noch seltsamer aber hatte es ihn berührt, wie die biedre Frau ihm den Stuhl herangeschleppt und ihn, als wäre das selbstverständlich, neben den Platz ihres Kindes geschoben hatte. Es wunderte auch keinen. Jeder schien zu wissen, weshalb der Herr Referendar hier war, und mit Teilnahme, Neid, Neugier oder Wohlwollen richteten sich besonders die Augen der Damen auf das Paar.

Es war furchtbar peinlich. Peter schwankte von Verlegenheit zu Wut. Er trank rasch mehrere Gläser leer und war selig, daß Frau Fischer, geborne Meyer, ein gesegnetes Mundwerk hatte. Sie setzte ihm auseinander, was für gutbürgerliche Leute sie wären, ließ durchblicken, daß natürlich auch einige „andre" Elemente heut in der Gesellschaft wären, wobei sie nach dem freisinnigen Klempnermeister Böhm schielte, und gab zu verstehn, daß man ja auch etwas vor sich gebracht habe.

„Kann man sich selbst nicht dran erfreuen, so können's die Kinder einmal."

Der Blick flog zu Jule; auch Peter sah sie an.

Sie mochte alles gehört haben. Sie saß schweigend da, mit einem krampfhaft festgehaltenen Lächeln. Von einem Feldblumenstrauß, der vor ihr lag, brach sie die Stiele, kurz, mit einem schweren Zittern der Hand, als leide sie Schmerzen. Und das krampfhafte Lächeln flog über trostlose Augen.

Er fühlte, daß sie litt. Es rührte ihn. Er stieß mit der Mutter, er stieß mit andern, er stieß auch mit ihr an.

„Warum sind Sie so still?" sagte er. „Es ist doch so hübsch und gemütlich hier."

Sie nahm das Glas auf, aber wenn er erwartet hatte, daß ein dankbarer Blick ihn belohnen würde, hatte er sich getäuscht. Im Gegenteil: als hätte er sie verhöhnt, glomm ein kurzes starkes Leuchten wie Zorn und Haß in ihren Augen auf. Es war gleich verschwunden. Aber sie netzte kaum die Lippen mit dem schalen Bier, das vor ihr allzulange schon im Glase stand.

Um so lustiger war die übrige Gesellschaft. Die Männer hatten in den vier Stunden schon kräftig gezecht; derbe Witze wurden gemacht und kichernd beantwortet. Zwei junge Mädchen in Weiß, nudlig und gut gestopft wie die Leberwürste ihres Vaters, des Fleischermeisters Frentz, hielten sich ständig das Taschentuch vor den Mund und schienen vor Lachen ersticken zu wollen.

„Haben Sie 'nen guten Platz, Herr Referendar?" rief Zühlke senior und schwenkte sein Bierglas. „Ja? O felix vir, das glaub' ich — puella amanda est — puella pulchra est!" Und er zwinkerte mit den Augen und sah sich triumphierend um.

„Welche Amanda meinen Sie oller Lateiner denn?" fragte Frau Müffelmann. Alle wollten wissen, was die fremden Worte bedeuteten. Aber Zühlke senior kniff das linke Auge zu. „Wir vom humanistischen Gymnasium verstehn uns," krächzte er, „Bildung versteht sich überall. Ich hab' gesagt, daß die Gegend großartig ist."

Da bog sich Jule Fischer zu Peter Körner:

„Was war das?" fragte sie. „Was hat er gesagt?"

„Daß Sie schön sind," gab er leise zurück.

Sie zuckte bei dem ‚Sie' zusammen. Sie lächelte verächtlich und traurig.

Fast wider seinen Willen sprach er da, während er das Glas zum Munde hob: „Du!"

Es war ein Hauch, den seine Lippen geformt, den niemand gehört haben konnte.

Aber wie durch ein Wunder hatte sie es verstanden. Als ob die andern nicht existierten, sah sie ihn an, ungläubig, unsicher, ob es denn wirklich wahr sei, daß er dies kleine Wörtchen ihr gesagt hatte.

Doch sie glaubte es plötzlich. Ein Zittern lief durch ihren Körper; ein neuer Glanz kam in ihre Augen: demütige Dank-

barkeit und neues Hoffen. Als ob sie erwache, ward sie lustiger. Sie goß ihr Bier fort und lief flink zu dem Fäßchen, das mit Eis bepackt drüben auf dem Holzgestell lagerte, um sich das Glas neu zu füllen. Aber Peter war fixer als sie.

„Darf ich nicht den Kellner machen?"

Und er drehte den Hahn auf, während sie das Seidel hielt. Doch hatte er in der Hast zu rasch und zu weit geschraubt: im Nu stieg der Schaum über den Rand des Glases, lief über ihre Hand, floß klatschend auf die Erde.

„Vergeuden Sie doch den schönen Stoff nicht, Herr Referendar," jammerte der Kegelkönig. „O iuventas, iuventas! Wie die Jugend wild ist!"

„Verzeih," hatte Peter geflüstert und den Hahn abgestellt. Laut sagte er: „Nun sind Sie durch meine Schuld naß geworden." Er nahm sein Taschentuch vor, und während sie das gefüllte Seidel mit der andren Hand hielt, trocknete er ihre Finger. Sie wurde rot, hielt aber ganz still.

Da scholl plötzlich von der Straße ein Trompetensignal. „Seid gegrüßt . . . alle miteinander . . . alle miteinander seid gegrüßt!"

„Onkel Hermann!" rief's von den Tischen aus einem Dutzend Kehlen. Es war ein allgemeiner freudiger Jubel, alles sprang auf.

Selbst Ju lächelte.

Aber in dem allgemeinen Trubel, in dem niemand auf sie achtete, fragte sie leise: „Warum bist Du gekommen?"

„Ich bin doch nun mal hier," gab er zurück. Und mit einem Male verfinsterte sich sein Gesicht. „Teufel, das ist ja . . ."

Er fuhr sich über die Stirn. „Pardon, ich hab' nicht gewußt, daß Herr Stadtsekretär Zühlke auch hier sein wird."

Jule Fischer war nicht weniger erstaunt als er. „Ich auch nicht," erwiderte sie.

Durch den Garten kam Hermann Fischer, der Uhrmacher, die Trompete im Arm, von den Kindern, die ihm entgegengelaufen waren, stürmisch bedrängt. Neben ihm, auch heut im schwarzen Rock, Gustav Zühlke.

Als er Peter sah, erschrak er, und seine traurigen Augen wurden noch gramvoller. Aber er grüßte so tief und bescheiden wie immer. Er gab Jule die Hand: „Wir haben uns lange nicht gesehn. Wie geht es Dir?"

Unwillkürlich hob der Referendar den Kopf, als er das ‚Du' vernahm. Aber die beiden hatten sich ja schon als Kinder gekannt . . .

Doch entfernte er sich unauffällig von ihnen und begrüßte den Uhrmacher, der in einem großen Kreise stand und seine liebe Not mit den Kleinen hatte. „Ich kann Euch doch jetzt keine Geschichten erzählen," lachte er und schob den Filius von Joseph Schramke beiseite, aber er verlor in aller Bedrängnis seine klaren, heitren Augen nicht.

Auf Peter richtete er einen großen Blick. ‚Warum bist Du hier?' fragte der Blick. Dieselbe Frage, die Jule getan.

Und der Referendar wurde fast verlegen. Er fühlte das Bedürfnis, diesem Manne zu sagen, daß er zweimal in liebenswürdiger Weise eingeladen worden sei, und es war ihm nicht unangenehm, daß Zühlke senior dazwischenkam und wie eine losgelassene Kanonenkugel von einem zum andern flog.

„Da wir jetzt vollzählig sind," schrie er, „ordnen wir uns zum Festzug. Ich, der rex, voran. Hermann, Mensch, wie wär's mit'm Hohenfriedberger?"

Surr, tobte er schon weiter, bis die Paare sich sammelten.

Mit einem Blick sah Peter hinüber: Gustav Zühlke stand noch immer neben Ju.

Mitgefangen, mitgehangen — da mußte er sich wohl an eine der beiden blonden Leberwürste halten! Doch schon keuchte Frau Fischer, geborene Meyer, heran.

Ob der Herr Referendar nicht ihre Tochter führen wolle?

„Julchen! Jul . . chen!" Mit Händen und Füßen arbeitete die brave Frau. Bis „Julchen" endlich erschien. Die Mutter lief ihr triumphierend entgegen. „Wo steckst Du denn? Er will Dich doch führen!"

„Tu mir den einzigen Gefallen," sagte das Mädchen schroff, „und blamier' mich nicht!"

„Ich?" kreischte die Mutter. Sie nahm sich zusammen, weil Peter Körner grade auf Jule zueilte, aber sie warf einen klagenden Blick nach dem Himmel.

Und während der Uhrmacher den Hohenfriedberger blies, marschierte der Zug durch den Garten. Pedell Zühlke hatte sich einen Johannisbeerzweig abgeschnitten — das war sein Königszepter und Taktstock, mit dem er dirigierte. Die meisten summten den

Marsch mit. Frau Fischer guckte sich strahlend ein paarmal nach Jule um.

Sie hatte ihren Arm ganz lose in den des Referendars gelegt. Es war ein schönes Paar.

Er bog sich zu ihr. Sie konnten jetzt reden, ohne gehört zu werden.

„Ihr kennt Euch schon lange?" fragte er.

Sie verstand sofort, wen er meinte, und nickte.

„Es wird ihm peinlich sein, daß ich hier bin. Er hat Dich lieb."

„Ja," erwiderte sie, „sehr lieb."

„Komischer Mensch!" Und plötzlich: „Warum hast Du ihn eigentlich nicht genommen?"

Er wurde im gleichen Augenblick rot. Die Frage konnte roh klingen.

„Ich meine nur," verbesserte er sich, „alle wundern sich darüber."

Sie hatte eine Bewegung gemacht, als wollte sie ihren Arm aus seinem ziehn. Dann ließ sie ihn doch liegen. Er ruhte schwerer darin als vorher.

Eine Antwort gab sie nicht. Nach einer Pause sprach sie nur: „Er ist mir heute näher gewesen, als sonst. Er tut mir leid. Ich hab' ihn ... heut erst recht verstanden."

Als ob eignes Bangen und eigne Schmerzen ihr den Blick geschärft hätten für das Bangen und die Schmerzen anderer.

„Na ja," erwiderte Peter leichthin, „Geschmackssache!" Etwas in ihren letzten Worten hatte ihn gekränkt. „Im ganzen bleibt das doch ein wunderlicher Heiliger, daß er sich nicht schämt, seinen Liebesgram so offen hinter Dir her zu tragen! Die ganze Stadt weiß doch darum!"

Es war überlegen-kühl herausgekommen. Fast feindselig sah sie ihn an: ‚Bist Du so herzlos?' Und dann schien etwas in ihr nach Ausdruck zu ringen. Ihre Gedanken schienen schwer zu arbeiten.

„Ich glaube," sagte sie stockend, „wenn man einen Menschen so sehr lieb hat, dann ist einem alles egal. Es ist alles so klein. Dann schämt man sich auch nicht mehr."

Als ob sie mit den Worten ein Stück von sich selbst losgerissen und preisgegeben hätte! „Ich kann das nicht so sagen," murmelte sie.

Peter war verblüfft und verlegen.

„Du hast wohl recht," antwortete er in einem Tone, der wie eine Abbitte klang.

Da marschierten sie in die geschmückte Kegelbahn, wo das Preiskegeln stattfinden sollte. Der Vorraum prangte in Tannenguirlanden; in einem Verschlage schrieen fünf fette Enten, die zum Ausspielen bestimmt waren. Kolonialwarenhändler Gemeinhart nahm als Schriftführer an der schwarzen Tafel Platz und schrieb mit Kreide die Namen an, und Zühlke senior, schon heiser, erklärte den Damen, daß sie an der linken Kante des Brettes aufsetzen sollten, damit die Kugel recht viel Kegel umwürfe.

Unter ungeheurem Jubel gingen die Damen ans Werk. Ächzend und stöhnend bückte sich eine nach der andern.

„Achtung, Dampfwalze!" — „Schon mehr Prellbock!" — „Mutter, daß Du mir 'ne Ente gewinnst." — „Rietsch, da läuft sie!" — „Ratze — Ratze!"

Und allgemeines Hallo!

Frau Fleischermeister Frentz mit Doppelkinn und ungeheurer Rückseite war zu fest geschnürt und ließ die Kugel einfach fallen. Aber sie hielt sich auf dem Brett.

„Honneur!" schrie ihr Mann und gab ihr vor Freude einen Klaps ... „Fein gemacht, Mutter! 'ne Achte!"

„Die dickste Madam die dickste Ente!" — „Gleich und gleich gesellt sich gern!" — „Hoch Mutter Frentzen!"

„Abwarten," krächzte Zühlke vom humanistischen Gymnasium, „pulchra puella ... Julchen, Döchting ... 'ran an die Gewehre. Jule Fischer kommt noch!"

„Nehmen Sie lieber die kleine Kugel," sagte Peter Körner und reichte sie ihr. Sie wog eine große, zu schwere in beiden Händen.

„Danke." Sie stand noch aufgerichtet da. Ihr Blick wurde groß und hell. Sie streifte damit Peters Gesicht.

„Ich will das Schicksal befragen," sagte sie, „ob ich Glück habe."

Und blitzschnell bog sie sich und schleuderte die kleine Kugel vorwärts.

Die Kraft war zu groß; die Kugel konnte sich auf dem Laufbrett nicht halten, flog gegen die Bande, flog zurück ...

„Ratze!" rief der Junge von oben. „Ratze!" wiederholte unten der Chor.

Zweimal noch, jedesmal mit ernsterem Gesicht, beim drittenmal mit zusammengepreßten Lippen, versuchte sie ihr Heil. Es half ihr nichts. Lächelnd hatte der Referendar auf sie herabgesehen, als sie ge-

bückt, mit messenden, gespannten Blicken die Bahn hinabschaute. Jede Linie ihres geschmeidigen Körpers zeichnete sich so ab.

Als sie sich dann aufrichtete, stutzte er. Sie war blaß, ernst. Als ob sie Vorwurf und Anklage gegen ihn erhebe, sah sie ihm ins Auge. „Ich hab' kein Glück," sprach sie. „Ich wußte es."

Sie wiederholte es noch einmal: „Ich hab' kein Glück!"

„Nein, Du auch nicht." Eine ruhige Stimme neben ihr sagte die Worte. Gustav Zühlke war langsam herangetreten. Von der andern Seite kam Frau Fleischermeister Frenß mit ihrem Gewinn.

„Fett, fett," triumphierte sie, „Willem, was 'n Braten für nächste Woche!"

„Es ist nicht die Ente," sprach Ju halb für sich. Dann ging sie zum Waschbecken — die Kugeln machten die Hände ziemlich schmutzig. —

Immer neues Bier mußte angefahren werden. Es ward heiß. Alles scharte sich um Zühlke senior und Paul Fischer, die nun um den Hauptgewinn: zwei Enten ringen sollten. „Und ich krieg' sie doch," schrie der Pedell und zog den Rock aus. „In drei Deibels Namen, Vizekönig — paß auf. Alea jacta est!"

Da sauste die Kugel; sie faßte nicht gut: nur sieben Kegel rollten durcheinander.

Aber schließlich gewann er die Enten wirklich. „Man muß nur Pech haben," schimpfte der Besiegte. „Sehn Sie mal an, Herr Referendar: knacks, da hab' ich's in der Hand. Sonst hätt' ich mir den Bruder wahrhaftig geholt."

Als Peter Körner dann nolens volens heran mußte, trat Ju neugierig näher.

„Soll ich jetzt mein Glück versuchen?" fragte er.

Und sie: „Ist das noch nötig?"

Sie verfolgte die Kugel in ihrem Lauf. „Sehen Sie," sagte sie —, „wie sie fliegen."

Auch der zweite Wurf gelang. Beim dritten rasierte die Kugel die drei in der Mitte stehenden Kegel fort, den König darunter. Eine glatte Bahn war gebrochen.

„Herz," rief der Aufstelljunge von unten.

„Herz," wiederholte Ju unwillkürlich.

Da sprang, sowieso angesäuselt und noch mehr von seinem letzten Siege berauscht, der Pedell heran. „Herz," schrie er . . . „seht einer den Herrn Referendar — schwupp, hat er Herz!" Halbtot wollt' er sich lachen. „Was meinst Du dazu, Döchting? Julchen, puella pulchra . . . Der kann's besser wie mein Filius! Zu die Weiber muß man mit 'n bißchen Schneid und mit Sprungriemen gehn. Grad wie der Herr Körner. Piek, Julchen — weg hat er's: Herz . . . Herz!"

Mit dem Zeigefinger tippte er sie gegen die Stelle, wo er ihr Herz vermutete.

Alles lachte vergnügt über den guten Witz, prostete das junge Mädchen und den Referendar an, machte seine Späßchen.

Ju war rot geworden. Peter Körner nicht minder. „Wie viel hab' ich denn eigentlich?" rief er immer von neuem, um das gefährliche Thema abzuschneiden.

Aber eine heiser krächzende Stimme war stärker. Sie kam aus dem Hintergrund.

„Mir was verbieten? Du? Ist das verecundia gegen die parentes, was die Eltern sind? Du Ritter Toggenburg?"

Zühlke senior stand Zühlke junior gegenüber. „Ruhig," sagte der Stadtsekretär zitternd. „Hier ist wohl nicht der Ort —"

„Dann fang' nicht an! Principiis obsta . . . Ich bin hier König, ich hab' hier zu befehlen. Mir will er ein harmloses Späßchen — —"

Da nahm ihn Hermann Fischer, der Trompeter, am Arm und schleifte ihn fort. Joseph Schramke in Firma Otto Schramke Sohn zog den Stadtsekretär nach der andern Seite. „Immer man friedlich, Kinder! Wir sind doch unter uns. Gustav, Du bist am Schub!"

„Ja," sagte Jule Fischer flehend, „ja Du bist dran!"

Er nickte ihr zu. Wenn Du es willst, hieß das Nicken, dann will ich's tun.

„Den Referendar holt er doch nicht ein," rief Kolonialwarenhändler Gemeinhart.

Aber die beiden ersten Würfe gelangen.

„Sieh mal an," sagte Ju, die ihm dankbar war, „es geht ja!"

„Doch nicht," erwiderte er leise. „Das Herz krieg' ich nicht."

„Herrgott," lachte Peter Körner — „werd' ich dann etwa Sieger?"

Er wurde es. Madame Fischer brachte ihm die Ente. „Fast die fetteste von allen . . . fühlen Sie nur mal. Da kann man gratulieren!"

Er war so verdutzt, daß er erst kaum Worte fand. „Aber was soll ich denn mit

dem Vieh? Ich bin doch nicht verheiratet! Ich kann doch das Vieh nicht mitschleppen! Beste Frau Fischer, wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich Ihnen das Prachtstück feierlichst dediziere? Bitte, bitte, Sie täten mir den größten Gefallen damit!"

Sie wehrte sich, aber sie strahlte dabei. Eine fette Ente war keine Kleinigkeit für eine gute Hausfrau. Man konnte sie noch mehr nudeln. Man hatte die Federn. Man hatte den Sonntagsbraten.

Doch erst wollte sie ihren Mann fragen. Und die quakende Ente fest gegen den wallenden Busen gedrückt, suchte sie ihren Gatten. Er schien erst nicht recht zu wollen, dann machte er ein pfiffiges Gesicht.

Peter Körner war selig, daß er das Vieh los war, und Frau Fischer, geborene Meyer, hätte ihn am liebsten dafür umarmt.

Nachher wurde im Saal getanzt. Die Fenster standen offen; draußen schwieg eine herrliche, sternenübersäete Sommernacht.

Zühlke vom humanistischen Gymnasium schwenkte in Hemdsärmeln Frau Klempner Böhm. Müffelmann, der das nicht mehr wagte, stampfte den Takt; Frau Schramke bearbeitete das Klavier, und Hermann Fischer blies die Trompete. Man gab sich dem Vergnügen mit Ausdauer und Anstrengung hin. Ströme von Schweiß flossen.

Peter sah sich nach dem Stadtsekretär um. Er war verschwunden. Da engagierte er Jule. Sie allein war sitzen geblieben, denn es war selbstverständlich, daß sie für den Herrn Referendar war.

Von allen Seiten gestoßen und angerannt, tanzten sie ein paar Runden. Dann gingen sie durch den Saal.

Plötzlich sagte das Mädchen, als wäre es das Ende einer langen, unausgesprochenen Gedankenkette: „Ich möchte mit Dir noch einmal so gehn dürfen wie damals . . . nach der Fasanerie."

„Aber das können wir doch, Ju!"

Ihre Augen blitzten, nur kurz.

„Es kommt nicht wieder," antwortete sie.

Und im gleichen Moment hatte er das Gefühl als ob sie recht hätte, als ob zu vieles dazwischen liege. Es durchzuckte ihn schmerzlich: so rein und schön stand der Tag vor seinen Augen. Es war ihm, als könne auch er genau wie sie versichern, daß er nie einen glücklicheren erlebt hätte.

Weil er keine Antwort fand, erinnerte er sie an Einzelnes: an den Schrittmesser, an die Nelken auf seinem Hut, an den Offiziersscheitel, den sie ihm gemacht.

Aber sie unterbrach ihn fast heftig: „Laß das!"

Als ob ihr diese Erinnerungen für die Umgebung zu rein wären, und als ob sie sich etwas, was ihr heilig war, nicht stören lassen wolle.

Grade wuppte wie ein Gummiball Frau Fleischermeister Frentz an ihnen vorüber, ein Taschentuch wie eine flatternde Friedensfahne in der Hand.

„Herr Schramke . . bester Herr Schramke . . . nur einen Momang! Nehmen Sie's nicht übel . . . die Guste hat ihr neues Kleid an . . . legen Sie man doch das Taschentuch 'n bißchen unter! Sonst kriegt das neue Weiße gleich Flecke!"

Und sie drückte Joseph Schramke in Firma Otto Schramke Sohn, der schwitzend eine der Leberwürste drehte, das weiße Schnupftuch in die Hand. Befriedigt segelte sie aus dem gefährlichen Bereich der Tanzenden — Gustes Kleid war gesichert.

Mühsam verbiß sich Peter das Lachen. Ju lachte nicht.

„Ich möchte hier stehen bleiben," sprach sie, als sie an einem offenen Fenster vorüberkam. Schweigend blickte sie in die Nacht hinaus — aus dem Lärm in die Stille.

„Willst Du nicht auch mit den andern tanzen?" fragte sie nach einer Pause.

Es schien fast, als störe er sie.

„Gewiß," erwiderte er achselzuckend. Er absolvierte einige Pflichttänze. Aber als bei der Damenwahl die Mutter der beiden Leberwürste graziös wie ein Nilpferd auf ihn zuschwebte, retirierte er durch die nächste Tür ins Freie.

Oben gingen die ewigen Lichter ihre gemessenen Bahnen. Wie aus Stein gehauen standen die Bäume und Sträucher. Reglos, gleichsam beschwert von dem Ruch der Blumen, hing die Luft. Aus fernen Büschen kam ein phosphoreszierendes Glänzen herüber, als wanderten dort — jetzt von Blättern verdeckt, jetzt wieder sichtbar — Leuchtkäfer. Und über einem Birnbaum, der schon schwer an Früchten trug, schnellten sich spielend, ohne daß ein Lufthauch hörbar ward, die Fledermäuse. (Schluß folgt.)

Ein Kolonialunternehmen des römischen Reichs deutscher Nation.

Von

Dr. A. Charpentier.

Jahrhundertelang war die Kenntnis von den Kolonialversuchen deutscher Kaufherren in Südamerika ebenso wie von den afrikanischen Unternehmungen des Großen Kurfürsten fast vollständig verloren gegangen. Erst in neuester Zeit ist unter dem Eindruck, den der Eintritt Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte hervorgerufen hat, die Geschichte jener ältesten deutschen Kolonialversuche aus vergilbten Papieren ans Tageslicht gezogen worden. Noch fast ebenso unbekannt wie früher ist dagegen bis heute das Schicksal der großen ostindischen Kompagnie geblieben, welche der Wiener Hof zu Anbeginn des XVIII. Jahrhunderts ins Leben gerufen hatte. Gerade dieses Unternehmen ist aber von allen älteren deutschen Versuchen auf kolonialem Gebiete das erfolgreichste gewesen. Es ist gescheitert nicht wie die andern an mangelndem Geschick der Teilhaber und ungenügendem Nutzen, sondern an Umständen, die auf ganz anderm Felde lagen. Ein Blick auf seine Geschichte besitzt daher ein besonderes Interesse, und es ist mit Freuden zu begrüßen, daß soeben ein belgischer Gelehrter alle auf diese Kompagnie bezüglichen Aktenstücke durchforscht und der allgemeinen Kenntnisnahme zugänglich gemacht hat.

Die ersten Jahrzehnte des XVIII. Jahrhunderts waren für Europa eine sehr bewegte Zeit. Es wurde damals nicht allein durch die Kämpfe des spanischen Erbfolgekriegs beunruhigt und den schwedisch-russischen Krieg, sondern auch durch Vorgänge auf dem Geldmarkte, welche aufs tiefste ins Wirtschaftsleben der Völker einschnitten. Die langen Kriege hatten die Finanzen der Staaten völlig erschöpft. Überall waren große Schulden gemacht worden, deren Verzinsung und Tilgung sehr schwierig, oft unmöglich wurde. Allgemein war daher das Suchen nach neuen Steuerquellen und nach andern Mitteln, um aus der Verlegenheit herauszukommen. In England fanden die leitenden Männer ein solches Mittel in der Ausnützung der Vorteile, welche der Krieg dem Kolonialhandel eröffnete. Während nämlich früher Spanien seine amerikanischen Kolonien aufs peinlichste dem Auslande gesperrt und jeden Versuch, mit ihnen Handel zu treiben, rücksichtslos unterdrückt hatte, war in der Zeit der Kämpfe dieses Absperrungssystem nicht durchführbar gewesen. Die seefahrenden Völker, besonders England und Holland, hatten sich das weidlich zunutze gemacht, und während die andern Länder den Frieden herbeisehnten, war das Streben ihrer Schiffer und Kaufleute nur auf Erhaltung dieses Zustands, selbst um den Preis der Fortdauer des Kriegs gerichtet. In Ausnützung dieser Lage rief der englische Schatzkanzler Lord Oxford 1711 eine „Südseegesellschaft“ für den Handel mit Südamerika ins Leben. Sie verpflichtete sich zum Entgelt für die Vorteile, welche die Regierung in ihrem Interesse Spanien abzuringen sich verpflichtete, dem Staat zur Tilgung der dringendsten Schulden 200 Millionen Mark gegen mäßigen Zins zu leihen. Die Gründung wurde vom Publikum mit Begeisterung begrüßt, und die Regierung kam aus aller Verlegenheit.

Es war kaum zu verwundern, wenn dieser Erfolg andere zur Nacheiferung anspornte. Ein abenteuernder Schotte John Law, der seit 1716 in Paris ein Bankgeschäft nach holländisch-englischem Vorbild betrieb, faßte den Gedanken, der französischen Regierung einen ähnlichen Dienst zu erweisen wie Lord Oxford der englischen. Er war sich darüber nicht im unklaren, daß Frankreichs schwachentwickelter Handel und Schiffahrt nicht mit denen Englands in Vergleich gestellt werden konnten, und daß ein Unternehmen zur wirtschaftlichen Ausbeutung fremder Kolonien in Frankreich wenig Anklang finden würde. Aber letzteres verfügte über ein früher von Spanien in Anspruch genommenes ungeheures Gebiet, über dessen natürliche Reichtümer seit Jahren Reisende wie Missionare die glänzendsten Schilderungen verbreitet hatten. Es war das Louisiana, das Becken des Mississippi und seiner Nebenflüsse. Wenn auch die bisher dort unternommenen Kolonisationsversuche mißglückt waren, bot dieses ungeheure Stromgebiet doch nach Laws fester Überzeugung ganz unberechenbare Aussichten für die Zukunft. Ohne Zögern entschloß er sich daher schon 1717, die Kolonisation dieses Landes zu unternehmen und machte sich für ein auf 25 Jahre lautendes entsprechendes Privileg anheischig, dem Staate 100 Millionen Franken zu 4 Prozent zu leihen.

Nicht zufrieden damit erwarb Law 1718 noch das Privileg der französischen Senegalkompagnie und 1719 auch noch das der ostindischen Gesellschaft. Er vereinigte so in den Händen seiner „Compagnie des Indes“ den gesamten französischen Kolonialbesitz. Der Eindruck seines von aller Welt als kaufmännisch und zielbewußt betrachteten Vorgehens auf die Zeitgenossen war ein ungeheurer. Während früher kein Franzose gutwillig Geld in kolonialen Unternehmungen anlegen wollte, riß man sich um die Lawschen Papiere. Binnen wenigen Wochen stiegen die zum Nennwerte von 500 Franken ausgegebenen Aktien auf 20000 Franken.

Der unerhörte Erfolg hatte seine Rückwirkung in England. Obwohl die dortige Südseekompagnie nichts weniger als gute Geschäfte machte, und die Vorteile, welche ihr England in den spanischen Kolonien ausgewirkt hatte, in keiner Weise den gehegten Erwartungen ent-

sprachen, fand sie sich doch durch Laws Maßnahmen zur Nacheiferung angeregt. Sie erbot sich 1719, alle langfristigen Anleihen der englischen Regierung zu übernehmen. Die Regierung sollte ihr die fälligen Zinsen zahlen. Ihrerseits wollte die Kompagnie den Staatsgläubigern Umtausch ihrer Papiere in Aktien der Gesellschaft anbieten, deren Aussichten sie in glänzendes Licht zu setzen wußte. Da die bloße Nachricht von dem Geschäft schon den Kurs der Aktien stark in die Höhe trieb, fühlte sich die Südseekompagnie ihrer Sache so sicher, daß sie dem Staate 70 Millionen Mark für das Eingehen auf ihren Vorschlag bot. Als die Bank von England sich einmengte und ihrerseits ein höheres Angebot machte, sah sich die Kompagnie veranlaßt, dem Staat schließlich nicht weniger als 150 Millionen zu zahlen.

Trotz dieser schweren Bedingungen und der bisherigen geringen geschäftlichen Erfolge der Kompagnie erwies sich ihre Berechnung als richtig. Die Inhaber der Staatsschuldscheine beeilten sich, diese in Aktien der Gesellschaft umzuwandeln, und der Kurs der letzteren stieg 1720 bis auf Tausend. — Eine wilde Spekulationswut bemächtigte sich der Welt. Wie die Pilze schossen Gründungen der törichtsten Art allenthalben aus dem Boden. Nicht allein in England und Frankreich, sondern auch in Belgien, Holland und den deutschen Seestädten wurde eifrig in Mississippi- und Südseeaktien gespielt. Kolonien genossen mit einem Schlage allgemeinste Beliebtheit. Überall entstand neues Interesse für den Erwerb von Besitz in überseeischen Ländern und dem Handel damit, ebenso wie für Banken und Versicherungsgesellschaften. Auch der bald in England wie Frankreich eintretende Zusammenbruch der großen Unternehmungen, die Flucht der Gründer und das Elend zahlreicher Spekulanten ließen das Interesse an kolonialen Gründungen nicht einschlafen. — —

Der Drang nach kolonialen Unternehmungen äußerte sich aber nicht allein bei den Völkern, die sich überseeischen Besitzes erfreuten, sondern auch in solchen Staaten, die sich bisher nur um europäische Angelegenheiten gekümmert hatten. Es war das besonders der Fall in den österreichischen Staaten. In Wien, wo schon von Mitte des XVII. Jahrhunderts an Pläne gemacht worden waren, um sich der Abhängigkeit von den protestantischen Holländern für den Bezug von Kolonialwaren und den Absatz der gewerblichen Produkte, besonders der schlesischen Leinen, zu entziehen, regte sich neues Interesse für koloniale Unternehmungen. Es gewann noch besondere Lebhaftigkeit durch den Erwerb der spanischen Niederlande, des heutigen Belgien, infolge des Erbfolgekriegs. War auch der Haupthafen dieser Provinzen, Antwerpen, infolge der Schließung der Schelde durch die eifersüchtigen Holländer und Engländer lahm gelegt und Handel und Gewerbe dort auf Antreiben der beiden Mächte schwer gehemmt, so bot doch das Land mit seiner Lage an der Nordsee und einer zahlreichen, fleißigen Bevölkerung für Handel und Schiffahrt immer noch schönste Aussichten. Bei der Kleinheit der damaligen Seeschiffe genügte im Notfalle auch der bescheidene Hafen von Ostende für überseeische Unternehmungen. Und es fehlte nicht an Geldleuten, welche, wenn sie nur des kaiserlichen Schutzes sicher waren, die Neigung hegten, die natürlichen Vorzüge Belgiens auszunützen. Nicht allein Belgier, sondern auch Engländer und Holländer, welche sich durch die Monopole der dortigen kolonialen Kompagnien geschädigt fühlten und ihnen Konkurrenz machen wollten, taten Schritte, um ihre Pläne von Ostende aus ins Werk zu setzen.

Schon 1714 bewarb sich ein seit langem in Ostende ansässiger Irländer, Thomas Kay, um Erteilung eines Patents für Sendung eines Schiffes nach Ostindien. Als sein Gesuch Genehmigung fand, ließen sich noch im selben Jahre verschiedene Unternehmer aus Gent und im folgenden mehrere Ostender Reeder Pässe für Indienfahrten erteilen. Thomas Kay hatte gleichzeitig um den Schiffspaß und die Erlaubnis zur Anlage von Faktoreien in Indien gebeten. Obwohl auch dafür bei manchen Leuten in Wien Stimmung vorhanden gewesen sein mag, zögerte der kaiserliche Hof indessen. Man fürchtete sich nicht allein vor einer Verzögerung der noch nicht vollendeten Auseinandersetzung mit England und Holland hinsichtlich Belgiens, sondern auch vor weitergehenden Verwicklungen. — Die drei ersten Indienfahrer verließen den Hafen von Ostende im Frühjahr 1715. Es waren die Schiffe „Charles", „St. Mathieu" und „Prince Eugène". Das erste war nach China, das zweite nach Burata, das dritte nach Bengalen bestimmt.

Während man am Kaiserhofe noch schwankte, ob man eine gelegentliche Festsetzung von Reichsangehörigen in Indien dulden solle, traten schon neue Unternehmer mit überseeischen Plänen an Österreich heran. Ein Schotte, Ker de Kersland, schlug dem Kaiser den Erwerb von Schiffen zur Gründung einer deutschen Flotte, die Ausgabe von Kaperbriefen, Eroberung von Kuba und die Errichtung einer indischen Kompagnie in Flandern vor. Um dieselbe Zeit betrieb von Ostende aus bei den österreichischen Behörden ein früherer Angestellter der halbverkrachten französisch-indischen Kompagnie, Gollet de la Merveille, die Errichtung einer Gesellschaft für den Handel mit Indien. Er kannte die Verhältnisse in Indien ebensogut wie in Nordfrankreich, wo eine Menge Kaufleute die Gelegenheit zu neuen Unternehmungen in Asien ersehnten. Es gewann denn auch eine Anzahl Reeder und Kaufleute für seine Pläne Vertrauen und sie schossen die Mittel zusammen. In aller Stille konnte La Merveille zwei Schiffe in Holland kaufen und nach Ostende bringen. Hier wurden sie umgetauft in „L'empereur Charles IV." und „L'Impératrice", und sollten Ende 1715 mit kaiserlichen Pässen nach Ostindien absegeln. Im letzten Augenblicke wurde das indessen verhindert. Frankreich hatte von dem Unternehmen Wind erhalten. Es sandte darauf einen Konsul nach Ostende, der dem La Merveille seine Matrosen abspenstig zu machen und der österreichischen Regierung neue Bedenken zu erwecken wußte.

Die Schiffe lagen noch im Hafen, als Sommer 1716 die beiden im Vorjahr nach Indien gesandten Schiffe zurückkehrten. Sie brachten reiche Ladungen indischer Waren. Ihr Verkauf

in Ostende ergab einen unerwarteten Gewinn, die Unternehmer erzielten hundert Prozent Nutzen! Natürlich erweckte dieser Erfolg neue Unternehmungslust. Nicht allein bat La Merveille um Erlaubnis zur Abfahrt für seine Schiffe und verlangten Kay und de Potter ein Privileg für zwanzig Jahre, sondern der Conseiller de Commerce de Castillon regte von Amts wegen die Ausgabe von Kaperbriefen und die Beförderung überseeischer Verbindungen an. In den Kreisen der Regierung wuchs das Interesse dafür ebenso unter dem Gesichtspunkt der Befreiung von dem holländischen Handelsmonopol, wie mit Rücksicht auf die Möglichkeit der Eröffnung neuer Steuerquellen in Belgien. Im Wege standen jedoch politische Rücksichten. Während des Kriegs mit der Türkei und den Verhandlungen mit Spanien konnte man sich füglich nicht mit Holland und England ernstlich verfeinden. Beide Mächte aber drohten bereits unter dem Drucke ihrer indischen Kompagnien mit Gewaltmaßregeln gegen österreichische Indienfahrer. Prinz Eugen von Savoyen, dessen Einfluß in Wien maßgebend war, wollte daher von Gründung einer mit Monopolrechten ausgestatteten Kompagnie nichts wissen. Er riet einfach, wie bisher Pässe für einzelne Fahrten zu erteilen.

Infolge dieser Vorschläge erteilte der Kaiser 1717 nur drei Schiffspässe, die von einem Empfehlungsbrief an den Großmogul begleitet waren. Doch nicht einmal drei Schiffe konnten abgefertigt werden, da es an Matrosen fehlte. Holland, England und Frankreich verboten nämlich ihren Seeleuten bei schwersten Strafen, in belgische Dienste zu treten, und in Belgien gab es nicht genug Seefahrer. So gelang es nur einem aus Amsterdam nach Antwerpen übergesiedelten Kaufmann Cloot Anfang 1718 ein Schiff „Prince Eugène“ nach China abzuschicken. La Merveille, der durch den geschilderten Gang der Dinge lahmgelegt war, bemühte sich dafür, französische Schiffe, welche ohne Erlaubnis der französischen Kompagnie Fahrten nach Indien ausgeführt hatten, nach Ostende zu ziehen und ihre Waren dort zur Versteigerung zu bringen. Wenn das den Finanzen und dem Handel des Landes zweifellos zustatten kam, erregte es größte Entrüstung in Antwerpen. Nicht allein die dortigen Weber fühlten sich durch das Erscheinen der billigen chinesischen Seidenstoffe geschädigt, sondern die dortigen Kaufleute, welche erheblich an der holländisch-ostindischen Kompagnie beteiligt waren, fürchteten für deren Geschäfte und nährten die Unzufriedenheit, so daß es 1718 zu ernstlichen Straßenunruhen kam. Die Regierung hielt es schließlich für angezeigt, weitere Versteigerungen von Ladungen französischer Indienfahrer zu verbieten.

Nicht abgeschreckt durch den neuen Mißerfolg erbat La Merveille nun wieder ein Privileg zur Gründung einer indischen Kompagnie und Anlage von Stationen in Asien. Als der kaiserliche Hof aus Rücksicht auf England darauf nicht einging, begnügte er sich mit einem Paß für das Schiff „Charles IV.“ und einem Kaperbrief gegen Spanien. Im Sommer 1718 ging er selbst in See. Bald darauf erschien das Schiff „Prince Eugène“ wieder im Hafen. Es hatte gute Geschäfte in Indien gemacht und die der Tyrannei der alten Gesellschaften müden Fürsten hatten wiederholt den Belgiern die Einräumung von Faktoreien angeboten.

Diese Nachrichten gelangten nach Wien gerade als der Friede von Passarowitz mit der Pforte zustande gebracht und alle Gefahr von seiten Spaniens durch Abschluß der Quadruple-Allianz beseitigt war. Infolge dieser Erfolge war in der Regierung größeres Interesse für wirtschaftliche Fragen überhaupt erwacht. Schon waren Triest und Fiume zu Freihäfen erklärt und die Gründung einer Kompagnie für den Levantehandel ins Auge gefaßt worden. Die Bewegung in Belgien wurde daher jetzt wesentlich wohlwollender angesehen. Der Generalgouverneur erhielt den Auftrag, die günstige Stimmung der Handelswelt auszunützen und überseeische Unternehmungen zu befördern. So erhielt Cloot jetzt nicht allein Pässe für fünf Schiffe, sondern noch den Barontitel. Dazu wurden Pässe für Afrika und andere bisher von Belgien nicht besuchte Gegenden sowie Kaperbriefe erteilt. Auf neue Beschwerden Englands erklärte der österreichische Botschafter in London, daß der Kaiser zwar in keiner Weise Verletzungen des Monopols der englischen Kompagnie durch Engländer befördern würde, daß aber das Reich den Anspruch erhebe, seinen Angehörigen Pässe für Handel in allen Teilen der Welt zu erteilen. In der Tat wurden im September 1718 acht, im Dezember drei, im Januar und Februar 1719 vier Pässe ausgegeben.

Die englische Diplomatie hat diese Auffassung des Kaisers nicht anzufechten gewagt. Aber sie machte ihn darauf aufmerksam, daß Österreich sich durch sein Vorgehen in Schwierigkeiten mit verschiedenen Staaten gleichzeitig verwickele und daß es weniger seinen Untertanen als fremden Staatsangehörigen Nutzen schaffe. Die Holländer zogen es vor, ihren Standpunkt praktisch zum Ausdruck zu bringen. Sie verweigerten dem „Charles IV.“ in Kapstadt die Versorgung mit frischem Wasser und nahmen an der afrikanischen Westküste das Schiff „Marquis de Prié“ weg. Seine Besatzung schafften sie nach der Goldküste und behandelten sie als Kettengefangene. Die kaiserliche Regierung erhob umsonst Vorstellungen im Haag. Im Frühjahr 1719 kaperten die Holländer ein zweites Ostender Schiff in Westafrika.

Nun riß der kaiserlichen Regierung die Geduld. Sie erlaubte den geschädigten Ostender Reedern die Wegnahme des holländischen Schiffs „Commany“ mit reicher Ladung im Kanal und wies die Beschwerden Hollands dagegen zurück. Die Fahrten nach Indien und China von Ostende aus nahmen ihren ununterbrochenen Fortgang, und das Monopol der englischen und holländischen Kompagnien in den wichtigsten Kolonialwaren wurde ernstlich erschüttert. Die beiden Regierungen überschütteten den Wiener Hof mit Beschwerden. Aber in Wien ließ man sich nicht einschüchtern. Die Pässe wurden weiter erteilt und in Kanton sowie in Indien Faktoreien angelegt, über denen die kaiserliche Flagge wehte. Als 1720 auch noch Spanien der Quadrupel-Allianz beitrat und damit für Österreich die letzte Gefahr schwand, fühlte man sich in Wien stark

genug, den eingenommenen Standpunkt gegen England und Holland zu verteidigen und mit der Anlage von Kolonien ernstlich vorzugehen. Es wurde die Entsendung kaiserlicher Beamten nach Indien ins Auge gefaßt, um die Verhandlungen mit den dortigen Fürsten zu führen, und gleichzeitig trat man dem Plane der Schöpfung einer Kompagnie nach dem Muster der holländischen näher.

Ehe sich aber die Regierung entschied, bestürmten sie allerlei Spekulanten mit Plänen nach Art der Lawschen, und wiederholt hatte es, da der Regierung große Summen in Aussicht gestellt wurden, den Anschein, daß sie die österreichischen Niederlande in das allgemeine Spekulationsfieber verwickeln würden. Es sind damals nicht allein allerlei große Bank- und Überseeunternehmungen angeregt worden, sondern auch der Erwerb der Insel Tabago, des Salomonarchipels und Madagaskars. Schließlich fielen alle diese Projekte von selbst, als der große Krach in London und Paris ausbrach, und die gesunden geschäftlichen Erwägungen wurden nicht weiter gestört.

Die Lage war jetzt für das Reich günstiger als je. Dank der ständig fortgesetzten Indienfahrten hatte sich Belgiens Wohlstand merklich gehoben. Das Interesse für überseeische Unternehmungen war hier so rege wie je, und gleichzeitig drohte von England und Holland, wo die wilde Spekulation schwere Verluste verursacht hatte, weniger Gefahr als zuvor. Der Plan einer Kompagnie wurde daher in Wien ernstlich bearbeitet. Man erachtete die Schöpfung einer solchen Vereinigung der Interessenten für unerläßlich, da sonst nicht genügend Schutz gegen die fortdauernden Übergriffe der englischen und holländischen Gesellschaften zu erreichen war. Der Rat Neny entwarf den Plan mit Unterstützung der Antwerpener Kaufleute Cloot, de Prat und Proli. So entstand im November 1722 das Privileg der Kaiserlichen und Königlichen Kompagnie für die österreichischen Niederlande. Mit dem Amte des ersten Direktors wurde de Prat betraut. Unter den sechs andern befanden sich Thomas Kay und Proli. Cloot wurde dagegen wegen verschiedener gegen ihn erhobener Beschuldigungen nicht in die Direktion gewählt.

Das Eigentümliche bei der Sache war, daß schließlich keiner der Erwählten vorher befragt und das Privileg ebenfalls ohne Anhörung der Interessenten aufgestellt worden ist. Es bedurfte daher zunächst neuer Verhandlungen mit den beteiligten Kaufleuten, welche allerlei Schwierigkeiten boten. Sie waren weder mit der Zusammensetzung der Direktion, noch mit der auf 10 Millionen Gulden festgesetzten Höhe des Grundkapitals, noch mit den Eingangszöllen einverstanden. Der Rat Neny und Direktor Proli mußten erst nach Wien reisen, um mit Hilfe des Prinzen Eugen eine Verständigung zuwege zu bringen.

Auch nun waren noch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt. Kaum war nämlich etwas von der Gründung bekannt geworden, als aufs neue Holland und England dringende Vorstellungen in Wien erhoben und allerlei Einflüsse in Bewegung setzten. Unter anderm wußten sie auch Frankreich zu einem Einspruch zu veranlassen und taten Schritte, um Venedig, Genua und Florenz zur Teilnahme an den Vorstellungen zu bewegen. Es bedurfte des ganzen Einflusses des Prinzen Eugen und des Willens des Kaisers, um den Intrigen der Seemächte zu begegnen. In der Überzeugung, daß er lange genug seine Interessen denen Hollands und Englands geopfert habe, entschied er sofortige Erledigung der Angelegenheit. Das Kapital der Kompagnie wurde entsprechend den Wünschen der Kompagnie auf sechs Millionen Gulden bemessen, Fremden der Zutritt gestattet, die Abhaltung der Versteigerungen je nach Wunsch der Direktoren in Brügge und Ostende zugelassen und nur der 6 prozentige Eingangszoll festgehalten. Am 11. August 1723 fand die öffentliche Zeichnung des Kapitals statt, die zum Ärger der fremden Vertreter glatt erfolgte. Am 15. August waren die Aktien an der Antwerpener Börse schon mit 1120 notiert. Das Angebot deckte bei weitem nicht die Nachfrage. — —

Die erste Generalversammlung der Kompagnie fand Anfang Oktober 1723 statt. Es wurde die Absendung von zwei Schiffen nach China, eines dritten nach Moka und eines vierten nach Bengalen beschlossen. Anträge auf Fischereibetrieb in Grönland und dem Erwerb einer Station in Madagaskar wurden abgelehnt. Dagegen sollten die Faktoreien in Indien und China neu angelegt und befestigt werden. Mit ersteren wurde ein General Cobbe betraut. Der General fand die belgische Faktorei Sadatpatnam oder Calabon in guter Verfassung. Als er aber nach Bengalen gelangte, verboten die Holländer und Engländer allen Untertanen aufs strengste den Verkehr mit dem deutschen Schiffe und suchten die Verhandlungen, welche die Mission mit dem Nabob anknüpfte, zu hintertreiben. Trotz aller Bemühungen hatten sie damit keinen Erfolg. Ende 1723 wurde der Kompagnie vom Nabob die Anlage zweier Faktoreien gestattet.

Leider besaß General Cobbe keine glückliche Hand. Er entzweite sich bald mit den Eingeborenen. Eines Tags griff ihn der Nabob an. Cobbe fiel, die Faktorei wurde zerstört. Die Überlebenden flüchteten nach der französischen Station Chandernagor. Hier fand sie die Bemannung eines 1724 nach dem Ganges entsandten und dort gescheiterten Ostender Schiffs, die nun eine neue Faktorei in Danemarnagor schuf. So groß war aber der Zorn des Nabobs, daß lange Zeit verging, ehe der Faktorei das Recht zum Handelsbetrieb erteilt wurde.

Zum Glück für die Kompagnie schwächten die großen Gewinne der früheren Expeditionen und gute Nachrichten aus China den Eindruck der Hiobsposten aus Indien. Im Jahre 1725 brachten die ersten nach Kanton geschickten Schiffe so reiche Ladungen mit, daß den 928 547 Gulden Kosten ein Reingewinn von 1 257 697 Gulden gegenübertrat. Der Erfolg hob nicht nur den Kredit der Kompagnie, sondern stärkte auch das Interesse für sie. Der Kaiser versuchte dem Unternehmen Verbindungen mit den Hansestädten und Schweden zu sichern und seinen Schiffen Sicherheit vor den Seeräubereien der Barbaresken zu verschaffen. Dazu knüpfte er ein

enges Bündnis mit Spanien, wodurch beide Teile sich Unterstützung bei ihren überseeischen Unternehmungen versprachen.

Vorderhand bedurfte die Kompagnie aber dieser Schritte gar nicht. Ihre Geschäfte gingen glänzend. Schon Ende 1725 konnten sechs Prozent Dividende verteilt werden. Die Faktoreien in Indien und Kanton wurden in Verteidigungsstand gesetzt; 1727 erlangte man vom Nabob Landkonzessionen in Banki-bazar und Casimbazar am Ganges und das Recht zur Errichtung von Faktoreien in Dacca, Seydabat und Ballasore. Banki-bazar wurde der Sitz des Gouverneurs der Kompagnie, Huma. Hier befand sich auch der zehnköpfige Gouvernementsrat und das Kommando der Truppen. Jedes Schiff brachte reiche Ladungen aus Indien heim. Noch mehr warfen die Expeditionen nach China ab. Das zweite dorthin entsandte Geschwader, das 896000 Gulden Kosten gemacht hatte, brachte 1369200 Gulden Reingewinn, das dritte gar 2370500 Gulden. Eine vierte Expedition ließ einen Nutzen von 2060800 Gulden. Im ganzen wurden in dem Verkehr mit China 7058300 Gulden verdient!

Je glänzender das Unternehmen sich bezahlt machte, um so größer wurde der Zorn der Seemächte. Unermüdlich war Holland tätig, England und Frankreich zu gemeinsamem Vorgehen zu veranlassen. Nach langem vergeblichem Bemühen gelang es ihn, sein Ziel zu erreichen, als das österreichisch-spanische Bündnis zustande kam. Dieser Vertrag, der das politische Gleichgewicht Europas bedrohte, führte erst England und Frankreich zusammen. Ihnen gesellte sich 1725 Preußen zu, und 1726 schloß sich Holland der Liga an. In einem Artikel des Bündnisvertrags wurde der Ausschluß der österreichischen Niederlande vom Handel mit Indien als eins der Ziele der Liga bezeichnet! Wenn auch Preußen nunmehr aus dem Bunde ausschied, war jetzt doch das Schicksal des Ostender Unternehmens besiegelt.

Die von Holland und England gegen die Kompagnie damals ins Feld geführten rechtlichen Gründe hätten allerdings wenig zu bedeuten gehabt. Doch die Entrüstung, welche in England entstand, als bekannt wurde, daß der Kaiser z. B. Spanien seine Hilfe bei Wiedereroberung Gibraltars zugesagt habe, und die Entschlossenheit der Holländer, sich der Konkurrenten gewaltsam zu entledigen, machten die Lage bedenklich. Der Kaiser sah ein, daß Zugeständnisse unerläßlich seien. Es wurde die Verlegung der Kompagnie nach Triest, Herabsetzung der Zahl ihrer Expeditionen u. dergl. ins Auge gefaßt. Das genügte jedoch den Holländern nicht. Sie und England verlangten das Verschwinden der kaiserlichen Flagge vom Weltmeer. Zuletzt mischte sich der Papst ein und schlug Ende 1726 die Suspension des Privilegs der Kompagnie bis zu einem Zeitpunkt vor, an dem sich die Mächte über die Angelegenheit verständigt haben würden.

Kaiser Karl VI. sah sich angesichts der Uneinigkeit innerhalb des Reichs, der Schwäche Spaniens und der von den Türken drohenden Gefahr in einer Zwangslage. An einen Seekrieg konnte er nicht denken. Eine Suspension des Privilegs erschien ihm als geeignetes Mittel, um Zeit zu gewinnen. Aber die Holländer wollten von weiteren Erwägungen über die Rechte der österreichischen Niederlande zum Handel mit Indien nichts hören. Sie bestanden auf sofortiger Aufhebung der Kompagnie, und England wie Frankreich waren ihrer Meinung. Ein Krieg erschien unvermeidlich, als 1727 Spanien die Belagerung von Gibraltar begann. Unter diesen Umständen blieb dem Kaiser nur übrig, nachzugeben. Auf Vorschlag Frankreichs willigte er in Suspension des Privilegs auf sieben Jahre, nachdem ein Versuch, den deutschen Reichstag zur Stellungnahme für die Ostender Kompagnie zu bewegen, gescheitert war.

Umsonst versuchte die österreichische Verwaltung in Belgien die Schwere dieses Schlages zu mildern. Die Teilhaber der Kompagnie wurden auf den Handel mit Europa und den Kanarischen Inseln verwiesen und Vorkehrungen zur Liquidation des erfolgreichen Unternehmens getroffen. Die internationale Konferenz zur Prüfung der Rechtslage, die 1728 zusammentrat, änderte nichts in der Angelegenheit. Im Gegenteil, die Aussichten der Kompagnie wurden noch schlimmer, da der Kaiser nun auch die Thronfolge seiner Tochter Maria Theresia bedroht sah und für ihre Sicherung sich auf den guten Willen der protestantischen Mächte angewiesen sah. Bei diesen gab das Verbot des indischen Handels in den österreichischen Niederlanden den Ausschlag. So war es denn nicht zu verwundern, daß der Kaiser 1731 zugunsten der Sicherstellung der Erbfolge zunächst England gegenüber sich zur Aufhebung der Ostender Kompagnie verpflichtete; 1732 erfolgte ein entsprechendes Abkommen mit Holland. — Das Schicksal dieses aussichtsreichen Kolonialunternehmens des deutschen Kaiserhofs war somit besiegelt. Die Ostender, welche noch einige Indienfahrten in der Stille und zum Teil mit Hilfe Hamburgs ausgeführt hatten, sahen sich genötigt, ihre Expeditionen einzustellen. Ein Teil ihrer Seeleute ging nach Schweden und rief dort eine indische Kompagnie ins Leben. Ihre Faktoreien blieben zwar noch ein Zeitlang unter österreichischer Flagge bestehen, sahen sich aber ganz auf fremde Hilfe angewiesen.

Die Kompagnie hat auf ihr eingezahltes Kapital von 4500000 Gulden bis 1730 an Dividenden 6180000 Gulden verteilt. Ihre Liquidation hat sich lange hingezogen. Bis 1745 waren 11790000 Gulden an die Teilnehmer zurückgezahlt.

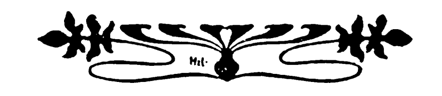




Abb. 1. Maria mit dem Kinde. Gemälde im Königl. Museum zu Berlin.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Jacopo Palma il Vecchio.

Von

Dr. Adolf Rosenberg-Berlin.

Mit zwei Einschaltbildern und zwanzig Abbildungen.

Aus einem Hochtale der Bergamasker Alpen ist der Künstler gekommen, der mit Giorgione und Tizian jenes Dreigestirn bildet, das über der Blütezeit der venezianischen Malerei in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts leuchtet. Alle drei waren fast gleichaltrig: Giorgione ist 1478, Tizian 1477, Palma 1480 geboren, und fast ein Jahrzehnt ihres Lebens, von 1500—1510, ist ihre künstlerische Entwicklung so dicht nebeneinander gegangen, daß die Verwandtschaft zwischen ihren in dieser Zeit entstandenen Werken so groß geworden ist, daß eine reinliche Scheidung zwischen den Anteilen eines jeden an unserem Kunstbesitz aus diesem Jahrzehnt große Schwierigkeiten bereitet. Die Urkunden lassen uns über persönliche Beziehungen zwischen den drei Künstlern fast ganz im Stich. Nur von Giorgione und Tizian wissen wir, daß sie zusammen die jetzt beinahe völlig erloschenen Fresken am Kaufhaus der Deutschen, dicht beim Rialto, ausgeführt haben; daß es dabei nicht ohne die übliche Künstlerrivalität mit ihrem leidigen Gefolge von Mißstimmungen abgegangen ist, hat die Künstlerlegende

hinzugefügt. Um Tizian und Palma hat sie ein freundlicheres Band geflochten, indem sie letzterem eine Tochter Violanta angedichtet hat, mit der Tizian ein Liebesverhältnis unterhalten und deren Schönheit er oft auf seinen Bildern verherrlicht habe. In Wirklichkeit ist Palma aber, wie aus seinem sehr umständlich abgefaßten Testament hervorgeht, unverheiratet und ohne Leibeserben gestorben. Als Kern läßt sich jedoch aus dieser Legende nur die Tatsache herausschälen, daß Tizian und Palma zeitweilig dieselben Modelle benutzt haben. So steht z. B. auch die Venus auf einem der Meisterwerke aus Tizians früher Zeit, der „Himmlischen und irdischen Liebe“, in engstem Zusammenhang mit der Eva auf dem „Sündenfall“ im Braunschweiger Museum, der lange Zeit zwischen Giorgione und Palma streitig gewesen ist, bis man sich nun endlich allgemein für die Urheberschaft des letzteren entschieden hat.

Abb. 2. Adam und Eva. Gemälde im Herzogl. Museum zu Braunschweig. (Nach einer Photographie der Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G., München.)

Giorgione ist sehr früh, kaum zweiunddreißig Jahre alt gestorben; in der kurzen Zeit seines künstlerischen Schaffens hatte er aber so Glänzendes und Staunenswertes geleistet, daß sein Name in den Kreisen der Künstler und Kunstliebhaber, die Gemälde kauften, einen Ruhm erwarb, der um so mehr wuchs, als die Zahl der von ihm hinterlassenen Gemälde sehr klein ist und sich überdies noch frühzeitig über die wenigen Bilder, die mit diesem glänzenden Namen in Verbindung gebracht wurden, Meinungsverschiedenheiten bildeten. Jacopo oder, wie dieser Vorname im Venezianischen lautet, Jacomo Palma ist wenigstens achtundvierzig Jahre alt geworden, und er konnte demnach eine Tätigkeit entfalten, deren Spuren sich dem Gedächtnis seiner Zeitgenossen tiefer eingeprägt haben. Er hat mehr als ein halbes Hundert Bilder hinterlassen, die unzweifelhaft das Gepräge seiner Hand tragen, und Schüler und Nachahmer haben seine Art noch eine Zeitlang nach seinem Tode fortgesetzt. Tizian, der fast hundertjährig geworden, hat seine beiden Altersgenossen um eine gewaltige Strecke des Erdenwandels, den einen um mehr als sechzig, den anderen um beinahe fünfzig Jahre überlebt. Was Wunder, daß er sie schon durch den Umfang seines Schaffens und durch den Glanz verdunkelt hat, den der Verkehr mit Kaiser und Papst, mit Königen und Fürsten jeglichen Ranges um sein Dasein wob, dann aber auch durch seine Begabung, die ihn befähigte, alle Vorzüge seiner Kunstgenossen in sich aufzunehmen und mit den seinigen zu einer höheren Einheit zu verschmelzen.

Und doch haben Giorgione sowohl wie Palma ihre ganz persönlichen Eigentümlichkeiten gehabt, die Tizian nicht erreichbar waren und die auch ihnen neben dem Glücklicheren, dem die Gunst des Schicksals eine



Abb. 3. Die Ehebrecherin vor Christus. Gemälde in der Galerie des Kapitols zu Rom. (Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.)

volle und allseitige Entwicklung seiner Kräfte erlaubt hat, einen Ehrenplatz in dem goldenen Zeitalter der venezianischen Malerei erworben haben. Neben und mit Tizian wird man immer Giorgione und Palma vecchio nennen.

Aus Urkunden, die in den letzten Jahrzehnten in den Archiven von Bergamo und Venedig gefunden, aber erst kürzlich in ihrem vollen Wortlaute veröffentlicht worden sind, haben wir erfahren, daß der Maler, den die Nachwelt nur unter dem Namen „Jacopo Palma der Ältere" — zur Unterscheidung von seinem gleichnamigen Großneffen — kennt, als Sohn eines Ser Antonio de Negreti in Serina im oberen Brembanatal, dem westlichsten der großen Täler der Bergamasker Alpen, dreiunddreißig Kilometer nordwestlich von Bergamo, geboren worden ist. Negreti oder in moderner Schreibweise Nigretti war also der Familienname des Malers, und er hat ihn, wie weitere Urkunden beweisen, bis zum Jahre 1512 geführt. Seitdem erscheint er fortan in den Urkunden als „Jacomo Palma depentor" (Maler). Weshalb er sich diesen Namen beigelegt, wissen wir nicht; doch hat sich ebenfalls aus Urkunden ergeben, daß auch andere Landsleute des Malers aus dessen engerer Heimat den Namen Palma angenommen haben. Es sind vielleicht, wie man vermutet hat, örtliche Ursachen, die wir nicht kennen, auf diesen Namenswechsel von Einfluß gewesen.

Serina, nach seiner hohen Lage — 820 Meter über dem Meere — auch Serinalta genannt, ist jetzt ein kleines Dorf, das nur von Viehzucht treibenden Bauern bewohnt wird. So wird es auch gewesen sein, als Jacopo dort geboren wurde, und sein Vater

Ser Antonio, über den wir sonst weiter nichts wissen, wird sich ebenfalls mit Viehzucht und Viehhandel beschäftigt haben. Viel warf das Geschäft nicht ab, jedenfalls nicht so viel, um die Bevölkerung der bergamaskischen Täler zu ernähren. Viele Bergamasken wanderten beizeiten aus, um sich anderswo ihr Brot zu erwerben, und besonders stark war der Zug der Bergamasken nach Venedig, wo sich bald eine ganze bergamaskische Kolonie, in der Nähe der Kirche von San Cassiano, bildete. Nicht wenige von ihnen gelangten auch durch ausgebreiteten Wein- und Fruchthandel zu Wohlstand und Ansehen. Andere waren in verschiedenen Gewerben tätig, unter denen sich das nahrhafte des Schweineschlächters und Wurstmachers bei ihnen einer besonderen Beliebtheit erfreute.

Auch der junge Jacopo, in dem der künstlerische Trieb frühzeitig erwacht sein muß, empfand bald den Drang nach Venedig, dem Emporium der Kunst wie des Handels. Da sein Vater aber nicht die Mittel besaß, um den Sohn für die Reise nach Venedig und seinen dortigen Aufenthalt auszustatten, legte sich die Misericordia, eine zu Werken der Barmherzigkeit gegründete Genossenschaft in Bergamo, ins Mittel. Ein Priester, der allerlei Urkunden über bergamaskische Künstler gesammelt hat, sagt in seinen Aufzeichnungen, daß er in dem Buche der Misericordia den auf diesen Wohltätigkeitsakt bezüglichen Eintrag gelesen habe. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß der angehende Künstler bei einem der Maler in Bergamo eine Lehrzeit durchgemacht und dabei Beweise seiner Begabung abgelegt hat, bevor sich die Vorsteher der Misericordia dazu entschlossen, ihn zu seinem weiteren Fortkommen zu unterstützen. Es wäre nun von hohem Interesse, wenn sich aus dieser Lehrzeit Palmas oder auch nur aus seinen ersten Anfängen in Venedig Bilder erhalten hätten, aus denen wir seine allmähliche Entwicklung kennen lernten. Aber es scheint nicht der Fall zu sein. Zwar gibt es zwei Bilder, die von scharfsinnigen Forschern für Jugendwerke Palmas gehalten werden. Leider stehen jedoch gewichtige Bedenken entgegen. Das eine ist ein schlichtes Madonnenbild im Berliner Museum: neben einem offenen Bogenfenster, das einen Blick in ein Flußtal gewährt, sitzt Maria und liest in einem Gebetbuch, vor ihr auf einer Brüstung liegt das schlafende Kind, und unterhalb des Kissens liest man auf einem angehefteten Zettel die Inschrift: JACOBVS * PALMA, darunter zwei gekreuzte Palmen, also gleichsam das „redende“ Wappen des Malers (Abb. 1). Die Inschrift macht durchaus den Eindruck, daß sie gleichzeitig mit dem Bilde entstanden ist. Trotzdem trug der Senator Giovanni Morelli, der unbarmherzige Bilderkritiker, der unter dem Nachlaß der italienischen Meister des XV. und XVI. Jahrhunderts fürchterlich Musterung gehalten hat, kein Bedenken, die Inschrift für eine „uralte Fälschung“ zu erklären. Jetzt haben ihm die Urkunden recht gegeben, aus denen unzweideutig hervorgeht, daß Jacopo Palma diesen Zunamen erst um 1513 angenommen hat, während das Berliner Bild seinem ganzen



Abb. 4. Palmas Selbstbildnis.
Gemälde in der Alten Pinakothek zu München.
(Nach einer Photographie der Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G., München.)



Lukretia. Gemälde von Jacopo Palma il Vecchio im K. u. K. Hofmuseum zu Wien.

Stilcharakter nach spätestens um 1500 gemalt sein muß. Aber auch das zweite Bild, das als ein Jugendwerk Palmas in Anspruch genommen wird, ist nicht minder zweifelhaft, obwohl gerade die Autorität Morellis dafür eingetreten ist. Es befindet sich im Königlichen Museum in Stuttgart und stellt den Erzengel Raphael auf der Wanderschaft mit dem kleinen Tobias dar, der, entgegen der künstlerischen Überlieferung, als drei- oder vierjähriges Kind aufgefaßt, gar unbehilflich auf seinen dicken Beinchen an der Hand des Engels einherwatschelt. Engel, Kind und das begleitende Hündchen sind mit einer rührenden, fast komisch wirkenden Naivität und Unbeholfenheit behandelt. Wer ohne Vorurteil an das Bildchen herantritt, wird es schon mit Rücksicht auf seine lichte, rosige Färbung, die auf jede koloristische Stimmung mit resoluter Unbefangenheit verzichtet, für die Arbeit eines stammelnden Anfängers aus der bergamaskischen Schule erklären. Auf Venedigs Boden kann dieses Bildchen nicht gewachsen sein, oder sein Urheber müßte blind durch die üppige Farbenpracht gegangen sein, die schon um die Wende des XV. Jahrhunderts aus allen Malerwerkstätten Venedigs aufsproß. Selbst wenn Jacopo Palma, was doch das natürlichste ist, zu einem der in Venedig tätigen Maler aus Bergamo, etwa zu Andrea Previtali, in die Lehre gekommen wäre, so hätte er unter dessen Leitung nimmermehr ein Bild gemalt, in dem auch nicht ein Hauch von venezianischer Luft weht. War doch Previtali selbst ein Schüler Giovanni Bellinis gewesen und gab es doch um die Zeit, in der Jacopo Palma nach der Lagunenstadt gekommen sein muß, dort kaum einen Maler, der nicht unmittelbar oder mittelbar den Einfluß des Meisters empfangen hat, der die alte noch gebundene Kunst zu der freien Schönheitshöhe der Blütezeit emporzuführen begann.

Es wird denn auch allgemein angenommen, daß Jacopo Palma ebenfalls zu den Schülern Giovanni Bellinis im engeren oder weiteren Sinne gehört hat. Das bezeugen uns die Bilder, die sich nach ihrer stilistischen Behandlung als die frühesten zu erkennen geben, die wir von Palmas Hand besitzen: Adam und Eva im Herzoglichen Museum zu Braunschweig (Abb. 2), die Ehebrecherin vor Christus in der Galerie des Kapitols (Abb. 3) und die den Dolch gegen ihre Brust richtende Lukrezia in der Galerie Borghese in Rom (Abb. 5). Das



Abb. 5. Lukrezia. Gemälde in der Galerie Borghese zu Rom.
(Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.)

Bild des ersten Menschenpaares in Braunschweig zeigt bereits alle Merkmale des spezifisch venezianischen Kunststils so vollkommen ausgebildet, daß man es begreift, weshalb man so lange gezögert hat, es seinem wahren Urheber zurückzugeben. Der Kopf der Eva spricht mehr für Palma, als es eine volle Künstlerinschrift tun könnte, und ein ebenso gewichtiger Zeuge scheint uns der Kopf Adams zu sein. Es gibt ein männliches Bildnis in der Münchener Pinakothek, das ebenfalls lange Zeit zwischen Giorgione und Palma streitig war, obwohl ein vollgültiges Zeugnis zugunsten des letzteren vorliegt. Vasari, der zweimal Venedig besucht hat, um authentische Nachrichten für seine Künstlerbiographien zu sammeln, beschreibt es so eingehend, daß kein Mißverständnis möglich ist, als ein Selbstbildnis Palmas (Abb. 4). Er ergeht sich dabei in den Ausdrücken der höchsten Bewunderung, rühmt Zeichnung und Kolorit gleichermaßen und hebt besonders die Natürlichkeit und Lebendigkeit hervor, mit der die Haare des Pelzes dargestellt sind, der Rücken und Schultern des Mannes bedeckt. Am meisten hat ihm aber die Drehung der Augen imponiert, „die Leonardo da Vinci und Michelangelo Buonarotti nicht besser hätten machen können.“ Das ist das höchste Lob, das Vasari zu vergeben hatte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Bild zu den wenigen Werken des Meisters gehört, die Vasari noch selbst in Venedig gesehen hat, und es gab damals noch genug Leute, die Palma von Ansehen gekannt hatten, also dem Florentiner Auskunft über die Person des Dargestellten geben konnten.

Dieses Bildnis nun stimmt in den Grundzügen so vollkommen mit dem Kopfe Adams auf dem Braunschweiger Bilde überein, daß die Vermutung nahe liegt, Palma habe dafür seinen eigenen Kopf als Modell benutzt. Freilich hat er ihn, um ihn der Schönheit Evas würdig zu machen, entsprechend idealisiert und damit einen Typus jugendlicher Männ-

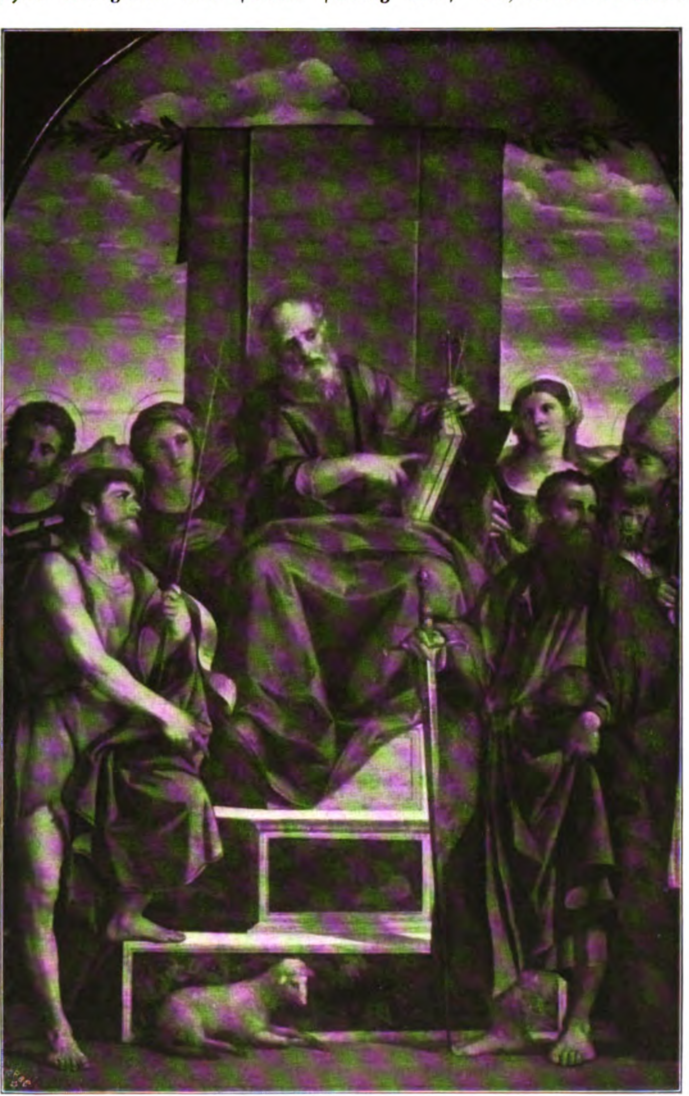


Abb. 6. Der thronende Petrus mit den sechs Heiligen.
Gemälde in der Accademia zu Venedig.
(Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.)



Abb. 7. Die heilige Barbara. Gemälde in der Kirche Sa. Maria Formosa in Venedig. (Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

lichkeit geschaffen, der an Kraft und Energie der Haltung selbst die immerhin etwas weibisch-weichlichen Jünglingsgestalten Giorgiones übertrifft. Auch Tizian hatte um diese Zeit noch nicht einen ebenso glücklichen Ausdruck kraftvoller Mannesschönheit in der ersten Reife gefunden.

Eine lebhafte Erinnerung an Tizian macht dagegen Palmas Ehebrecherin vor Christus in der Galerie des Kapitols lebendig. Bei diesem scharfen, habichtartigen Profil des Pharisäers, der seiner Beute schon ganz sicher zu sein glaubt, und dem edlen, von erhabener Ruhe und Milde strahlenden Haupte Christi denkt man an denselben schneidenden Gegensatz, den Tizian in seinem Christus mit dem Zinsgroschen in unübertrefflicher und auch unübertroffener, in wahrhaft klassischer Weise formuliert hat. Wer war hier der Gebende, wer der Empfangende? Die Wagschale wird sich bei solchen Fragen immer zugunsten Tizians als des größeren Genius neigen; aber es ist ebensogut möglich, daß das minder Vollkommene die Vorstufe des Vollkommeneren und Vollkommensten war und daß Tizian aus dem Bilde Palmas den Kern herausgeschält hat. Es fehlt sogar nicht an einem Zeugnis, das diese Annahme zu unterstützen scheint. Nach den neuesten Forschungen ist Tizians Zinsgroschen um 1514 oder 1515 gemalt, und Palmas Ehebrecherin befand sich nach den Aufzeichnungen des venezianischen Patriziers Marcantonio Michiel, der diese in der Hauptsache in den Jahren 1515—1521 niedergeschrieben hat, bereits im Jahre 1512 im Hause eines gewissen Francesco Zio in Venedig zusammen mit Adam und Eva und dem Bilde einer Nymphe, von dem wir nichts weiter wissen.

Neben vielem anderen, worin Tizian Palma



Abb. 8. Die heilige Barbara. Ausschnitt aus dem obigen Bilde. (Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.)

übertraf, war es auch die größere Tiefe und Innerlichkeit der Charakteristik. Palma blieb bei der Darstellung seiner schönen Frauengestalten immer an der Oberfläche haften. Er hat keine Seelen ergründet, vielleicht weil es keine zu ergründen gab. Die venezianischen Frauen seiner Zeit hatten das Phlegma, das oberflächliche Sinnenleben, die Gefallsucht, die viele Stunden des Tages der Haarpflege und dem sonstigen Putz opferte, mit den Orientalinnen gemein, wie denn überhaupt das venezianische Leben jener Tage stark unter Verhältnis Tizians zu Palma kann nichts deutlicher veranschaulichen, als ein Vergleich von Palmas Lukrezia (Abb. 5), die sich den Dolch in die Brust zu stoßen anschickt, mit Tizians berühmter Flora in den Uffizien zu Florenz. Beide sind, vielleicht sogar zu gleicher Zeit, nach demselben Modell gemalt worden. Beide haben genau die gleiche Kopfhaltung, dieselbe Anordnung des fein gekräuselten und gestrählten Haars, das bei beiden Schönen in gleicher Weise auf Schultern und Brust herabfällt, und bei beiden spielen fast dieselben Glanzlichter auf



Abb. 9. Die Madonna mit dem Kinde, zwei Heiligen und der Stifterin.
Gemälde in der Galerie Borghese zu Rom.
(Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.)

dem Einfluß des Orients stand. Tizian mochte diesen Mangel an geistigem Inhalt stärker empfinden als Palma, der die Dinge nahm, wie sie eben waren. Tizian gab seinen Frauengestalten wenigstens den Schein, als wäre ihr Antlitz das Spiegelbild eines wirklich unergründlichen Seelenlebens. Seine büßende Magdalena scheint aufrichtige Tränen zu vergießen, während Palmas schöne Sünderin trotz ihrer niedergeschlagenen Augen ganz und gar nicht den Eindruck macht, als würde sie den Worten ihres göttlichen Fürsprechers folgen: „Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr.“ Dieses dem lockigen Seidenhaar. Und doch — welch ein gewaltiger Unterschied! Palma ist bei seinem Modell stehen geblieben und hat die etwas behäbige und bequeme Schöne, der man die rasche Tat eines Selbstmordes gar nicht zutrauen möchte, getreu der Natur nachgeschrieben, während Tizian das Modell in jene Sphäre emporgehoben hat, in der seine Ideale leben: edelgeborene Menschen, denen die Natur ihre schönsten Gaben gespendet hat.

Palmas Verdienst ist darum nicht geringer anzuschlagen. Denn gerade durch dieses treue Festhalten an der Natur hat



Abb. 10. Die Madonna mit den Heiligen Liberale und Lucia.
Gemälde in der Kirche San Stefano in Vicenza.
(Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.)

er uns, ganz abgesehen von seiner rein malerischen Leistung, unschätzbare Dienste als Sittenschilderer und Kulturhistoriker geleistet. Wer die venezianische Frau im ersten Drittel des XVI. Jahrhunderts gründlich studieren will, muß sich in erster Linie auf die Frauenbildnisse Palmas stützen. Daß dieser übrigens, wenn er wollte, auch heroische Töne anzuschlagen wußte, die der kühnen Entschossenheit der ihre Tugend mit dem Preis

ihres Lebens verteidigenden Römerin besser entsprachen, hat er in einem später entstandenen Bilde in Wien gezeigt, auf dem der gewalttätige Verfolger hinter der Bedrängten erscheint, die mit freudigem Aufblick gen Himmel den Dolch gegen ihre Brust zückt (Einschaltbild zw. S. 288 und 289).

Der Frühzeit Palmas, in der die genannten Werke entstanden sind, gehört auch das große, fast drei Meter hohe Altarbild in der Akademie in Venedig an, das den thronenden Petrus von sechs männlichen und weiblichen Heiligen umgeben darstellt (Abb. 6). Es ist aus der Kirche von Fontanella d'Oderzo bei Treviso dorthin gekommen, und ein Bischof von Oderzo, der heilige Tizian, ist auch auf dem Bilde zu äußerst rechts dargestellt, hinter ihm die heilige Justina, vor ihm der Apostel Paulus. Ihnen entsprechen auf der anderen Seite Johannes der Täufer, der heilige Markus und die heilige Augusta. Es ist im Aufbau und in der Gruppenbildung der Typus des venezianischen Altarbildes, wie ihn Giovanni Bellini festgestellt hatte und von dem auch seine Schüler nicht abwichen. So hatte auch Tizian nur wenige Jahre früher den heiligen Markus thronend zwischen vier männlichen Heiligen für die Kirche San Spirito (jetzt in Santa Maria della Salute) gemalt, und Palma hat sicherlich dieses Gemälde zum Vorbild gewählt, um es aber — in seiner Art — zu übertrumpfen. Hat er schon durch die beiden weiblichen Heiligen einen lebhafteren Rhythmus in die Gruppen gebracht, so strebte er auch nach einer reicheren Entfaltung koloristischer Wirkungen. Während sich bei Tizian der heilige Markus, freilich mit statuarischer Wucht, gegen den offenen Himmel abhebt, hat Palma hinter seinem Petrus einen purpurroten Teppich ausgespannt, mit dem der blaue Rock und der gelbe Mantel des Heiligen zu einer wunderbaren kraft- und klangvollen Harmonie zusammengestimmt sind. Sich die schwierigsten koloristischen Probleme zu stellen und sie gleichsam mit spielender Hand zu lösen — darin lag eben Palmas Stärke, die ihn über seinen großen Nebenbuhler erhebt. Koloristische Mißklänge finden sich auf keinem seiner Bilder. Wo sie



Abb. 11. Madonna mit dem Jesusknaben, St. Rochus und St. Magdalena.
Gemälde in der Alten Pinatothek zu München.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)



Abb. 12. Maria mit dem Christuskinde, von Heiligen verehrt.
Gemälde im K. K. Hofmuseum zu Wien.

vorkommen, sind sie stets der Mitwirkung von Gehilfen oder den Künstlern zuzuschreiben, die die von Palma unvollendet hinterlassenen Bilder fertig gemalt haben.

Kraftvollere Männergestalten als auf diesem Petrusbilde hat Palma nie wieder gemalt, und auch in der Anordnung der Gewänder, in der Drapierung ist ihm nicht wieder ein so großer Wurf, so stilvolle Schönheit und Ruhe gelungen. Was uns dieses Bild aber ganz besonders anziehend macht, ist der Kopf der heiligen Justina, in dem uns zuerst jener Gesichtstypus begegnet, den Palma in dem Hauptwerke seines Lebens, der heiligen Barbara, zu jener nach Burckhardts Ausdruck „wahrhaft zentralen venezianischen Schönheit" ausgestaltet hat, in der alle Reize der venezianischen Frau wie in einem Brennpunkt vereinigt und zu sieghafter Majestät gesteigert sind.

Die Entstehungszeit des umfangreichen Altarwerkes, dessen Mitte die hoheitsvolle Gestalt der königlichen Jungfrau einnimmt, fällt, nach den stilistischen Merkmalen zu urteilen, in die Jahre 1512—16. Palma muß sich also um diese Zeit schon ein so hohes künstlerisches Ansehen erworben haben, daß ihn die Bombardieri des Arsenals, die Artilleristentruppe der Republik, der Ehre für würdig erachteten, den Altar ihrer Schutzheiligen in der Kirche Santa Maria Formosa, neben der auch ihr Brüderschaftshaus lag, mit einem ganz hervorragenden Werke zu schmücken. Vielleicht hatte Palma diesen Auftrag aber auch dem Umstande zu verdanken, daß er im Jahre 1513 einer der großen Brüderschaften (Scuole) Venedigs, der Scuola di San Marco, beigetreten war, deren Mitglieder nicht nur eine große Wohltätigkeit gegen Arme und Kranke übten, sondern sich auch untereinander mit Rat und Tat beisprangen. Kein Venezianer, der etwas auf sich hielt und den Jahresbeitrag bezahlen konnte, unterließ es, einer dieser Brüderschaften beizutreten, die zugleich das konservative Element darstellten, das die Brücke zwischen der demokratischen Masse der Bürger und dem aristokratischen Regiment der Republik bildete. Der Eintrag des „Malers Jacomo Palma, wohnhaft in San Moisè", in das Register der Brüderschaft von San Marco ist eine der ersten Urkunden, die uns von der Anwesenheit Palmas in Venedig melden.

Drei Jahre vorher erscheint er als Zeuge bei der am 8. März 1510 erfolgten Aufnahme des Testaments einer Frau Sofia

Dossena, die, wie ihr von einem Dorfe bei Serinalta stammender Zuname beweist, eine Landsmännin Palmas war. Damals unterzeichnete sich der Maler noch „Jacomo de Antonio de Negreti“. Am 2. August desselben Jahres machte Frau Sofia Dossena noch ein zweites Testament, bei dem Jacopo Palma wiederum als Zeuge fungierte, diesmal mit seinem Gehilfen, dem Maler Domenico Manucoli. Wir ersehen daraus, daß Palma damals bereits so reich mit Aufträgen bedacht war, daß er fremde Hilfe in Anspruch nehmen mußte. Es war durchaus nichts Ungewöhnliches, daß, wenn jemand in Todesnöten lag und seinen letzten Willen kundgeben wollte, rasch in die nächste Werkstatt geschickt und Meister und Geselle als Zeugen gebeten wurden. Diesen Liebesdienst auch dem geringsten seiner Nachbarn zu leisten, mochte niemand verweigern. Noch ein drittes Mal, am 8. Januar 1513, stoßen wir in den erhaltenen Urkunden auf unsern Künstler als Testamentszeugen; aber diesmal unterzeichnet er sich bereits als „Jacomo Palma depentor“ (Maler).



Abb. 13. Die heilige Familie mit der heiligen Katharina. Gemälde in der Dresdener Galerie.

Der Gedanke liegt nahe, nach einem äußeren Anlaß zu suchen, der die Bombardieri in Venedig bewog, ihre Schutzpatronin durch die Stiftung eines Altars zu ehren. Seitdem die zur Vernichtung Venedigs geschlossene Liga von Cambrai (1508) der Republik das Schwert in die Hand gedrückt, das sie zehn Jahre lang nicht niederlegen sollte, hatte es zwar an großen und kleinen Gefechten nicht gefehlt. Aber das Kriegsglück war dem Banner des heiligen Markus im ganzen wenig hold gewesen, und die Leiter der Geschicke Venedigs verließen sich darum mehr auf ihre diplomatische Gewandtheit als auf die Gewalt ihrer Waffen. Nur ein großer Schlag gelang: die Eroberung Brescias im Jahre 1516, und gerade dieser Erfolg wurde zum großen Teile der venezianischen Artillerie verdankt, die in die Wälle und Mauern starke Breschen schoß und dadurch den Sturm wirksam vorbereitete. Da die Entstehung des Palmaschen Altarwerks mit diesem Zeitpunkt zusammenfällt, ist es wahrscheinlich, daß seine Stiftung durch die glorreiche Waffentat der Bombardieri veranlaßt worden ist, die damit ihrer Schutzpatronin den schuldigen Dank abstatten wollten.

In der Mitte des sechsteiligen Altar-



Venezianerin. Gemälde von Jacopo Palma il Vecchio. Ehemals im Palazzo Sciarra in Rom, jetzt bei Baron Alfons von Rothschild in Paris.

(Nach einem Kohledruck von Braun, Clement & Cie., Dornach i. E., Paris und New York.)

werkes, auf einem von Kanonenrohren umgebenen Sockel, steht die Heilige, durch die Zackenkrone als Sproß eines Königsgeschlechts gekennzeichnet, in der Rechten die Märtyrerpalme wie ein Zepter haltend und mit der Linken das Kleid ein wenig raffend (Abb. 7 und 8). Zu ihrer Rechten und Linken stehen, dem Hauptbilde untergeordnet und darum in den Dimensionen etwas kleiner gehalten, der heilige Sebastian, eine herrliche Jünglingsgestalt, die an Zartheit der Modellierung und an Schmelz des Kolorits hinter keiner ähnlichen Schöpfung Tizians zurückbleibt, und der heilige Abt Antonius, der sich durch die Würde der Auffassung, den Ernst der Charakteristik und den großen Stil in der Gewandung neben der königlichen Jungfrau wohl zu behaupten weiß. Aber die strahlende Jugend ist immer der Feind des Alters, und darum verblassen auch die Bilder der oberen Reihe, die Schmerzensmutter mit dem Leichnam Christi in ihrem Schoße und zu beiden Seiten die Halbfiguren Johannes des Täufers und des heiligen Dominikus, neben dem Mittelbilde, obwohl der tote Erlöser und seine von tiefstem Leid erschütterte Mutter an tragischer Gewalt den herrlichsten gleichartigen Schöpfungen Bellinis gleichkommen. In diesem Altarwerk hatte Palma seine Fähigkeiten zu solcher Kraft gesteigert, daß das zusammenfassende Auge alle Schönheiten auf einmal nicht zu bemeistern weiß, sondern immer wieder mit magischer Gewalt auf die Hauptfigur zurückgezwungen wird. Es geht von ihr eine unendliche Anmuts- und Schönheitsfülle aus, eine aus den verschiedensten Nuancen von Rot und Purpur gebildete Farbensymphonie, in dessen volltönende Akkorde der weiße Streifen des um Brust und Schultern geschlungenen Kopfschleiers nur leise hineinklingt. Wer vor jedem Kunstwerk nach den Merkmalen forscht, die uns die Menschlichkeit seines Schöpfers kundtun, wird vielleicht die Rechte bemängeln, die im Verhältnis zu dem mächtigen Körper zu klein und zierlich gebildet ist, und auch an der linken Hand die etwas gezwungene Haltung zu tadeln haben; aber diese Schwächen sind nicht imstande, das Bild dieser sieghaften Majestät zu trüben, die zu einem der Wahrzeichen Venedigs geworden ist. Aber wie an fast allen Kunstschätzen Venedigs hat sich auch an diesem die Nachwelt versündigt. Als die Kirche Santa Maria Formosa zu Ende des XVII. Jahrhunderts im Innern völlig erneuert wurde, erhielt auch der Altar der heiligen Barbara eine neue Einfassung von weißem Marmor, dessen kalter Glanz die Farbenglut, die durch den ursprünglichen Rahmen sicherlich noch gesteigert war, er-



Abb. 14. Jakob und Rahel. Gemälde in der Dresdener Galerie.

heblich dämpft. Zu dieser Einfassung gehören auch die beiden Pilasterkapitäle, die auf unserer Abbildung in das Gemälde hineinragen.

Palma hat, wie wir aus Urkunden und sonstigen Zeugnissen wissen, noch eine ganze Reihe von Altarbildern für Kirchen gemalt: im Jahre 1520 eine Vermählung der Jungfrau Maria, von der sich aber nur ein Bruchstück erhalten hat, im Auftrage des Marino Querini, der ihm dafür die ansehnliche Summe von 100 Dukaten zahlte, im Jahre 1525 im Auftrage der Donna Ursula Malipietro für die Kirche der heiligen Helena in der Lagune eine Anbetung der Könige (jetzt in der Brera in Mailand), drei umfangreiche Altarwerke für die Kirche seines Geburtsortes Serinalta und zwei andere Dörfer in der Nähe und ein Altarbild mit der thronenden Madonna, der heiligen Lucia, die auf einer kristallenen Schale die Zeugen ihres Märtyrertums, die ausgestochenen Augen, trägt, und den heiligen Georg in San Stefano in Vicenza. Von diesen und anderen Altarbildern, die ihm sonst noch in venezianischen Kirchen zugeschrieben werden, hält aber nur das in Vicenza (Abb. 10) einen Vergleich mit dem Altar der heiligen Barbara aus. Der Gesichtstypus der heiligen Lucia weist darauf hin, daß das Bild in den letzten Lebensjahren Palmas entstanden ist, in der dritten Periode seines Schaffens, die man nach seiner lichtem Goldglanze nachstrebenden Art des Malens die „blonde" genannt hat. In dieser Zeit muß, wie sich auch sonst erkennen läßt, die Erinnerung an Giorgione wieder in ihm lebendig geworden sein, vielleicht die Erinnerung an die Zeit, wo Giorgiones Meisterwerk, die thronende Madonna mit den Heiligen Liberale und Franziskus für die Kirche in Castelfranco entstand. Palmas heiliger Georg ist das Echo des heiligen Liberale auf dem Bilde Giorgiones, aber ein verstärktes Echo. In der den ganzen Körper einhüllenden Eisenrüstung mit diesem völlig übereinstimmend erscheint Palmas Ritter dagegen in seiner freien Haltung, in der Wendung des Kopfes, in dem weit und kühn ausschauenden Blick als der Sohn einer neuen Zeit, der die Gebundenheit völlig abgestreift hat, die den den Thron der Madonna umgebenden Heiligen auf den Bildern der älteren Schule eigentümlich gewesen war. Die feierliche Strenge des architektonischen Aufbaus ist in eine weich flutende Bewegung aufgelöst. Zu dem gepanzerten Ritter bildet die heilige Lucia den Kontrast anmutvoller, hingebender Weiblichkeit. Alles atmet Leben und Bewegung, bis in die abschließende Gebirgslandschaft hinein, die uns wieder daran



Abb. 15. Ruhende Venus. Gemälde in der Dresdener Galerie.



Abb. 16. Die sogenannte Violante. Gemälde im K. K. Hofmuseum zu Wien.

gemahnt, daß Palma seine Jugend in den Bergamasker Voralpen verlebt hat. Eine Zeitlang schien es, als wären unter den mächtigen Eindrücken, die Palma in der Lagunenstadt empfangen, die Erinnerungen an seine bergamaskische Heimat verblaßt. Dafür lebten sie aber in der letzten Periode seines Schaffens desto stärker wieder auf.

In den Monaten Mai und Juni 1524 hatte Palma Gelegenheit gehabt, diese Erinnerungen aufzufrischen, da er seine Heimat wieder aufsuchen mußte, um die Hinterlassenschaft seines eben gestorbenen Bruders Bartolomeo und die Vormundschaft über dessen hinterbliebene Familie zu ordnen. Wie wir aus einer im Jahre zuvor abgegebenen Steuererklärung Palmas wissen, nach der er bereits einige Grundstücke besaß, befand er sich in so günstigen Lebensverhältnissen, daß er noch ein übriges für die Familie tun konnte, indem er die älteste Tochter des Verstorbenen, Margarita, mit sich nach Venedig nahm, damit sie dort den Haushalt des Unverheirateten führte.

Wenn sich auch Palma in dem Altarbilde der heiligen Barbara das stolzeste Denkmal seines Ruhms gesetzt hat, so wurzelte die eigentliche Stärke seiner Begabung nicht in Altarbildern, nicht in großen Kompositionen, die zahlreiche Figuren erforderten, sondern in einer ganz besondern, vielleicht von ihm begründeten, jedenfalls aber von ihm zur höchsten Blüte gebrachten Gattung idyllischer Andachtsbilder. Ohne einen bestimmten Vorgang aus der heiligen Geschichte zu veranschaulichen, stellen diese die heilige Familie in einer anmutigen Landschaft im Verein mit einem oder mehreren Heiligen männlichen und weiblichen Geschlechts, bisweilen auch mit einem von den Heiligen empfohlenen Andächtigen oder auch mit einem ihre Verehrung darbringenden Ehepaar dar. Der moderne Italiener hat für diese Darstellungen den ansprechenden Namen „Sante Conversazioni“, heilige Unterhaltungen, gefunden, und man kann dieses friedvolle Beisammensein schöner Menschen in heiterer, sommerlicher Natur kaum besser bezeichnen. Diese Bilder, in denen Palma seine ganze Anmutsfülle, den ganzen Zauber seines blühenden und doch so harmonisch gestimmten Kolorits mit seinem zarten Schmelze entfaltete, müssen sich in Venedig eines ganz besonderen Beifalls erfreut haben, da Palma selbst an zwanzig Bilder dieser Art hinterlassen hat und die Gattung noch lange nach seinem Tode von seinen Schülern und Nachahmern mit Eifer gepflegt wurde. Mit diesen Abbildern eines heiteren, weltfreudigen Daseins schmückten die Venezianer, die Vir-

tuosen sorglosen Lebensgenusses, gern ihre Hauskapellen. Von Bildern aus der Leidensgeschichte des Heilands, von Kruzifixen und Grablegungen oder gar von Bildern, die auf die letzten Dinge vorbereiten, wollten sie nichts wissen. Was sie davon brauchten, fanden sie in den Kirchen. Daheim sollte aber alles von Anmut und Schönheit strahlen und nichts an Trübsal und Leiden erinnern. Mit der Gottesmutter und dem göttlichen Kinde und mit den lieben Heiligen wollte man täglich verkehren; aber dieser Verkehr sollte durch keinen düsteren Schatten, der an das Bellini. Von der Erinnerung an das Kirchenbild losgelöst erscheint dagegen die Madonna in der Münchener Pinakothek, die sich im Schatten einer von Reben umrankten Ruine mit dem Kinde niedergelassen hat, dem der heilige Rochus und die heilige Magdalena ihre Verehrung darbringen (Abb. 11). Über die hügelige Landschaft im Hintergrunde schweift der Blick bis zu den schneebedeckten Bergen der Hochalpen. Noch mehr den Charakter einer „Unterhaltung" im eigentlichen Sinne trägt das Bild im Wiener Hofmuseum, wo die Hei-



Abb. 17. Die drei Schwestern. Gemälde in der Dresdener Galerie.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Ende aller Freuden mahnte, gestört werden.

Unter diesen zu häuslicher Andacht bestimmten Bildern scheint das der Galerie Borghese in Rom, die Madonna mit dem Kinde zwischen den Heiligen Franziskus und Hieronymus und vor dem Kinde die betende Stifterin auf den Knieen, eines der frühesten des Meisters zu sein (Abb. 9). Die streng symmetrische Komposition und der Teppich hinter der Madonna, der den Blick ins Freie zum Teil verschließt, deuten noch auf die Herkunft dieser Bilder von den feierlichen Altargemälden des Giovanni ligen ganz zwanglos um die Madonna gruppiert sind und nur der rechts knieende Johannes der Täufer einen zur Andacht stimmenden Ton in die Familienidylle hineinbringt. Die heilige Katharina zur Linken blickt sogar aus dem Bilde heraus, um dem Beschauer die volle Schönheit ihres edel geschnittenen Profils zu zeigen (Abb. 12). Ganz und gar in die Sphäre des idyllisches Genrebildes gerückt ist ein Bild der Dresdener Galerie, auf dem der kleine Johannes zärtlich das Jesusknäblein umarmt. Die daneben sitzende heilige Katha-

rina, eine üppige Gestalt, deren Gesichtstypus auf die letzte Zeit Palmas deutet, hat eben die Lektüre ihres Buches unterbrochen, um einen zärtlichen Blick auf die liebliche Kindergruppe zu werfen. Ausnahmsweise ist auch der Nährvater Joseph zugegen, in dessen Charakteristik der Künstler einen in dieser Zeit ungewöhnlichen Realismus entfaltet hat (Abb. 13). Wieder schließt eine von Hirt und Herde belebte Berglandschaft, über der sich weit hinten schneeige Alpengipfel erheben, das Bild ab. Eine solche Landschaft allein zum Gegenstand eines Bildes zu machen, war den Malern dieser Zeit noch nicht geläufig. Aber sie besaßen die künstlerischen Mittel dazu vollauf: die Wissenschaft, durch die feine Abstufung der Töne den Hintergrund zu vertiefen und den Blick in scheinbar unendliche Fernen zu leiten, die Einzelheiten, ohne sie zu vernachlässigen, der Gesamtwirkung unterzuordnen, und die Fähigkeit, die Mannigfaltigkeit der Naturgebilde durch den Zauber der koloristischen Stimmung zu einer geschlossenen Harmonie zusammenzufassen.



Abb. 18. Bildnis. Gemälde im Königl. Museum zu Berlin. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

In den letzten Jahren Palmas scheint das Gefühl für die Reize der landschaftlichen Natur sein künstlerisches Schaffen besonders lebhaft angeregt zu haben. Auf der Begegnung Jakobs und Rahels in der Dresdner Galerie (Abb. 14) spielt sich die Szene der Begrüßung im Vordergrunde einer reich gestalteten Landschaft ab, deren wellige, dichtbewaldete Höhenzüge sicherlich die bergamaskische Heimat Palmas veranschaulichen. Die Gebäude auf den Hügeln im Mittelgrunde kehren mit geringen Veränderungen auf mehreren Bildern des Künstlers wieder, und der Gebirgskegel im Hintergrunde ist derselbe, den wir bereits auf dem Bilde mit der heiligen Katharina kennen gelernt haben. Völlig anders und doch wiederum ganz individuell ist die Landschaft mit der ruhenden Venus im Vordergrunde, ebenfalls in Dresden, gestaltet (Abb. 15). Die Kulisse links, die Palma als Folie für den goldig schimmernden Glanz des leuchtenden Frauenkörpers brauchte, ist natürlich komponiert; aber die Landschaft mit dem sanft ansteigenden, bewaldeten Berge und der von Mauern umgebenen Stadt auf seinem Rücken, zu der sich ein breiter Weg emporwindet, und das den Horizont abschließende Gebirge tragen doch wieder ganz das Gepräge der Bergamasker Alpen, und man ist versucht, in der auf dem Berge liegenden Stadt Bergamo selbst zu erkennen, das schon zu Palmas Zeiten durch die Erträge seiner ausgedehnten Schafzucht zu Ansehen und Reichtum gelangt war, so daß es stolze Bauten aufführen konnte. Selten unterläßt es Palma, in seinen Landschaften durch einen Schäfer mit seiner Herde an das heimatliche Hauptgewerbe zu erinnern.

Nicht minderen Ruhm als durch seine „heiligen Unterhaltungen“ gewann Palma bei seinen Zeitgenossen durch seine Frauenbildnisse. Man weiß freilich nicht, ob man in diesen Halbfiguren schöner Frauen und Mädchen, deren Sinn nur auf Putz und ruhevolles Genießen, auf süße Träumerei und wonniges Gewähren gerichtet zu sein scheint, wirklich Bildnisse vor sich hat oder ob es nur idealisierte Studien nach der

Natur sind, deren Urbilder Palma nach seinem erlesenen Geschmack kostümierte und schmückte, um dann an der Kleiderpracht die Virtuosität seines Pinsels zu erproben, um das schneeige Linnen des Hemdes mit der wie Perlmutter schillernden Glätte der sammetweichen Haut wetteifern und alle Lichter auf den leichtgewellten, blonden Scheiteln der Schönen spiegeln zu lassen. Aus dem Umstande, daß einige dieser Schönen, auch ohne durch das mythologische Etikett als „Lukrezia" dazu berechtigt zu sein, mit der Enthüllung ihrer Reize nicht kargen, hat man den Schluß gezogen, daß ihre Urbilder in den Kreisen jener gefälligen Damen zu suchen sind, in deren Verkehr sich der ruchlose Spötter Pietro Aretino am wohlsten fühlte und denen er auch in seinen „Ragionamenti" ein literarisches Denkmal gesetzt hat. Ein bedenkliches Moment scheint sogar dafür zu sprechen. Im Wiener Hofmuseum befindet sich eines der herrlichsten dieser Frauenbildnisse, das die Legende, vermutlich nach den Veilchen an dem gefältelten Hemdsaum, Violante getauft und zu einer Tochter Palmas und zugleich zu einem Modell Tizians gemacht hat (Abb. 16). Nun heißt es aber in einem Inventar der Sammlung des Erzherzogs Leopold Wilhelm von 1659, aus der das Bild in die kaiserliche Galerie gekommen ist, daß die Dargestellte den Beinamen „la bella gata" (die schöne Katze) getragen hätte. Aber ebensowenig wie jene Legende begründet ist, da Palma unverheiratet gestorben ist und auch keine Nachkommenschaft hinterlassen hat, ebensosehr kann auch die Inventarnotiz, die allerdings auf Kreise weist, in denen man sich um Namen und Stand nicht kümmert, der Begründung entbehren. Wo Palma aber auch die Urbilder zu dieser Kategorie von Frauengestalten gefunden haben mag — er hat sie jedenfalls so idealisiert, daß sie nicht mehr an die Wirklichkeit erinnern. Wohl das berühmteste dieser Bilder, das herrliche Gruppenbild der drei Schwestern in der Dresdner Galerie, ein wahrer Lobgesang auf weibliche Schönheits- und Anmutsfülle im Rahmen einer köstlichen Landschaft (Abb. 17), befand sich bereits im Jahre 1525 im Hause des Patriziers Taddeo Contarini, bei dem es der schon erwähnte venezianische Kunstfreund Marcantonio Michiel sah. „Das Bild der drei



Abb. 19. Bildnis eines Dichters. Gemälde in der Nationalgalerie zu London. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)



Abb. 20. Bildnis des Venezianers Francesco Querini.
Gemälde in der Galerie Querini-Stampalia in Venedig.
(Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.)

Frauen gemalt nach der Natur bis zum Gürtel", so nennt er es in seinen Aufzeichnungen. Das spricht doch wieder dafür, daß wir Bildnisse oder doch Idealgestalten vor uns haben, auf denen kein Hauch unsauberer Wirklichkeit ruht. Vornehm fast und noch edler ist das Frauenbildnis aufgefaßt, das mit der Galerie aus dem Palaste Sciarra in Rom in den Besitz des Barons Alfons von Rothschild in Paris gekommen ist (Einschaltbild zw. S. 296 u. 297). Es hat lange Zeit als ein Werk Tizians gegolten, weil man nur ihm dieses höchste Maß von Schönheit und reifer Kunst zutrauen mochte. Neben dieser stolzen Herrin mutet freilich das blonde Mädchen der Berliner Galerie, das mit träumerischen, süß lockenden Augen den Beschauer anblickt, wie ein Kammerkätzchen an, das sich in den Künsten einer noch zaghaften Koketterie versucht (Abb. 18).

Daß Palma Bildnisse gemalt hat, wird uns durch das Inventar seines Nachlasses bezeugt, und zwar befinden sich darunter viele männliche, woraus hervorgeht, daß Palma keineswegs bloß der Maler der edlen Weiblichkeit war, sondern auch von Männern gesucht wurde. Eines dieser Bildnisse ist noch mit Sicherheit nachzuweisen, das des Francesco Querini, der bald nach seiner Vermählung mit Paola Priuli, am 30. April 1528, sich und seine junge Frau von Palma porträtieren ließ. Beide Bildnisse befinden sich noch jetzt in der Galerie Querini-Stampalia in Venedig. Das des Gatten hat Palma noch vollenden können (Abb. 20). Sein Seitenstück war aber noch nicht über die Untermalung hinausgediehen, als Palma vom Tode ereilt wurde. Ein zweites männliches Bildnis, das in noch höherem Grade von der Kraft seiner Charakterisierungskunst zeugt, besitzt die Nationalgalerie in London (Abb. 19). Das Lorbeergebüsch im Hintergrunde und das Buch in der Linken des Mannes haben die Vermutung gezeitigt, daß hier ein Dichter dargestellt ist, aber keineswegs Ariosto, dessen Name das Bild lange Zeit getragen hat.

Aus Palmas letzten Lebensjahren liegt uns noch eine Urkunde vor, die insofern von hohem Interesse ist, als sie eine Angelegenheit berührt, die in ihrer weiteren Entwicklung die Anregung zu einem der Meisterwerke Tizians gegeben hat. Im Jahre 1525 richtete nämlich Palma als Mitglied der Brüderschaft des heiligen Petrus des Märtyrers in Gemeinschaft mit einem Genossen an den Rat der Zehn eine Petition,

in der er diese Behörde ersuchte, das schadhaft gewordene Altarbild dieser Brüderschaft, das den Märtyrertod ihres Heiligen darstellte, in der Kirche San Giovanni e Paolo durch ein neues ersetzen zu lassen, dessen Ausführung einem zu dieser Aufgabe befähigten Maler übertragen werden sollte. Da diese Bittschrift ohne Antwort blieb, wurde sie am 29. November 1525 erneuert. Diesmal wurde sie aber nicht von Palma, sondern von drei andern Brüderschaftsmitgliedern unterschrieben, vermutlich weil Palma den Schein vermeiden wollte, als sei ihm selbst um die Ausführung des Bildes zu tun. Obwohl der Rat der Zehn die Bittsteller jetzt dahin beschied, daß er in dieser Angelegenheit nicht zuständig sei, kam sie dennoch nach einiger Zeit in Fluß. Die Brüderschaft selbst veranstaltete einen Wettbewerb zwischen Palma, Pordenone und Tizian, wodurch gewissermaßen öffentlich anerkannt wurde, daß diese drei damals die ersten Maler Venedigs waren. Wenn schließlich Tizian mit der Ausführung des Gemäldes betraut wurde, so ist damit noch kein Urteil über den Entwurf Palmas gesprochen. Sein Tod ist vielleicht eingetreten, ehe überhaupt noch eine Entscheidung gefallen war. Noch im XVII. Jahrhundert waren die Skizzen in Venedig vorhanden, mit denen die drei ersten Maler Venedigs ihre Kräfte aneinander gemessen hatten.

Am 28. Juli 1528 fühlte Palma, nach etwa vierzehntägiger Krankheit, sein Ende nahen. Er ließ seinen Landsmann, den Alvise Nadal, Notar und Priester der Kirche S. Boldo, kommen, um sein Testament zu machen. Außer kleinen Legaten und dem üblichen Aufwand für Bestattungskosten und Seelenmessen vermachte er seiner Nichte, die er, wie wir oben erwähnten, aus Serinalta nach Venedig mitgenommen hatte, 200 Dukaten, entweder zu ihrer Mitgift, wenn sie sich verheiraten wollte, oder zur Bestreitung der Kosten für den Fall, daß sie in ein Kloster treten wollte. Seine ganze übrige Habe sollte zu gleichen Teilen an die anderen Kinder seines Bruders Bartolommeo, zwei Söhne und eine Tochter, fallen. Zwei Tage nach Abfassung dieses Testaments, am 30. Juli 1528, starb Palma. Aus den Rechnungen, die die Testamentsvollstrecker nach seinem Tode begleichen mußten, erfahren wir, daß der Arzt, der Palma behandelt hatte, nur drei Kronen erhielt, daß seine Dienste also nur kurze Zeit beansprucht worden waren, daß aber ein gewisser Francesco Coron siebzehn Tage und Nächte an Palmas Krankenlager gewacht hat.

Acht Tage nach seinem Tode nahmen die Testamentsvollstrecker ein sehr eingehendes Inventar seines gesamten Nachlasses auf, seiner Kleider, seiner Möbel, seiner Malgeräte und, was für uns das Interessanteste ist, seiner vollendet und unvollendet hinterlassenen Bilder, über sechzig Stück, von denen sich noch etwa die Hälfte in unserem Kunstbesitz nachweisen läßt. Aus manchen der angefangenen Stücke ersehen wir, daß Palma keineswegs gesonnen war, sich an den Domänen, die er für sich erobert hatte und auf denen ihn keiner der Mit- und Nachstrebenden erreichte, genügen zu lassen. Er trug sich vielmehr mit großen Plänen, die auf die Gewinnung neuer Herrschaftsgebiete gerichtet waren. Das letzte Wort in seiner Kunst zu sprechen, wie Tizian, war ihm also nicht vergönnt gewesen. Trotzdem hat er uns so viel des Herrlichen und Unvergänglichen geschenkt, daß man dem gütigen Geschick für diese Gaben seines Geistes höchsten Dank schuldet. Zwischen Giorgione und Tizian als ein Gleicher und Ebenbürtiger, als ein Gebender und Empfangender stehend, ist er doch in der vollen Entfaltung seiner Kräfte ganz er selbst und allein, so viele auch nach seinem Tode versucht haben, mit den kleinen Mitteln ihrer Kunst dem hohen Fluge seines glänzenden Geistes zu folgen.

Einzug.

Geschmückt steht nun mein Haus . . .
Wer weiß für wen?
Wer mag drin ein und aus
Von nun an gehn? —
Zwei kleine Mädchen mit
Beglücktem Sinn,
Bis sich verliert ihr Schritt
Wer weiß wohin? —
Der Sehnsucht Traumgestalt
Noch eine Zeit
Und dann, wer weiß wie bald,
Die Einsamkeit . . .

Wilhelm Langewische.



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Meine Erinnerungen an Siegfried Genthe.

Von

Dr. Georg Wegener.

Am 8. März dieses Jahres ritt der Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung“, Dr. Siegfried Genthe, aus dem Tor der Stadt Fez in Marokko zu einem seiner gewohnten Ausflüge in die Umgegend. Er war von den Angehörigen des deutschen Konsulats vor diesen einsamen Streifereien gewarnt worden, allein sie waren dem bewegungsfrohen Manne Lebensbedürfnis für seine Existenz in der heißen Stadt, sie dienten überdies dem wissenschaftlichen Zwecke, eine sorgfältige Kartenaufnahme der umgebenden Landschaft auszuführen, und bei seiner Gewohnheit des freundschaftlichen Umgangs mit den Eingeborenen, von denen ihm nie etwas Feindseliges entgegengetreten war, glaubte er sich über ängstliche Bedenken hinwegsetzen zu dürfen. Der heutige Ritt sollte der letzte sein, denn der Dienst in Marokko ging zu Ende, bereits waren die Koffer gepackt, am nächsten Morgen beabsichtigte Genthe, den Marsch zur Küste anzutreten.

Vergeblich aber erwartete der Diener ihn am Abend. Auch die zweite Nacht verging, ohne daß er heimkam, und nun ergriff berechtigte Unruhe die in Fez ansässigen Deutschen. Sofort angestellte Nachforschungen ergaben keinerlei Resultat, Genthe blieb verschollen. Anfänglich nahm man die Sache noch nicht tragisch, sondern glaubte, er sei von Räubern zur Erpressung eines Lösegeldes aufgehoben und verschleppt worden. Einige Zeit später erfuhr man, daß Marokkaner in dem bei Fez vorüberströmenden Sebuflusse den Leichnam eines von Wunden durchbohrten weißen Mannes aufgefischt, ihn aber aus Furcht, für die Mörder gehalten zu werden, wieder hineingeworfen hätten. Über die Persönlichkeit des Toten konnten sie nichts aussagen. Endlich wurde an der Ausmündung des Sebu in das Atlantische Meer bei Mehedia ein Körper angetrieben, der sichtlich schon mehrere Wochen im Wasser gelegen hatte. Unverzüglich wurde der dem deutschen Konsulat in Fez zubeorderte Soldat, der Genthe genau kannte, dorthin entsendet und rekognoszierte den Leichnam trotz seines Zustands mit voller Sicherheit als den des Vermißten. Der mohammedanische Kaid des Ortes ließ daraufhin die Überreste in Kampfer verpacken und sandte sie nach der europäischen Missionsstation Laraiche, wo sie am 27. April in christlich geweihter Erde beigesetzt wurden.



Siegfried Genthe.
Nach einer Aufnahme seines Bruders.

In diesen knappen Daten birgt sich nicht nur ein menschlich erschütternder Vorgang, sondern was damit verbunden ist, bildet auch einen der unerfreulichsten Abschnitte in der neuesten Geschichte der deutschen Weltmacht. Die „Monatshefte“ sind keine politische Zeitschrift. Ich lasse deshalb die Frage unerörtert, ob das Verhalten unserer Regierung bei diesen Vorgängen einen Vorwurf verdient oder nicht. Nach meinem Empfinden hat vor allen Dingen das Gefühl der Nation selbst hier vollständig und augenfällig versagt. Während das junge amerikanische Volk in einmütigem Zorn aufschäumte, als der marokkanische Bandenführer Raisuli den — nur naturalisierten — Amerikaner Perdicaris gefangen zu nehmen wagte, und unverzüglich dem Sultan eine mit Krieg drohende Panzerflotte über den Hals schickte,

hat die in demselben Lande und zur gleichen Zeit geschehene heimtückische Ermordung Dr. Genthes, der zu den höchstgebildeten, talentvollsten und deutschesten unter den Deutschen im Auslande gehörte, bei uns kaum irgendeinen Widerhall gefunden. Sogar die Presse selbst, deren Reihen er doch angehörte, erhob, von der „Kölnischen Zeitung" abgesehen, nur ganz vereinzelt hier und da eine Stimme, schwächlich, ohne wirklichen Nachdruck. In wenigen Wochen war der Vorfall abgetan, vergessen! — Wahrlich, nichts hat deutlicher bewiesen als dies, wie jenes gewaltige Solidaritätsgefühl aller Bürger eines Staates, das einst Roms Größe begründet und das Wort civis romanus sum zum stolzesten des Altertums gemacht hat und in dem in der Neuzeit ganz ebenso das Geheimnis der englischen Weltstellung liegt, unserer Nation, die nach gleichen Kränzen zu streben vorgibt, in Wahrheit noch so gut wie ganz abgeht.

Doch das ist nun geschehen und Siegfried Genthes Freunden bleibt nichts zu tun übrig, als seinem Gedächtnis ein Denkmal zu setzen. Zum Glück kann er noch selbst dazu beitragen. Das beste Denkmal, das möglich ist, wird die Buchherausgabe seiner eigenen literarischen Hinterlassenschaft sein. Ich hoffe, sie in absehbarer Zeit durchführen zu können. Hier will ich nur, einer dankenswerten Aufforderung der „Monatshefte" folgend, einiges rein Persönliche von meinen Begegnungen mit ihm erzählen.

Zunächst seien aber einige Angaben über seinen Lebensgang vorausgeschickt.

Siegfried Genthe war 1870 als Sohn eines Hamburger Gymnasialdirektors geboren. Den drei Söhnen dieses Hauses muß wohl als eine Vererbung der Drang nach dem Ungewöhnlichen, außerhalb der allgemeinen Wege Liegendem gemein gewesen zu sein, denn er kehrt bei allen wieder. Der eine der Brüder ging als Kaufmann nach Afrika, wurde dort aber auf eigene Faust Elefantenjäger und Elefantenhändler, der im Zuge war, sich ein großes Vermögen zu machen, als ihn auf einer Jagd ein wütender Elefant erreichte und zertrat. Der andere machte seinen philologischen Doktor und strebte auf die solide deutsche Lehrerlaufbahn zu; als Hauslehrer jedoch nach Amerika gekommen, warf er dort diese Fesseln ab und wurde — Photograph, aber ein Photograph von ganz eigener Art und künstlerischem Rang, der gegenwärtig in der Gesellschaft San Franciscos in allen Fragen von Kunst und Geschmack eine ausschlaggebende Rolle spielt. Der dritte, Siegfried, hatte ebenfalls philologische Studien begonnen, inmitten dieser aber Gelegenheit gefunden, mit einem jungen, in Deutschland studierenden indischen Maharadschah als sein Freund — formell sein „Privatsekretär" — nach Indien zu gehen und dort in dessen kleiner Residenz am Fuß des Himalaya im Osten Bengalens ein ganzes Jahr mit indischen Sprach- und Volksstudien zu verbringen. Als literarische Frucht davon erschien eine Serie von Artikeln, an der damals ziemlich verlorenen Stelle eines eben gegründeten Hamburger Blattes veröffentlicht, in denen mit großer Frische von den merkwürdigen Verhältnissen, in denen er gelebt, berichtet wurde.

Von Indien kehrte Genthe wieder nach Deutschland zurück, wandte sich geographischen Studien zu und wurde ein Mitglied des geographischen Seminars von Theobald Fischer an der Universität Marburg.

Diesem selben Institut hatte auch ich vorher ein paar Jahre lang angehört, und es ist das Schöne an unseren deutschen Universitätsseminaren, daß die Mitglieder eines solchen auch nach ihrem Abgang von der Universität, soweit es die Lebensumstände den Einzelnen gestatten, innerlich mit dem an Ort und Stelle sich unaufhörlich verjüngenden Kreise verbunden bleiben und es als Stolz mitempfinden, wenn tüchtige Köpfe daraus hervorgehen. Infolgedessen hörte ich öfter von Genthe und interessierte mich, lange ehe ich ihn kannte, für ihn, als einen besonderen Lieblingsschüler Theobald Fischers, von dem einmal Bedeutendes zu erwarten sei. Er promovierte im Jahre 1896 mit einer Dissertation über die Geschichte und Morphologie des Persischen Meerbusens, ein Thema, für das ihn persische und arabische Sprachstudien bei Justi — die er neben den indischen betrieben — besonders geeignet erscheinen ließen.

Schon damals wurde mir erzählt, daß der Eigentümer der „Kölnischen Zeitung" bereits während dieser Studien auf Genthe aufmerksam geworden wäre, auf seinen Unternehmungsgeist und sein ungewöhnliches Sprachtalent und vielleicht auch auf die schriftstellerischen Fähigkeiten, die in jenen indischen Briefen zutage traten, und daß er den jungen Mann veranlaßt habe, sich gewissermaßen für den Dienst an diesem Weltblatt vorzubereiten.

Im Jahre 1898, nachdem er seiner Militärpflicht bei der Matrosenartillerie in Kiel genügt, trat er wirklich in den Verband der „Kölnischen Zeitung" ein und wurde sogleich auf den verantwortungsvollen Posten ihres Vertreters in Washington entsendet. Als im Jahre darauf die bekannten Wirren in Samoa und die diplomatischen Kämpfe der drei Mächte Deutschland, England und Nordamerika um den Besitz dieser Inselgruppe zur Entscheidung sich zuspitzten, sandte ihn die Zeitung als ihren Berichterstatter dorthin. Er verweilte dort mehrere Monate und veröffentlichte über seine Erlebnisse und Beobachtungen eine Serie von Artikeln. Nach einem alten Herkommen nennt die „Kölnische Zeitung" die Namen ihrer Mitarbeiter in den meisten Fällen nicht; sie gehen in dem Begriff der Zeitung auf und werden nur für den Kundigen durch bestimmte Marken am Beginn gekennzeichnet. Genthe hatte als Erkennungszeichen ein kleines schwarzes Blatt, später ein Posthorn.

Anfang 1900 ging der Hauptteil Samoas bekanntlich in den Besitz Deutschlands über. Im Sommer dieses Jahres bereiste ich selbst im Auftrage des „Berliner Lokalanzeigers" und der „Woche" die deutschen Südsee-Inseln und darunter auch Samoa. Unterwegs dahin, auf dem Schiff zwischen Honolulu und Apia, las ich die Artikel Genthes, die ein Reisegenosse mit sich führte. Ich denke noch jetzt mit Freude an den außerordentlichen Genuß, den mir diese Lektüre bereitete. Ich hatte eine reiche Literatur über die

Inselwelt bereits durchgearbeitet, dies erschien mir aber unter den unmittelbare Reiseimpressionen wiedergebenden Arbeiten weitaus die beste. Eine große Frische des Empfindens, sichere Raschheit der Beobachtung, klare, männliche Schönheit des Stils, die oft poetisch wurde, ohne je in Weichlichkeit zu verfallen, und bei aller Unmittelbarkeit in der Wiedergabe der Eindrücke doch ein Zurückdrängen des Persönlichen gegenüber dem Interesse der Sache, all das gerade gewann fast noch mehr für den Verfasser, als für das von ihm mit soviel Liebe geschilderte Land. Später lernte ich dann auch selbst an Ort und Stelle beurteilen, wie treffend seine Schilderungen waren. Ganz besonders sympathisch war es mir, daß er für den eigenartigen Reiz des fast Homerischen in den Sitten und Zuständen der Eingeborenen einen so offenen Sinn und eine so poetische Achtung gehabt hatte. In dieser Hinsicht traf mein eigenes Empfinden sich ganz mit dem seinigen; und nicht minder in dem ironischen Lächeln über gewisse Elemente unter den weißen Ansiedlern Apias, die im Verlauf der Samoa-Streitigkeiten allmählich dazu gekommen waren, ihre Stadt und ihre persönlichen Interessen ungefähr für den Mittelpunkt der Weltgeschichte anzusehen.

Der Eindruck, den Genthe in Samoa hinterlassen hatte, der eines liebenswürdigen, lebensvollen und interessanten Menschen, war noch sehr lebendig. Vor allem bei den Offizieren des deutschen, seit einem Jahr vor Apia stationierten Kriegschiffes „Kormoran". Ihnen und ganz besonders dem selbst so lebensprühenden Kapitän Emsmann, schien seine Anwesenheit wie ein erfrischender Trunk gewesen zu sein; sein lachender Gruß „Heil und Sieg!", mit dem er seinen Handschlag zu begleiten pflegte, war an Bord eingebürgert geblieben.

Auch ließ sich wohl noch erkennen, daß er in jener leidenschaftlich bewegten Zeit vor der letzten Entscheidung des Samoastreits, wo die teils vernünftig beruhigende, teils aber auch patriotisch warmherzige Anteilnahme jedes höher gebildeten deutschen Mannes so ungemein wertvoll wurde, keineswegs nur abseitsstehender Referent geblieben war, sondern sich im Bunde mit den maßgebenden Persönlichkeiten unserer deutschen Vertretung nicht unwesentlich an der praktischen Politik der Tage mitbeteiligt hatte.

Wohin er sich von Samoa aus gewendet hatte, war mir nicht bekannt. Ich selbst bereiste von hier aus Neuseeland, Australien, Neuguinea und die übrigen deutschen Archipele, bis mich der Wirbel des inzwischen ausgebrochenen Chinakriegs in seine Kreise zog. Ende September erreichte ich im Gefolge Waldersees den Kriegsschauplatz und beteiligte mich an dem Zuge des deutschen und italienischen Detachements, das unter General von Lessel Mitte Oktober von Tientsin zur Einnahme der Provinzhauptstadt Pautingfu ausrückte. Am 20. Oktober langten wir vor den gewaltigen Toren und imposanten Mauern dieser großen Stadt an, ungefähr gleichzeitig mit dem aus deutschen und englischen, französischen und italienischen Leuten zusammengesetzten Truppenteil, der unter der Leitung des englischen Generals Gaselee von Peking aus zu gemeinsamer Operation ebendorthin beordert war. Wir lagerten in den Vorstädten. Pautingfu hatte sogleich kapituliert, die vier großen, nach den vier Himmelsrichtungen gelegenen Tore waren schon von je einer deutschen, englischen, französischen und italienischen Wache besetzt worden, morgen sollte der Einzug der Truppen stattfinden.

Um schon heut einen Einblick in diese interessante alte Stadt tun zu können, solange sie noch in möglichst unberührtem Zustande war, ritt ich — unter strömendem Regen und Sturm — zu dem nächstgelegenen englischen Tore, die Erlaubnis zum Eintritt zu erbitten. Dampfend von Nässe betrat ich das kleine dumpfige Wachtlokal im Torgebäude und fand darin im Gespräch mit dem Wachtoffizier noch einen andern Herrn, etwa mittelgroß, auffallend gut gewachsen und, mit etwas verwunderlicher Zusammenstellung, in einen gelben Khakianzug, mächtige Gummistiefel und eine kleine Reisemütze gekleidet. Er unterhandelte mit dem Wachtoffizier bereits um die gleiche Erlaubnis, und so trat ich an ihn heran mit leichter vorstellender Verbeugung.

„Wegener."

„Genthe."

„Ist es möglich? Heil und Sieg!" sagte ich lachend und schüttelte ihm die Hand. Das also war Dr. Genthe! Daß ich diesem Manne noch einmal irgendwo auf dem Erdball begegnen würde, davon war ich längst überzeugt gewesen; jetzt aber freute ich mich, daß dies unter ganz so „ausgefallenen" Umständen geschah, wie ich es mir selbst gewünscht hätte, im Regensturm vor dem düsteren alten Tor einer innerchinesischen Stadt. Genthe war von Samoa wieder auf seinen nordamerikanischen Posten zurückgekehrt und jetzt von der „Kölnischen Zeitung" zum Chinakrieg entsandt worden. Eben in Peking angelangt, hatte er sich sehr eilfertig — daher die merkwürdige Ausrüstung — dem Zuge General Gaselees angeschlossen und war wie ich soeben vor Pautingfu angekommen.

Auch er wußte von mir und hatte vielleicht eine ähnliche Empfindung; rasch schuf der Austausch der gemeinsamen Beziehungen in der Heimat und auf Samoa die erste Vertrautheit zwischen uns, und wir ritten nun kameradschaftlich auf unseren kleinen Chinesenponies durch Pautingfus mit soviel Kot erfüllte und von so interessanten alten Häusern eingefaßte Gassen. Zu meiner Freude erwies es sich dabei sogleich, daß wir in fast allen hier in Betracht kommenden Dingen übereinstimmten, in unserer Schätzung der einzigartigen Gelegenheit, das alte Riesenreich des Ostens so intim kennen zu lernen, in unserm Gefühl für die unleugbaren Vornehmheiten in chinesischer Kunst und Sitte, in dem Urteil über Personen und Maßregeln in diesem sogenannten „Krieg" und vieles andere.

Genthe hatte in einer zerfallenen Lehmbude in einer der Vorstädte ein erbärmliches Quartier gefunden. Ich selbst mit meinen Reisegenossen, den Korrespondenten Herren Wilhelmi und Zabel, durch Zufall ein ganz vortreffliches in dem geräumigen, in einem großen, hübschen Garten gelegenen Sommerlusthaus irgendeines reichen Pautingfuer Bürgers. Nach kurzer Beratung

mit den Herren holten wir deshalb Genthe noch am Abend samt seiner Bagage zu uns hinüber und vereinigten seine Karawane mit der unsrigen zu einem stattlichen gemeinsamen Haushalt mit vielen Kulis, Ponies, Maultieren, Eseln und Karren. — Der netteste Zuwachs, den wir dadurch gewannen, war Genthes persönlicher Diener Peleti, ein junger Samoaner von etwa 15 Jahren, den er seinerzeit mit nach Nordamerika genommen hatte; ein famoser, frischer, immer williger Gesell, der uns oft die wertvollsten Dienste leisten sollte. Er hatte für alle praktischen Dinge einen ungemein klaren Verstand und die naive Sicherheit des Naturkindes, die sich fremden Verhältnissen viel geschickter anzupassen verstand als wir selbst. So jung er war, brachte er es doch binnen kurzem zur Meisterschaft in der Beherrschung der chinesischen Dienerschar, die er — in dieser Hinsicht sich völlig zu uns rechnend — mit einer drolligen Selbstverständlichkeit als Angehörige einer durchaus geringeren Rasse ansah. Wir waren später einmal auf unseren Zügen genötigt, unser Hab und Gut und einen großen Teil der uns doch mit nur mäßigem Wohlgefallen folgenden Kulis in einem requirierten Bürgergehöft innerhalb einer vorübergehend besetzten Chinesenstadt auf einige Tage unter seiner alleinigen Obhut zu hinterlassen und kehrten mit nicht geringer Sorge zurück; es war nicht nur zu fürchten, daß die chinesische Nachbarschaft mit den Kulis sich verständigt, sondern fast noch mehr, daß die teilweis etwas aus der Zucht gekommenen Soldaten der verbündeten Mächte sich bei ihren Requisitionsgängen bedenkliche Übergriffe an unseren Vorräten erlaubt haben würden. Wir fanden jedoch unter Peletis Hut alles in bester Ordnung vor. Das war etwas für den braunen Burschen gewesen. Er hatte mit dem Instinkt des Abkömmlings eines alten Kriegerstamms das ganze Gehöft in eine kleine Festung verwandelt, die verdächtigen Chinesen von der Straße mit drohender Büchse, die oftmals an die Tore donnernden Truppen mit dem würdevollen Vorweisen des ihm hinterlassenen, in einer Reihe von Sprachen geschriebenen Papiers von uns zurückgescheucht und die Gesamtheit der Kulis derart in Schach gehalten, daß sie nicht wagten, mit den Landsleuten draußen zu paktieren. Er selbst war freilich durchaus nicht zufrieden; das erste war, daß er uns empört rapportierte: „Der Boy so und so hat von unseren Käsch gestohlen."

„Teufel, das hast Du herausgebracht? Und was hast Du nun getan?"

„Ich habe ihn verhaften lassen."

„W a s hast Du gemacht?"

„Ich habe ihn an einen Baum binden lassen, bis Ihr kämet. Ihr könnt ihn nun verurteilen."

Wirklich hatten die Kulis auf seinen Befehl den betreffenden Burschen, einen strammen Kerl, mit Stricken an einen Baumstamm im Garten gefesselt. Und Peleti hat uns, glaube ich, die „Schlappheit" nie vergeben, daß wir den Kerl nicht, wie er ohne Zweifel erwartet hatte, ohne weiteres füsilieren ließen.

Diese gemeinsame Wirtschaft mit Siegfried Genthe dauerte nun so lange, wie ich selbst auf dem Kriegsschauplatz verweilte. Mit all den interessanten Erlebnissen, die mir dort begegneten, ist seine Person aufs innigste verknüpft. Es war ja ganz natürlich, daß während dieser Zeit er und ich uns besonders nahe kamen, waren wir beide doch schon durch das gemeinsame Fachstudium, die Geographie, auf den gleichen Boden gestellt. Die Vorbildung, mit der wir der Welt hier gegenüberstanden, war ungefähr dieselbe, und die Richtung der Interessen war es auch. Gern lasse ich die bunte Reihe der fremdartig merkwürdigen Bilder und Eindrücke jener Tage wieder an meinem Gedächtnis vorüberwandern und finde bei den bedeutsamsten Situationen immer seine Gestalt neben mir; seine Teilnahme, sein gleiches Mitverständnis verdoppelten meinen eigenen Genuß.

Wir ritten miteinander auf der breiten, mit dem geheiligten Fußpfad aus weißem Marmor belegten Feierstraße, die durch den großen geweihten Wald zu den Kaisergräbern von Siling führte. Mit ihm hatte ich das Glück, die prachtvollen Hallen dieser Anlagen noch in unberührter Schönheit zu sehen und mich an der vornehmen Pracht der hier seit mehr denn anderthalb Jahrhunderten aufgehäuften Kunstschätze, der alten Bronzen, kostbaren Porzellane, Brokatstoffe, Schnitzereien, Cloisonnés, an der ganz eigenen fremdartigen Harmonie des Ganzen zu erfreuen. Mit ihm betrat ich einige Tage später die gleichen Räume, nachdem vandalische Verwüstung über diese Stätte dahingegangen war, und erglühte in gleichem Zorn über diese sinnlose Barbarei.

Er war, mit Wilhelmi, dabei, als wir den denkwürdigen Streifzug des Majors von Förster nach Tsekingkwan mitmachten, eines der wenigen kecken und schneidigen Abenteuer in dieser langweiligen Kampagne. Gemeinsam machten wir den nächtlichen Schleichritt bis zum Fuß des Passes von Tsekingkwan mit, und Seite an Seite folgten wir dann der kleinen Schar des Majors, der den überaus verwegenen Versuch machte, mit hundert Mann eine strategisch glänzende Position, die von circa zwölfhundert vorzüglich, sogar mit zwei Schnellfeuerkanonen bewaffneten und von tapferen Offizieren geführten Chinesen besetzt war, stürmend zu nehmen. Wenn die „Kölnische Zeitung" in dem Nachruf, den sie im Frühjahr Genthe widmete, es aussprach, Furcht sei ihm unbekannt gewesen, so bin ich dessen Zeuge. Kein Zaudern habe ich an ihm beobachten können, wenn wir, von Deckung zu Deckung aufwärts dringend, von Zeit zu Zeit über den von oben her bestrichenen Pfad vorwärts mußten, wo die Geschosse gegen die Steine klatschten; kein Zeichen des Erschreckens, als einmal dicht neben uns genau an dem Platze, wo er wenige Sekunden vorher hinter einer ungenügenden Deckung gelegen hatte, eine Kugel einschlug. Um elf Uhr Mittags saßen wir gemeinsam auf der Höhe über dem eroberten Paßtor, auf dem die schwarz-weiß-rote Fahne flatterte, und teilten die Stückchen Schokolade, die wir, seit vierundzwanzig Stunden fast nüchtern, von einem Freunde hatten ergattern können. So etwas macht Freundschaft.

Genthe allein von uns war mit mir dabei, als wir mit dem General von Gayl zusammen die prächtige Streife zu den Gräbern der Kin

im Gebirge westlich von der großen Ebene ausführten. Auf der Richthofenschen Karte, die wir bei uns trugen, hatten wir einen Vermerk über die Lage dieser unseres Wissens damals noch von keinem Europäer besuchten Stätte gefunden und hatten den General auf das hohe Interesse eines Besuches derselben aufmerksam gemacht. Der kleine Zug war von vollem Erfolg gekrönt; wir fanden in großartiger Felsenlandschaft die Trümmer der Grabmonumente jener alten Dynastie auf, die sich stolz „die goldene“ nannte und die unter heroischen Kämpfen im Mongolensturm des Mittelalters zugrunde ging. Ich habe in meinem Buche „Zur Kriegszeit durch China“ die merkwürdigen Überreste, die wir vorfanden, zu schildern versucht.

Unsere gemeinsamen Züge endeten Mitte November in Peking, wo wir noch einige Tage in der Gesandtschaft miteinander verlebten. Dann wandte ich mich einer anderen Aufgabe, die mir mehr als der „Krieg“ am Herzen lag, der Bereisung des Yangtsekiang zu und nahm von dem liebgewonnenen Kameraden Abschied, um nach dem Süden zu gehen.

Ich will versuchen, hier den Eindruck, den Genthes Persönlichkeit während dieser gemeinsamen Wochen auf mich gemacht hat, kurz zusammenzufassen.

Körperlich steht er mir in der Erinnerung als männliche Erscheinung von prachtvoller Normalität des Gliederbaus, außerordentlich guter Haltung und vortrefflicher Trainierung seines Körpers. Er ist ja auch als Student ein tätiges Mitglied akademischer Turnvereine gewesen.

Was einem in seinem Wesen als erstes entgegentrat, war das Gegenteil von dem, was man bei seinem abenteuerlich bewegten Leben, seinem vieljährigen Aufenthalt in wilden Ländern vielleicht vermuten möchte. Er hatte durchaus nichts Hinterwäldlerisches, nichts von jenen draufgängerischen Wild-West-Existenzen, die besser in unerforschte Länder als in moderne Zivilisation hineinpassen. Vielmehr war er ein durchaus feiner Mensch, äußerlich wohl erzogen, mit guten Manieren, innerlich vornehm denkend und taktvoll. Ruhige Haltung, gesellschaftliche Selbstverständlichkeit der guten Form waren ihm eigen. Nichts war ihm fremder, als das sich Anmaßen, Aufdrängen und Einmischen, zu dem ein Beruf wie der seine so leicht verleiten kann; er ließ, im deutlichen Bewußtsein seines eigenen Wertes, wie auch in dem des Blattes, das er vertrat, die Leute an sich herankommen. Die wirren Tage, in denen ich ihn kennen lernte, waren ungemein dazu geeignet, zu zeigen, wie dünn doch eigentlich die Zivilisationskruste bei so vielen „Kulturträgern“ war; ihn habe ich in den aufregendsten Situationen nie aus der Rolle fallen sehen, weil seine gute Art und Sitte eben keine Rolle war. Dabei war er von sonniger Heiterkeit; immer fröhlich, gesund, ein zuverlässiger Kamerad. Eine humoristische, etwas ironische Redeweise gab ihm meist von vornherein etwas über der Situation Stehendes. Er gehörte nicht zu den Naturen, welche die Verhältnisse gewaltsam nach ihrem Willen zwingen, wohl aber zu denen, die mit spielender Sicherheit auf jeder Welle schwimmen.

Unter all den reisenden Journalisten, mit denen ich zusammentraf, war er unzweifelhaft derjenige, der am ernsthaftesten studierte. Allerdings nicht gerade als geographischer Beobachter in bezug auf das rein Landschaftliche; das fesselte ihn bei unseren gemeinsamen Ritten augenscheinlich nicht über anerzogenes Pflichtinteresse hinaus. Dagegen beschäftigte ihn der Mensch und die Kultur lebhaft. Sein Urteil über das, was er beobachtete, war immer klar, objektiv und durch tüchtige Vorstudien geläutert. Er las ungemein viel. Sein Standquartier in Peking war voll von den besten Werken über China. Und ganz besonders stark war bei ihm das philologische Interesse. Alte Kulturdokumente beschäftigten ihn ebenso wie die lebenden Sprachen. Wie in Indien Indisch, wie in Samoa Samoanisch, so lernte er in China mit großem Eifer Chinesisch sprechen. Seine literarischen Arbeiten haben deshalb bei aller Unmittelbarkeit doch den Charakter wissenschaftlicher Exaktheit. Die Persönlichkeit tritt in seinen Feuilletons fast ganz gegen die Sache zurück, und das, was er sagt, trägt den Stempel der Wahrhaftigkeit.

Er hat außer diesen Reisebriefen auch ausgedehnte und sehr sorgfältige Tagebücher geführt. Ich habe sie noch nicht gesehen, da sie noch von Marokko her unterwegs sind. Es ist mir aber sehr wahrscheinlich, daß sich in ihnen noch eine Menge ursprünglichen und wertvollen Beobachtungsmaterials findet, für spätere Arbeiten von ihm aufgespeichert, das nicht mit ihm verloren gehen darf.

Nachdem Genthes Aufgabe in Nordchina beendet war, bereiste er im Auftrage der Zeitung das damals noch so wenig bekannte Korea, auf Fahrten, die teilweise ein hohes Interesse haben. So erreichte er unter anderem in abenteuerlicher Reise die große, selten besuchte Insel Quelpart im Gelben Meere und machte dort eingehende Studien von originalem Wert. Sein Reisegenosse Hamilton hat sein neuerdings erschienenes Buch über Korea Siegfried Genthe gewidmet. Auch die Mandschurei lernte er kennen und kehrte dann über Sibirien, ein Jahr nach meiner eigenen Rückkehr, nach Deutschland heim.

Dabei war er in Berlin mein Gast, und ich denke gerade an diese Begegnung heut mit einer tief schmerzlichen Empfindung zurück. Er kam wie eine Art Sieger heim von seiner langen Kampagne, und machte damals mehr als je den Eindruck, daß ihm eine glänzende Laufbahn journalistisch-politischer Art sicher sei. Es war geradezu etwas Strahlendes in ihm an Raschheit, Zuversicht und Tatendrang. Voller Freude berichtete er von der Anerkennung, die er von seiten seiner Zeitung bei seiner Heimkehr erfahren, und ließ durchblicken, daß diese für die Zukunft Großes mit ihm vorhabe.

Leider dauerte sein Aufenthalt nur ganz kurze Zeit, denn er mußte unverzüglich auf den erledigten Posten des Pariser Vertreters.

Von dort sendete ihn die „Kölnische“ bei dem Aufstand des Bu Hamara nach Marokko. Hier verweilte er wiederum länger als ein Jahr, ganz in derselben Weise sich durch literarisches Studium und persönliche Beobachtung auch in

diese neue Welt aufs vertrauteste hineinarbeitend. Seine Arbeiten in der Zeitung beweisen dies glänzend, dürften aber auch hier noch nicht die gesamte Frucht seiner Tätigkeit vorstellen.

Eine umfangreiche Korrespondenz über private Angelegenheiten, die er in dieser Zeit mit mir führte, zeigt, daß er noch immer über die gleiche Frische und Energie des Temperaments verfügte.

Nun ist alles dahin, ausgelöscht, wie ein Licht vom Winde. Wie der Siegfried der Sage ist er in der höchsten Kraftblüte gefällt worden; doch für mich erschütternder fast, als dieser, weil sein Ende so sinnlos und so entsetzlich jämmerlich ist. Nicht irgendeinem tragischen Haß ist er zum Opfer gefallen, sondern dem blöden Zufall. Um sein Pferd, um seine Waffe vielleicht, um ein Nichts haben ihn ein paar Räuber, die ihm begegnet, erschlagen und ein Leben vernichtet, das an innerem Reichtum unmeßbar hoch über ihnen stand. Der Mann, vor dessen heiterm und freiem Geist der ganze Erdball ausgebreitet lag, ist zuletzt einsam von einem fremden Missionar in einem kleinen Ort an afrikanischer Küste eingescharrt worden.

Und auch dies noch will ich dem Leser erzählen.

Seinem jungen samoanischen Boy Peleti hatte er bei seiner Abreise aus Ostasien in Tsingtau das Geld zur Rückreise nach Samoa hinterlassen und ihm die Schiffswege aufgeschrieben. Es war keine Gefahr, daß der findige, fertig englisch sprechende Bursche auch wohlbehalten nach Hause gelangte. Genau acht Tage nun, nachdem Genthe bei mir in Berlin gewesen war, kommt das Dienstmädchen in mein Zimmer mit der aufgeregten Meldung, draußen sei ein „Schwarzer", der den Herrn Doktor zu sprechen wünsche. — Es war niemand andres als Freund Peleti. Ihm war plötzlich unterwegs eingefallen, daß es doch sehr interessant sein müßte, das große Land Deutschland, von dem sein mit schwärmerischer Treue verehrter Herr stammte und dessen Kaiser inzwischen der Herr Samoas geworden war, sich einmal anzusehen. Mit der ganzen Keckheit und Naivetät, die ihm zu eigen, hatte er einfach das Reisegeld dazu verwendet, statt über Hongkong und Sydney nach Apia über Singapore nach Bremerhaven zu fahren. Unterwegs hatte er soviel Deutsch aufgerafft, daß er sich von dort nach Berlin und zu mir durchfragen konnte, und da war er nun, lächelnd und vergnügt: „O, I am very glad to see You, Doctor. Do You know, where I find my master?"

Ich hatte im Augenblick das Gefühl, es war fast schade, daß ich ihm eine Antwort darauf geben konnte, denn ich hätte den allerliebsten Kerl für mein Leben gern eine Weile in meinen eigenen Dienst genommen.

Genthe lachte über den tollen, aber ihm nicht übermäßig verwunderlichen Streich des Jungen, konnte ihn aber nicht nach Marokko mitnehmen. Er brachte ihn für diese Zeit in einer Wirtschafts- und Kochschule in Köln unter, um ihn dann später wieder zu sich zu nehmen.

Ich hatte seitdem nichts wieder von ihm gehört. In diesem Juli aber, gerade als ich durch einen Besuch des Bruders von Siegfried Genthe und die Verhandlungen über seinen literarischen Nachlaß mit meinen Gedanken bei seinem Schicksal war, traf der nachstehende Brief bei mir ein, den ich wörtlich folgen lasse:

„Rheinische Kochschule Schumacher-Bandau, Köln.

Durch dieses erfülle ich die traurige Pflicht, Sie von dem Tode des Dieners von Herrn Dr. S. Genthe, Tiasu Peleti, zu benachrichtigen.

Ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen dies mitzuteilen, weil Peleti mir sehr viel von Ihren gemeinsamen Reisen mit Herrn S. Genthe erzählt hat. Er starb an Tuberkulose [das alte Schicksal der Tropenleute im Norden! Anm. des Verf.] und hatte einen sehr schweren Kampf durchzumachen, bis er vom Tode erlöst wurde. Der plötzliche Tod seines ermordeten Herrn und sein Heimweh nach seiner geliebten Heimat trugen viel zu dem so traurigen Ausgang bei. So ist nun Herr und Diener so schnell ins Jenseits abberufen worden, das Schicksal fügt es doch zuweilen recht sonderbar. Die Beerdigung ist am Donnerstag nachmittag 3 Uhr.

Indem ich mich Ihnen empfehle, zeichne ich hochachtungsvoll L. Bandau."

Ich glaube, es ist nicht nötig, den Worten des Briefschreibers noch etwas hinzuzufügen, um das seltsam Ergreifende dieser Geschehnisse hervorzuheben.

Wolken.

Wolken, leise Schiffer, fahren
Über mir und rühren mich
Mit den zarten, wunderbaren
Farbenschleiern wunderlich.

Aus der blauen Luft entquollen,
Eine farbig schöne Welt,
Die mich mit geheimnisvollen
Reizen oft gefangen hält.

Leichte, lichte, klare Schäume,
Alles Irdischen befreit,
Ob ihr schöne Heimwehträume
Der befleckten Erde seid?

Hermann Hesse.

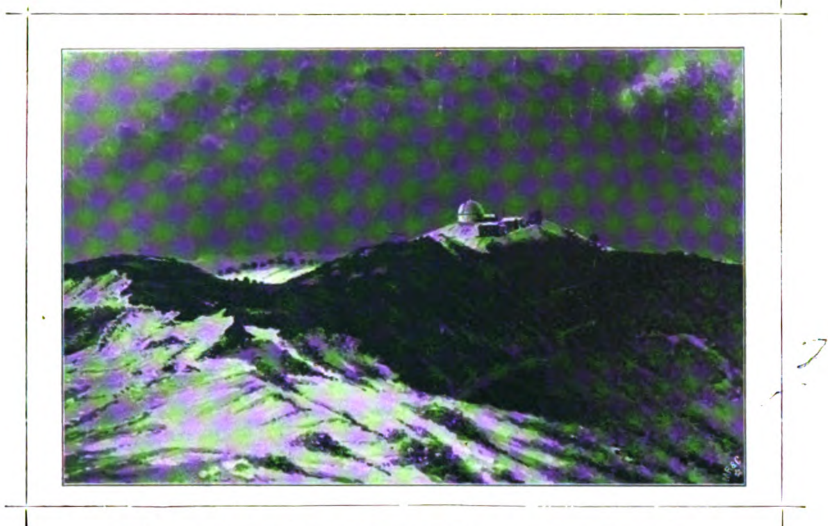


Abb. 1. Das Lick-Observatorium auf dem Berge Hamilton.

Im Heiligtum der Himmelskunde.

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer.

Mit zwei Einschaltbildern und dreiundzwanzig Textillustrationen.

Unter allen der Wissenschaft gewidmeten Anstalten ist wohl die Einrichtung und Organisation einer Sternwarte und ihres Dienstes in der großen Welt am wenigsten bekannt. Mit einer Art von heiliger Scheu betrachtet man diese tempelartigen Gebäude mit ihren großen Kuppeldomen, die sich entfernt von dem unruhvollen Leben der Stadt, abgeschlossen von der übrigen Menschheit, dort auf dem Hügel dem Himmel entgegenstrecken, jener Unendlichkeit von Welten, die die Sternkundigen zu ergründen suchen mit ihren „krausen Himmelsschlüsseln". Und die Astronomen nimmt man meist für gar wunderliche Heilige oder doch zum mindesten für recht exorbitante Schwärmer, die die Nacht zum Tage machen, um Dinge zu erforschen, die so buchstäblich himmelweit entfernt liegen vom Interesse, von Nutz und Frommen der ganzen übrigen Welt. Aber gerade dies Geheimnisvolle reizt. Der Laie hört gern von den Errungenschaften der Himmelswissenschaft, wenn sie ihm mundgerecht vorgetragen werden, und gern möchte er solch einen Sterngucker bei seiner nächtlichen Arbeit belauschen. Das ist aber gar nicht leicht. Die Arbeiten des Astronomen lassen sich nur in stiller Einsamkeit machen; weniger wie irgendein anderer Forscher darf er gestört werden. Und jede Minute, in der die Laune des Wetters das große Buch des Himmels uns aufschlägt, muß zu seinem Studium verwendet werden. Auch würde der Laie bei seinem nächtlichen Besuche sehr enttäuscht sein, denn er würde zunächst in der allgemein in den Arbeitsräumen herrschenden Dunkelheit nichts recht unterscheiden, und höchstens erkennen, wie der Beobachter stundenlang lautlos unter seinem Fernrohr sitzt, indem er beim schwachen Schein einer gleich darauf wieder verdeckten Blendlaterne, von Zeit zu Zeit Zahlen in sein Notizbuch schreibt, Schrauben bewegt, die er tastend sucht, Angaben seines Instrumentes oder der Uhr abliest, und gelegentlich einmal in einem zahlenerfüllten Buche nachschlägt, um eine kleine Rechnung auszuführen. Alles das geschieht so geräuschlos, daß man das Ticken der Uhr deutlich hört. Das ist auch meist notwendig, denn der Astronom muß stets genau die Sekunde kennen, in der er

lebt; er zählt sie im stillen weiter nach den gehörten Pendelschlägen seiner Uhr, oft stundenlang. Dies Sekundenzählen wurde wenigstens den Beobachtern aus meiner Studienzeit, als das Hilfsmittel des elektrischen Chronographen noch nicht allgemein eingeführt war, so zur Gewohnheit, daß man das Zählen unbewußt mechanisch fortsetzen konnte und ich zum Beispiel selbst oft das Experiment gemacht habe, die Sekunden etwa eine Viertelstunde lang weiter zu zählen, indem ich in einen andern Raum ging, wo ich die Uhr nicht hören konnte. Ich differierte dann, zurückkehrend, immer nur um wenige Sekunden mit der Uhr.

Diese Schilderung wird allein schon genügen, um zu zeigen, daß die Beschäftigung des Astronomen an seinem Fernrohr eine keineswegs interessante ist. Der zuschauende Laie würde dabei einfach einschlafen. Er hatte gewiß gemeint — allerdings nur, wenn er sich vorher mit diesen Dingen noch gar nicht beschäftigt hatte — daß der Astronom sich allnächtlich immer wieder dieses oder jenes Himmelswunder mit Entzücken betrachtet und an ihm dann irgendetwas Neues aufzufinden sucht. Aber selbst wenn man nun einmal dazu gelangte, durch solch ein Riesenfernrohr einen Blick zu werfen, würde man meistens abermals enttäuscht sein, weil das Auge sich ebenso an das exakte tiefer gehende Sehen durch das Fernrohr gewöhnen muß, wie zum Beispiel die Hand an besondere nicht alltäglich vorkommende Griffe, etwa bei der Benützung eines Musikinstrumentes. Auch das astronomische Sehen ist eine Kunst, die bei ganz guten Augen doch nicht jeder lernt. Man wird es nach diesem wohl dem Astronomen nicht mehr verdenken, wenn er sich in seiner Sternwarte möglichst abschließt. Dafür lade ich den wißbegierigen Leser ein, mit mir im Geiste einen Rundgang durch die Sterneinrichtungen zu machen; das wird viel lehrreicher sein als ein wirklicher Besuch.

Dabei muß ich vorausschicken, daß das Betrachten der Gestirne für den Berufsastronomen überhaupt das Nebensächliche ist. Es kommt ihm hauptsächlich darauf an, die Gegenstände seines Studiums messend festzulegen. Deshalb ist auch in den bei weiten meisten Fällen das Fernglas an sich, welches ihm die Gestirne näher bringt, nicht das Wichtigste an seinen „Himmelsschlüsseln“, sondern das sind vielmehr alle die mechanischen Hilfsmittel, welche ihm das Messen ermöglichen; daher sieht auch ein solcher Schlüssel

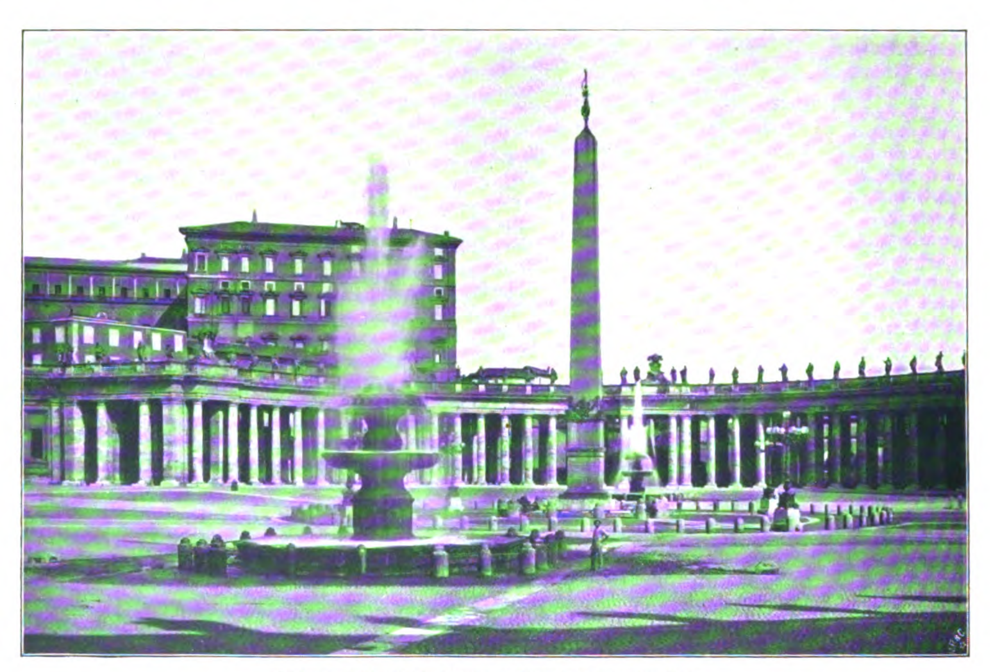


Abb. 2. Obelisk auf dem Petersplatz in Rom.

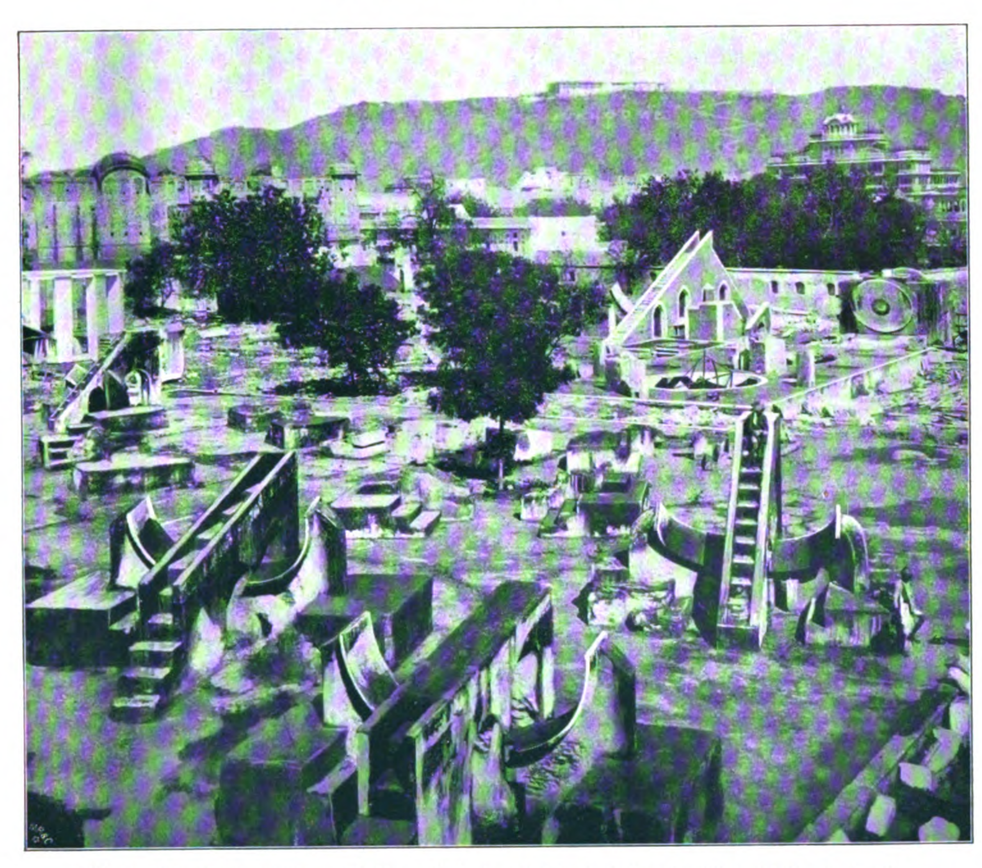


Abb. 3. Die Sternwarte zu Delhi. (Nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.)

so „kraus" aus, wie ich gleich noch näher zeigen werde. Daß dies Messen eigentlich immer den Vortritt hatte, lehrt ja auch der Umstand, daß es schon Jahrtausende, vor dem das Fernglas erfunden wurde, bei den Chinesen, bei den Indern und Ägyptern, Sternwarten gab, in denen wesentlich dieselben Arbeiten ausgeführt wurden wie in unsern modernen Sternwarten, wenn man von der astro-physikalischen Tätigkeit absieht, die ja erst in den letzten Jahrzehnten zum Arbeitsprogramm einiger weniger Observatorien getreten ist. Da wir nun, um die Einrichtung einer Sternwarte zu verstehen, natürlich zunächst einmal ihre Aufgaben recht erkennen müssen, so wird es mir der Leser verzeihen, wenn ich hier eine kleine theoretische Vorlesung voranschicke.

Die ersten astronomischen Beobachtungen — die Chinesen gingen auch hier, wie in so vielen andern Dingen, allen andern Nationen voran — wurden gemacht, um den Kalender festzustellen. Der Kalender war seit Urzeiten der Kultur ein notwendiges Ding, um danach die landwirtschaftlichen Arbeiten einzurichten. Dazu kam noch der uralte Sonnenkultus, aus dem naturgemäß die Aufgabe erwuchs, den Wegen der obersten Gottheit, von der alles Wohl und Wehe der Menschheit ja auch in Wirklichkeit abhing, so genau zu folgen, als es möglich war. Endlich sah man mit Schrecken, wie die Sonne zuweilen verfinstert wurde, indem sie nach alter Meinung der böse Geist vorübergehend überwältigte. Man merkte sich diese Tage der Angst und fand, nach jahrhundertelanger Aufmerksamkeit, daß sie in bestimmten Zwischenräumen wiederzukehren pflegten. Hier lagen also die Wurzeln der astronomischen Wissenschaft, die sich weit in vorhistorische Zeiten verlieren.

Die ersten wirklichen astronomischen

Messungen bestanden also darin, die Bahn der Sonne zu bestimmen, wie sie scheinbar während des Tages und dann auch während des Jahres über das Himmelsgewölbe hin stattfindet. Man mußte dazu die wechselnde Höhe der Sonne, bei ihrem höchsten Stande, also zu Mittag, und die Zeit dieses Mittags an den verschiedenen Tagen des Jahres festlegen, und das ist die hauptsächlichste Aufgabe der messenden Astronomie bis auf den heutigen Tag geblieben. Die allerersten Instrumente, welche diesem Zwecke dienten, waren die gewaltigen Obelisken der Ägypter (Abb. 2). Zeit und Größe ihres kürzesten Schattens gaben an jedem Tage die beiden oben bezeichneten Daten. Die Veränderlichkeit der Schattenlänge von Tag zu Tag verriet jenen ersten Astronomen die Lage der Bahn, welche die Sonne im Jahre am Himmel zurücklegt und die Länge dieses größeren Zeitintervalles selbst. Auf der völlig geebneten Fläche um den Obelisken herum gab man durch in den Stein gemeißelte Linien die Himmelsrichtungen an, also im besonderen auch die Lage des Meridians des Beobachtungsortes, der durch die Richtung des kürzesten Schattens gegeben ist, und in dieser Richtung auch die Länge des Schattens an verschiedenen Tagen. Der Obelisk gab damit einen immerwährenden Kalender ab, während er durch die Aufzeichnung des Verlaufs seines Schattens tagsüber eine Sonnenuhr größten Maßstabes war. Als man dann die betreffenden Angaben von Obelisken miteinander verglich, die an verschiedenen Orten aufgestellt waren, sah man, daß der höchste und niedrigste Sonnenstand, der an demselben Orte in jedem Jahre immer wieder derselbe war, an verschiedenen Orten zwar am gleichen Tage stattfand, daß aber die Schattenlängen selbst voneinander abwichen. Sie wurden größer, je mehr man nach Norden ging, und umgekehrt. Man mußte hieraus schließen, daß man sich auf einer Kugel bewegte, und daß der dreihundertsechzigste Teil des Umfangs dieser Erdkugel gerade zwischen zwei Orten enthalten sein mußte, deren Mittags-

Abb. 4. Himmelsbeobachtung zu Ende des XVII. Jahrhunderts.
(Nach Johannis Hevellii „Machina coelestis“ v. J. 1673.)



Abb. 5. Instrumente der Pekinger Sternwarte, jetzt im Schloßpark von Sanssouci.

neue zwanzigste Auflage ich letzthin herausgegeben habe.

In allen neueren betreffenden Instrumenten steckt deshalb auch immer das Prinzip dieses schattenwerfenden Obelisken, des „Gnomon“, wie man es in diesem Falle nennt. Die Inder gaben ihm eine ganz verschiedene Form. Sie bauten große Freitreppen, wie sie auf unserer Abbildung der Sternwarte von Delhi zu sehen sind, und die scharf auslaufenden Spitzen derselben dienten als Schattenwerfer (Abb. 3). Man beobachtete den Schatten nicht mehr auf einer Horizontalebene, sondern auf Kreisausschnitten, die entweder im Meridian oder in der scheinbaren Sonnenbahn orientiert waren.

sonnenhöhe um einen Grad, das heißt, dem dreihundertsechzigsten Teil eines ganzen Kreisumfangs, verschieden war. Zwischen zwei solchen Orten konnte man nun die wirkliche Entfernung mit einem beliebigen Maßstabe ausmessen und hatte dann durch einfache Multiplikation mit 360 den Umfang der ganzen Erdkugel ermittelt. Mit Obelisken konnte man also sogar die Gestalt und Größe der Erde finden. Das erste und einfachste aller astronomischen Instrumente, der senkrecht über einer horizontalen Ebene stehende Stab, auf welchen man den Obelisken reduzieren kann, erlaubte also im Prinzip bereits alle Fundamentalbeobachtungen anzustellen, und nur ihre Genauigkeit allein wurde durch die später erfundenen Instrumente vervollkommnet. Jedermann ist imstande, sich ein solches astronomisches Fundamentalinstrument selbst herzustellen und alle die Beobachtungen zu wiederholen, wenn er die genügende Geduld dazu hat, die die Liebe zum Gegenstande immer zu finden weiß. Wer sich über diese verschiedenen Aufgaben noch weiter unterrichten will, dem kann ich zum Anfangsstudium die wahrhaft klassische populäre Himmelskunde des großen Pädagogen Diesterweg empfehlen, deren

Im Mittelalter erfand man dann den Mauerquadranten. Wollte man die größten Höhen auch anderer Gestirne als Sonne und Mond, die also keinen Schatten warfen, bestimmen, so war es nötig, nach diesen hinvisieren zu können. Man befestigte an einem Stab oben und unten etwa zwei senkrecht zu ihm stehende Drahtenden, Visiere, und den Stab selbst an einer Mauer, so daß man ihm verschiedene Neigungen geben konnte. Man stellte nun diesen beweglichen Stab auf das Gestirn

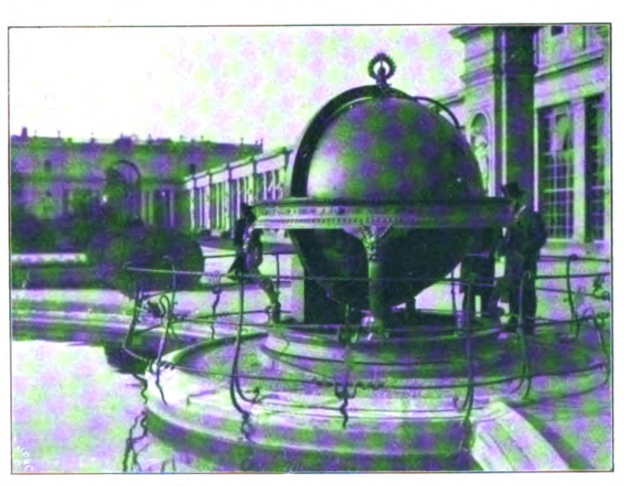


Abb. 6. Himmelsgloben von Peking, jetzt im Schloßpark von Sanssouci.

ein wie man mit einem Gewehr zielen würde; dann wurde er irgendwie unbeweglich gemacht, festgeschraubt. Nun brauchte man noch einen zweiten Stab, der sich um denselben Punkt dreht, wie der erste, und den man durch eine Wasserwage immer genau horizontal stellen kann, und der natürlich auch durch ein Lot zu ersetzen war. Der Winkel zwischen beiden Stäben ist dann die gesuchte Höhe des Gestirns. Um sie in Gradteilen eines Kreisbogens angeben zu können, mußte man noch irgendwo in der Ebene, in welcher sich die Stäbe bewegen, eine solche Gradteilung anbringen. Damit war das neue Instrument fertig. In einer bereits etwas fortgeschrittenen Entwicklung und nun schon frei auf einer Säule stehend, zeigt die Abbildung 4 dieses Instrument, wie es der Danziger Ratsherr Hevelius anwandte, der, treulich unterstützt von seiner Gattin, einer der erfolgreichsten astronomischen Beobachter des XVII. Jahrhunderts war.

Aus den nach allen Richtungen beweglichen Quadranten wurden schließlich ganze Kreise, in denen man weiter andere am Himmel hervorragende Kreise neben dem Meridian anbrachte, den Horizontkreis, den Himmelsäquator, den Kreis der Sonnenbahn, die sogenannte Ekliptik, und so wurden Instrumente daraus, wie das in Abb. 5 dargestellte, das nun schon recht kraus aussieht. Es stammt aus dem Instrumentenschatz der uralten Sternwarte von Peking, wo man den Lauf der Sterne schon kundig verfolgte, als in den germanischen Wäldern noch rohe Horden hausten. Bei Gelegenheit des chinesischen Feldzuges wurden bekanntlich diese Wahrzeichen einer durch das Alter geheiligten Kultur von deutscher Seite als Siegestrophäen betrachtet und erregen heute die höchste Bewunderung aller Besucher des Parkes von Sanssouci, allein schon wegen ihrer vollendeten Kunstformen und Herstellung in Bronzeguß. Ich gebe auch den berühmten Himmelsglobus wieder, wie er vor der Orangerie in Potsdam heute steht, und ferner mag man auch sehen (Abb. 5—7) wie diese Instrumente einst auf der Stadtmauer von Peking standen.

Die Idee dieser Instrumente war indes nicht ausschließlich chinesischen Ursprungs. Im XVII. Jahrhundert, als die Chinesen sich mit den eingewanderten Europäern noch sehr gut vertrugen, sind sie unter deren Einflusse entstanden. Aber keines der ähnlichen Instrumente aus derselben Zeit, die in Europa ausgeführt wurden, konnte sich

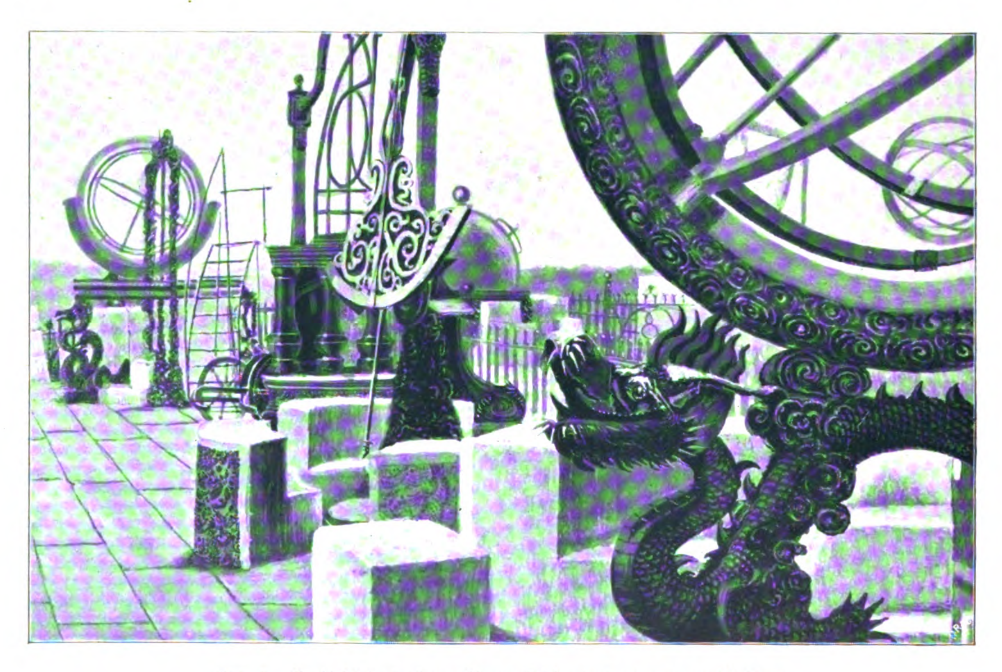


Abb. 7. Ansicht des ehemaligen Observatoriums zu Peking.

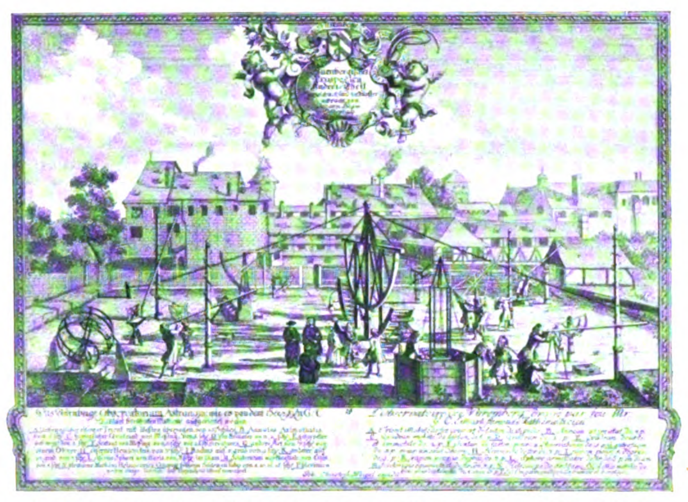


Abb. 8. Astronom. Observatorium zu Nürnberg im XVII. Jahrh. Nach einem Kupferstich.

auch nur entfernt messen mit der Vollkommenheit dieser chinesischen.

Nach Erfindung des Fernrohrs — es wurde 1610 zuerst von Galilei zum Himmel gerichtet — dachte man zunächst gar nicht daran, es für die astronomische Meßkunst zu verwenden. Noch lange nachdem man mit ihm nur die Gestirne betrachtete, um an ihnen mehr Einzelheiten zu sehen, als es mit den bloßen Augen möglich war, gebrauchte man gleichzeitig die alten Instrumente mit ihren einfachen „Diopteru", das sind jene Visiervorrichtungen. Wie eine Sternwarte der damaligen Zeit aussah, mag die Abbildung 8 veranschaulichen. Neben den großen Winkel- und sphärischen Instrumenten sieht man lange Fernrohre an Säulen oder Pfählen in primitiver Weise beweglich angebracht. Erst später sagte man sich, daß man den beweglichen Visierstab des Mauerquadranten vorteilhaft durch ein Fernrohr ersetzen könne, weil man durch die Vergrößerung, welche es gestattet, die Richtung auf den Stern schärfer bestimmen konnte, namentlich, als man dann auf die Idee kam, im Fernrohr ein feines Fadenkreuz auszuspannen, das zur genauen Pointierung der Sternrichtung dient.

Nun wollen wir aber den Weg der historischen Entwicklung verlassen und, ausgerüstet mit unsern Fundamentalkenntnissen, eine moderne Sternwarte besuchen. Wir treten gleich in das Allerheiligste, den Meridiansaal. Dort steht das Instrument (Abb. 9), welches aus unserm uralten Schattenstabe heute geworden ist. Wir haben für ihn das Fernrohr gesetzt, und wir verstehen aus dem Vorangegangenen, daß es, um seine Aufgabe zu erfüllen, sich durchaus nur in einer absolut senkrechten Ebene, der des Meridians, bewegen darf. Man gibt ihm also in der Mitte eine Querachse, die genau im rechten Winkel zur Fernrohrachse stehen muß, bringt an den Enden der Querachse Zapfen an, und lagert dieselben rechts und links auf steinernen Pfeilern. Auf die Querachse kann man eine Wasserwage ansetzen, um sich zu überzeugen, ob sie auch genau horizontal liegt. Die Pfeiler werden unabhängig vom übrigen Gebäude tief fundiert, um jede Erschütterung oder Verschiebung des Instrumentes aus der Fundamentalebene des Meridians nach Möglichkeit zu vermeiden. Ganz wird dies niemals zu erreichen sein. Man bestimmt die stets vorhandenen kleinen und veränderlichen Abweichungen und korrigiert danach die Beobachtungen nachträglich durch Rechnung. An der Horizontalachse sind Gegengewichte angebracht, damit das Fernrohr nur ganz leicht auf den Achsenlagern ruht. Außerdem befinden sich an der Horizontalachse der mit einer äußerst feinen Gradteilung versehene Kreis, auf dem man den gesuchten Höhenwinkel mit den Mikroskopen abliest, von denen vier vorhanden sind. Das Instrument heißt nach diesen Kreisen „Meridiankreis"; wenn erstere fehlen, wodurch es dann nur zur Bestimmung der Zeit verwendbar ist, das „Mittagsrohr". An seinem Okular ist der sogenannte Mikrometer angebracht, ein sorgfältig verschlossener Rahmen, in welchem eine Reihe von Spinnfäden ausgespannt ist; darüber verschiebt sich durch eine außerordentlich fein gearbeitete Schraube ein anderer Rahmen, der nur einen Spinnfaden trägt. Am Schraubenkopf befindet

sich ein trommelförmiger Ansatz, der ringsherum Teilstriche besitzt. Die Bewegung des durch die Schraube verschiebbaren Fadens ist also in Teilen einer Umdrehung der letzteren auf dieser Trommel abzulesen. Auf diese Weise kann man Abstände von himmlischen Objekten im Fernrohr messen.

Wie bedient sich nun der Astronom dieses Himmelsschlüssels, von dem ich hier nur die hauptsächlichsten Bestandteile angeführt habe? Er mißt die Höhe der Gestirne und die Zeit, zu welcher sie seinen Meridian passieren. Aus den Erfahrungen vorangegangener Beobachtungen weiß er schon ziemlich genau, wann und wo dies für einen bestimmten Stern der Fall ist. Er stellt sein Instrument kurz vorher auf die betreffende Höhe ein. Nun begibt er sich im Dunkeln, denn er muß sein Auge immer möglichst empfindlich halten, zur Hauptuhr und beginnt ihre Sekundenschläge zu zählen, während er sich unters Fernrohr setzt. Nach einiger Zeit wird sein Stern im Gesichtsfelde erscheinen. Infolge der angewandten Vergrößerung läuft derselbe durch die scheinbare tägliche Bewegung des Himmelsgewölbes ziemlich schnell von Osten nach Westen weiter. Das Fernrohr wird nun genau so pointiert, daß der Stern gerade auf dem horizontal ausgespannten Spinnfaden entlang läuft. Senkrecht zu diesem Faden befinden sich im Mikrometer oft bis zu einundzwanzig Fäden, die der Stern durchkreuzt. Der Beobachter schätzt bis auf die Zehntelsekunde nach den weiter gezählten Pendelschlägen ab, wann dies hinter jedem einzelnen Faden geschieht, und muß dies gleichzeitig in sein Buch notieren, immer im Dunkeln und ohne auf das Buch zu sehen. Das ist namentlich deshalb nicht leicht, weil man eine ganz andere Zahl aufschreiben muß, als man im Geiste weiterzählt, denn man darf ja die weiter laufende Sekunde nicht verlieren. Ist der Stern passiert, so geht der Beobachter wieder zur Uhr, um sich zu überzeugen, daß er noch die richtige Sekunde zählt, und setzt nun Minute und Stunde mit dem Namen des Sternes hinzu. Schließlich ist in allen Mikroskopen die Höhenlage des Instrumentes abzulesen. So geht es die ganze Nacht hindurch beim Meridiandienst.

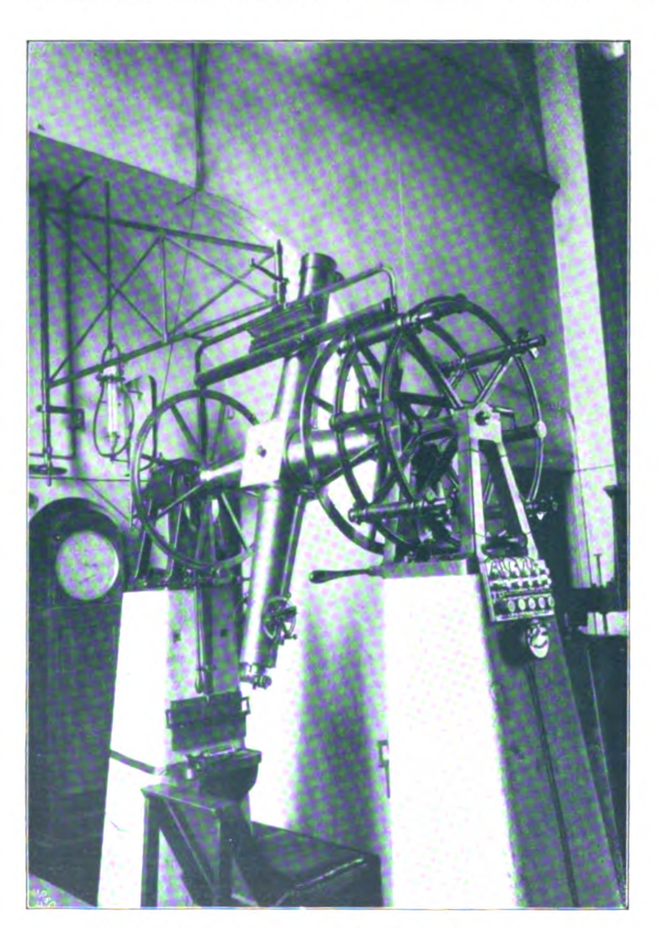


Abb. 9. Meridiankreis der Genfer Sternwarte.

Diese hier geschilderte „Auge- und Ohr-Methode“ ist indes schon veraltet. Heute bedient man sich, wie ich schon andeutete, auf größeren Sternwarten des sogenannten elektrischen Chronographen, welcher auf einen vorbeirollenden Streifen Papier die Sekunden der Normaluhr selbsttätig notiert, während der Beobachter durch einen Kontakt mit einem elektrischen Taster da-

neben den Zeitmoment, welchen er festzuhalten wünscht, durch einen Punkt eintragen kann. Das ist natürlich nicht nur bedeutend bequemer, sondern auch exakter.

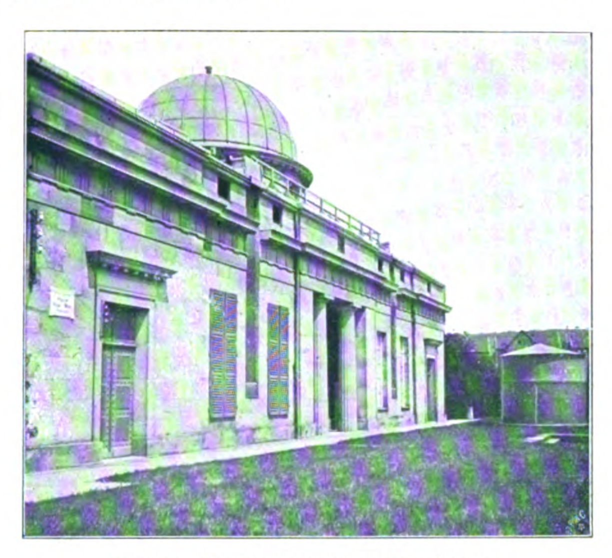


Abb. 10. Die Sternwarte zu Göttingen.

So beobachtet heute noch wie zu Urzeiten, wenn auch mit unendlich verfeinerten Werkzeugen, der Astronom als hauptsächlichste Fundamentalgrößen, auf die er alle seine andern Beobachtungen bezieht, den Augenblick des Durchgangs der Sonne durch seinen Meridian und ihre Höhe in diesem Augenblicke. Das gibt ihm zunächst den Eintritt des wahren Mittags an, nach welchem die bürgerliche Zeit berechnet wird. Die Pendelschläge seiner Normaluhr im Meridiansaale geben den Takt an, nach welchem sich all unser Tun reguliert, sie geben das Zeichen zum Beginn jeder Feierlichkeit, jedes Festes, jedes von Menschen festgesetzten Ereignisses, der ganze gewaltige Weltverkehr wird allein durch diese stille Tätigkeit des Astronomen in heilsamer Ordnung erhalten: denn welche Wirren würden eintreten, wenn jeder Stationschef nach seiner eigenen Uhr die Züge abfahren ließe? Und da jedermann sich nach diesen einheitlichen Zeitangaben heute genau einzurichten hat, so gibt es gar keine andere Tätigkeit in der Welt, die eine auch nur ähnlich umfassende Wirkung übte wie dieser Meridiandienst des Astronomen. Wer aber denkt wohl daran, wenn er auf seine Uhr blickt, daß das Auge des einsamen Beobachters da oben auf der weltfremden Sternwarte sie täglich überwacht?

Neben dem Augenblicke des Mittags ist es wichtig, die Höhe der Sonne zu beobachten, weil von dieser der Beginn des Jahres abhängt. Nach ebenfalls uralter Festlegung ist dieser durch den Augenblick gegeben, wann die Sonne im Frühling den Himmelsäquator passiert und dabei demnach eine ganz bestimmte, für jeden Beobachtungsort unveränderliche Höhe beim Meridiandurchgang besitzt. Der Zeitmoment des Frühlingsanfangs ist auch der Anfang des astronomischen Jahres. Außerdem ist der Punkt, in welchem sodann der Sonnenmittelpunkt den Himmelsäquator schneidet, der sogenannte Frühlingspunkt, der Kardinalpunkt aller übrigen Messungen am Himmel. Er läßt sich durchaus nur durch genaue Verfolgung der Sonnenhöhe während des ganzen Jahres bestimmen. Nachdem man die Winkelabstände einer Reihe von Sternen von diesem Frühlingspunkte wieder durch Beobachtungen am Meridiankreise bestimmt hat, kann man die laufenden „Zeitbestimmungen“ auch nachts mit Hilfe dieser „Fundamentalsterne“ ausführen und braucht dafür also nicht mehr auf die Sonne zur Mittagszeit zu warten, weil man inzwischen genau in Erfahrung gebracht hat, um wieviel solch ein Stern in einem gegebenen Augenblicke vom Mittelpunkte der Sonne entfernt steht.

Wir wissen, daß das Meridianinstrument sich nur in der einen Ebene bewegen läßt. Deshalb gebraucht man auch nur einen Ausblick nach dieser Richtung. Das Sternwartengebäude ist hier von oben bis unten wie durchgeschnitten, es besitzt einen verschließbaren Spalt. Die obenstehende Abbildung 10 der Sternwarte von Göttingen mag dies veranschaulichen. Ich stelle damit dem Leser zugleich eine Sternwarte vor, wie sie etwa für die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts mustergültig war. Sie gehörte damals zu den allerberühmtesten. Sie ist von dem eminentesten mathematischen Denker jener Zeit, meinem großen Braunschweiger

Landsmanne Gauß, erbaut worden. Wie glücklich ich war, daß ich vor nunmehr einigen dreißig Jahren in diesen geheiligten Räumen meine ersten Messungen am Himmel ausführen durfte, das habe ich den Lesern der Monatshefte schon einmal bei einer andern Gelegenheit erzählt. Ich mache nebenbei auf die ganz links am Gebäude befindliche Tafel aufmerksam. Auf ihr steht vermerkt, daß an dieser Stelle der erste elektrische Telegraph der Welt einmündete, welchen Gauß und Weber zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Laboratorium eingerichtet hatten, nur um darauf miteinander zu plaudern. Die großen Gelehrten dachten wohl an die weittragende Bedeutung dieser ihrer Erfindung, aber sie meinten, daß die Sache, im großen ausgeführt, so kostspielig werde, daß sich niemand daran machen würde. Wie das doch anders geworden ist!

Auch die Sternwarten sehen heute anders aus; es sind, namentlich in Amerika, wahre Paläste geworden. Das werden wir bald noch besser kennen lernen.

Wir werden es nun verstehen, wie den Astronomen unter seinem Fernrohr das leiseste Geräusch stören kann. Er verliert die Sekunde, oder es mißlingt ihm die genaue Schätzung ihres Zehnteils beim Vorübergange des Sternes. Auch bei Anwendung des Chronographen muß sein Nervenapparat auf das äußerste angespannt bleiben. Ist der Stern einmal vorübergegangen ohne regelrecht beobachtet zu sein, so kann die betreffende Beobachtung, wenn es dann das Wetter gestattet, erst frühestens am nächsten Tage wiederholt werden, denn jeder Stern geht nur einmal in jeder Nacht durch den Meridian. Wir wissen aber, daß das Instrument nicht aus dem Meridian zu bringen ist.

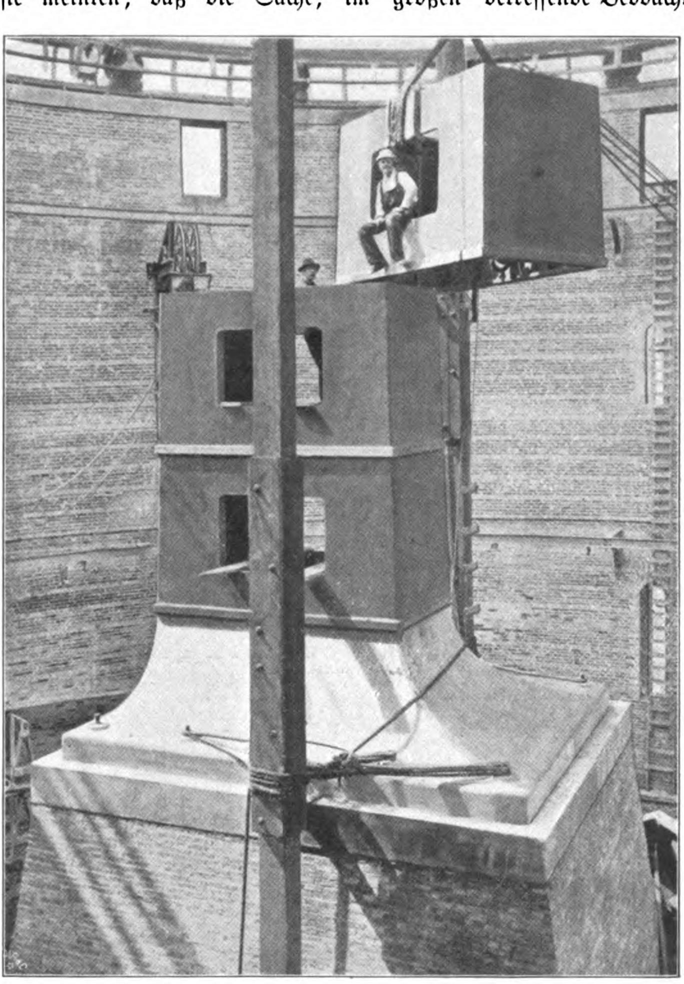
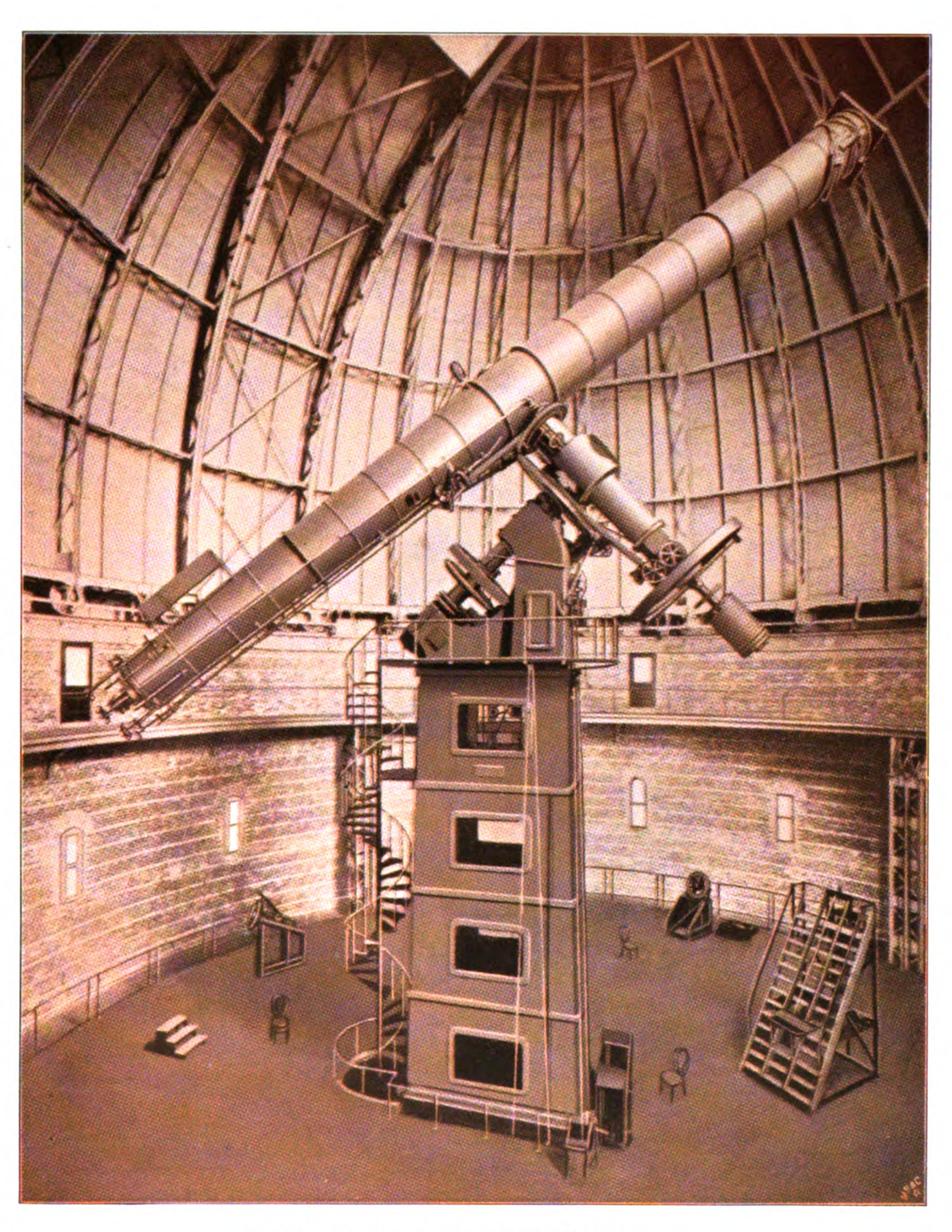


Abb. 11. Der Aufbau des Pfeilers des Yerkes-Observatoriums.
(Nach „The Yerkes Observatory" Chicago, 1897.)

Es ist deshalb begreiflich, daß man danach getrachtet hat, noch andere Instrumente zu konstruieren, die man jederzeit zu Messungen benützen kann. Aus diesem Gesichtspunkte ist die „äquatoriale" Aufstellung der großen Refraktoren entstanden, die heute riesenhafte Dimensionen angenommen haben. Wie wurde nun aus dem Meridiankreis ein solches Äquatorial? Zunächst machte man die Querachse, durch welche das Instrument auf den Pfeilern ruhte, ihrerseits beweglich, so daß ihre Richtung



Das 40 Zoll Telescop des Yerkes-Observatorium.
(Nach „Publications of the Yerkes Observatory," Chicago 1900.)



ringsherum um den Horizont zeigen kann. Durch solche doppelte Bewegung muß man offenbar das Fernrohr gegen jeden Punkt des Himmels richten können. Die so eingerichteten Instrumente heißen Alt-Azimute. Am bequemsten aber gestaltete sich die Aufstellung, bei welcher die eine der beiden Bewegungsebenen eines solchen Instrumentes in die Ebene des Himmelsäquators gelegt wurde, zu welchem parallel alle Bewegungen der Gestirne in ihrem täglichen Laufe stattfinden. Diese letztere Bewegung geschieht ja bekanntlich gerade so, als ob die Sterne an eine Hohlkugel befestigt wären, welche man mit Hilfe einer quer durch unsern Standpunkt gelegten Achse umdreht. Würde man an dieser Achse, die wir uns einmal materiell vorhanden denken, irgendwo einen Stab befestigen, der auf irgendeinen Stern zeigt, so bliebe offenbar dieser Stab beständig auf den Stern gerichtet, wenn die Achse sich gleichzeitig mit der Himmelskugel dreht. Wir brauchen diesen Stab also nur noch durch ein Fernrohr zu ersetzen, um alsdann in demselben jeden Stern beständig im Gesichtsfelde zu behalten, ihn also so lange beobachten zu können, als es uns beliebt.

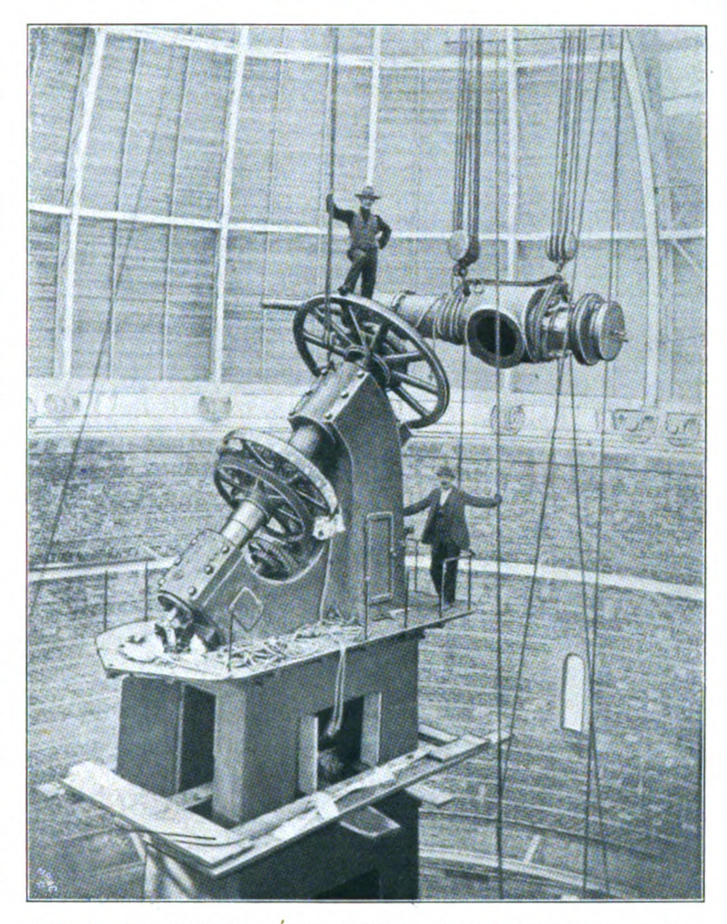


Abb. 12. Der Pfeiler des Yerkes-Observatoriums mit der Polachse.
(Nach „The Yerkes-Observatory", Chicago, 1897.)

Wie bauen wir nun ein Fernrohr nach diesem Prinzip? Es sind verschiedene Wege möglich. Ich betrachte nur den gebräuchlichsten, dem die Riesensehwerkzeuge unserer Zeit entsprechen. Sehen wir einmal zu, wie das größte derartige Instrument, der Yerkesrefraktor, der bei Chicago aufgestellt ist, montiert wird. Zunächst wurde ein riesiger Pfeiler errichtet, der selbstverständlich unabhängig vom Gebäude fundiert werden mußte. Die Abbildung 11 zeigt, wie auf dem Steinsockel die großen Gußeisenstücke aufeinandergesetzt werden. Im nächsten Bilde 12 sehen wir, wie die Polachse oben in den Pfeiler eingesetzt ist. Das ist nun unsere Weltachse, um welche sich der Himmel dreht; sie zeigt zum Himmelspol, und der Kreis, den wir oben angebracht sehen, liegt parallel zum Himmelsäquator. Das Ganze läßt sich nur in den hier sichtbaren absolut festen Lagern drehen. Oben über dem Kreise ist man im Begriff, ein großes Stück aufzusetzen, so daß es fest mit der Polarachse verbunden bleibt. Die andere Achse, die an diesem Stücke angebracht ist, und die man links hinter dem Kreise etwas hervorragen sieht, steht dann also immer senkrecht zur Polarachse

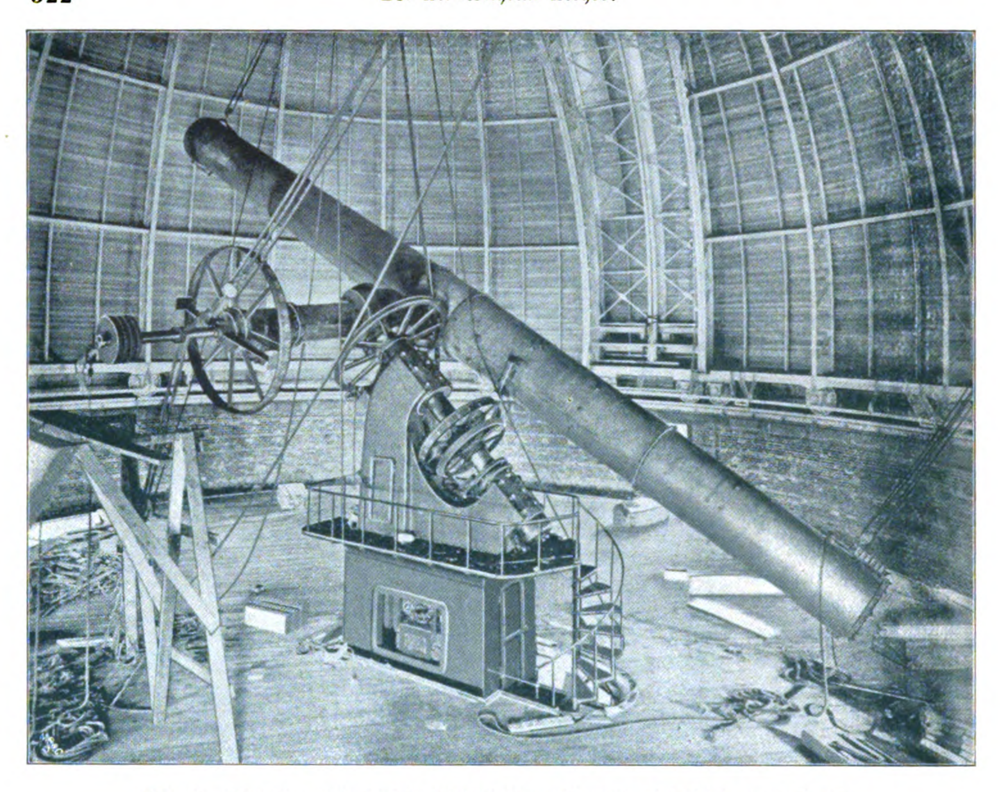


Abb. 13. Montieren des 40-Zoll-Teleskopes des Yerkes-Observatoriums.
(Nach „The Yerkes-Observatory“, Chicago, 1897.)

und zeigt immer auf den Himmelsäquator, wie man die Polarachse auch drehen mag. Die letztere nennt man die Deklinationsachse. Sie bekommt links wieder einen Kreis, den wir gleich noch sehen werden. Diese Deklinationsachse geht durch das starke Mittelstück hindurch und läßt sich in demselben drehen. Rechts vom Mittelstück wird nun das eigentliche Fernrohr aufgesetzt, wie es das nächste Bild 13 zeigt. Dieses Rohr ist aus gewalzten Stahlplatten hergestellt und hat eine Länge von 18 m, also die Höhe eines stattlichen vierstöckigen Hauses. Das Rohr allein wiegt 6 Tons (zu je 1000 kg). Es soll zum Riesenfinger werden, der, einmal gerichtet, stets auf denselben Stern weist. Damit es dies tut, müssen wir unsere Polachse, um welche der Himmel sich dreht, unsererseits in einem Tage einmal um sich selbst bewegen. Dazu dient ein mächtiges Uhrwerk, kräftiger und vollkommener als das der größten Turmuhr. Es greift in das Rad mit schrägem Zahnkranze ein, das wir auf unserer Abbildung 12 unten an der Polachse sehen. Das Uhrwerk ist hier gleichfalls abgebildet; links oben sieht man das gewaltige Zentrifugalpendel, das die Bewegung genau reguliert (Abb. 14).

Aber dies sind alles nur die rohen, schweren Konstruktionsteile. Von den Hauptsachen haben wir noch gar nicht gesprochen. Da ist zunächst das Objektivglas selber. Ja, wenn ich erzählen wollte, welche Subtilitäten des Geistes und der Technik zur Herstellung dieses Glases allein gehören, so müßte ich darauf noch dreimal mehr Raum verwenden, als mir hier gewährt ist. Wir müssen es fertig hinnehmen. Es hat nicht weniger als einen Meter im Durchmesser und nur die beiden zusammengehörigen Gläser ohne die Fassung wiegen 250 kg. Die Fassung ist ebenso schwer; und das alles hängt dort oben an einem Hebelarme von neun Metern! Dabei wird verlangt, daß das Instrument auf jeden beliebigen Punkt des Himmels sozusagen mit dem kleinen Finger zu richten ist. Man

soll mit einem stählernen Turme spielen können!

Aber solche Anforderungen gehören noch zu den am leichtesten zu befriedigenden. Begeben wir uns an das Okularende (Abb. 15), von wo aus der Beobachter das Riesenwerkzeug zu handhaben hat. Da mag es wohl manchem bunt vor den Augen werden, und er wird sich vergebens fragen, wo denn in diesem Gewirr von Schrauben, Rädern und Griffen der Punkt sei, in welchem das Instrument die Strahlen aus den letzten Tiefen des Weltalls uns entgegenführt, und wohin sich also unser Auge begeben soll. Man bedenke, daß der Beobachter, ohne sich von der Stelle zu rühren, den ganzen komplizierten Mechanismus regieren und kontrollieren muß. Die Kreise, welche sich an den beiden Hauptachsen befinden, besitzen eine Teilung, die es gestattet, das Instrument auf einen bestimmten Stern zu richten. Man muß also diese beiden Kreise in jeder Lage des Fernrohrs vom Okularende aus ablesen können. Die Lichtstrahlen müssen deswegen durch Prismen und Spiegel hierher geführt werden. Nachdem man den Stern gefunden hat, muß man entweder das Uhrwerk von hier aus einschalten oder umgekehrt das Instrument absolut unbeweglich feststellen können, wie es für gewisse Messungen nötig ist, damit eben wieder der Stern hinter den Mikrometerfäden vorbeiziehen kann. Das wird durch Festschrauben der Achsen erreicht, die sich wieder da oben, neun Meter entfernt, befinden. Um aber den Stern ganz genau auf bestimmte Fäden des Mikrometers zu bringen, muß man den festgeklemmten Riesentubus in beiden Richtungen immer noch fein bewegen können, wozu man wieder neue Griffe am Okular gebraucht. Diesen verschiedenen Zwecken dienen die sechs wie Steuerräder aussehenden Griffe. In der Mitte befindet sich das Mikrometer, das weiter unten noch besonders abgebildet ist (Abb. 16). Das ist nun das eigentliche Meßwerkzeug und das feinste Stück am ganzen Instrumente. Ungefähr kennen wir schon seine Konstruktion. Oben auf dem „Schlitten“ befindet sich das Okular, das mit ihm durch die Mikrometerschraube seitlich zu bewegen ist. Die Bewegung wird, wie wir schon wissen, auf der „Trommel“ abgelesen, die wir rechts sehen. Ganz links hängt eine Lampe, die seitlich eine regulierbare Menge von Licht auf die Mikrometerfäden gelangen läßt, welche man ja sonst auf dem dunkeln Himmelsgrunde nicht sehen könnte. Der ganze Schlitten ist um den in unserm Bilde

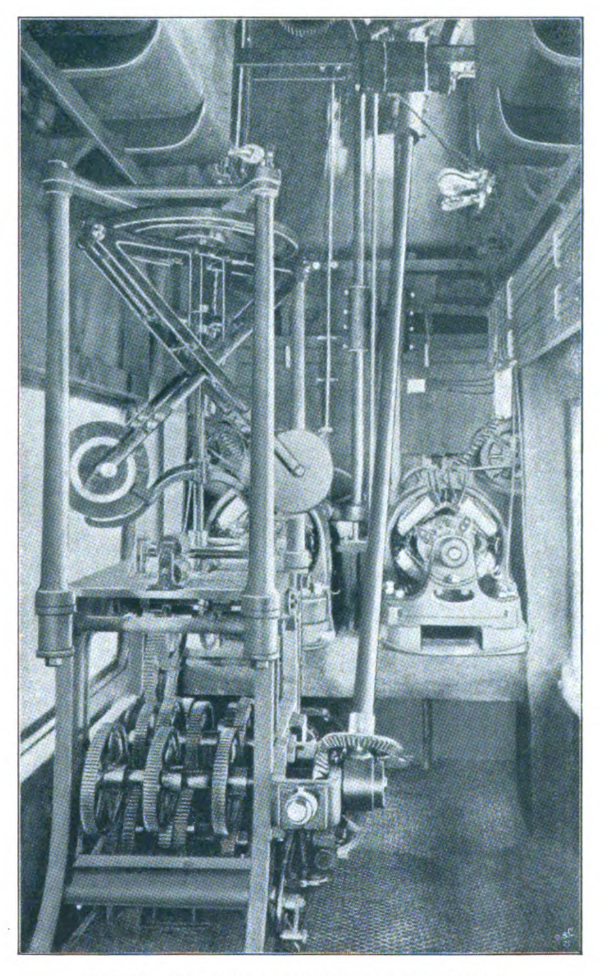


Abb. 14. Uhrzimmer des Yerkes-Teleskopes.
(Nach The Yerkes-Observatory“, Chicago, 1897.)

horizontal liegenden Kreis zu bewegen, der wieder eine feine Teilung besitzt. Der größere, tiefer liegende Kreis dient nur als Handgriff, denn es ist verboten, das Instrument an andern als den eigens dazu bestimmten Stellen zu berühren, weil sonst durch Erwärmung oder Durchbiegung die Genauigkeit der Messungen leiden könnte.

Die Beobachtungen an diesem Mikrometer geschehen nun in der Regel so, daß man in der Nähe des Gestirns, dessen Lage zum Frühlingspunkte man bestimmen will, einen Stern aufsucht, dessen Ort am Himmel vorher schon einmal durch Meridianbeobachtungen genau ermittelt worden ist, den sogenannten Vergleichsstern. Zwischen beiden Objekten mißt man durch die beweglichen Mikrometerfäden oder durch Vorübergänge wie beim Meridiankreis den Abstand. Man macht also mit solchen Rieseninstrumenten nur noch relative Messungen; absolute Bestimmungen sind mit ihnen nicht mehr auszuführen. Die Beobachtungen mit solchem Äquatorial sind also durchaus abhängig von denen am Meridiankreise, die überall die Fundamente geben.

Nun haben wir also das Riesenwerkzeug entstehen sehen (Einschaltbild zwischen Seite 320 und 321). Es zeigt sich uns in seiner ganzen Größe. Aber damit sind die Anforderungen des Beobachters noch längst nicht erledigt. Das Okular ist, wie wir wissen, vom Drehpunkte des Instrumentes

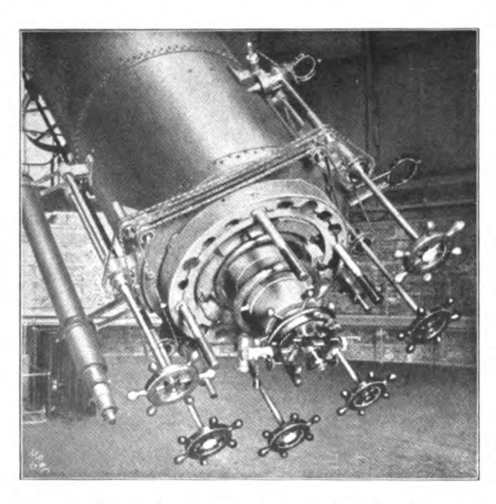


Abb. 15. Das Okularende des Yerkes-Telefkops. (Nach „Publications of the Yerkes-Observatory“, Chicago, 1900.)

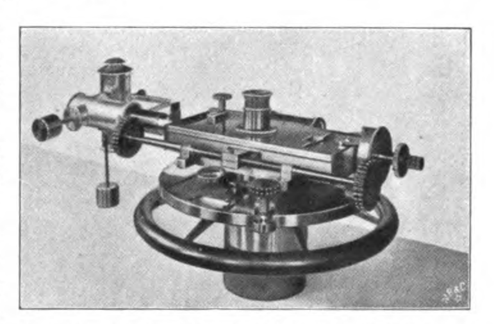


Abb. 16. Mikrometer des 40-Zoll-Teleskopes. (Nach „Publications of the Yerkes-Observatory“, Chicago, 1900.)

um neun Meter entfernt. Deshalb besitzt es je nach der Höhe des zu beobachtenden Gestirns selbst Höhenlagen, die um diesen Betrag verschieden sind. Man muß den ganzen Fußboden ihm nachführen, das heißt entsprechend herauf und herunter bewegen können. Eine große Maschinenanlage ist dazu erforderlich gewesen. Endlich will nun auch der Riese sein Haus haben, und das ist nicht die geringste von allen Sorgen, die er so nur im Gefolge mit sich bringt. Da er nach allen Richtungen in das weite Weltall will hinausschauen können, so muß das Dach seines Hauses auch nach allen Richtungen zu öffnen sein. Wir kommen nicht mehr mit einem festen Spalt aus, wie beim Meridiankreise. Es muß eine Riesenkuppel konstruiert werden mit einem Spalt, und der ganze Dom muß sich drehen lassen, wie ein Karussell. Unsere Abbildung 17 zeigt den Dom der Yerkessternwarte, wie er noch im Bau war. Gerade so macht er sich am imposantesten. Der Durchmesser beträgt nicht weniger wie 27 m. Die Kuppel der Peterskirche in Rom mißt 42 m, aber sie steht fest auf ungeheuern Pfeilern; dieser Dom aber, der 140 Tons schwer ist, soll in wenigen Minuten um sich selber kreisen. Man begreift, welche Aufgabe hier zu erfüllen ist und daß diese Behausung für solch ein Riesenfernrohr schließlich teuerer zu stehen kommt wie alles übrige.

Da steht nun endlich das großartige Observatorium fertig vor uns, und die besondere Abbildung 19 des Eingangsportals mag zeigen, daß auch auf eine architektonisch schöne Ausgestaltung Wert gelegt worden ist.

Aber bei weitem habe ich hiermit noch

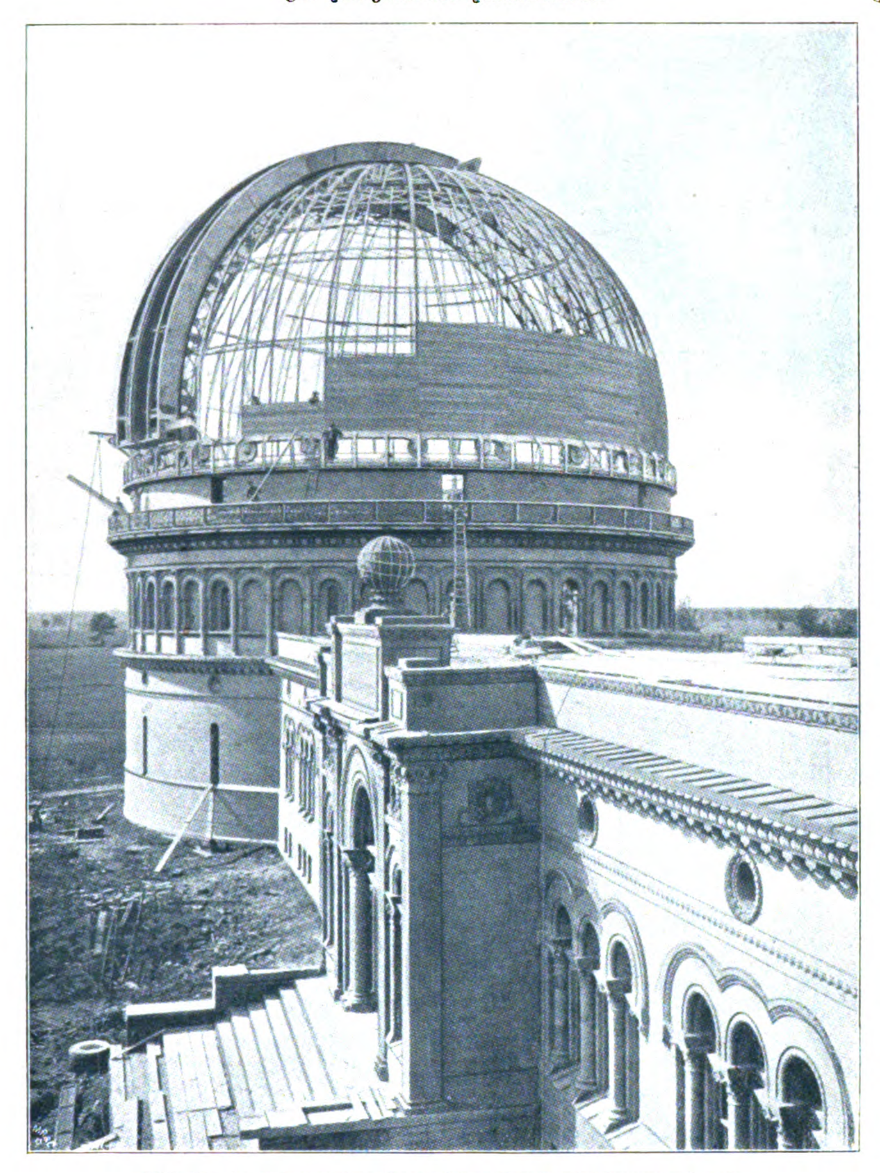


Abb. 17. Das Decken der Kuppel des Yerkes-Observatoriums.
(Nach „The Yerkes-Observatory", Chicago, 1897.)

nicht alle Hauptanforderungen angedeutet, welche man an die Organisation einer Sternwarte stellt. Wir sehen über dem imposanten Gebäude noch zwei andere Kuppeln emporragen (Abb. 18). Darin befinden sich kleinere Instrumente und eines davon dient im besonderen der Himmelsphotographie, die in der neueren Zeit so wunderbare Erfolge erzielt hat. Die photographische Camera sieht mit einem verhältnismäßig kleinen Glase weit tiefer in die Himmelsräume als unser Auge mit den gewaltigsten Verschärfungen seines Sehvermögens, von denen ich hier ein Beispiel gab. Das kommt daher, daß die empfindliche Platte die Lichtwirkung während langer Stunden summieren kann, das Auge aber auf den augenblicklichen Eindruck beschränkt bleibt. Eine ganze Reihe besonderer Hilfsmittel verlangt also wieder dieser wichtige Zweig der Forschung, der auch längst der streng messenden Wissenschaft dienstbar gemacht

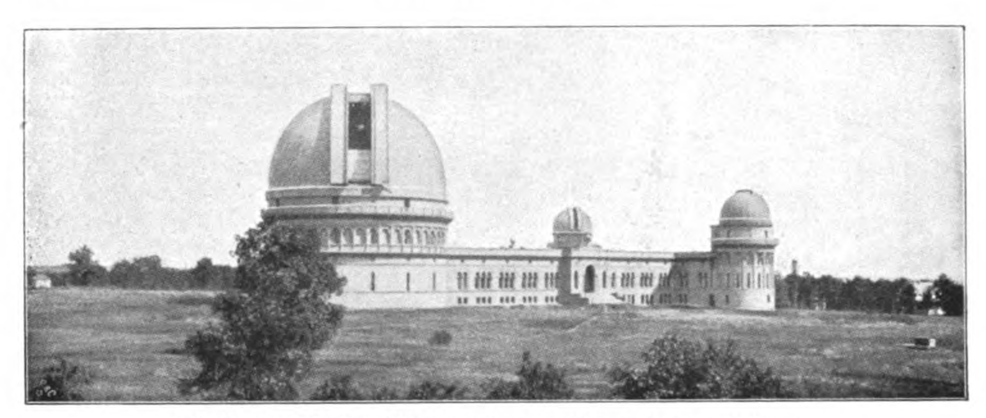


Abb. 18. Das Yerkes-Observatorium der Universität zu Chicago.
(Nach „Publications of the Yerkes-Observatory", Chicago, 1900.)

worden ist. Weiter kommen die Hilfsmittel der Spektralanalyse hinzu, jener neuen Forschungsmethode, welche nicht nur die chemische Beschaffenheit der fernsten Sonnenwelten zu erkennen vermag, sondern auch ihre Bewegungen auf uns zu oder von uns hinweg, die wir niemals durch andere Messungsmethoden erkannt haben würden. Von den Einrichtungen endlich, die zu geodätischen, meteorologischen, erdmagnetischen Untersuchungen nötig sind, will ich ganz schweigen, weil für diese heutzutage meist besondere Observatorien erbaut werden. Auf dem Telegraphenberge bei Potsdam steht eine ganze Kolonie von solchen Observatorien, in mustergültiger Weise hergestellt, nebeneinander (Abb. 20).

Man wird auch nun begreifen, daß solche Sternwarte ein kostspieliges Ding ist. Was hat wohl das Yerkesobservatorium gekostet? Es ist niemals genau bekannt geworden, weil immer neue Summen hinzugekommen sind. Sechs Millionen Mark ist aber das mindeste. Und wer hat diese Kosten für das Yerkesobservatorium bestritten? Nun, Herr Yerkes. Herr Yerkes ist ein Eisenbahnkönig in Chicago, nicht einmal der reichste. Er kam einmal in einer Gesellschaft mit Herrn Hale zusammen, einem sehr tüchtigen jungen Astronomen, der in Chicago ein hübsches kleines Privatobservatorium besaß. Herr Hale sprach mit Begeisterung von dem damals größten Refraktor der Welt, der drüben im wilden Westen, in Kalifornien, auf dem Berge Hamilton steht. (Die Kopfleiste, Abb. 1, zu diesem Artikel zeigt diese Sternwarte.) „Wie," sagte Herr Yerkes, „das größte Fernrohr ist nicht in Chicago, wo doch sonst alles am größten in der Welt ist? Ich bitte Sie, Herr Hale, lassen Sie noch ein größeres machen und schicken Sie mir dann die quittierte Rechnung." So ist's geschehen und Herr Hale ist seither Direktor dieser größten Sternwarte der Welt, die 1897 ihre Tätigkeit begann und in den

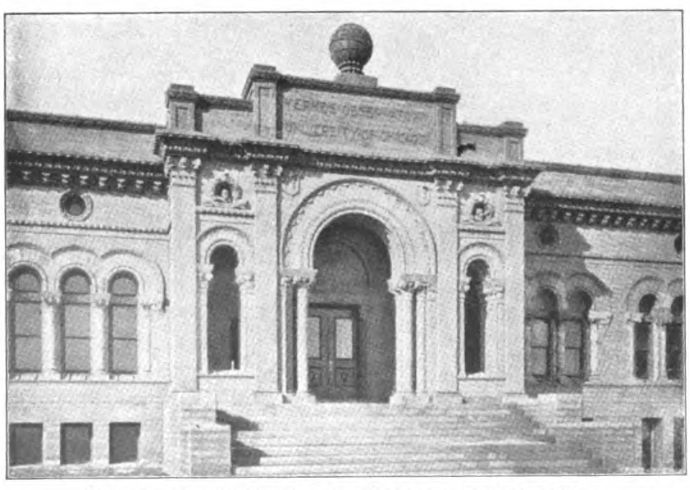


Abb. 19. Haupteingang zum Yerkes-Observatorium.
(Nach „The Yerkes-Observatory", Chicago, 1897.)

wenigen Jahren ihrer Existenz eine erstaunliche Fülle der wertvollsten Arbeiten der Öffentlichkeit übergeben hat.

Wie weit ist man in Deutschland noch von solcher Freigebigkeit der Wissenschaft gegenüber entfernt! Freilich gibt es bei uns nicht solche enorme Vermögen wie drüben, wo zum Beispiel Andrew Carnegie, der Pittsburger Eisenkönig, zwanzigtausend Mark tägliches Einkommen hat. Aber wie wirft auch dieser Mann geradezu mit den Millionen um sich, um der Wissenschaft zu dienen! So arm indes sind wir doch nicht, um die Größe des vorhandenen Mißverhältnisses zu erklären, ganz besonders gegenüber dem tiefen Verständnis, das das deutsche Volk der Wissenschaft entgegenbringt, wodurch einer solchen Freigebigkeit ein bedeutender idealer Gewinn gesichert würde. Ich glaube deshalb einer Kulturaufgabe dienstlich zu sein, wenn ich am Schlusse dieses Artikels einmal nur ganz kurz aufzähle, wie es in Deutschland mit den aus Privatmitteln entstandenen astronomischen Instituten aussieht.

In erster Linie ist dabei die Urania in Berlin zu nennen (Abb. 22). Ihr Refraktor von fünf Meter Brennweite und 31 cm Öffnung war bis zur Errichtung des großen Potsdamer Refraktors das größte und vollkommenste Fernrohr dieser Art in Preußen; im übrigen Deutschland war nur noch der Straßburger Refraktor größer und in seinen sonstigen instrumentellen Einrichtungen vorzüglicher. Das Uraniainstrument, von Carl Bamberg in Friedenau hergestellt, hat 50 000 Mark gekostet. Für die ganze Urania sind schließlich im Laufe der Zeiten 600 000 Mark zusammengekommen. Das ist gewiß eine schöne Summe. Aber was es Wilhem Foerster und mir, die wir ein ganzes Jahr lang dafür betteln gingen, für Mühe gekostet hat, die ersten 205 000 Mark herbeizuschaffen, die zur Begründung der Gesellschaft nötig waren, das läßt sich so leicht nicht schildern. Wirklich freigebig erwiesen sich nur einige wenige Männer mit universellerem Blick. Unter ihnen ist in allererster Linie Werner von Siemens zu nennen, dann der Seidenhändler Julius Heese und auch der oben genannte Erbauer des großen Fernrohrs. Alle diese Männer sind heute nicht mehr unter den Lebenden. 10 000 Mark liefen einmal ohne Aufforderung ein von einem uns ganz unbekannten Rentner Ritter in Leipzig, von dem wir später niemals wieder etwas hörten, als wie er gestorben war, in einer ganz kleinen

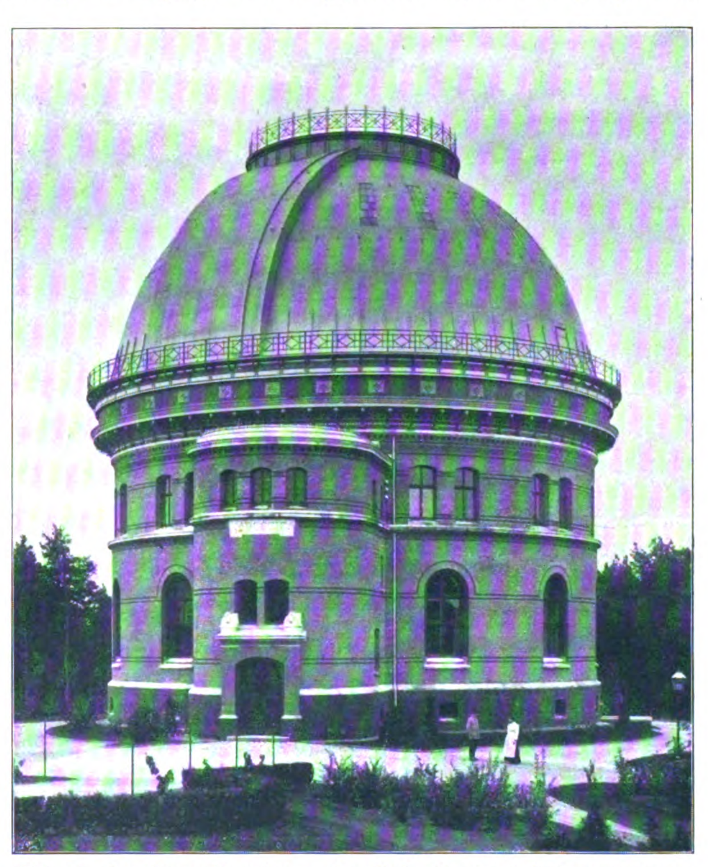


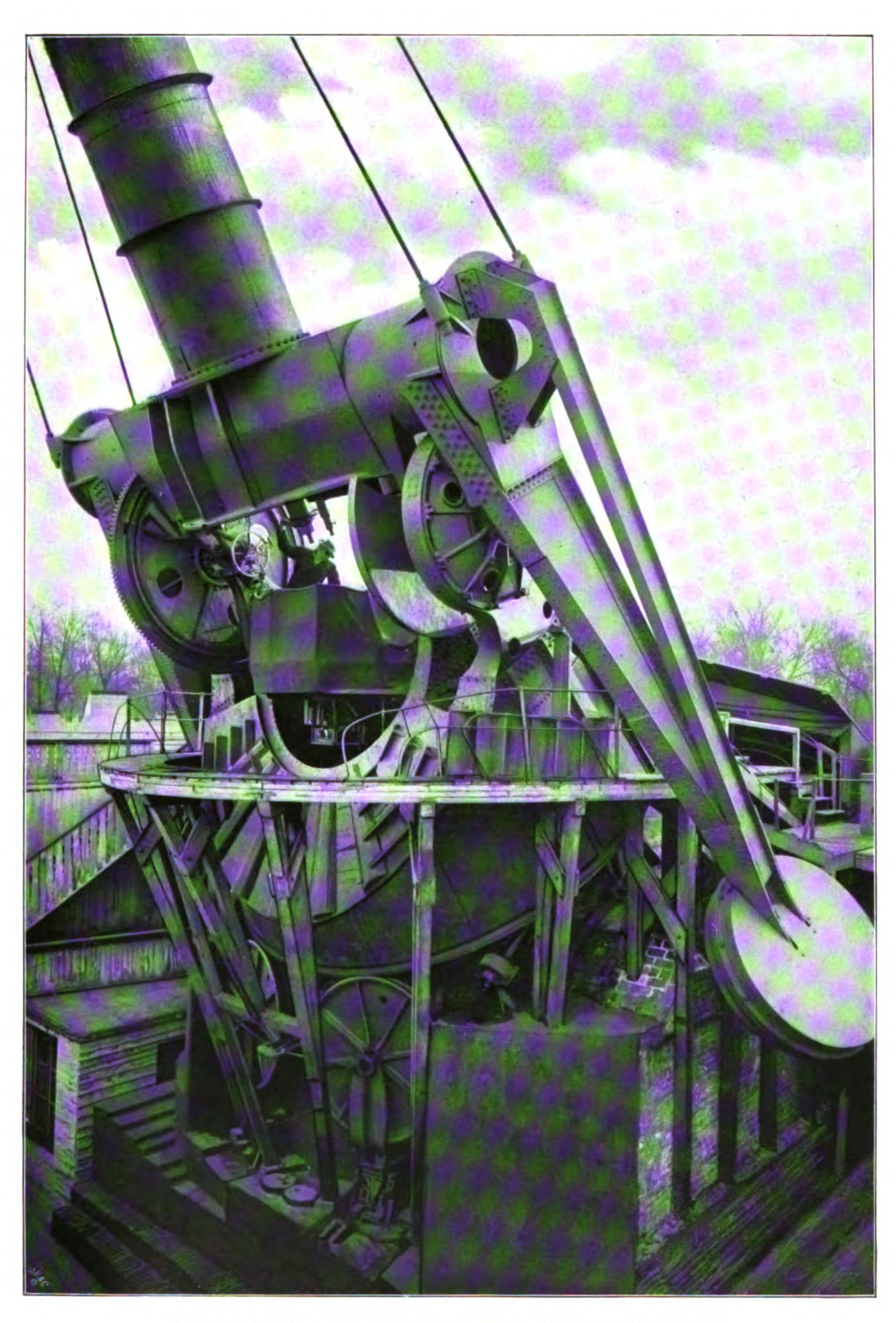
Abb. 20. Der Kuppelbau des großen Refraktors des Observatoriums zu Potsdam.
(Aufnahme von Selle & Kuntze in Potsdam.)

Wohnung, als Sonderling. Besäße doch Deutschland mehr solcher Sonderlinge! Ein Mißgriff war es meiner Ansicht nach, daß man die schließlich auf etwa 500 angewachsene Zahl der Geldgeber zu einer Aktiengesellschaft vereinigte. Die Aufgaben eines wissenschaftlichen Instituts sowohl wie die eines solchen, das von der Volksgunst leben muß, passen schlecht in die Form einer Handelsgesellschaft, der ein vielköpfiger Aufsichtsrat vorzustehen hat. Die vielen Köche verderben immer den Brei, um so mehr, je ernster sie es meinen. Der Aufsichtsrat der Urania aber meinte es immer sehr ernst, und ich meinte es auch immer sehr ernst, und so kam es eben zu sehr ernsten Meinungsverschiedenheiten über die anzuwendenden Mittel, um das Institut aus den von Anfang an bestehenden Verlegenheiten zu ziehen. Schließlich wurde der Bruch unvermeidlich, und seither sind einige wohlhabende Aufsichtsräte in dankenswerter Weise bemüht, das Institut durch reichliche Kreditgewährungen aufrecht zu erhalten. In Wirklichkeit wird das schöne Institut seine Kulturaufgabe erst recht erfüllen können, wenn es einmal durch eine größere Schenkung von der Notwendigkeit befreit wird, von den Eintrittsgeldern allein zu leben, und wenn es dann auch zugleich eine andere Form als die einer reinen Erwerbsgesellschaft annimmt. Will man auf das Volk, auf die Allgemeinheit belehrend, erziehend wirken, so darf man nicht von derselben abhängen, man darf von niemand abhängen, muß ganz frei sein. So frei sind die Universitäten in Amerika, die alle aus Privatmitteln entstanden und von solchen dauernd erhalten werden.

Die Urania-Sternwarte hat trotz aller Schwierigkeiten doch der strengen Wissenschaft einen sehr bedeutenden Dienst zu leisten vermocht. Am 13. August 1898 wurde dort von Gustav Witt, einem jungen gelehrten Astronomen, der seine Studien auf der Berliner Universität machte, der kleine Planet „Eros“ auf photographischem Wege entdeckt. Dieser Körper unterscheidet sich dadurch von den übrigen kleinen Planeten, daß er zwischen Erde und Mars um die Sonne läuft und uns deshalb näher kommt als irgendein anderer permanenter Himmelskörper, außer natürlich dem Monde. Aus diesem Grunde eignet sich Eros besonders zur Ausmessung der wichtigsten Fundamentalgröße für alle Entfernungsbestimmungen im Weltraume, der sogenannten „Sonnenparallaxe“. Es ist eine besondere Kommission zur Beobachtung des Eros zu diesem Zwecke zusammengetreten, deren Zentralsitz die Pariser Sternwarte ist. Einige zwanzig über die ganze Welt verteilte Observatorien haben sich in fest organisierter Weise an diesen Eros-Beobachtungen beteiligt, und man ist in umfangreicher, schon mehr als ein Jahr in Anspruch nehmender Arbeit



Abb. 21. Das Fernrohr im Treptower Park.



Der untere Teil der Treptower Sternwarte mit seiner Maschinerie.
(Nach einer Photographie.)

dabei, das Resultat aus diesen Beobachtungsreihen zu ziehen: einen kleinen Winkel, der um 8,8 Sekunden herum liegt, und den man nur um ein oder zwei Hundertstel Bogensekunden hierdurch genauer kennen zu lernen hofft. All diese umfangreichen Untersuchungen hat die Entdeckung des Herrn Witt auf der Urania-Sternwarte ausgelöst.

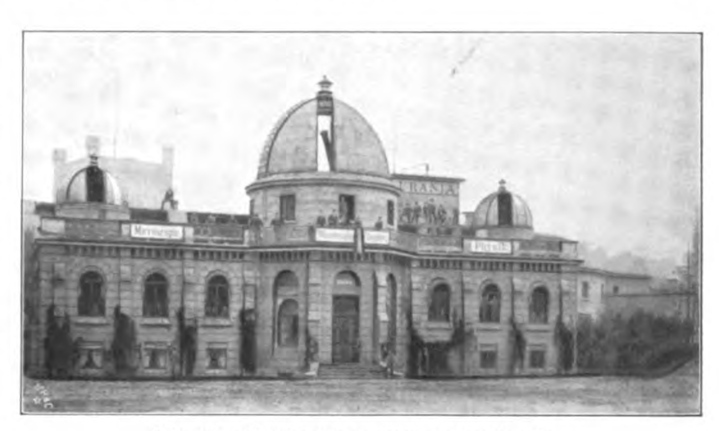
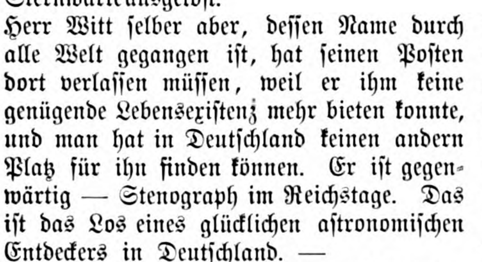


Abb. 22. Die Uraniasternwarte zu Berlin.

Herr Witt selber aber, dessen Name durch alle Welt gegangen ist, hat seinen Posten dort verlassen müssen, weil er ihm keine genügende Lebensexistenz mehr bieten konnte, und man hat in Deutschland keinen andern Platz für ihn finden können. Er ist gegenwärtig — Stenograph im Reichstage. Das ist das Los eines glücklichen astronomischen Entdeckers in Deutschland. —



In der Nähe von Berlin existiert bekanntlich noch eine andere öffentliche Sternwarte in Treptow, mit dem „Riesenfernrohr". Herr Archenhold, der gleichfalls Assistent der Urania-Sternwarte unter meiner Leitung war, hat es in außerordentlich geschickter Weise verstanden, die günstige Konstellation während der Berliner Gewerbe-Ausstellung von 1896 auszunützen, um auf dem Terrain derselben jenes ganz eigenartig konstruierte Instrument zu errichten, das ich hier in Abb. 21 und Einschaltbild zw. S. 328 u. S. 329 vorführe, aber leider nicht beschreiben kann. Die von der Maschinenfabrik C. Hoppe in Berlin ausgeführte und zum größten Teil auch erdachte Aufstellung macht eine Kuppel über dem gewaltigen Instrumente unnötig, weil alle Feinteile durch einen verschiebbaren Schuppen gegen die Wetterunbilden geschützt werden können. Außerdem bleibt das Auge des Beobachters immer auf derselben Stelle, was gleichfalls von großem Vorteil ist. Das Fernrohr selbst ist seiner Länge nach das größte der Welt und macht wirklich einen außerordentlich imposanten Eindruck. Aber es muß bemerkt werden, daß seine optische Kraft viel unbedeutender ist. Diese richtet sich nach dem Durchmesser des Objektivs, das im Verhältnis zur Länge des Rohrs recht klein gewählt werden mußte, wieder nur aus pekuniären Rücksichten. Auch diese Sternwarte muß sich aus ihren Einnahmen selbst erhalten und tut dies seither schlecht und recht.

Besser steht es mit einigen Instituten, für deren Zukunft auch zugleich der Stifter gesorgt hat. Einen schönen Tempel hatte der Himmelswissenschaft um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Kammerherr von Bülow auf seinem Gute Bothkamp bei Kiel errichtet. Die aus Marmorquadern erbaute Sternwarte steht in einem herrlichen Park auf einer grünen Insel mitten in waldumkränztem Weiher. Hier begründete einst H. C. Vogel, der gegenwärtige Direktor des Astrophysikalischen Observatoriums in Potsdam, seinen Ruhm als hervorragender Astro-Spektroskopiker. Seitdem freilich in den siebziger Jahren Vogel dort fortging, hört man nur noch wenig von den Arbeiten dieser schönen Sternwarte. Zu einem guten Instrumente gehören eben immer auch ein gutes Auge und ein hervorragender Geist, der das Gesehene recht zu deuten vermag.

Aus dem Vermächtnis eines Privatmannes Remeis erstand auch die Sternwarte zu Bamberg, die etwa seit zwei Jahrzehnten unter der Leitung Hartwigs treffliche Arbeiten liefert.

Als Privat-Sternwarte begann auch das gegenwärtig großherzoglich badische Astrophysikalische Observatorium Königstuhl-Heidelberg. Ein junger,

außerordentlich rühriger und begabter Astronom Dr. Max Wolf hatte große Erfolge auf himmelsphotographischem Gebiete zu verzeichnen, die er fast allein nur mit ganz einfachen Apparaten erzielte. Es ist bezeichnend und einigermaßen beschämend, daß den Wert der Unterstützung eines so ungewöhnlichen Talentes durch bessere instrumentelle Hilfsmittel zuerst — eine Amerikanerin erkannte, eine Ms. Bruce, die in ihrem Lande schon eine ganze Reihe von Schenkungen gemacht hatte. Mit Hilfe des von dieser Dame gestifteten Reflektors leistete nun Wolf bald geradezu Erstaunliches und überflügelt heute in mancher Hinsicht das großartige Staats-Observatorium in Potsdam, das ein wenig zu sehr in den bei uns nun einmal unvermeidlichen bureaukratischen Fesseln steckt.

Nun wären noch ein paar Privatobservatorien zu nennen, in denen die Besitzer auch die Beobachter sind oder waren, unter diesen namentlich die Sternwarte des Barons von Engelhardt, eines Russen, in Dresden, und die des kürzlich im 88. Lebensjahre verstorbenen Freiherrn Eduard von Lade in Geisenheim (Abb. 23). Beide haben der Wissenschaft viele gute Dienste geleistet.

Obgleich ich in diesen Aufzeichnungen nicht vollständig sein konnte, so umschreiben sie doch im großen und ganzen die private Betätigung dieser Art in Deutschland während des letzten halben Jahrhunderts.

Selbst anderen Staaten gegenüber, deren Wohlstand nicht bedeutender ist als der unseres Landes, ist dies herzlich wenig zu nennen. In Wien zum Beispiel hat der Brauereibesitzer von Kuffner eine vortreffliche Sternwarte errichten lassen und unterhält dauernd Astronomen von Ruf für ihre Arbeiten. Ein Herr von Treitel hat letzthin eine Million zu wissenschaftlichen Zwecken der Universität Wien vermacht. In Frankreich hat man dem populär astronomischen Schriftsteller Camille Flammarion (mit dem ich, nebenbei gesagt, vielfach verglichen worden bin) anonym ein großes herrliches Besitztum in Juvisy bei Paris geschenkt, wo er sich eine Sternwarte nach seinen Ideen bauen und darin nach Herzenslust mit mehreren Gehilfen beobachten kann, was ihm beliebt, frei von allen drückenden Sorgen. Eine nach vielen Tausenden von Mitgliedern zählende und über ganz Frankreich verbreitete Vereinigung von Amateur-Astronomen und Freunden der Himmelskunde trägt den Namen „Société Flammarion". In England nun gar gibt es eine ganze Reihe von großartig eingerichteten Privatobservatorien. Ich selbst bin einmal im Anfang der achtziger Jahre von einem reichen Herrn dort aufgefordert worden, eine solche Sternwarte im kleinen Badeorte Scarboro für ihn zu errichten und zu leiten. Das Reisegeld war mir schon zugesandt worden. Ich habe mich nicht entschließen können, aus dem Lande zu gehen. Die Sternwarte ist dann von anderer Seite gebaut worden.

Mögen diese Darlegungen dazu beitragen, daß man sich in Deutschland an seine Ehrenpflicht der königlichen Wissenschaft der Sterne gegenüber etwas häufiger erinnert.



Abb. 23. Freiherr E. von Lade mit seinen Damen.
Im Hintergrund die Sternwarte.



Die Pfauenfeder.

Eine kleine Diebsgeschichte aus meiner Kinderzeit.

Von

Klara Ziegler.

Nun stehen Sie wieder vor meinem Schreibtisch, mustern einzelne Nippes, machen erstaunte Augen, und ein malitiöses Lächeln spielt um Ihren Mund. Die Sachen scheinen Ihnen nicht zu gefallen?"

„Offen gesagt, nein. Ich finde sie einfach und —"

„Geschmacklos?"

„Offen gesagt, ja. Wie kann man überhaupt solchen Kram haben? Sie verleihen dem Schreibtisch das Aussehen — wie soll ich sagen — das Aussehen — einer Trödelbude."

„O wie unhöflich."

„Es ist doch so."

„Ja, sehen Sie, ich bin, wie man zu sagen pflegt, eine ‚Gemütssimplerin'. Ich kann mich von den kleinsten Unbedeutendheiten nicht trennen, wenn sich liebe Erinnerungen daran knüpfen.

„Zum Beispiel, hier der kleine Flakon, von Porzellan. Er ist wertlos, aber er ist ein Andenken meiner lieben Mutter, für mich also unschätzbar.

„Öffnete die Mutter die Kommode, worin sie die sogenannten ‚schönen Sachen' von Großmutters Zeiten her — die fast in jeder Familie eine Art Sehenswürdigkeit darstellen — aufbewahrte, so eilten wir herbei, umstanden neugierig das Schubfach und ruhten nicht eher, als bis wir unsere kleinen Stumpfnasen hineinstecken durften, um uns an dem Eau de mille fleurs-Geruch zu berauschen, wonach wir uns einbildeten, furchtbar vornehm zu sein, denn unter unseren Gespielinnen fand sich keine, die sich rühmen konnte, an einem solchen Odeur riechen zu können.

„Das kleine Kästchen hier hat mir mein Bruder 1870, als wir für sein Leben bangten — er machte den Feldzug als Offizier mit — aus Frankreich geschickt. Es hat also eine historische Bedeutung.

„Diese verblichenen Hyazinthen aus Papier verfertigte mein Liebling, meine jüngste Schwester, die ich beinah allein auferzog, und die mit fünfzehn Jahren starb.

„Das Schiffchen aus schlechtem Glas —

„Doch wozu soll ich Ihnen weitere Erklärungen geben, Sie scheinen für derartige Empfindungen weder Sinn noch Begriff zu haben."

„Wenn wir nicht alte Bekannte wären, müßte ich Ihnen daraufhin — —"

„Unbedingt die Freundschaft kündigen?"

„Ja, unbedingt. — Nun gut, ich beuge mich vor Ihren zarten Empfindungen und finde die Nippes von jetzt ab wunderschön und geschmackvoll. Aber in einem Punkt lasse ich mich nicht bekehren."

„In welchem?"

„Solange ich das Vergnügen habe, Sie zu kennen, sehe ich den oberen Teil einer ‚P f a u e n f e d e r' am Fuß einer Palme stecken. Eine einzige Pfauenfeder? Das ist doch nicht geschmackvoll, sondern einfach komisch. Diese hier —"

„Pst! Nicht berühren. Sie ist mir heilig."

„Heilig?! Ist sie ihnen, wie einem chinesischen Feldherrn, als Auszeichnung für besondere Dienste verliehen worden?"

„Nein."

„Und doch ist sie Ihnen ‚heilig?' Und dabei lachen Sie?"

„Wissen Sie, welche Mahnung aus dieser Pfauenfeder spricht?"

„Nun?"

„D u s o l l s t n i c h t s t e h l e n!"

„Um Gottes willen! Ein Warnungszeichen? Ein ‚Erkenne Dich selbst!' Doch

nicht für Sie? — Sie haben doch nicht etwa — —"

„O ja, ich habe — als Kind. Einmal und durch diese Pfauenfeder wurde ich kuriert auf immer."

„Ah! — — Daß Ihnen etwas gestohlen werden kann, begreife ich, aber daß Sie selbst — —?"

„Da kommt soeben mein Kaffee. Setzen Sie sich und schlürfen Sie mit mir ein Täßchen Mokka — kunstgerecht zubereitet — da erzählt es sich netter."

„Ich brenne vor Neugierde —"

„Spannen Sie Ihre Erwartungen nicht hoch, es handelt sich nur um eine Kindergeschichte. Also hören Sie:

Es ist eine unleugbare Tatsache, daß sich in jedem Geschöpf, ob Mensch, ob Tier, sobald es einen eignen Willen zu betätigen imstande ist, das unwiderstehliche Verlangen zeigt, sich fremde Dinge anzueignen.

Die Kinder entwickeln, je nach ihren geistigen Fähigkeiten, oft eine erstaunliche Fähigkeit im Schnipsen, so daß z. B. eine Mutter oft vergeblich nach dem Täter fahndet, der zur Verminderung ihrer eingemachten Früchte oder sonstigen Bäckereien beiträgt, wenn nicht ihr Ahnungsvermögen sie auf die richtige Fährte lenkt.

Unser liebevoller, von Gerechtigkeitssinn durchdrungener Vater, für den seine Kinder eine an Schwärmerei grenzende Liebe und eben solchen Respekt im Herzen trugen, war nun eifrig bemüht, das Ehrgefühl bei seinen Kindern möglichst bald zu wecken und zu entwickeln und belehrte uns frühzeitig ernstlich über den Unterschied zwischen ‚Mein' und ‚Dein'. Auch durften wir nichts tun ohne besondere Erlaubnis.

Daß wir uns aber dann z. B., trotz der Ermahnung, bescheiden zu sein, möglichst tief in den Himbeeren- oder Preißelbeerentopf versenkten, kann ich nicht leugnen.

Sobald dann unsere liebe Mutter von diesen Eingriffen Kenntnis erhielt, schüttelte sie ihr Haupt und sprach gedankenvoll: ‚Jedes Jahr koche ich mehr Früchte ein, und jedes Jahr geht's schneller damit zu Ende. Was Kinder vertilgen können, ist unglaublich. Die meinen sind die reinen Haifische.'

Ich war damals acht Jahre alt.

Trotz aller Ermahnungen meines Vaters, trotz aller eingeprägten Grundsätze und trotz aller Folgsamkeit meinerseits kam nun doch ein Moment, wo die Versuchung so lockend an mich herantrat, daß ich ihr nicht zu widerstehen vermochte und im Verein mit meinem ältesten Bruder — der damals zehn Jahre zählte — vollführte ich einen Raub, noch dazu unter erschwerenden Umständen, dem aber die Strafe auf dem Fuße folgte.

Unweit vom Hause meiner Eltern lag die Rumfordstraße. So benannt nach dem Grafen Benjamin von Rumford, der in München die Kartoffeln und die Sparöfen einführte und sich durch eine Suppe, die aus Knochen, Blut und anderen nahrhaften, billigen Stoffen zubereitet wurde, besonders bekannt machte.

Diese Straße flößte uns Kindern aus verschiedenen Gründen ein großes Interesse ein. Sie war einsam gelegen und beinah von niemand begangen. Zwei Reihen Pappeln verliehen ihr ein majestätisches Aussehen, und wenn abends, bei der denkbar schlechtesten Beleuchtung, der Wind durch die hohen, schlanken Bäume wimmerte, so war die Straße unheimlich und gespensterhaft durch die Schatten, die die schwankenden Wipfel auf die Mauer warfen, welche sich an der rechten Seite der Straße hinzog.

Abends hatten wir vor dieser Pappelallee ein gelindes Grauen, und nur in Begleitung eines Erwachsenen, an den man sich anklammern konnte, wagten wir es, die unheimliche Finsternis zu passieren.

Am Tage hingegen, und besonders im Sommer, war das Terrain wunderhübsch und reizvoll. Umfriedet von einem Lattenzaun, lag in einer großen Wiese ein Riesenetablissement, welches sich, von einem großen Bach durchzogen, die ganze Straßenlänge hinzog und sich der Breite nach bis zur Frauenstraße ausdehnte.

Der Besitzer hieß Streicher.

Jetzt bedeckt ein ganzes Häuserviertel den Platz.

Eine große Sägemühle, die durch den schnellfließenden Bach getrieben wurde, und die von riesigen Balkenstößen, die der Zerschneidung harrten, umlagert war, lag am Anfang des Gehöftes.

Hier durften wir spielen.

Ich und mein Bruder, wir tollten im Verein mit unseren jüngeren Geschwistern, die meiner Obhut anvertraut waren — wir

waren damals im ganzen sieben Kinder — nach Herzenslust auf den Balken, die manchmal ins Rutschen kamen und uns zu erdrücken drohten, herum, und nicht selten kamen wir in die Gefahr in den reißenden Bach zu fallen, uns damit tröstend, daß ja am Ende der Sägemühle ein Gitter sei, wo uns der Mühlenwächter schon herausfischen würde, wenn eines hineinfiele.

Je größer die Gefahr, desto größer das Vergnügen, hieß es bei uns.

Aber Kinder wollen, wie die Großen, Abwechslung.

Uns genügte bald die Sägemühle nicht mehr mit der sie umgebenden Wiese. Wir richteten unsere verlangenden Blicke nach der großen Fabrik, die den Hauptbestandteil des Riesenkomplexes bildete.

Das Ganze war eine große Lohgerberei, bestehend aus einem in einem Vorhof liegenden Wohnhaus.

Hinter diesem war die Gerberei. Von ihr durch eine große Wiese getrennt, standen drei Etagen hohe, durchsichtige, gedeckte Baracken, innen mit Stellagen und Treppen, ähnlich den Gradierhäusern in Seebädern. Sie dienten dazu, um eine Art Briketts aus kleingebröckelter Lohe an der Luft zu trocknen.

Unsere Wißbegierde trieb uns, der Sache näher zu treten, wir steckten wiederholt unsere kleinen Stumpfnasen durch den Zaun, und verlangend blickten wir auf die große Wiesenfläche, auf welcher die für uns sehr interessanten Baracken standen.

Aber wie Tibet allen Fremden, so war Unberufenen und besonders Kindern der Zutritt versagt.

Alles Verbotene reizt aber bekanntlich doppelt, und so dirigierten wir eines schönes Tages unsern geliebten Papa, ohne daß er es merkte, dicht an den Eingang des verschlossenen Gittertores der Fabrik.

Der Zufall wollte es, daß der Besitzer selbst im Hofe war, unseren Vater sah und ihn einlud, einzutreten. Wir hatten erreicht, was wir wollten. Wir waren drin.

Es wurde uns die Fabrik gezeigt.

Offen gesagt, interessierte sie uns gar nicht, denn was verstanden wir damals von diesem Verfahren, „das Fell zu gerben“. Dem althergebrachten Sinn dieser Worte brachten wir mehr Verständnis entgegen, weil uns die ihm innewohnende Wirkung bekannt war.

Unsere Aufmerksamkeit lenkte sich nur auf die Baracken, denn wir witterten dahinter ein Vergnügen.

Und richtig fanden wir, was wir instinktiv vermuteten.

Vor den Baracken waren große Mengen Lohe aufgetürmt, die der Verarbeitung zu Briketts harrten.

Wir stürzten sofort auf einen solchen Berg los und bombardierten uns gegenseitig mit der braunen, trockenen Masse, worüber sich der Besitzer sowie unser Vater höchlich amüsierten.

Das prächtige Wurfgeschoß und die große Wiese übten einen großen Reiz auf uns aus, und wir baten, öfter hierher zurückkehren zu dürfen.

Der Besitzer erteilte, nicht sehr bereitwillig und gewisse Bedingungen daran knüpfend, dennoch zu unserer großen Freude die Erlaubnis, die unser Vater, überzeugt von der Wohlerzogenheit seiner Sprößlinge, dankend annahm.

Wir nützten natürlich diese Vergünstigung gründlich aus, und so oft keine Arbeiter bei den Baracken beschäftigt waren, eilten wir auf unseren Spielplatz.

Um zu diesem zu gelangen, mußten wir am Wohnhaus vorbei, vor dem zwei Riesenhunde, die auf den Mann dressiert waren, an Ketten lagen.

Die Hunde flößten uns einen gewaltigen Respekt ein, hatten wir doch gehört, daß sie vor nicht langer Zeit einen Mann, der in der Nacht mit unredlichen Absichten über den Zaun gestiegen war, zerfleischten.

Wir umkreisten daher die Ungetüme, die ihre Unzufriedenheit über die kleinen Eindringlinge stets durch lautes Bellen zum Ausdruck brachten, im weiten Bogen.

Von niemand beobachtet, huldigten wir nun einem tollen Sport.

Wir erstiegen die Baracken, zuerst die erste, mutiger geworden, die zweite und endlich die dritte Etage, und von dort sprangen wir, dabei beinah den Atem verlierend, in die Berge von fein zerbröckelter Lohe, ganz darin versinkend. Zum Gaudium unserer kleinen Geschwister tauchten wir dann blasend und pustend, ganz mit braunem Staub bedeckt, wieder an die Oberfläche,

und wir hatten Mühe, die Spuren dieser Lustbarkeit aus den Augen, den Ohren und aus den Haaren zu verwischen. Aber trotz aller Sorgfalt blieben doch noch kleine Lohreste in den Falten meiner Kleider hängen. Den Kopf schüttelnd sagte dann die Mutter: ‚Nein! Was Kinder alles mit heimbringen! Man soll's nicht für möglich halten! Überall kommen's hin!‘

Doch nicht die Gelegenheit zu turnerischen Kunststücken war es allein, die uns an diesen Ort fesselte. Der Hauptanziehungspunkt lag in etwas anderem.

Der Fabrikbesitzer züchtete Pfauen.

Wahre Prachtexemplare stolzierten herum, und wir betrachteten diese herrlichen Tiere, die sich in weiter Entfernung von uns hielten, mit wahrer Ehrfurcht.

Wenn das Männchen nun gar im Glanz der Sonne ein Rad schlug und die Federn dieses Riesenfächers wie bunte Edelsteine in allen Farben leuchteten, so kannte unser Entzücken keine Grenzen.

Wie herrlich mußte es sein, diese Pracht in der Nähe bewundern zu können, rief es in mir.

Da die Tiere durch unsere Luftsprünge noch scheuer geworden waren, unterließen wir diese, die Absicht dabei verfolgend, die Pfauen zutraulich zu machen und vielleicht doch einmal ihre Schönheit ganz nahe betrachten zu können.

Futter zu streuen, schien uns das geeignetste Mittel zu sein, unser Ziel zu erreichen; ein Ziel, das anzustreben uns aber verboten war. Die Tiere ja nicht zu necken oder sonst zu irritieren, war eine Hauptbedingung, als uns die Erlaubnis erteilt wurde, uns mit Lohe zu bewerfen.

Aber wir ignorierten alle Bedingungen und steuerten auf unser Ziel los.

Wir entzogen uns ein Stück unserer Frühstückssemmel, zerschnitten es in kleine Stückchen und streuten diese auf den Platz, wo die Pfauen meistens verweilten, wenn die Sonne schien, und versteckten uns.

Es dauerte nicht lange, so kamen die Weibchen, und dann kam auch der männliche Pfau daherstolziert. Ein selten schönes Exemplar.

Nach und nach gewöhnten sich die Tiere an uns, und sie hatten bald soviel Zutrauen gewonnen, uns ziemlich nah an sich herankommen zu lassen. Aber uns immer noch nicht nah genug.

Eines Tages schlug sogar, zu unserer unbändigsten Freude, wahrscheinlich aus Dankbarkeit für unsere Spenden, das Männchen ein Rad, drehte sich stolz vor uns im Kreise, nickte mit dem Kopfe und ließ das bekannte behagliche, surrende Geräusch hören, das stets den Ausbruch seiner Eitelkeit, der er sich sichtlich bewußt war, begleitet.

Es war ein herrlicher Anblick.

Die Sonne schien direkt auf die Federn, die in märchenhaftem Glanze, in allen Farben schillerten. Die Spitzen der Federn zitterten und die feinen goldschimmernden Enden glitzerten wie Goldfäden, die sich mit den Sonnenstrahlen zu vermischen schienen.

Der Pfau erschien uns wie ein überirdisches Wesen, wie ein nicht dieser Welt entstammendes Geschöpf. Er war für uns eine Märchenerscheinung.

Wir waren geblendet. Noch nie hatten wir solche Pracht gesehen. Wir waren stumm.

Der Pfau schien seinen Triumph zu fühlen, denn er konnte sich nicht genug tun im Spreizen und Drehen.

Als ich diese Pracht vor mir entfaltet sah, überkam mich ein eigenartiges Gefühl, das mein Blut in Wallung setzte, und je mehr diese Farbenpracht auf mich einwirkte, desto mehr wallte mein Blut auf, und plötzlich rief es in mir: ‚Solch eine Feder muß ich haben.‘

In demselben Moment, als ob er mir den schwarzen Gedanken von der Stirne abgelesen hätte, schlug der Pfau sein Rad zusammen und lief schnell davon.

In einer Zeit, wo man mit den sogenannten Makartbuketts, dessen Hauptbestandteil Pfauenfedern bilden, die Zimmer schmückt, bedeutet der Besitz einer Pfauenfeder nichts. Als ich ein Kind war, galt sie jedoch in bürgerlichen Kreisen als eine Seltenheit, und Kinder wünschten sich oft als Namenstags- oder Geburtstagsgeschenk eine Pfauenfeder, um sich an ihrer Schönheit zu erfreuen. Sie wurde an den größten Spiegel der Behausung gesteckt und von allen bewundert.

Wie würde ich meinen Schulgenossinnen gegenüber mit einer solchen selten schönen Feder prahlen können, wie würden sie mich beneiden um sie! Welcher Genuß für mich, mich immer an diesem Glanz weiden zu können, rief es in mir laut und immer

lauter, und plötzlich stieg der Entschluß in mir auf, den Pfau einer seiner Federn zu berauben.

Meine Begierde flößte mir einen Augenblick Schrecken ein, aber der trug nicht zur Unterdrückung meiner Attentatsgelüste bei, sondern, wie Gefahren den Mut stählen, erhöhte er meine Willenskraft.

Aber wie meinen Wunsch befriedigen? Wie den Raub ausführen?

Als wir daheim beim Abendbrot saßen, unterhielten sich die kleinen Geschwister von nichts anderem als von dem herrlichen Pfauenrad, und unser Vater, der stets bemüht war, auch den Schönheitssinn in uns zu wecken, freute sich sichtlich der Äußerungen seiner Kinder über die empfangenen Eindrücke.

Nur ich und mein Bruder, dem ich von meinen räuberischen Gelüsten Mitteilung gemacht hatte und der sie natürlich sofort teilte, wir saßen schweigsam da wie zwei Verschworene; hatten wir doch schon verschiedene Pläne erwogen, wie wir am leichtesten den Pfau von seiner Feder befreien könnten.

Eines stand aber bei uns fest: Schmerz durfte dem herrlichen Tier nicht bereitet werden.

Wir beschlossen in politischer Spitzfindigkeit, den Pfau durch möglichst gute Bissen, deren Wert wir zu schätzen wußten, in völlige Sicherheit einzuwiegen, und mein Bruder sollte dann, wenn das ahnungslose Tier ein Rad schlüge, mit einer Schere bewaffnet, hinter ihn treten und geschwind eine Feder abschneiden.

Mit diesem diabolischen Hintergedanken entnahmen wir heimlich unserer Sparkasse einen Kreuzer und kauften Biskuit.

Der Pfau hatte dieser veränderten Liebesgabe großen Geschmack abgewonnen, denn mit wahrer Gier verschlang er die süßen Stückchen und rückte uns dabei immer näher.

Jeden Tag wiederholten wir das Biskuitmanöver, bis uns das ebenso gefräßige wie eitle Tier die ihm dargereichten Leckerbissen aus den Fingern nahm.

Als wir das Vertrauen unseres Opfers, soweit als es uns ersprießlich schien, errungen hatten, faßten wir den Entschluß, baldigst zur Offensive überzugehen.

Unsere Begier, das Attentat auszuführen, war auch bereits auf das höchste gestiegen, und mein Bruder schlich gleich ‚Möros den Dolch im Gewande‘ mit der Schere herum.

Auch war in unserer Sparkasse eine bedenkliche Ebbe eingetreten, die uns zur Entscheidung drängte.

Ein Sommertag, wie er schöner nicht gedacht werden kann, war dem Unternehmen günstig.

Wir eilten früher als sonst auf unseren Spielplatz.

Vorher taten wir noch einen tiefen Griff in unsere Sparbüchse und entnahmen ihr einen Groschen, eilten damit zum Konditor und kauften ein Stück Apfelkuchen, wobei wir einen doppelten Zweck verfolgten. Wir wußten, daß ein Pfau kein Obst frißt, und so delektierten wir uns in corpore an dem Apfelmus, womit der Kuchen belegt war, und mit entsagungsvoller Hinterlist gedachten wir den ausgezeichneten Bröselteig dem Pfau zu opfern.

Als wir den Schauplatz, wo sich in kürzester Zeit ein für uns großes Ereignis abspielen würde, betraten, lag auf uns allen eine unheimliche Schwüle, die eine bedenkliche Steigerung erfuhr, als wir unser Opfer sahen, denn es dauerte nicht lange und der Pfau spazierte in seiner ganzen Schönheit arglos auf uns zu.

Heute oder nie, rief es in mir, und die Attacke wurde entriert. Der Bröselteig wurde seiner Bestimmung zugeführt.

Nachdem der Pfau gierig einige Stückchen verschlungen hatte, wandelte ihn tatsächlich die Eitelkeit an.

Was wir voraussetzten und wünschten, hatte sich erfüllt. Er schlug ein Rad.

Nun war der Moment gekommen.

Wir bebten vor Erregung.

Ich wechselte mit meinem Bruder einen verständnisinnigen Blick. Und er griff nach der Schere.

Ich stellte mich, wie wir es verabredet hatten, mit meinen kleinen Geschwistern, die wir so zu ahnungslosen Mitschuldigen machten, im Halbkreis vor den Pfau und wir machten Komplimente vor ihm und schmeichelten ihm mit den Worten: ‚Du bist aber ein schöner Vogel, der schönste Pfau von allen.‘

Auch der noch nicht zwei Jahre alte Kleinste der Familie beteiligte sich an dieser Huldigung, ahmte unsere Knickse nach und stammelte dazu: ‚Söni Vogi, söni Vau.‘

Der Pfau, sichtbar stolz, nickte mit dem Kopf, wir nickten mit, er drehte sich, wir drehten uns im Menuettschritt mit. Er surrte, wir surrten mit.

Es war eine köstliche Komödie.

Der Pfau war blind und taub vor Eitelkeit und merkte nicht, was hinter ihm vorging.

Ich rief meinem Bruder leise zu: ‚Jetzt.‘

Er trat hinter den Pfau, schwang die Schere, packte eine Feder — —

Ein mörderisches Krächzen gellte durch die Luft, und der Pfau entfloh in rasender Eile.

Totenstille folgte.

Am Boden lag eine lange Feder — am Kiel — blutbefleckt.

Wir waren einen Moment wie gelähmt. Dann ging ein Zittern durch unsere Glieder, und die Kleinen fingen an fürchterlich zu heulen.

Da lag nun das corpus delicti unserer Niederträchtigkeit vor uns am Boden — — — blutig.

Die Worte: ‚Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie Du den Schmerz,‘ die uns so oft von den Eltern eingeprägt wurden, stiegen auf einmal mit Flammenschrift in uns auf und fielen brennend auf unsere Seele zurück.

Der Schrei, der entsetzliche Schrei — und — das Blut waren die Beweise, daß wir ihm weh getan hatten.

Die Feder war nicht abgeschnitten, sondern ausgerissen.

Pfui! Wie abscheulich! Wie grausam!

Mein Bruder bückte sich und faßte den Kiel an. Er war warm, und das Blut klebte an seinen Fingern. Entsetzt ließ er die Feder fallen.

Es gab nun keine Täuschung mehr, der Pfau war verwundet und litt durch mich.

Diese Gewißheit fiel wie eine Zentnerlast auf mein kleines Herz, und tiefe Reue drückte mich nieder, denn ich war die allein Schuldige.

Hätte ich die häßliche Begier, eine solche Feder mein eigen zu nennen, unterdrückt, hätte ich meine Eitelkeit, vor meinen Schulgenossinnen prahlen zu wollen, bekämpft, das Abscheuliche wäre nicht geschehen.

Schuldbewußt, mit bleichen Mienen starrten wir auf die Feder und wußten nicht, was wir mit ihr anfangen sollten.

Unsere Unsicherheit steigerte die Angst der kleineren Geschwister, und hatten sie schon beim Schrei des Pfaues zu heulen angefangen, so brüllten sie jetzt, als ob sie am Spieße steckten, wie alle Kinder, wenn sie sich einer angsteinflößenden Unbegreiflichkeit gegenübergestellt sehen.

Das ohrenbetäubende Geschrei der Kleinen brachte mich zu mir selbst, und ich sah ein, daß etwas geschehen müsse,

Das Ersprießlichste schien mir, vorerst den Tonschwall der kleinen Schreihälse zu unterdrücken, damit man nicht auf uns aufmerksam würde.

Ich sammelte die Reste des Apfelkuchens und stopfte sie in ihre offenen Mäuler. Dann warf ich meinem Bruder einen fragenden Blick zu, den er, mutig wie ein Held, mit den Worten beantwortete:

‚La'ſ' ma davon.‘

Diese Aufforderung entsprach vollständig meinen inneren Gefühlen, und wir machten Anstalten, auszureißen. Ich warf noch einen Blick auf die Pfauenfeder.

Die letzten Strahlen der Nachmittagssonne fielen auf sie. Ein Strahlenglanz von Goldfäden ging von ihr aus, und das blaue Auge schimmerte und funkelte wie ein herrlicher Saphir.

Ich unterlag von neuem dem Zauber dieser Farbenpracht. Außerdem fand ich es töricht, alle Angst umsonst ausgestanden zu haben und den Gegenstand meiner Raubgelüste im Stich zu lassen.

Auch dämmerte plötzlich die Furcht in mir auf, daß man vielleicht den Angstschrei des Pfaues gehört, daß man die Feder fände und den Zusammenhang errate, was für uns bedenkliche Folgen haben konnte.

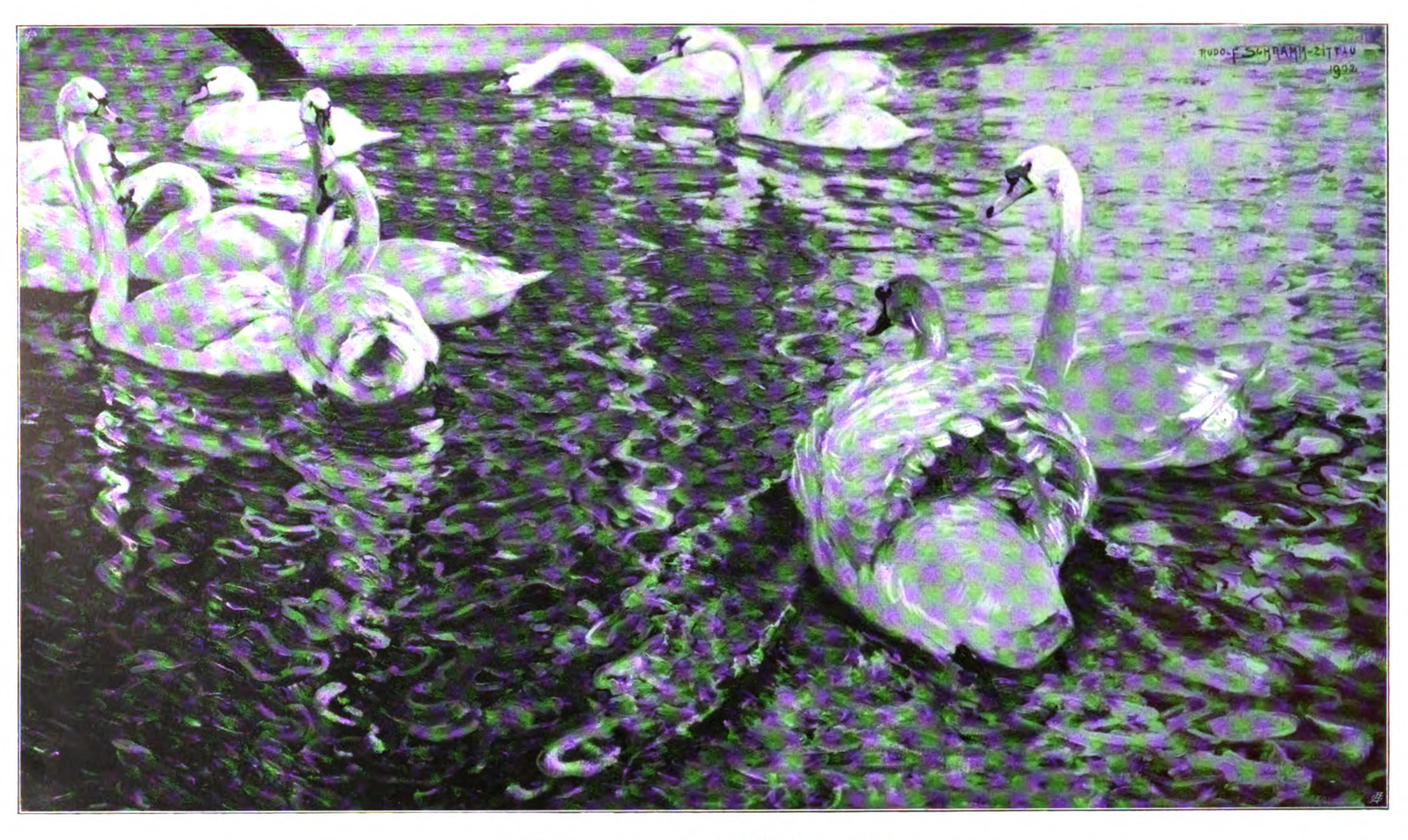
Mein böses Gewissen fand es daher sehr ratsam, den folgenschweren Beweis unserer Unfolgsamkeit zu entfernen.

Wir entwarfen einen Plan, wie wir mit strategischer Sicherheit das Haus und die Hunde umkreisen und die Feder, ohne daß dieselbe gesehen werde, hinausbefördern könnten.

So muß Mördern zu Mute sein, die nicht wissen, wo sie den Gemordeten verbergen sollen.

Keiner von uns beiden wollte die Feder aufheben.

Ich raffte mich endlich auf und faßte den Kiel — brrr — er war jetzt kalt wie eine Leiche.



Schwäne. Gemälde von Rudolf Schramm-Zittau.

Mich durchschauerte es.

Das Blut war etwas abgetrocknet, und der Kiel klebte an meinen Fingern.

Ein schmerzhaftes Gefühl durchzuckte mich, und ich gab meinem Bruder schnell die Feder in die Hand.

Alles drängte zur Flucht.

Den kleinen Geschwistern befahl ich, sich so aufzustellen, als ob wir im Gänsemarsch heimmarschieren wollten.

Als sie wie Orgelpfeifen dastanden, hieß ich meinen Bruder, sich an die Spitze des Zuges zu stellen, die Feder wagrecht zu halten, daß wir sie mit unserer linken Seite deckten und die rechte dem Fabrikgebäude zukehrten.

Wir gedachten das Wohnhaus gar nicht zu berühren und auf einem kleinen Seitenweg aus dem Tore zu entschlüpfen.

Da der Jüngste mit seinen kleinen Beinchen zweifellos unseren Rückzug aufgehalten hätte, nahm ich ihn als wirksames Deckmaterial auf den rechten Arm und unterstützte mit der linken Hand meinen Bruder beim Tragen der Feder.

Der Gänsemarsch setzte sich in Bewegung.

Die kleinen Geschwister, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es sich um keine gute Tat handelte, trotteten uns nach wie Leidtragende bei einem Begräbnis, die Feder war der Tote.

Wir bogen um die Ecke — — — O Schrecken! Der Seitenweg war versperrt. Wir mußten zurück. Nun blieb nur der Weg am Wohnhaus vorbei.

Uns war schrecklich zumute.

Nie liefen soviel Arbeiter über den Hof, als an dem Tage — uns kam es wenigstens so vor. — Nie waren die Hunde lebhafter, bellten nie wütender und fletschten mehr die Zähne, als in dem Augenblick, wo wir in Sicht kamen.

Uns krampfte sich das Herz zusammen.

Auch die Besitzerin, die wir höchst selten sahen, zeigte sich grüßend am Fenster, was wir grinsend quittierten, und um das Maß voll zu machen, kam schließlich noch der Herr selbst und lachte über unsere Menschenkette. Wir litten Folterqualen.

Endlich hatten wir den Ausgang erreicht.

Nun liefen wir, wie von Furien gepeitscht, die lange Pappelallee entlang, die Pfauenfeder gegen die Mauerseite haltend, wo niemand sie sehen konnte, und völlig erschöpft erreichten wir den Hausflur des Elternhauses.

Was aber nun mit der Pfauenfeder beginnen? Niemand durfte sie sehen.

Ich stellte unsere ‚Leiche‘ hinter die Haustüre und deckte sie mit einem Türflügel, den man an der Wand festhaken konnte.

Im Hausflur erhoben sich vier Stufen. Auf die setzten wir uns wie arme Sünder und blickten schweigend vor uns hin,

Wir hatten unseren Raub gerettet, aber nicht in Sicherheit.

Wir fühlten uns nicht wohl.

Der Schrei, die Angst, die Wunde des Pfaues, das Blut, der warme und dann kalte Federkiel verfolgten uns und ließen an dem unrechtmäßigen Besitz keine Freude aufkommen.

Wir waren verzagt, verstört.

Plötzlich hörten wir unsern Hund bellen. Wir fuhren zusammen.

Die Laute, die sonst unsere Kinderherzen erfreuten, wirkten in dem Augenblick wie ein Donnerschlag auf uns. Es war die Zeit, wo unser Vater heimkam.

Erfuhr er, was wir getan, eine beschämende Strafe wäre unausbleiblich.

Das bedrückende Gefühl, einen so guten Vater durch Ungehorsam betrübt zu haben, peinigte uns schrecklich. Zur Reue gesellte sich auch noch die Scham. Wir fühlten uns tief unglücklich.

Zum Glück umringten den ins Haus tretenden Vater sofort die Kleinen, die offenbar froh waren, aus unserer Nähe zu kommen, und sein Jüngstes auf den Arm nehmend und es liebkosend, ging er die Treppe hinauf und befahl uns, ihm zu folgen.

Da es gegen Befehle des Vaters keinen Widerspruch gab, mußten wir den Platz räumen, wo der Gegenstand unserer Sorge verborgen war.

In der Kinderstube angelangt, wo mir die Pflicht oblag, auf die Kleinen aufzupassen, begannen für mich neue Qualen.

In meiner Phantasie sah ich meine geliebte Pfauenfeder, an die ich mich nun gekettet fühlte, schutzlos, jedem preisgegeben, der sie fand. Vielleicht der Zerstörung durch unwürdige Hände anheim gegeben und — am Ende gar als Beute einer

Schulgenossin, die sich auch noch mir gegenüber damit brüsten würde.

Das konnte mein kindliches Gemüt nicht ertragen. Ich mußte die Feder schützen, retten, retten für mich, ehe es zu spät war.

Atemlos flog ich die Treppe hinab.

Die Tür war noch angehakt, die Feder stand noch da.

Ich atmete auf.

Als ein Zugeständnis für mein Recht auf sie betrachtete ich den glücklichen Umstand, daß noch niemand das Versteck entdeckt hatte.

Das erste Mal empfand ich ein Glücksgefühl über ihren Besitz. Zugleich war ich durchdrungen von der Empfindung, daß es meine Pflicht sei, auf irgendeine Weise mein Unrecht gutzumachen und die Feder vor einem unwürdigen Schicksal zu bewahren.

Vorsichtig nahm ich sie aus der dunkeln, staubigen Ecke hervor.

Das große blaue Auge neigte sich auf die Seite. Mir war, als ob es mich traurig anblickte und sagen wollte: ‚Mich, das gewöhnt ist in die Sonne zu blicken, verbannst Du in einen finsteren Winkel. Pfui, schäme Dich.‘

Zart und liebevoll fuhr ich mit der Hand über sie hin. Ich meinte, sie müsse meine Reue fühlen, und schnell trat ich mit ihr aus der Dunkelheit in die Helle.

Ich schrak zusammen.

Sie war beinah noch einmal so hoch als ich.

Wo sie verbergen?

Für den geeignetsten Ort hielt ich den Platz unter meiner Bettlade.

So eilig, als ich herabgekommen war, eilte ich die Treppe hinauf, verschwand in der Wohnungstür, die ich vorher offen gelassen hatte, und schob die Feder unter meine Bettstelle.

Entsetzen. Sie war länger als mein Bett! Einen Augenblick war ich ratlos.

Da fiel mein Blick auf einen hohen Schrank im Nebenzimmer, und wie eine Erlösung winkte mir dieses Möbelstück entgegen.

Ich zog die Feder unter dem Bett hervor und flüchtete mit ihr in das Nebenzimmer.

Die Hinterwand des Schrankes stand nicht ganz an der Zimmerwand, und ich fand Platz, die Feder zu verstecken.

Aufrecht stand sie nun da. Geborgen unter meinem Schutz, von niemandem gesehen. Ganz mein.

Ein Gefühl der Beruhigung durchzog mein kleines, bedrängtes Herz.

Diese wohltuende Empfindung nach den ausgestandenen Qualen steigerte meinen Appetit, und ich freute mich riesig auf das Abendbrot.

Nicht lange dauerte es, und man versammelte sich zu demselben.

Ich stand sogar der Rumfordsuppe aus Knochen, Blut und sonstigen Nährwerten nicht oppositionell gegenüber, die wir an dem Abend bekamen.

Unser Hund, der ebenfalls an der berühmten Suppe teilnehmen sollte, ließ mit seinem Erscheinen etwas auf sich warten und machte sich durch unangenehmes Bellen im Wohnungsflur bemerkbar, was er sonst nie tat.

Ein kräftiger Pfiff meines Vaters machte diesem Konzert ein Ende, und unser aller Liebling stürmte zur Türe herein und bezeugte jedem durch einen Stoß mit der Schnauze und durch heftiges Wedeln seine Anhänglichkeit.

Bei mir angelangt, nahmen aber seine Zärtlichkeitsbezeugungen plötzlich eine sonderbare Wendung.

Er stutzte — blieb stehen wie ein Jagdhund, der Beute witterte.

Dann beroch er meine Hände, eilte zu meinem Bruder und machte dasselbe Manöver. Dann erhob er die Nase in die Luft und schnupperte. Wieder beroch er unsere Hände, knurrte und lief dann, die Nase nach dem Boden gerichtet, im Zimmer umher.

Auf einmal blieb er vor der Türe, die zum Nebenzimmer führte, stehen, hob eine Pfote und bellte.

Mein Vater blickte auf und fragte: ‚Was hat denn der Hund?‘

Die Mutter meinte, es sei vielleicht eine Maus im Zimmer.

Für mich gab es keinen Zweifel, was die Aufmerksamkeit unseres vierbeinigen Freundes erregt hatte, und es lief mir eisig kalt über den Rücken.

Mein Ahnungsvermögen hatte mich nicht getäuscht. Wie toll lief der Hund an den Schrank und bellte unaufhörlich, so laut er konnte, als habe er einen Sechzehnender aufgestöbert.

Der Vater erhob sich, um der Ursache nachzuspüren, und verschwand in das Nebenzimmer.

Uns blieb der Bissen im Munde stecken, und wir wünschten irgendwo zu sein, nur nicht daheim.

Wir saßen da, stumm und steif, mit innerlichem Gruseln der Dinge harrend, die nun kommen mußten.

Nach wenigen Sekunden, die uns eine Ewigkeit schienen, kam unser Vater zurück, an seiner Seite unser in Siegesgewißheit wedelnder Verräter, als seltene Jagdbeute — die Pfauenfeder apportierend.

Sie war abgeknickt!!

Dem Rachen des Vierfüßlers, der mir in diesem Augenblick wie der Höllenrachen erschien, entwand der Vater mühsam die Feder, und wie Engel Gabriel das Flammenschwert hält, so hielt der Vater uns die Pfauenfeder entgegen, und sein strenger Blick schweifte fragend um den Tisch herum.

Das schöne, blaue Pfauenauge war melancholisch der Erde zugekehrt, kein Sonnenstäubchen umglänzte es. Seine majestätische Würde war dahin.

Mein Herz tat mir bei diesem Anblick furchtbar weh. Ich weinte. Als die kleinen Geschwister das unausbleibliche Gewitter sich über unseren Häuptern zusammenziehen sahen, verzogen sich ihre Gesichter in schreckliche Grimassen, unterdrücktes Schluchzen wurde hörbar, und das Jüngste der Familie, das früher so drollig ‚Söni Vogi‘, ‚söni Vau‘ stammelte, pappelte jetzt sehr deplaciert ‚Vogi weh! weh!‘ und fing mörderisch zu schreien an.

O diese Kinder!

Natürlich wurde nun Gericht gehalten.

Wir legten eine Generalbeichte ab.

Unsere Buße war fürchterlich.

Der Vater befahl uns, die Feder sofort in die Fabrik zurückzutragen, sie dem Eigentümer des Pfaues selbst auszuhändigen und ihn um Verzeihung zu bitten.

Ob wir dem Befehl nachgekommen seien, davon werde sich der Vater am nächsten Tag selbst überzeugen.

Die energische Armbewegung des Vaters und die Worte: „Jetzt marsch!‘ ließen uns erkennen, daß mildernde Umstände nicht zugelassen würden, und — wir gingen gesenkten Hauptes fort, mit unbeschreiblichen Gefühlen im Busen, denn — es war mittlerweile dunkel geworden und es handelte sich um einen unfreiwilligen Spaziergang durch die Rumfordstraße.

Wir traten aus dem Haus, überquerten die Brücke, und da lag sie vor uns, die geisterhafte Pappelallee, nur hier und da mit einem kleinen Lichtlein erhellt und sonst finster, öde, einsam, und in diesen schwarzen Schlund mußten wir hinein.

Es war ein Bußgang im wahrsten Sinne des Wortes. Mein Bruder und ich sprachen kein Wort. Wir klammerten uns aneinander fest, und die Pfauenfeder hielten wir zwischen uns, als könnte ihr Auge uns leuchten.

Kam ein Windstoß, der durch die Pappeln pfiff, gab es uns einen Riß und wir umschlangen uns fester. Um die Schatten an der Mauer nicht zu sehen, blickten wir starr auf das Pfauenauge.

Mit Herzklopfen und in Angstschweiß gebadet, erreichten wir das Tor der Fabrik.

Da kam zu unserm Entsetzen der Wächter, in der einen Hand eine Laterne, die beiden Riesenhunde an seiner Seite, gerade auf uns zu.

Als die Hunde uns sahen, knurrten sie und bellten dann wütend.

Wir hoben die Hände schon von weitem in die Höhe und flehten den Wärter an, um Gottes willen die Hunde anzuhängen, denn wir müßten noch zum Herrn der Fabrik.

‚Was? Bei dera Finsternis?‘ rief der Mann barsch. ‚Ös seid's wol net g'scheit? Es is niemand mehr do, außer i, und i sperr jetzt zua.‘

Mit zitternder Stimme rief ich: ‚Wir dürfen nicht eher heimkehren, als bis —‘

Als er uns weinen sah, frug er etwas sanfter: ‚Was wollt's denn eigentli?‘

Wir baten ihn nochmals flehentlich, die Hunde anzuhängen, damit sie uns nicht zerfleischten.

Er erwies uns diese Liebe, und nun mußten wir auch ihm erzählen, um was es sich handle.

‚Aha! Hab is net glei g'sagt, daß Kinda nix daherin z'tun hab'n. So? Solche G'schicht'n machts es? Des is net übi. Ös Sakramenter, ös, g'hört's ja beitelt. — Na, es is von eng wenigstens schön, daß's Enger Unrecht einsechts. I wär's engern

Vater scho sag'n, daß dag'wen seid's. Aber jetzt machts, daß hoam kummt's.'

Wir blieben noch stehen, denn wir hatten noch etwas Schweres auf dem Herzen.

‚Was wollt's denn no?' fuhr uns der Mann wieder an.

Schüchtern sagte ich: ‚Wir — möchten gern wissen — ach, — könnten Sie uns vielleicht — sagen, wie's — dem Pfau geht?'

Der Mann sah uns von der Seite an und sagte ernsthaft: ‚Der Pfau — hm — ja — ja — der is tot — mausetot.'

Wir waren vernichtet.

Unsere Knieen schlotterten, ein schmerzliches Gewimmer entrang sich unserer Brust, und nicht fähig uns vom Platze zu bewegen, blieben wir wie angewurzelt stehen.

Als der Wächter die Wirkung seiner Worte sah, trat er ganz nah vor uns hin, nahm uns die Hände von den Augen, wischte mir die Tränen ab und gutmütig lachend sagte er: ‚Seid's do net so dumm. An oaner Feder geht so a Mordsviech do net glei z'grund. Der is in sein Stall und schlaft scho lang.'

Unser überirdisches, märchenhaftes Geschöpf ein — ‚Mordsvieh!' Ich war starr! Doch diese nüchterne Auffassung gab uns das Leben wieder. Wir begriffen die Situation und waren glücklich.

Mit der Hand nach dem Tore weisend, rief der Wächter: ‚Jetzt aber macht's, daß endlich hoamkummt, ös kloane Bagage, und laßt's eng do herin nimma blicka. Sonst kumma d' Hund.' Er schnalzte mit der Zunge, als ob er die Hunde einlocken wollte.

‚Nein, g'wiß net,' riefen wir, und schnell wollte ich dem Mann die ominöse, abgeknickte Siegestrophäe einhändigen, da wir mit ihr nicht zurückkommen durften.

‚De könnt's b'halten, daß's an den Schrecken länger denkt's,' rief der Wächter lachend, schob uns hinaus auf die Straße und rasselnd fiel das Gittertor ins Schloß.

Wir waren kuriert."

* * *

„Das war allerdings eine heilsame Lehre für Sie, als Kind. Aber später?" — —

„Sie meinen, später hatte das Warnungszeichen keinen Zweck? Sie irren."

Niemand kommt mehr in die Versuchung, sich an anderem zu bereichern, als der darstellende Künstler. Mancher glaubt das, was dem Publikum an anderen gefällt, auf sich anwenden zu dürfen, und statt von Vorbildern nur zu lernen, hält er sich für berechtigt, jene einfach zu berauben und zu ernten, wo andere oft mühsam gesät haben.

Solche Künstler bedenken dabei nicht, daß sie ihre Individualität mit Zutaten belasten, die ihre Eigenart verwischen, und daß sich der Künstler dadurch oft schwer schädigt, statt sich zu nützen.

Einen großen Teil meiner Erfolge glaube ich darauf zurückführen zu dürfen, daß ich mich stets bemühte, selbst zu schaffen und ganz „Ich" zu bleiben.

Und das verdanke ich in erster Linie der „Pfauenfeder", die mich lehrte: „Du sollst nicht stehlen".

In der Herbstnacht.

Von

Julius Havemann.

Dunkel braust die Mitternacht vom Turm,
Hinter Wolken kriechen gelbe Sterne,
Fröstelnd klirrt am Eck die Gaslaterne,
Um die alten Kirchen heult der Sturm.

Durch die toten Gassen hallt mein Schritt,
Und ich denke an die jungen Stunden,
Und ich denke an die tiefen Wunden,
Die ich statt Erträumtem mir erstritt.

Eine blutig-rote Ranke fällt
Vor den Fuß mir, vom Spalier gerissen.
So verzuckt in Herbst und Finsternissen
Auch dies heiße Herz vorm Tritt der Welt.

Maria Josepha, Prinzessin v. Sachsen.

Die Mutter der drei letzten bourbonischen Könige von Frankreich.

Von

Professor Dr. Otto Eduard Schmidt.

Mit zwei Beilagen und vierzehn Textabbildungen.

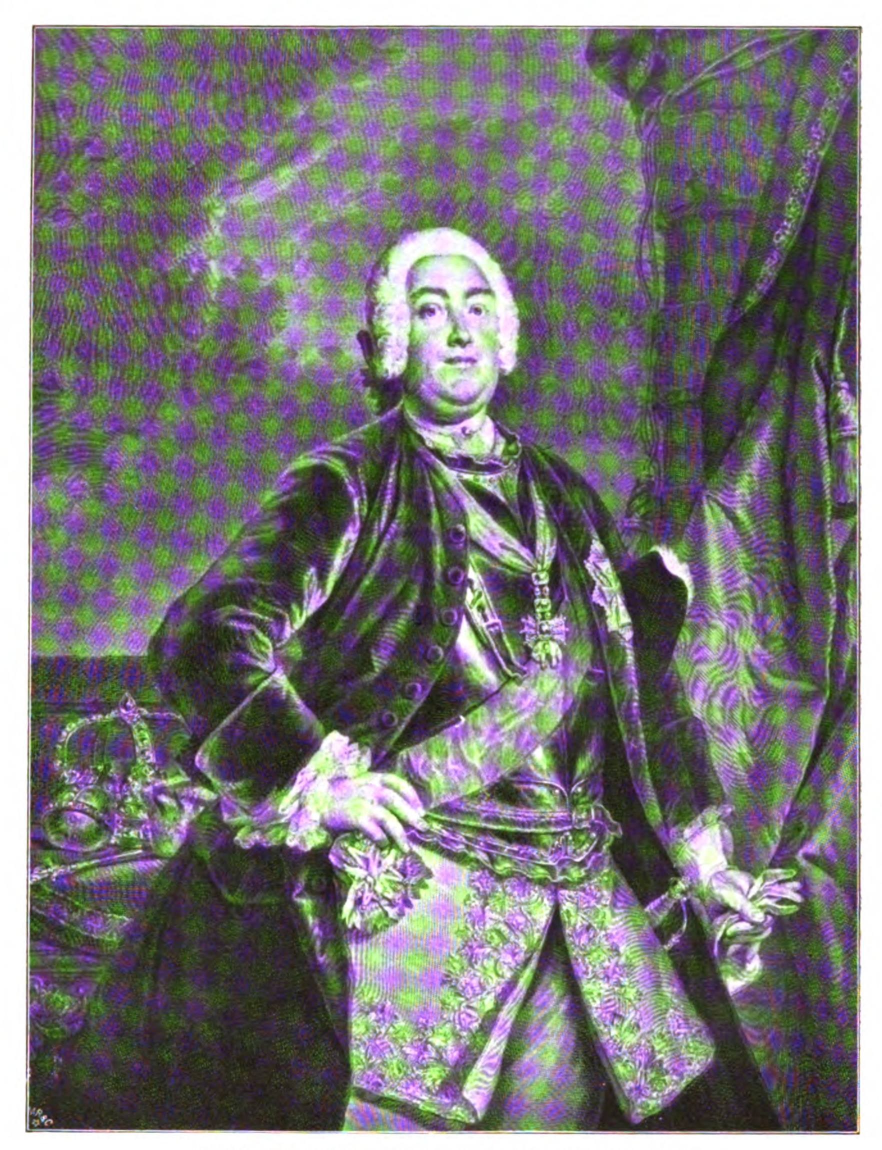
Bei Gott, schließen Sie ab, keinen Aufschub, keine Schwierigkeiten. Was man von Ihnen verlangt, ist ja nichts. Und Sie wüßten sich doch aus der Schlinge zu ziehen, selbst wenn Sie mehr versprächen, als Sie zu halten gewillt wären. Adieu, mein lieber kleiner Brühl, ich werde Ihnen stets mißtrauen, denn Sie sind ein allerliebstes Schelmchen. Geben Sie uns Ihre Prinzessin, und ich will gut von Ihnen sprechen. Lassen Sie mich nur machen."

So schrieb im Herbst 1746 der Graf Moritz von Sachsen, der als Feldherr und Meister der Galanterie gleich berühmte Sohn Augusts des Starken und der Gräfin Königsmark, an den damals in Sachsen allmächtigen Premierminister Grafen Heinrich Brühl. Der Ton des Briefes — das „allerliebste Schelmchen" steht wörtlich so inmitten des französisch geschriebenen Originals — verrät deutlich, was der Marschall von Frankreich von dem Minister seines der politischen Welt fast gänzlich entrückten Halbbruders August III. hielt, von einem Minister, den Friedrich der Große nicht unzutreffend als den sächsischen Sejan bezeichnet und von dem selbst seine Freunde zugaben, daß er die Staatsgeschäfte nicht aus irgendwelcher Neigung, sondern nur in der Absicht betrieb, sich in der mit schlechten Mitteln erworbenen Gunst seines Herrn zu befestigen und zu erhalten. Das Prinzeßchen, das Moritz nicht für sich, sondern für den Dauphin von Frankreich begehrte, war die am 4. November 1731 geborene Maria Josepha von Sachsen, eine Tochter Augusts III. und der Maria Josepha von Österreich. Der Dauphin Louis, der Sohn Louis XV. von Frankreich und der Königin Maria Leszczynska, war damals neunzehn Jahre alt und bereits verwitwet; seine Gemahlin Maria Theresia von Spanien war am 22. Juli 1746 im Kindbett verstorben und hatte ihm ein Töchterchen hinterlassen. Frankreich brauchte einen Thronerben; deshalb wurden fast unmittelbar nach dem Tode der Spanierin mit mehreren Höfen Verhandlungen angeknüpft, um den Dauphin wieder zu verheiraten. Die kurfürstliche Familie von Sachsen wurde besonders deswegen in Betracht gezogen, weil sie katholisch war und sich durch einen reichen Kindersegen auszeichnete; Maria Josepha hatte zehn lebende Geschwister.



Graf Moritz von Sachsen.
Stich von de Marcenay nach Liotard.

So war schon im August 1746 ein französischer Geheimagent in Dresden erschienen; sein Bericht lautete günstig: Maria Josepha hat schön geformte große blaue Augen, ein rundes Gesicht, eine schlanke Taille, einen klaren Teint ohne Schminke, ihre Haut ist von blendender Weiße; sie hat Geist und ein gutes Herz, ist freigebig, mit einem Worte une grande et digne princesse! Besonderen Eindruck auf den Agenten machte



August III., König von Polen, Kurfürst von Sachsen.
Stich von G. F. Schmidt nach Louis de Silvestre.

die königliche Familientafel, der er einmal unbemerkt zusehen durfte: wie er August III. mit der Königin und den Kindern sich unterhalten sah, glaubte er brave, einträchtige Bürgersleute vor sich zu haben. Der Gedanke, durch Heirat ein Band zwischen Frankreich und Sachsen fester zu knüpfen, das schon durch einen Subsidienvertrag vorbereitet war, wurde vom sächsischen Gesandten in Paris, dem Grafen Loß, und, wie wir sehen, auch vom Oheim der Prinzessin, dem Maréchal de Saxe, mit Begeisterung aufgenommen und gefördert. Am 7. November erhält der französische Gesandte in Warschau, Marquis des Issarts, die nötigen Briefe seines Souveräns. Er erscheint damit bei Brühl, der den Überraschten spielt, dann beim König, der ihm mit Tränen in den Augen für die Ehre dankt, die seiner Tochter widerfahren soll, bei der Königin, die er über die politischen Folgen der Heirat — Frankreich war da-



Maria Josepha, Königin von Polen, Kurfürstin von Sachsen.
Stich von G. F. Schmidt nach Louis de Silvestre.

mals noch mit Preußen verbündet — beruhigt, und schließlich bei der jugendlichen Braut selbst, die, ohne den Bräutigam zu kennen, bleich und zitternd wie ein Opferlamm ihr Los erwartet und doch auch wieder die Haltung bewahrt, die ihre Abkunft von dem ehrwürdigen Stamm der Wettiner und die ihr bevorstehende glänzende Stellung von ihr fordern. Der Gesandte schließt seinen nach Versailles geschickten Bericht mit den Worten: „Sie ist gar nicht hübsch. Aber ich möchte auch gar nicht, daß sie hübscher wäre, wenn es auf Kosten der Anmut geschehen sollte, die ihr eigen ist.“ Abends, als der Marquis eine Partie Pikett mit ihr spielen darf, spricht sie freier: Sie bittet ihn um einige Bücher über französische Geschichte, von der sie keine Ahnung habe; sie hätte gern auch um ein Bild des Dauphins gebeten, wagt es aber nicht. Da nimmt ihr die ältere Schwester, die Braut des Kurfürsten von Bayern, die Bitte von

den Lippen, und sofort wird ein Kurier an den französischen Hof geschickt, es zu holen; die Marquise von Pompadour war so freundlich, aus ihrem Besitz ein Porträt des Dauphins zur Verfügung zu stellen.

Zur Abholung der Braut aus Dresden wählte Ludwig XV. seinen premier gentilhomme de la chambre, den Herzog von Richelieu, den gewandtesten aber auch frivolsten Lebemann seines Hofes. Selbst bei dieser Mission konnte er seinen Zynismus nicht bemeistern. Nachdem er die Braut in Dresden gesehen hat, schreibt er an ihren Oheim, Moritz von Sachsen: „Sie hat starke frische Lippen und die lebhaftesten und geistsprühendsten Augen von der Welt: wenn es dergleichen bei der Pariser Oper gäbe, so würde um das Höchstgebot ein Gedränge entstehen." Noch weit schamloser sind die Bemerkungen, die Ludwig XV., der würdige Schwiegervater, brieflich mit dem vornehmen Brautführer austauscht. Die Hochzeit fand am 10. Januar 1747 in der Kapelle des Dresdener Schlosses statt — die katholische Hofkirche war noch nicht fertig —; die Trauung vollzog der päpstliche Nuntius Archinto in lateinischer Sprache, auch die Braut antwortete lateinisch, die Stelle des Bräutigams vertrat der Kurprinz Friedrich Christian. Beim Hochzeitsessen wurden 143 Gänge serviert, darunter neben fremdländischen Leckerbissen auch altväterische Gerichte, wie Schweinsohren in kleinen Würfeln und Kuheuter mit Orangensauce, vor deren germanischer Derbheit die überfeinerten Franzosen fast erschraken. Die Feier beschloß der berühmte Fackeltanz bei Trompeten- und Zymbelklang, der dem französischen Könige so imponierte, daß er ihn sich vom Marschall Moritz beschreiben ließ. Am 14. Januar nahm Maria Josepha Abschied von den Eltern und Geschwistern und von dem schönen Elbflorenz, das sie nie wieder sehen sollte, und fort ging's in langem Wagenzuge einem Gatten entgegen, von dem sie auch nicht den leisesten Begriff besaß, in eine ferne, ungewisse Zukunft. Und dabei war sie doch noch ein Kind von fünfzehn Jahren und zwei Monaten! Ihr Oheim Moritz hatte in Briefen versucht, sie wenigstens einigermaßen auf die schwierige Rolle vorzubereiten, die sie von nun fern der Heimat und losgelöst von allem, was ihr lieb war, spielen sollte. Er schreibt: „Hier ist weder Stolz noch Vertraulichkeit am Platze. Die Damen des Hofes haben alle Geist wie die Teufel, aber sind ebenso böse. Der König ist die einzige Person des Hofes, mit der sie (Maria Josepha) ohne jede Zurückhaltung verkehren kann. Sie muß ihn als ihren Beschützer und Vater ansehen und ihm alles anvertrauen, Gutes und Böses, wie es kommt, und ihm nichts verbergen. Allen anderen gegenüber gilt Zurückhaltung. Wenn sie es so macht, wird er sie anbeten."

Die winterliche Reise war voll von äußeren und inneren Beschwerden. Bis Straßburg genoß sie wenigstens noch die Begleitung eines kleinen sächsischen Hofstaates, dort aber empfing sie der große französische Hofstaat unter der Ehrendame, der Herzogin von Brancas. Am 7. Februar 1747 erfolgte die erste Begegnung mit Ludwig XV. und dem Dauphin. Sie warf sich in tiefer Bewegung vor ihrem Schwiegervater auf die Knie; er hob sie huldreich auf und umarmte sie. Aber das finstere Schweigen des Dauphins entlockte ihr Tränen; er hatte an die Ehrendame geschrieben: „Maria Josepha kann, auch wenn sie mit allen Reizen geschmückt ist, mich niemals meine erste Gemahlin Maria Theresia vergessen machen." Die Einsegnung des Paares in Versailles am 9. Februar, die Vorstellung der Dauphine bei Hofe und der sich daran anschließende Ball mit Souper gestalteten sich für diese zu einer furchtbaren Strapaze. Das Staatskleid, das das 15jährige Kind bei dieser vielstündigen Prozedur tragen mußte, wog infolge der schweren Stickerei über sechzig Pfund; ihr Oheim, der es vor dem Ankleiden der Dauphine in die Hand nahm, rief teilnehmend: „Das ist ja schwerer als ein Küraß." Kein Wunder, daß Maria abends nicht imstande war, am Tanze teilzunehmen. Sogar die mise au lit der Neuvermählten vollzog sich nach dem Zeremoniell jener Zeit unter Teilnahme und in Anwesenheit des ganzen Hofes. Über die Einzelheiten dieser Zeremonie schrieb der Maréchal de Saxe an König August III., um ihm zu zeigen, wie würdig sich seine Tochter in diesen peinlichen Momenten benommen habe; der Dauphin habe wie ein Schulknabe die Decke übers Gesicht gezogen — in Wahrheit weinte er in Erinnerung an seine Maria Theresia — aber Maria



Maria Josepha. Gemälde von Quentin Latour in der Dresdner Galerie.

Josepha habe sich um das Volk der Höflinge gar nicht gekümmert, sondern sich ganz unbefangen mit ihm (dem Oheim) vom Bett aus unterhalten. Sie zeigte also gleich zu Anfang ihrer großen Rolle jene Sicherheit, Tatkraft und Resignation, die man weiterhin so sehr an ihr bewunderte. Vom damaligen Charakter des Dauphins hat uns ein Franzose ein wenig schmeichelhaftes Bild entworfen: er ist kindisch, unzuverlässig, nervös, das üble Ergebnis der Mischung slawischen und bourbonischen Blutes, nur für Musik interessiert er sich einigermaßen. Nur ganz allmählich bessert sich sein Verhältnis zu der vereinsamten Dauphine; auf die Vorstellungen seiner Schwestern hin schenkte er ihr ein wenig Mitleid, das allmählich in eine Art von Freundschaft überging. Die Schwierigkeit ihrer Stellung am französischen Hofe wurde noch dadurch vermehrt, daß sie sich zwischen zwei feindliche Lager gestellt sah. Loß, der sächsische Gesandte, und ihr Oheim hatten sie angewiesen, sich vor allem mit dem Könige und demnach auch mit der Pompadour gut einzurichten, der Dauphin aber hielt es mit seiner Mutter, der Königin Maria Leszczynska. Nun suchte die Partei der Königin die junge Prinzessin für sich zu gewinnen; sie schwankte eine Zeitlang, denn ihre natürliche Empfindung mußte sie auf die Seite ihres Gatten führen, und die Pompadour war ihrem sittlichen Empfinden ein Gegenstand des Abscheus. Aber die Klugheit riet ihr, den wertvollen Einfluß, den sie auf den König gewonnen hatte, nicht fahren zu lassen. Und so blieb sie denn nach einer längeren Aussprache mit ihm und der Pompadour auf dieser Seite, jedoch in so untadeliger Stellung, daß sie allmählich auch die Achtung, später sogar die Zuneigung der Königin gewann. Aber die langwierigen inneren Kämpfe und Erschütterungen, die damit verbunden waren, hinterließen in ihrer jungen Seele eine tiefe Verstimmung, die wohl im Sommer 1747 ihren Höhepunkt erreichte. Tiefe Melancholie spricht schon aus einem Briefe, den sie am 15. April an ihren Lieblingsbruder Xaver richtete: „Wie danke ich Dir, daß Du mir durch Deinen lieben Brief bewiesen, daß Du die arme Pepa — Kosename für Josepha — nicht ganz vergessen hast. Dein bin ich bis zum Grabe, wo ich bald sein werde.“ Ein untrügliches Zeugnis dieser Stimmung ist auch das Pastellbild von dem berühmten französischen Hofmaler Latour in der Dresdner Galerie (Nr. 163). Es ist die am 12. Februar 1750 aus Paris abgeschickte eigenhändige Wiederholung eines Bildes, das Latour wohl im Sommer 1747 für den Dauphin gemalt hat. Sie ist gar anmutig in einem weißen Spitzenkleide und einer Haube mit blauen Schleifen als „Kleines junges Frauchen“ dargestellt, aber aus ihren schönen blauen Augen spricht doch vor allem sanfte



Premierminister Graf Heinrich von Brühl. Zeitgenössischer Stich.



Ludwig XV., König von Frankreich.
Stich von J. Houbraken nach Jo. Gasp. Heilman.

Schwermut. Das prunk- und menschenreiche Hofleben in Versailles, das ihr gelehrter Biograph Casimir Stryienski (La mère des troix derniers Bourbons, Paris 1903 p. 59 f.) hoch über den „ärmlichen und freudelosen Hof von Sachsen" erhebt, bot ihrem zärtlichen, nach Freundschaft und Liebe hungernden Gemüt fast keine Nahrung — und so konnten auch die Bilder der Eltern und das Meißner Porzellan, das man ihr zur Ausschmückung der Kaminsimse ihrer Zimmer aus Dresden schickte, nichts in ihrem Herzen erwecken als die tränenreiche Sehnsucht nach der Heimat und dem trauten Teetische der Mutter. Unter solchen Umständen war es ihr eine große Freude, daß ihr der König 1749, als sie nach Forges bei Rouen ins Bad reiste, jährlich 2000 Livres bewilligte, um die Freundin ihrer Kindheit, Maria Maximiliane de Silvestre (geb. 1708), die Tochter des bekannten sächsischen Hofmalers, die schon in Dresden ihre Vorleserin gewesen und mit ihr nach Versailles gekommen war, dauernd in dieser Stellung zu erhalten.

Am 26. August 1750 schenkte Maria Josepha einer Prinzessin das Leben; der König und der Dauphin bemühten sich, ihr die Enttäuschung darüber zu verbergen, daß es kein Prinz war. Aber der Dichter Collé in Paris notierte in sein „Journal historique", ein nach seinem Tode herausgegebenes Tagebuch: „Das Bedientenvolk, das Versailles bewohnt, hat offenbar Angst davor, einmal keinen Herrn zu haben." Ein halbes Jahr später schrieb die Dauphine an den Grafen



Maria Lesczinska, Gemahlin Ludwigs XV., als Königin von Frankreich.
Stich von Petit nach de la Tour.

Wackerbarth-Salmour, den Oberhofmeister des Kurprinzen in Dresden, einen alten Freund ihrer Kindheit: „Die kleine Marie-Zephirine ist sehr häßlich, man sagt, sie gleiche mir wie zwei Wassertropfen einander, übrigens ist sie eigensinnig und böse wie ein kleiner Dragoner." Dieses erste Kind wurde nur fünf Jahre alt; es starb 1755 an Krämpfen.

Endlich am 13. September 1751 wird zur Wonne des ganzen Hofes dem Dauphin ein Sohn geboren, der den Titel eines Duc de Bourgogne erhält. Der König überhäuft seine Schwiegertochter mit Beweisen der Zärtlichkeit, und man hofft, daß diese Geburt auch auf das Volk einen tiefen und freudigen Eindruck machen würde. Aber die Zeiten haben sich sehr geändert. Ludwig XV., einst von dem Volke als der „Vielgeliebte" auf dem Throne begrüßt, ist wegen der schamlosen Verschwendung des Hofes, die insbesondere der Marquise von Pompadour zur Last gelegt wird, und wegen der dadurch herbeigeführten Aussaugung des Volkes längst der „Vielgehaßte" geworden, und diesen Haß übertrugen die Pariser auch auf seine Nachkommenschaft. Als der Dauphin und die Dauphine nach der glücklichen Geburt des Thronfolgers zum Tedeum nach der ehrwürdigen Kathedrale von Paris, nach Notre-Dame, fuhren, traten ihnen am Pont de la Tournelle 2000 Weiber entgegen mit dem Rufe: „Gebt uns Brot, wir sterben vor Hunger." Der Dauphin läßt Geld unter sie verteilen, aber sie schreien von neuem: „Wir wollen Euer Geld nicht, schickt uns lieber die Pompadour, die das

Königreich regiert und zugrunde richtet; hätten wir sie, kein Knöchlein sollte von ihr übrig bleiben." Bei der Rückkehr fragte der König Maria Josepha, ob sie die Segenswünsche des Volkes empfangen habe. Errötend antwortete sie: „Nein, man hat mich um Brot gebeten." Einige Tage später erließ der König den Parisern einige Verbrauchssteuern; das Volk aber sagte: „Das haben die Tränen der Dauphine bewirkt." Sehr bezeichnend für die damals bereits in Frankreich herrschende Stimmung ist auch die Tatsache, daß man eines Tages in der Wiege des Enkels Ludwigs XV. zwei Pakete fand, eins mit Mehl, das andere mit Pulver gefüllt, und dabei die Inschrift: „Fehlt das eine, so wird das andere nicht fehlen." Was half es, daß man die Kammerfrau des prinzlichen Kindes in die Bastille schickte, ein unangenehmes Gefühl, daß der französische Thron auf einem Vulkan stehe, der sich zum Ausbruch rüste, blieb zurück. Und doch war die Not des Volkes noch gar nicht auf den Gipfel gestiegen; das geschah erst durch die ungeheuern Lasten des für Frankreich so verlustreichen Siebenjährigen Krieges.

Doch wir wenden uns nun wieder zu Maria Josepha zurück. Nach den ersten drei Jahren der Ehe mit ihr bemerkte man, daß der Dauphin allmählich anders und besser wurde. Man fand ihn „schlagfertig im Antworten, angenehm in seinen Manieren, phantasiereich, religiös, mit einem Worte, er streifte die Oberflächlichkeit ab und vertiefte sein Wesen" — die Metamorphose war das Werk seiner Frau. Freilich ging die Metamorphose nicht ohne Unterbrechung vorwärts: es kamen Zeiten, in denen auch der Dauphin, von der allgemeinen Verderbtheit des Hofes ergriffen, auf Abwege geriet: wir hören von „visites matinales", die er empfängt; die Dauphine vergießt darüber heimliche Tränen, aber sie unterläßt jeden lauten Vorwurf — der Dauphin, der von Natur edler war als sein Vater, findet den Weg zu ihr zurück und führt schließlich, durch ihre reine Weiblichkeit gefesselt, mit seiner Gattin und seinen Kindern ein so glückliches Familienleben, daß die Höflinge darüber lächeln, weil in Versailles damals die eheliche Treue für eine Geschmacklosigkeit angesehen wurde. Maria Josepha verdiente eine solche Auszeichnung. Denn bei Schicksalsschlägen, die über die königliche Familie hereinbrachen, bewährte sie sich als die einzige Person dieses Kreises, die noch genug Natürlichkeit und Menschlichkeit besaß, um schwerere Familienpflichten auf sich zu nehmen. Als die Prinzessin Henriette, die Schwester des Dauphins, im Sterben liegt und die ganze königliche Familie feige vor dem Anblick des Todes flieht, harrt sie allein am Sterbelager aus. Sie trifft alle Anordnungen über das Leichenbegängnis und die Trauer, sie weist dem Könige sogar das Schloß an, auf das er sich flüchten soll. In demselben Jahre (1752) erkrankt der Dauphin an den Pocken, er liegt in hohem Fieber und phantasiert. Der König kommt aus feiger Angst nicht ins Krankenzimmer, die Königin erscheint zitternd vor Furcht, nicht imstande, Hand anzulegen, aber die Dauphine schafft sich ein Feldbett herbei und pflegt ihren Gatten mit rührender Sorgfalt Tag und Nacht; jede Ehrenbezeigung weist sie zurück mit den Worten: „Ich bin nicht mehr Dauphine, ich bin nur noch Krankenpflegerin." Ein berühmter Pariser Arzt, den man zugezogen hatte, erkannte sie infolge ihres schlichten Anzuges nicht und sagte: „Tut nur genau, was diese kleine Frau sagt, sie weiß alles, was not tut;" dann wandte er sich zu ihr mit der Frage: „Wie heißen Sie doch, meine Gute?" Als er sich nach ihrer Antwort von seinem Staunen erholt hatte, sagte er: „O könnte ich unsere Pariser Dämchen, die sich scheuen, das Zimmer des erkrankten Gatten zu betreten, in diese Schule schicken!" Die Ehrendame aber schrieb damals an Maria Josephas Mutter, die Königin von Polen: „Sie ist ein Geschenk des Himmels, für das Frankreich nicht genug danken kann."

Im Jahre 1895 kam in Versailles ein von dem berühmten Jean Marc Nattier gemaltes Porträt der Dauphine zum Vorschein, das der gelehrte Pierre de Nolhac in der Gazette des Beaux-Arts veröffentlichte; er sagt dazu: „Das ist noch die deutsche Prinzessin, ein wenig linkisch, ein wenig zu blühend und noch ohne den sanften Reiz, den ihr später der Buntstift Latours im Porträt des Louvre geben wird." Über diese Bewertung Maria Josephas kann man nur lächeln: was sie dem Hofe von Versailles so unersetzlich und kostbar machte, das war eben das Deutsche in ihrem Wesen.

Auch in ihren äußeren Lebensgewohnheiten verleugnete sie manchmal die französische Etikette: sie geht mit ihrem Gatten, den Duc de Bourgogne in der Mitte führend, ohne Gefolge in Versailles spazieren und empfängt die Huldigung des Publikums. Ihre Ehe war mit Kindern reich gesegnet: am 8. September 1753 gebar sie den Herzog von Aquitanien, der allerdings am 22. Februar 1754 bereits wieder starb; am 23. August 1754 kam der Duc de Berry, der spätere König Ludwig XVI. zur Welt, am 17. November 1755 der Conte de Provence, der spätere König Ludwig XVIII., und endlich am 3. September 1757 wird Karl von Artois geboren, der 1830 durch die Julirevolution als Karl X. die Reihe der bourbonischen Könige Frankreichs beschloß. Zu diesen Söhnen kamen am 23. September 1759 die Prinzessin Clotilde und am 3. Mai 1764 noch eine Tochter, die Prinzessin Elisabeth, die, nachdem sie den tragischen Untergang der Familie ihres Bruders, des Königs Ludwigs XVI., als Gefangene im Temple überlebt hatte, am 9. Mai 1794 doch noch auf der Guillotine endete. Die zahlreichen Wochenbetten Maria Josephas werden noch erschwert durch das fürchterliche französische Hofzeremoniell; gerade über ihr letztes Wochenbett besitzen wir einen interessanten Bericht des sächsischen Gesandten Fontenay an den Grafen Flemming. Am fünften Tage, an dem die modernen Ärzte bereits leichte Fleischspeisen gestatten, erhält sie nur zweimal Bouillon mit Brot zum Eintauchen und einen Löffel Gelée. Indes, das läßt sich ja noch ertragen; aber was werden wohl unsere jungen Mütter zu der Fortsetzung des Berichtes sagen: „Madame Dauphine ist verpflichtet, sich alle Tage von 15 Ärzten (sage 15!) den Puls fühlen zu lassen, weil das, wie sie behaupten, das Recht ihrer Charge sei. Elf Personen schlafen alle Nächte in ihrem Zimmer: acht Frauen, ein Arzt, ein Chirurg und ein Apotheker. Alles dies schnarcht, aber hindert sie glücklicherweise nicht am Schlafen. Gott, der jedem Stande die Tugenden gibt, die ihm notwendig sind, hat sie mit einer Fügsamkeit begabt, deren er mich z. B. nicht für würdig erachtet.“ —

Mit diesem Selbstbekenntnis des braven Generals Fontenay wollen wir Maria Josepha als Gattin und Mutter vorläufig verlassen und uns zu der politischen Rolle wenden, die sie während einer großen Krisis des europäischen Staatensystems, während des Siebenjährigen Krieges gespielt hat.

Im Frühling 1756 war eine völlige Verschiebung der althergebrachten Beziehungen der europäischen Großmächte eingetreten. England, bisher immer mit Österreich im Bunde, hatte sich auf Preußens Seite gestellt, Frankreich dagegen, der alte Erzgegner der Habsburger, war durch das Geschick des Fürsten Kaunitz mit Österreich in ein Bundesverhältnis getreten, dem auch Rußland nicht ferne stand. Die dadurch hervorgerufene Spannung wurde im August 1756 dadurch ausgelöst, daß die Heersäulen Friedrichs des Großen die sächsischen Grenzen überschritten. Friedrich wünschte Sachsen zu überrennen, vielleicht auch dauernd in Besitz zu nehmen, und von da aus Österreich durch einen schnellen Vorstoß nach Prag zum Frieden zwingen. Die sächsische Armee, durch Brühls Lotterwirtschaft auf die knappe Hälfte ihres früheren Bestandes reduziert, ohne Pferde und genügendes Kriegsgerät und Munition, war nicht imstande, den Preußen im offenen Felde zu begegnen, aber sie leistete doch bis zur Kapitulation vom 16. Oktober in einem festen Lager zwischen Pirna und Königstein so zähen Widerstand, daß Friedrichs österreichische Pläne vorderhand nicht ausgeführt werden konnten. Die Nachricht, daß ganz Sachsen unter preußische Verwaltung ge-



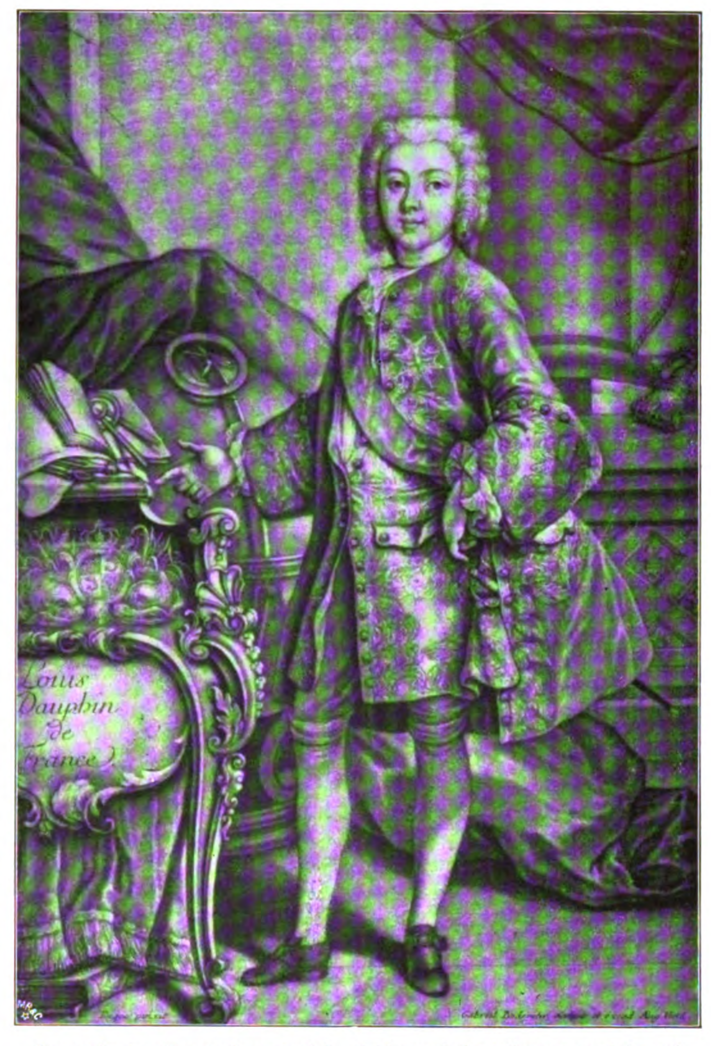
Herzog von Richelieu, Brautführer von Maria Josepha.
Lithographie von de Delpech.



Dauphine Maria Josepha. Stich von Gabriel Bodenehr nach Tocqué.

nommen und der Hof nach Warschau verschickt worden sei, erregte die Dauphine, die ihr Elternhaus und ihre Heimat treu im Herzen hielt, auf das tiefste; schon vorher war sie durch die Kunde empört worden, daß ihre im Dresdner Schlosse zurückgebliebene Mutter, die tapfere Königin Maria Josepha, bei der Verteidigung des sächsischen Geheimarchivs gegen einen preußischen General geradezu Beleidigungen ausgesetzt war, und daß ihre ebenfalls in Dresden zurückgebliebenen Geschwister, der Kurprinz Friedrich Christian und seine entschlossene Gemahlin Maria Antonia, sich starke Bedrückungen vom preußischen Könige gefallen lassen mußten. In ihrer Angst und Not sucht die Dauphine ganz Frankreich gegen „die Krallen des Geiers“ in Bewegung zu setzen, um ihre Familie und Sachsen zu retten. Ihre Gesinnung erkennt man aus dem schönen Brief, den sie am 25. November 1756 an ihren alten Freund, den Grafen Wackerbarth-Salmour in Dresden, richtete: „Der Wunsch, in irgendeiner Sache meinen teuern Eltern und meinem Vaterlande nützen zu können, macht, daß ich meine Tage mit Reden, Schreiben oder Nachdenken über die zu ergreifenden Mittel hinbringe; wenn es nur meines Blutes bedürfte, um meine Lieben aus dem Unglück zu retten, in das ein Barbar sie stürzt, ich würde es mit Vergnügen vergießen. Sie kennen mich seit meiner Kindheit, also können Sie sich denken, was ich empfinde, was ich gerne möchte und was ich leide.“ Die französischen Minister nahmen ihre Bemühungen, sie zu einem sofortigen Eingreifen in den Krieg fortzureißen, zunächst sehr kühl auf. Aber sie erreicht es doch schließlich, daß der Entschluß gefaßt wird, im Frühjahr 50 000 Mann gegen Preußen marschieren zu lassen. Und der König entschließt sich auf ihre Bitten, ihrer auch finanziell bedrängten Mutter und dem Kurprinzen monatlich 100 000 Livres zu schicken, damit sie „standesgemäß leben können“. In Wirklichkeit ziehen im Frühjahr 1757 nicht 50 000, sondern 100 000 Franzosen gegen Preußen und seine Verbündeten zu Felde, und die

französische Nordarmee siegt bei Hastenbeck; die Südarmee unter Soubise erscheint in Thüringen, um Sachsen zu befreien. Maria Josepha ist außer sich vor Freude über diese Nachrichten, aber die Schmach von Roßbach (5. November 1757) schlägt all ihre Hoffnung danieder. Sie bereut es bereits, sich zum Schaden Frankreichs und doch ohne den Ihrigen zu nützen, in die Politik eingemischt zu haben. Sie schreibt an den General Fontenay, den sächsischen Gesandten: „Ich bin nicht für Geschäfte dieser Art gemacht, sie liegen über meinem Horizont und passen nicht für eine Frau. Wenn ich es bis jetzt gewagt habe, mich hineinzumischen, so wissen Sie, daß mich allein die Hoffnung, meiner allzu unglücklichen Familie nützen zu können, dazu gebracht hat, trotz meines natürlichen Widerstrebens . . .“ Ein Unglück kommt selten allein: Am zwölften Tage nach der Schlacht bei Roßbach fand man die Mutter der Dauphine tot in ihrem Bette; ihre Kraft war durch die Gemütserschütterungen des ersten Kriegsjahres gebrochen; die Freudensalven der Preußen über den Sieg bei Roßbach, die unter den Fenstern ihres Schlosses abgefeuert wurden, hatten das Ende der tapferen Frau beschleunigt. Friedrich II. erfüllte zwar die Pflicht der Höflichkeit, als er dem Kurprinzen beim Tode der Mutter kondolierte, aber seine wahre Empfindung liest man aus der am 19. November an seinen Bruder Heinrich geschriebenen Bemerkung: „Man meldet mir aus Dresden, daß die Königin von Polen an einem Schlagflusse verstorben ist; das macht mich weder kalt noch warm.“



Dauphin Louis von Frankreich. Stich von Gabriel Bodenehr nach Tocqué.

Aus ihrer tiefen Trauer und Niedergeschlagenheit erhob sich die Dauphine erst wieder im Frühjahr 1758, als ihr Lieblingsbruder Xaver nach Versailles kam, um in französische Kriegsdienste zu treten. Dieser Prinz Xaver hat im Leben seiner Schwester, die ihn zärtlich liebte, eine so große Rolle gespielt, daß wir mit einigen Worten auf sein Wesen eingehen müssen. Geboren am 25. August 1730, also nur ein Jahr älter als die Dauphine, war Xaver am Dresdner



Marquise von Pompadour.
Lithographie von de Delpech.

Hofe ohne tiefere Bildung aufgewachsen, hatte sich aber zu einem gewandten jungen Mann mit lebhaftem Temperament und gewinnenden Umgangsformen entwickelt. Der Vergleich mit seinem acht Jahre älteren Bruder, dem Kurprinzen Friedrich Christian, der zwar innerlich tiefer veranlagt, aber körperlich schwächlich war — er konnte nur mit fremder Unterstützung gehen — fiel äußerlich zugunsten Xavers aus; die Hofleute ließen ihn das hören, ja selbst seine Schwestern schürten seine Eitelkeit. Dazu kam noch der verderbliche Einfluß eines gewissen Martange, eines französischen Glücksritters schlimmster Sorte, wie sie damals zum Unheil der Fürsten fast an allen Höfen Europas ihr Wesen trieben. Von Haus aus katholischer Geistlicher, dann Professor der Philosophie an der Sorbonne, dann Leutnant, taucht er 1748 als Hauptmann einer Gardegrenadierkompanie in Dresden auf und erscheint 1756 mit dem General Fontenay in Versailles. Eine Ricaut-Natur größeren Stils, führt er sich als „Freund“ Xavers bei Maria Josepha ein und weiß bald durch die Maske des Biedermanns, durch eine Mischung von drolligem Humor und scheinbar treu gemeinter Geschäftigkeit ihr Vertrauen zu gewinnen, obwohl sie eigentlich nie aufhört, sich über ihn lustig zu machen. Als er am 18. Juni 1757 in der Schlacht bei Kolin siegreich gegen die Preußen mitgestritten hatte, wird er sogar in einem Briefe der Dauphine erwähnt, und zwar in weit drastischeren Worten, als es sonst ihre Art ist: „Ich bin entzückt über die Großtaten unserer lieben Sachsen —“ sie meint den Reiterangriff des Oberstleutnants Benkendorf, der die schiefe Schlachtordnung Friedrichs II. auseinanderriß —. „Ich habe auch den armen Martange nicht dabei vergessen. Für ihn ist es gut, daß er ein so dickes Schwein ist, denn ohne sein Fett, das ihm als Küraß dient, wäre ihm die Schulter zertrümmert worden. Aber man muß ihm das Kompliment machen, daß er verwundet ist, denn er freut sich darüber.“

Diese Worte erwecken den Anschein, als ob Martange ein harmloser dicker Kerl gewesen wäre, zufrieden, wenn er sich in einem bescheidenen Winkel sonnen durfte. Gewiß, er war zuzeiten eine vergnügliche Schmarotzernatur, als Spaßmacher auch bei den üppigen Diners geistlicher Damen gesucht, ein Meister im Antichambrieren und in der Benutzung der Hintertreppen, aber er war auch ein abgefeimter Spitzbube, der den Prinzen Xaver, der ihm geistig nicht gewachsen war, in der selbstsüchtigsten Weise ausbeutete, indem er ihm durch fortgesetzte Schmeichelei den Begriff beibrachte, er sei zu den größten Dingen berufen, ein Königsthron könne ihm nicht entgehen. Zu Anfang des Jahres 1758 faßte Xaver unter Martanges Einfluß den Plan, in Frankreich Kriegsdienste zu nehmen. Er gedachte hier, trotz seiner viel geringeren Fähigkeiten, zunächst die Rolle seines verstorbenen Oheims,



Prinz Xaver, Bruder von Maria Josepha.
Stich von Joseph Canale nach Joh. Casanova.



Dauphin Louis von Frankreich in jungen Jahren. Gemahl der Maria Josepha.
Gemälde von Quentin Latour im Louvre zu Paris.





Maria Josepha, Prinzessin von Sachsen, als Dauphine.
Pastell von Quentin Latour im Louvre zu Paris.

des Maréchal de Saxe, zu spielen, später aber mit Hilfe des Dauphins und der Dauphine sich auf den polnischen Thron zu schwingen. Die Dauphine rüstete sich auf die Ankunft des Bruders mit rührender Liebe. Sie schrieb ihm: „Seit den elf Jahren, die ich hier bin, habe ich nicht aufgehört, nach diesem Augenblick des Glücks zu seufzen.“ Endlich am 14. Juni darf sie den heißgeliebten Bruder in die Arme schließen, und nun beginnt sie eine fieberhafte Tätigkeit, um den 27 jährigen Prinzen an Stelle der unfähigen Günstlinge der Pompadour an die Spitze der ganzen französischen Kriegsführung zu stellen. Zunächst erreicht sie seine Ernennung zum Generalleutnant. Als solcher befehligt er ein Korps von 10 000 ehemals sächsischen Soldaten, das Ludwig XV. in seinen Sold genommen hatte, und erstürmt an ihrer Spitze am 10. Oktober den Großen Stauffenberg bei Lutterberg, wodurch die Schlacht zugunsten

der Franzosen entschieden wurde. Ludwig XV. ist zufrieden; nach dem Tedeum in Versailles sagt er zum sächsischen Gesandten: „Ihre Sachsen haben Wunder der Tapferkeit verrichtet, besonders ihr General.“ Maria Josepha schwimmt in Wonne und verschafft ihrem Bruder eine Pension von monatlich 10 000 Livres. Ende November kommt der Gefeierte nach Versailles und entschädigt sich für die Strapazen des Feldzugs in dem intimen Kreise des Dauphins, der ihn trotz gelegentlicher Spöttereien — er nennt ihn mit Vorliebe „Johann ohne Land“ — gut leiden mag. Aber freilich, Xaver zeigt in diesem Winter auch schon die Kehrseite seines Wesens: eine auf diesem Boden gefährliche Indiskretion und eine Neigung zu galanten Abenteuern; seine Liaisons während des Karnevals entlocken der Schwester manche Träne. So kommt er im Frühling 1759 auch zu spät wieder auf den Kriegsschauplatz, um am Siege der Franzosen und Sachsen bei Bergen teilzunehmen. Auch weiterhin zeigt er sich undankbar: während sich seine Schwester in Angst und Sehnsucht verzehrt, verstrickt er sich in schlimme Liebeshändel. Sie schreibt ihm: „Ich bitte Gott, den Gott der Güte und Barmherzigkeit, daß er Dein Herz rühre, Dich bekehre und mir den Trost schenke, einen Bruder, einen Sohn wiederzufinden, der meine Liebe verdient.“ Diese Vorstellungen blieben nicht ganz ohne Wirkung: im Februar kam Xaver nach Versailles und lebte dort, ohne am Karneval teilzunehmen, eine Zeitlang still und ruhig mit seiner Schwester, dem Schwager und den Kindern des Paares. Aber noch oft hat Maria Josepha die Undankbarkeit und Rücksichtslosigkeit des Bruders erfahren müssen. Als er nach dem Hubertusburger Frieden unter Martanges Einfluß immer wieder den Anspruch erhob, mit französischer Hilfe den polnischen Thron zu besteigen, hat sie seinetwegen schlimme Demütigungen und vielen Kummer erduldet in dem Bewußtsein, daß sie für einen Undankbaren arbeite. Und doch hat sie, wie ihr Testament beweist, nie aufgehört, ihn zärtlich zu lieben.

Doch schon nähern wir uns der Zeit, wo schwerere Schicksalsschläge über Maria Josepha hereinbrachen. Ihr ältester Sohn, der Duc de Bourgogne, war zu einem feinen, gescheiten und ritterlichen Knaben herangewachsen; er war entschieden der fähigste unter den vier Brüdern, der Stolz der Mutter. Eines Tages spielte er mit einem Kapitän der Kavallerie, den er besonders liebte; dieser wollte ihn auf ein großes Pappenpferd heben und ließ ihn versehentlich fallen. Um seinem Freunde jeden Vorwurf zu ersparen, verschwieg der Prinz tapfer den ganzen Vorfall. Aber bald bildete sich eine Geschwulst an der Hüfte, eine Operation blieb ohne Erfolg, und seitdem siechte der arme Knabe dahin, bis ihn nach einem heldenmütig ertragenen peinvollen Krankenlager in der Osternacht des Jahres 1761 der Tod erlöste.

Zu dem Schmerze über den Tod des Lieblings kamen Zerwürfnisse mit ihrem Vater. Diesem waren durch einen unglücklichen Zufall gewisse Papiere des Prinzen Xaver in die Hände gefallen, aus denen sich ergab, daß Xaver und sein französischer Anhang darauf ausgingen, den Prinzen schon bei Lebzeiten des Vaters auf den polnischen Thron zu setzen, August III. aber durch den Titel eines Königs von Sachsen (mit dem Herzogtum Magdeburg) zu entschädigen. August III. brach infolgedessen jeden Verkehr mit seinem Sohne ab und war auch auf Maria Josepha erzürnt. Zur tiefsten Betrübnis der Dauphine verwendete in dieser Zeit Brühl auch seine schöne Tochter, die Gräfin Mniszech, um seinen Einfluß auf seinen schwachen Herrn zu steigern. Voll Bitterkeit schrieb damals Xaver: „Man sagt, daß der General der Artillerie Graf Brühl das Regiment ‚Gardegrenadiere‘ kaufen will, und zwar nur für 20 000 Taler. Ist das wahr, so fehlt es nur noch, daß der ‚junge‘ Graf Heinrich die ‚Gardes du Corps‘ kaufe und daß sich sein Vater für ihn und seine Tochter Mniszech die Anwartschaft auf die Kapitänstelle bei den ‚Hundert Schweizern‘ geben lasse, dann wird ja der König sehr gut von lauter Brühls bewacht werden.“ Indes die Tage des „Premierministers“ waren gezählt: am 5. Oktober 1763 starb August III. — Kurfürst Friedrich Christian und seine tatkräftige Gemahlin Maria Antonia bestiegen den Thron, eine neue glücklichere Zeit für Sachsen begann; am 28. Oktober folgte auch Brühl seinem Herrn in die Ewigkeit nach. Für Xaver aber bot sich nach dem frühen Tode seines älteren Bruders — er starb schon am 2. Dezember 1763 — die schöne Aussicht, als Vormund

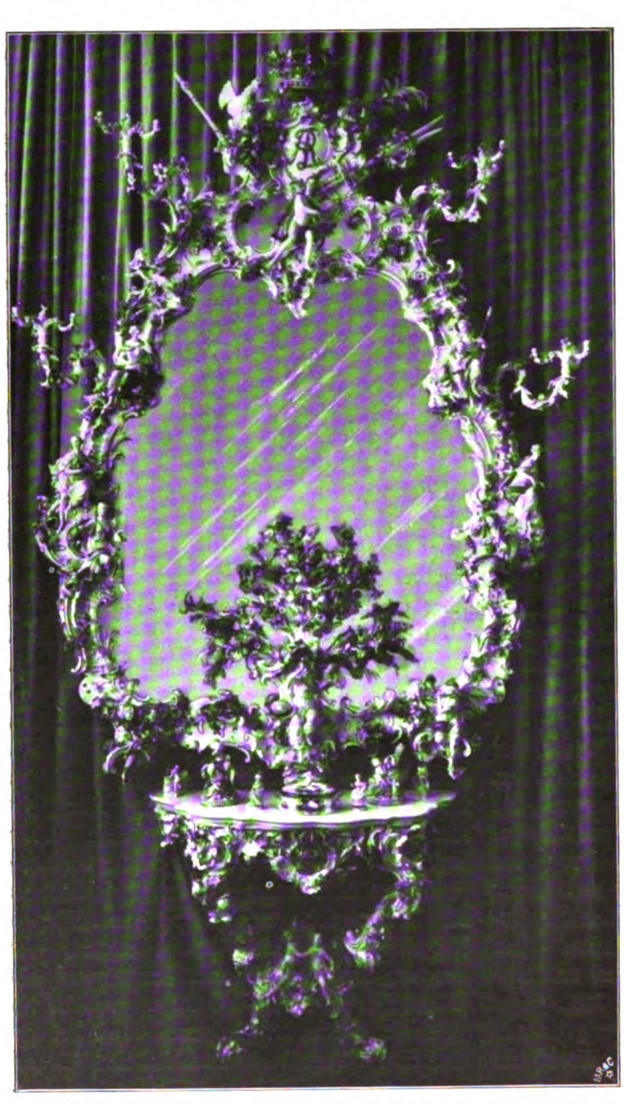


Geheimer Sächsischer Kabinettsminister Joseph Anton Graf von Wackerbarth-Salmur. Zeitgenössischer Stich.

seines unmündigen Neffen den eben erst begonnenen Wiederaufbau des durch die Brühlsche Wirtschaft zerstörten sächsischen Staates weiterzuführen. Das hätten glückliche Jahre für die Dauphine werden können, wenn nicht immer wieder die Phantastereien Martanges Xaver ins Leere geführt hätten und wenn nicht der härteste Schlag, der Maria Josepha treffen sollte, sich eben damals in ihrer unmittelbaren Nähe vorbereitet hätte: der Tod ihres Gemahls, mit dem sie im Laufe der Jahre in eine immer inniger werdende Seelengemeinschaft getreten war. Der Dauphin war Chef eines Dragonerregiments. Im Sommer 1765 teilte er mit seinen Kameraden alle Beschwerden des Lagers von Compiègne und zog sich dabei einen fiebrigen Katarrh zu, den er zunächst nicht beachtete. Daraus entwickelte sich im Herbst eine ziemlich rasch verlaufende Lungenschwindsucht.

Der Dauphin hatte sein ganzes bisheriges Leben in ziemlicher Zurückgezogenheit verbracht, aber das grausame Hofzeremoniell nötigte ihn, in der Öffentlichkeit krank zu sein. Er mußte hunderte von Hofleuten empfangen, die ihm ihre Teilnahme bezeugen wollten. Maria Josepha war wieder ganz Krankenwärterin; um den geliebten Gatten nicht aufzuregen, stellte sie sich zuversichtlich und heiter, aber ein Diener, der sie einst aus ihrem Betzimmer zum Gatten rief, fand sie bitterlich schluchzend auf den Knieen liegend, das Haupt am Boden. Kurz vor seinem Tode setzte es noch der Dauphin beim Könige durch, daß seiner Frau völlig freie Verfügung über die Erziehung der Kinder gelassen wurde. Den Namen seiner „lieben Pepa" auf den Lippen starb er am 20. Dezember 1765. Sein Tod war nicht nur für Maria Josepha und die Kinder, sondern auch für Frankreich ein furchtbares Unglück. Er und seine Gattin waren die einzigen Glieder des Königshauses, zu denen man noch Vertrauen hatte. Ein kleiner Zug charakterisiert ihn. Einst stand er auf dem großen Balkon des Schlosses Bellevue, die Augen auf die Stadt Paris geheftet; einer seiner Vertrauten näherte sich ihm und sagte: „Monseigneur haben eine sehr nachdenkliche Miene." „Ich dachte," erwiderte er, „an die Wonne, die ein Herrscher empfinden muß, der so viele Menschen glücklich macht." Neun Tage nach seinem Tode schrieb Maria Josepha an Xaver: „Der gute Gott hat es gewollt, daß ich den überlebe, für den ich tausend Leben dahingegeben hätte." Leider fand sie mit ihrem tiefen Schmerze gerade bei Xaver kein Verständnis, er dachte auch in dieser Zeit nur an seine selbstsüchtigen Pläne. Der Rest ihrer „Pilgrimschaft" gehörte der unablässigen Erinnerung an den Geschiedenen und ihren Kindern. Die hinterlassenen Aufzeichnungen ihres Gatten werden ihr „tresor", durch den sie mit dem Verewigten in geistiger Gemeinschaft bleibt, und diesen „Schatz" verwendet sie gewissenhaft bei der Erziehung ihrer noch lebenden drei Söhne und der beiden Töchter. Sie selbst treibt mit ihren Söhnen Latein, das sie von Jugend auf gut verstand, Kirchen- und

Profangeschichte, Staatslehre u. a. Wenn sie auf einen Ausspruch stößt, der ihr besonders wichtig und richtig erscheint, so zeichnet sie ihn für den künftigen König Ludwig XVI. auf, so z. B. den Satz Ludwigs XIV.: „Nichts ist so gefährlich wie Schwäche, welcher Art sie auch sei. Um andern zu befehlen, muß man über ihnen stehen.“ Von der Geschichte als der Lehrmeisterin der Könige hatte sie eine besonders hohe Meinung; die Gestalten seiner Ahnen von Hugo Capet an, sollten ihren Sohn auf seinem Lebenswege begleiten; als sie dies niederschrieb, konnte sie nicht ahnen, daß eben dieser Sohn einst als Bürger Capet auf Tod und Leben angeklagt werden würde. Auch auf die Hinterlassenschaft des Vaters wies sie den Sohn in der von ihr selbst verfaßten Instruction pour le jeune Dauphin, depuis Louis XVI. mit rührenden und nachdrücklichen Worten hin: „Dein erlauchter Vater ist noch in gewissem Sinne; er lebt in mir, die ich für Deine Fortschritte von demselben Eifer beseelt, durch dieselben Aussichten ermutigt, von denselben Empfindungen durchdrungen bin; ich werde sein Sprachrohr und die Auslegerin seines Willens sein. Noch mehr lebt er in seinen Schriften, der kostbaren Frucht seiner vielseitigen Studien, seines tiefen Nachdenkens, edle Denkmäler seines in der Tat hervorragenden Geistes. Ich hebe sie für Dich auf, mein Sohn, sie werden Dein köstlichstes Erbe sein.“



Meißner Spiegelkamin von Kändler aus dem Besitz der Dauphine Maria Josepha. (In heutiger Fassung.)

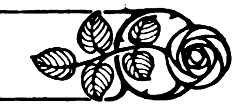
Aber schon trug Maria Josepha selbst den Keim des Todes in sich. Jene Zeit kannte die furchtbare Ansteckungsgefahr, die gerade der Lungenschwindsucht innewohnt, noch nicht, noch viel weniger kannte man die Mittel, sich davor zu schützen. Und so hatte sich denn die Dauphine bei der hingebenden Pflege ihres Gatten selbst mit dem tödlichen Gifte infiziert. Vergeblich läßt Ludwig XV. die berühmtesten Ärzte kommen, keiner kann helfen. Auch sie erträgt ihre Leiden mit sanfter Ergebung und starkem Mute bis zum Abend des 13. März 1767. Da ergriff sie ein Kruzifix, küßte es mit Inbrunst, öffnete noch einmal ihre großen glänzenden Augen und verschied. Sie hat also nicht einmal das 36. Jahr vollendet. Bei diesem frühen Tode ist man unwillkürlich versucht, die Frage aufzuwerfen, wie sich wohl ihr

Leben weitergestaltet hätte, wenn sie ein hohes Alter erreicht hätte. Sie hätte dann mit 62 Jahren die Hinrichtung eben dieses Sohnes, für dessen Erziehung sie sich so besonders bemühte, mit 73 Jahren die Kaiserkrönung Napoleons und mit 83 Jahren den Wiedereinzug ihrer Nachkommenschaft, Ludwigs XVIII. und Karls (X.) von Artois, in die Tuilerien erlebt. Ein gütiges Geschick hatte ihr den denkbar dunkelsten Vorhang vor diese Zukunftsbilder gezogen, den Tod. Er endigte hier ein fürstliches Frauenleben, das bemerkenswert ist durch den Gegensatz, in dem seine Trägerin zu ihrer ganzen Umgebung stand und durch den politischen Einfluß, den sie auf Ludwig XV. ausgeübt hat.

Maria Josepha war nicht frei von menschlichen Schwächen: obwohl sie die Schäden des französischen Staatslebens an den Wirkungen erkannte, übte sie ihren Einfluß weniger zu Gunsten des Landes, als im Interesse ihrer Familie aus; sie war gegen ihren Lieblingsbruder Xaver schwach bis zur Verblendung, ihr fehlte in kirchlichen Dingen jede Unbefangenheit. Ein fanatischer Katholizismus hielt ihre Seele so gefangen, daß sie, als Brühl auf dem Sterbebette lag, an Xaver schreibt, selbst Reue und Buße könnten ihm nichts nützen, da er doch ein Lutheraner sei; worauf Xaver spöttisch erwidert: „Ich bin ebenso betrübt wie Du, daß er nicht als Katholik stirbt, aber zuvor müßte er doch erst ein guter Christ werden." Wenn man aber die hier bezeichneten Grenzen ihres Wesens als durch ihre Erziehung gegeben annimmt, so war sie innerhalb derselben eine auf das Gute, das Edle und Schöne gerichtete Seele. Ihre Kirchlichkeit war keine Maske der Selbstsucht, sondern entsprang aus einem reinen, gottergebenen Herzen. Sie hat durch rührende Hingebung die Liebe eines schwer zu behandelnden Gatten erworben, ihn über sich selbst hinaus gehoben und mit ihm zum Gespött der Höflinge einen Ehestand voll deutscher Innigkeit geführt; niemand hat je gewagt ihren Ruf anzutasten. Dabei war sie klug und von feinem Takte, sonst hätte sie als Deutsche nimmer am intriguantesten Hofe der Welt diese bedeutende Rolle spielen können; eine Rolle, die in manchen Stücken der ähnlich ist, die die Pfälzerin Elisabeth Charlotte unter Ludwig XIV. gespielt hat, nur war die Tochter Augusts III. aus viel feinerem Stoff als die süddeutsche Fürstentochter. Nicht umsonst war sie im wichtigsten Zentrum des damaligen deutschen Kunstlebens und in der Wiege des feinen Geschmacks, in Dresden, aufgewachsen. Sie wußte mit dem berühmten Aufklärer David Hume, der eine Zeitlang als Gesandtschaftssekretär in Versailles war, geistvoll zu plaudern, sie hat als begeisterte Freundin der Musik den Knaben Mozart gehätschelt; sie findet die ihr übersendeten Bilder des italienischen Grafen Rotari „zu geleckt"; und als zu Ehren der Geburt ihres ersten Kindes (1750) Meister Kändler in Meißen im Auftrage Augusts III. seinen berühmten Spiegelkamin mit Apollo und den neun Musen in Porzellan modelliert und selbst nach Versailles gebracht hatte, vergleicht sie ihn aufmerksam mit den entsprechenden Erzeugnissen der französischen Staatsfabrik (seit 1756 in Sèvres); als ihr später (1765) Xaver einmal kleine Biskuitfiguren aus Meißen schickte, findet sie sie zwar von bewunderungswürdiger Arbeit, aber, als ob sie Winckelmanns „Gedanken über die Nachahmung griechischer Werke" gelesen hätte, in Haltung und Ausdruck gezwungen, unnatürlich und affektiert und empfiehlt die schlichteren und natürlicheren Gestalten von Sèvres der Meißner Manufaktur zur Nachahmung. Auch in der Gartenkultur hat sie ihren eignen Geschmack; sie liebt weder Versailles, noch Marly, noch Trianon; ihr Lieblingsschloß ist Fontainebleau, und zwar nicht nur wegen seiner großen Erinnerungen an Ludwig den Heiligen, Franz I. und den ritterlichen Heinrich IV., sondern auch wegen der Natur. „Ich liebe diese wilde Gegend; man sagt, ich hätte schlechten Geschmack, das kann sein und ich streite nicht darüber, aber sie gefällt mir nun einmal. Ich liebe diesen Wald mit seinen Felsen und wildverwachsenen Bäumen mehr als den von Compiègne, der mehr einem künstlichen Parke gleicht." Aus dieser Vorliebe für den natürlichen Wald spricht das deutsche Herz, das an den Wäldern der Heimat hängt, ebenso, wie aus einer Bestimmung ihres Testaments, durch die sie dem Lieblingsbruder eine Meißener Porzellandose vermacht mit „den Ansichten von Dresden und den Landsitzen, wo wir oft als Kinder zusammen waren."



Neues vom Büchertisch.



Von

Carl Busse.

Ida Boy-Ed, Heimkehrfieber. — Timm Kröger, Die Wohnung des Glücks. — Max Geissler, Tom der Reimer. — Edela Rüst, Atlastöchter.

Wie wenig die Literatur und die Geschichte eines Volkes manchmal gleichen Schritt halten, kann man in unseren Zeitläuften an einem charakteristischen Beispiel feststellen. Es ist doch wohl das Entscheidende der nachbismarckischen Epoche, daß wir in immer stärkerem Maße in die sogenannte Weltpolitik hineintreiben. Für die notwendige Voraussetzung dazu, eine starke Flotte, ist mit unleugbarer Geschicklichkeit und überraschendem Erfolge agitiert worden. Und es ist heute zweifellos, daß unsere „blauen Jungen" im ganzen Volke außerordentlich populär sind; daß das Kaiserwort von unserer Zukunft, die auf dem Wasser liege, immer mehr Anhänger findet; daß die Marine Trumpf ist. Wenn die einen dazu durch eigne Überlegung und Einsicht geführt wurden, so färbte auf die anderen die kräftige und entschlossene Begeisterung Wilhelms II. ab. Nicht minder wichtig war es, daß glückliche Zufälle hier und da ein glückliches Eingreifen unserer Seemacht ermöglichten, und daß im Gegensatz zu der dadurch hervorgerufenen Befriedigung gerade im letzten Jahrzehnt gegen unsern alten Stolz, die Armee, eine gewisse gereizt-kritische Stimmung erwuchs, die nicht nur in den berüchtigten Militärromanen ihren Niederschlag fand. Alles das kam der jungen Flotte zugute, so daß die Begeisterung für sie sich verbreiten und vertiefen konnte. Und nun — darauf wollt' ich hinweisen — sehe man sich das merkwürdige Mißverhältnis an, das zwischen dieser Marinebegeisterung einerseits und der Marineliteratur (soweit sie Dichtung ist) anderseits besteht!

Um dieses Mißverhältnis auszugleichen, hat man die menschenmöglichsten Anstrengungen gemacht. Preisausschreiben über Preisausschreiben sind erlassen worden, bald für Flottenlieder, bald für Marinenovellen. Es hat nichts genützt. Die meisten der Poeten, die für diesen patriotischen Zweck darauf losdichteten, hatten niemals ein Schiff unter den Füßen gehabt, sondern spannten Phantasiesegel aus und versuchten, aus der Dürftigkeit ihrer maritimen Kenntnisse Kapital zu schlagen. Wenn man die gesammelten Flottenlieder durchliest, findet man, daß sie mit den Worten „Volldampf voraus", „Kiel und Deck", allenfalls noch mit „Luv und Lee" operieren und daraus einen Brei rühren. Keins ist populär geworden. Erzwingen läßt sich dergleichen nicht. Unsere besten Kriegslieder hat Theodor Körner gesungen — draußen im Felde. Er hat mit Blut dafür gezahlt. Und ein richtiges Flottenlied, das von unseren blauen Jungen selbst aufgenommen wird, dürfte keiner Landratte gelingen.

Noch schlimmer bestellt ist es aus erklärlichen Gründen mit der Marine-Novelle. Hier kann man beim besten Willen nicht mit drei Schlagworten vorwärtskommen. Das betreffende Preisausschreiben des Flottenvereins blieb meines Wissens auch ganz erfolglos. Die Literatur, die so vielen nationalen Gedanken zum Siege verholfen, versagte hier also, und von übereifrigen Wasserfreunden ist ihr deshalb ein Vorwurf gemacht worden. Mit Unrecht. Es ward oben gesagt, daß Dichtung und Geschichte nicht immer nebeneinandergehen. Bald ist es die eine, bald die andre, die voranschreitet und der Schwester den Weg bahnt. So ist die Literatur immer nur dort Führerin, wo aus der Tiefe anschwellend eine Bewegung emporwächst, die, selbst über die Köpfe der offiziellen Machthaber fort, die Sehnsucht der Nation zu erfüllen trachtet. Dann nährt sie den Gedanken unablässig, bis er Tat wird. Sie hat vor der großen Revolution so lange die Funken geblasen, bis sie als Flammen und Brände den Himmel röteten; sie hat, wie der Freiherr vom Stein sagte, das Feuer geschürt, das in der Volkserhebung von 1813 die Franzosen verzehrte; sie hat unermüdlich für 1848 die Sturmglocken geläutet. Hier also geht sie der Geschichte voran, ja, schafft sie Geschichte zugleich mit dem Volke. Langsam aber, zögernd und unsicher folgt sie, wenn, kaum verstanden, droben ein Genie am Werke ist, wenn nicht aus der Sehnsucht der Nation, sondern aus der überlegenen Einsicht des Staatsmannes eine Großtat vorbereitet wird. So hatten weder Friedrich der Große, noch Bismarck eine ihrer würdige, ihnen helfende, sie tragende zeitgenössische Literatur. Erst die Folgezeit brachte sie, als durch ihre Großtaten ein neuer Lebensgehalt in die Nation und so auch in die Dichtung kam. Ohne Friedrich kein Goethe. Man kennt Goethes berühmtes Wort über die indirekten Verdienste des großen Preußenkönigs um die klassische Epoche unserer Literatur. Und Wildenbruch konnte im Namen der jungen Dichtung dem scheidenden Bismarck zurufen: „Du warst, drum wurden wir!" Hier also macht gleichsam die Geschichte Literatur, wie in andern Fällen die Literatur Geschichte macht.

Hält man sich das vor, so wird man weniger rasch über eine Poesie aburteilen, die für gewisse nationale Ideen noch keine Form fand. Über die Meere geführt und eine Flotte geschaffen hat uns nicht eine das ganze Volk durchflutende Sehnsucht, sondern Wilhelm II. Nicht die Nation hat ihn auf diesen Weg gedrängt, sondern er sie. Er hat, was spätere Historiker vielleicht als seine größte Tat preisen werden, der Volkskraft, die sich verzetteln wollte, neue Ziele gesteckt und dem natürlichen Betätigungs- und Ausbreitungsdrang, den jede gesunde Nation besitzt, ein Feld gewiesen.

Was wir an ideellen Gütern dabei erringen können, ist eine größere Weite des Blicks, mehr Selbstbewußtsein, mehr Freiheit. Das mag dann einst auch erfrischend und weitend in die Dichtung schlagen; das aber geht nicht von heut auf morgen. Und an diesen weiteren Grund schließt sich ein näherer. Das Heer ist die natürliche Schule für uns alle, durch die das ganze Volk zieht. Wir kennen es; wir haben da eine gewaltige Tradition. Ganz anders bei der Flotte, die niemals das für uns werden kann. Wir sind für sie begeistert, aber wir bleiben nun einmal zum größten Teil Binnenländler. Wir lieben sie, aber wir kennen sie zu wenig und werden sie nie so kennen lernen wie das Heer. Eine Marineliteratur, wie England sie hat, ist trotz aller Anstrengungen bei uns nicht zu erreichen. Und was uns davon werden kann, das wird droben entstehen, in den Hansestädten, an den Küsten, wo das existiert, was uns anderen fehlt: eine jahrhundertalte seefahrerische Tradition. Dort allein kann natürlich erwachsen, was man durch nutzlose Preisausschreiben künstlich sich zu züchten bemühte.

Aus einer Hansestadt kommt uns nun auch wirklich der erste Marineroman, der literarisch ernst zu nehmen ist. Eine Bergedorferin, der Lübeck längst zur Heimat ward, hat ihn geschrieben, die vortreffliche Ida Boy-Ed. Es ist ja überhaupt merkwürdig, wie oft in der erzählenden Literatur — wenigstens was das stoffliche Element anbelangt — die Frauen vorangehen. Neben dieser Ida Boy-Ed und ihrem Marineroman steht Helene Pichler-Felsing mit oft schönen Seestücken und weiter Frieda Freiin von Bülow mit Kolonialnovellen aus Deutsch-Ostafrika. Ich wäre in Verlegenheit, sollte ich literarisch gleichbekannte Männer nennen, die solche Stoffe ergriffen hätten.

„Heimkehrfieber, Roman aus dem Marineoffiziersleben" nennt sich das neue Werk von Ida Boy-Ed. Es füllt zwei Bändchen der bekannten rotröckigen Engelhornschen Bibliothek. Und nicht dies ist das Ausschlaggebende, daß darin Seeoffiziere eine Rolle spielen. Das wäre ja schließlich billig und liefe auf eine einfache Kostümfrage hinaus. Dilettanten pflegen es gern so zu machen, daß sie ihre Puppen nach der Mode anziehen und irgend ein altes Spiel agieren. Nein — das Entscheidende ist dies, daß hier die Konflikte aus ganz bestimmten, ich möchte sagen speziell seemännischen Voraussetzungen entwickelt sind und daß der ganze Roman fiele, daß ihm der Boden entzogen würde, wenn man z. B. aus dem Kapitänleutnant einen Hauptmann machte. Deshalb ist dieser Roman, ob er auch fast nur auf dem Lande spielt, ein echter Marineroman — der erste und beste, den wir haben.

Das „Heimkehrfieber" befällt die Zurückkehrenden im Augenblick, da sie den Fuß auf das deutsche Schiff setzen, das sie heimwärts bringen soll. In allen diesen von einem Auslandskommando zurückberufenen Offizieren lebt der Hunger nach dem Weibe, die Sehnsucht nach Familie und häuslichem Glück. „Dankt Gott," sagt einer von ihnen zu seinen Kameraden, „daß keine heiratsfähigen Mädchen an Bord sind. Das Heimkehrfieber ist ebenso gefährlich wie meine Malaria. ‚Du siehst mit diesem Trank im Leibe bald Helenen in jedem Weibe.' Es wäre eine Massenverloberei ausgebrochen, und man hätte in Genua fünfmal den Segen der Angehörigen mittels Draht kommen lassen müssen."

Aber die Warnung schlägt nicht recht an. Kapitänleutnant Hugbald verlobt sich doch, kaum daß er ein paar Tage an Land ist, mit der Schwester eines Freundes, die er eben kennen gelernt hat — natürlich nur, um bald darauf seine Übereilung zu erkennen. Wie sich die Konflikte und ihre Weiterentwicklung natürlich und ungewollt aus dem Charakter der handelnden Personen ergeben, das ist vortrefflich. Eine Lüge hält das Brautpaar zusammen: die merkwürdige Lüge der Feinfühligen, Selbstlosen, Aufopfernden, die aus lauter Vornehmheit der Empfindung einander elend machen, die glauben würden, sie seien brutale Egoisten, wenn sie ein offenes Bekenntnis ablegten. Und so heiratet der Offizier das Mädchen aus Pflichtgefühl, weil er vermeint, ihren Glauben und ihr Herz zu brechen, wenn er zurückträte. Und aus den gleichen Gründen fügt sich seine Braut. Man sieht sie vor sich, dieses sanfte, feine Mädchen, über das verhaltene Stille gebreitet ist, das zu lange von einer leidenschaftlich-energischen Mutter erzogen wurde, das sich in einer ersten unerfüllten Liebe gleichsam verausgabt hat und nun fast leise altjüngferlich, gewissermaßen geschlechtslos wirkt. Eine Menge feinster Züge hat Ida Boy-Ed ihr mitgegeben, so daß man weiß, man ist ihr im Leben schon begegnet, man kennt ihr liebenswürdiges Lächeln, das nicht so aus innerer Heiterkeit herausgeboren ist, als aus dem Wunsche, andre zu erfreuen. Und man begreift auch, daß diese sanfte Weiblichkeit, dieses „Hauslämpchen" gerade den Mann zuerst rühren und fesseln muß, dessen Ohr noch erfüllt ist vom Getöse des Lebens. Vom Anfang bis zum Ende ist dieser Charakter meisterlich durchgehalten; in immer neuen Szenen, die doch gleichzeitig die Handlung vorwärtstreiben, entschleiert er sich uns. Das ist alles so echt, wie diese Gina die unbestimmte Furcht vor der Ehe hat, wie sie, aus der gewohnten Stille unter fröhliche Menschen versetzt, stumm und blöde ist, wie sie sich opfert und heiratet, wie sie auch als Frau sich am wohlsten im Verkehr mit zwei alten Jüngferchen fühlt und wie sie dann still stirbt, weil die Mutterschaft zu schwer für sie ist. Ihr Tod gibt zweien, die sich lange lieben, den Weg frei zu höchster Lebenserfüllung.

Daneben gelang wohl am prächtigsten das Ehepaar Bernward ... Mann und Frau gleich lebensecht, er eigentlich nur glücklich, wenn er sich mit Eifersucht plagt, sie von einer famosen Wurstigkeit — eine Gestalt, die mit dem Buche mehr und mehr wächst und immer reiner den gesunden Kern ihres Wesens offenbart.

Wir haben neben Ida Boy-Ed noch eine zweite hanseatische Erzählerin von bedeutender Kraft, Bernhardine Schulze-Smidt, und es mag interessant sein, die beiden zu vergleichen. Sie sind sich ähnlich in der Weite des Blicks, der festen Klugheit, in einem gewissen „internationalen" Schliff, den ihre Heimatstädte ihnen vermittelten. Aber sie unterscheiden sich auch in

sehr wesentlichen Zügen. Die echtere Niederdeutsche und Hanseatin ist fraglos Bernhardine Schulze-Smidt. In ihren Büchern riecht man förmlich die Luft der alten Bremenser Patrizierhäuser, lebt jenes steife, strenge, konservative, zahlungsfähige und ehrenfeste Bürgertum, das mit etwas weniger Liebe Thomas Mann so meisterhaft in den „Buddenbrooks“ schilderte. Nüchternheit und Güte vereinigen sich in Bernhardine Schulze-Smidt; der prächtige niederdeutsche Humor erblüht daraus, und man muß schon sehr genau zusehen, um zu entdecken, daß hier eine warmherzige Dichterin oft eigentlich das gar zu Korrekte, gar zu Solvente, das leise Beschränkte adelt. Der materielle Zug, der den Niederdeutschen, den Hanseaten voran, kennzeichnet, der durch Jahrhunderte gezüchtete Handelsgeist, der Geist der „zahlungsfähigen Moral“, der jeder großen Leidenschaft widerstrebt und auch geistigen Interessen gar zu leicht Widerstand leistet — — man findet ihn in seiner liebenswürdigsten Ausprägung in den Gestalten der Schulze-Smidt. So konnte man sie mit Marie von Ebner-Eschenbach vergleichen, die auch weniger durch Herzensleidenschaft, als durch kluge Güte und freie Sicherheit wirkt. Man hat, wenn man beider Bücher liest, das Gefühl, als könnten diese Dichterinnen niemals in Verwirrung geraten.

Ida Boy-Ed ist da ganz anders. Sie hat nicht ganz den Humor, nicht ganz die „deftige“ Gelassenheit, nicht ganz die Güte der Bernhardine Schulze-Smidt. Aber sie übertrifft sie an Leidenschaft. Ein leidenschaftliches Herz schlägt in dieser Frau ... eins, das auch eine Kraft des Hasses besitzt. Und es haßt unter Umständen gerade das gar zu Korrekte, das Solvente, das Bürgerliche. Es stürmt gegen die Schranken, die Bernhardine Schulze-Smidt als selbstverständlich respektiert. Es hat manchmal vielleicht Lust zu etwas so Exzeptionellem, daß der ganzen ehrenfesten Gesellschaft der Atem vergeht. Das ist doch gewiß nicht hanseatisch, da rollt ein Tropfen heißeren Blutes. Er rollt auch in „Heimkehrfieber“, nur muß man genauer zusehen, auf welche Seite Ida Boy-Ed selbst sich schlägt und was als Haß und Liebe unausgesprochen hinter den Worten und zwischen den Zeilen steht.

Bleiben wir geographisch in der Nähe — da hat der Holsteiner **Timm Kröger**, auf den sein Altersgenosse Detlev von Liliencron so oft hinwies, ein feines Poeten-Andachtsbüchlein herausgegeben: „**Die Wohnung des Glücks**“ (Ph. Reclam, Leipzig 1904). Ein Buch, das ein helles Stück Sommer einfängt ... man müßte sich darin vertiefen, wenn man lang im Heu liegt und oben die Wolken wandern und die Luft voll ist vom Summen und Surren der Insekten. Es ist nicht nötig, ja, es ist nicht einmal ratsam, das Heftchen auf einmal und hintereinander zu lesen — es gehört in die Tasche, und wenn man auf dem Spaziergang rastet, mag man sich ein kleines Kapitel vornehmen. Da wird man seine stille Freude haben. Timm Kröger ist nämlich eigentlich kein Erzähler. Seine Novellen, die er in „Eine stille Welt“ gesammelt hat, sind mühselig und kommen nicht vorwärts. Man bleibt immer in Naturschilderungen sitzen; man bekommt nur Gemüse und kein Fleisch. Wie anders dagegen hier die kleinen Kapitelchen, deren jedes selbständig ist und die sich zuletzt doch gut zusammenschließen! Timm Kröger hat hier mehr geplaudert, als erzählt, mehr geschildert, als gestaltet, und sofort folgen wir ihm willig und lächelnd. Wir gehen mit ihm über die Heide, über das flimmernde Moor, an unheimlichen Gruben und Sümpfen vorbei, wo die prächtige Keule der Schilfgarbe sich im Röhricht wiegt, wir schauen mit ihm dem ruhigen Segelflug des Storches nach und nicken zu seinen Erinnerungen, als wären all diese Gestalten auch uns vertraut: der kleine fröhliche Kuhknecht Johann, der den Herzögen der Herde peitschenknallend voranzieht, ebenso wie der arme Harder mit der verlorenen Jugend, der aus Amerika kommt und noch einmal das „Klipp, klapp — diff, doff“ der heimatlichen, eschenen Dreschflegel hören möchte. Und die „Wohnung des Glücks?“ Sie liegt, wie der naturselige Schwärmer träumt, in einem fernher winkenden, lindenbeschatteten, auf roter Heide belegenen Hause. Und wie er dorthin wandert, bekommen wir auch noch eine kleine Geschichte vorgesetzt, und es zeigt sich wieder, daß auch der stille Heidebauer, der „abseits“ wohnt, hart zu kämpfen hat und sein Glück nur erringt wie wir alle: durch Selbstbescheidung. Die eigentliche Erzählung ist auch hier weder das Wichtigste noch das Beste, und mancher wird den ersten, stärker auf Stimmung und Schilderung angelegten Teil gewiß vorziehen. Aber das Ganze bleibt doch dabei einheitlich im Ton und hinterläßt einen lieben, freundlichen Eindruck. Die ganze Naturseligkeit des Dorfkindes, ein frohes Heimatsglück ist in dem Büchlein, und mancherlei Verse und Lieder, die eingestreut sind, heben das Festliche, Friedliche und Reine, das Naturandächtige des Ganzen noch mehr. Wer auf solche Art von Poesie gestimmt ist, sollte an der „Wohnung des Glücks“ nicht vorbeigehn.

Viel anspruchsvoller als Timm Kröger ist **Max Geißler**, der Verfasser des an dieser Stelle früher besprochenen Halligromans „Jochen Klähn“. In einer romantischen Geschichte aus alter Zeit: „**Tom der Reimer**“ (Jena 1904, H. Costenoble) will er, dessen Stärke doch gleichfalls nur in der Naturpoesie beruht, uns ein umfassendes historisches Gemälde vorführen, uns mit dem schottischen Minstrel und seinem Erbhof Learmont vertraut machen, viele Gestalten der Vergangenheit aus ihren Särgen erwecken: Heinrich II. von England und seine Gemahlin Eleonore, Bertrand de Born und Richard Löwenherz, Thomas Becket und Rosamunde Clifford. Die Löwesche Ballade hat Max Geißler die Anregung zu seinem Buche gegeben: er hat sie ausgestaltet und weitergesponnen. Aber schon da stutzt man und fragt sich unwillkürlich, wohin ihn das wohl geführt hat. Und es ist wirklich etwas ziemlich Unglückliches daraus geworden ... etwas, das kein Gedicht und kein Roman, das nicht Fisch noch Fleisch ist, das Ansprüche erhebt, die es nicht durchsetzen kann, und eine Kraft vorspiegelt, die nicht (oder noch nicht) da ist.

„Sie ritten durch den grünen Wald
Bei Vogelsang und Sonnenschein ...“

— so das Motto. Aber wenn der Wald, der grüne Wald durch 375 Seiten nichts weiter tut als rauschen, und die Vöglein durch 17 Druckbogen singen, dann wendet sich auch der größte Naturfreund ab. Die Landschaft ist das einzig Lebendige in diesem Roman, die Gestalten sind nur in ungewissem Schein darüber hin geworfen, sind schemenhaft, ohne rechte Menschlichkeit. Welche von den vielen tritt uns greifbar nahe? Ich wüßte keine einzige zu nennen. Am allerwenigsten plastisch jedoch wird der Held, Tom der Reimer. Er verschwindet völlig. Man begreift nicht, weshalb das Buch nach ihm heißt, begreift nicht, weshalb er so populär geworden ist. Ich habe gewissenhaft jede Seite gelesen, was nicht ganz einfach war, und weiß doch nur, daß Tom sich an Schmetterlingen freut und Lieder singt. Lieder, die sehr hübsch und sehr melodiös und etwas süß sind, denn Tom singt die Lieder von Max Geißler. Und ihrer, auch der früher gesammelten, kann man sich wohl freuen, da sie anmutig sind, aber sie besitzen doch keine rechte Eigentümlichkeit, um stärkeren Eindruck zu machen. Angenehm ölig laufen sie ab von einem.

Also nicht in der Gestaltung, der Komposition, der Erzählung, sondern nur in der Naturschilderung und in der Sprache erweist sich Max Geißler als Poet. Mit diesen beiden allein aber kann er sich auf dem großen Felde, auf das er sich gewagt hat, nicht behaupten. Und das nenne ich das Anspruchsvolle dieser romantischen Geschichte, daß das vorhandene Können in gar keinem Verhältnis steht zu dem gewählten Vorwurf, daß der Autor selbst jedoch sich dessen nicht bewußt wird, sondern zu glauben scheint, er hätte den Stoff bezwungen. Das klingt aus dem Nachwort, in dem eine Schwäche des Buches zur Stärke aufgeblasen werden soll. Wer selber von der Lyrik zur Erzählung kam, kennt das alte Rezept und Notmittel, daß, wenn es gar nicht weitergehen will, in Naturschilderung und Stimmung gemacht wird. Dagegen wird man später recht skeptisch. Und was die Sprache des Romans anbelangt — sie ist ohne Frage reiner und voller, als man sie durchschnittlich zu lesen gewohnt ist, aber man schätzt auch sie nach den ersten 100 Seiten nicht mehr so hoch ein, wie nach den ersten zehn Seiten. Es ist eine etwas gewollt „dichterische", eine leise pathetische, etwas hochgeschraubte Sprache, die sich vielleicht gebildet hat an der Sprache des Scheffelschen Ekkehard. Doch hat sie nur die lyrische Süße, nicht auch die kräftige Körnigkeit. Und was nicht ganz natürlich gewachsen, sondern poetisch gewollt ist, erhält leicht gewisse manierierte Züge. So hetzt Max Geißler, um nur ein Beispiel anzuführen, die oft sehr voll wirkende Voranstellung des Genetivs einfach zu Tode. Der Waldburg Herr, der Jagdgründe Grenzen, des Kruges Fülle ... das geht an, wenn es hin und wieder auftritt. Dann hat es Klangkraft wie eine taktvoll angewandte Alliteration. Aber wenn diese Umstellung oder wenn die Alliteration massenweise auftritt, wird man nervös bis in die Fingerspitzen.

Max Geißler wird von seinen Freunden „einer der Träger der modernen deutschen Renaissance-Idee" genannt, und viele Hoffnungen werden an ihn geknüpft. Er wird sie nur dann erfüllen, wenn er lernt, daß ein Erzähler, besonders ein von der Lyrik ausgehender, nicht sachlich und nüchtern genug sein kann, daß er nichts mehr zu vermeiden hat, als Verstiegenheit und Pathos. Ich hatte, als ich „Tom den Reimer" bezwungen hatte, Lust, ein Loblied zu blasen — aber nicht für Max Geißler, sondern für Josef Viktor und seinen „Ekkehard".

Schneller fertig wird man mit einem im gleichen Verlage erschienenen Buch von Edela Rüst: „Die Atlastöchter". Man braucht da nicht an den mythischen Träger der Weltkugel zu denken — Herr Atlas ist ein guter Berliner, der dreierlei sein eigen nennt: einen kleinen Posten in einem Geschäftshause, einen verstimmten Tenor und ein Trio von Töchtern. Sie führen die Namen der Hesperiden: Erythia, Arethusa und Ägle, und natürlich ist Ägle, die jüngste, ein Ausbund, ein Schreckenskind. Ebenso natürlich hilft sie der ganzen Familie auf, erlebt frischweg ein Dutzend Abenteuer, verhilft ihren Schwestern zu Bekanntschaften und Lebensstellungen, fischt sich selbst einen etwas ramponierten Baron, den sie wieder zu einem tüchtigen Menschen macht, und strahlt als Sonne über das ganze Buch. Ein frischer, lustiger „Roman aus dem Berliner Kleinleben", ein leichtes Unterhaltungsbuch für anspruchslose Leute, eine Lektüre am Familientisch ... man könnte statt dessen auch Sechsundsechzig spielen. Und warum ich die „Atlastöchter" dennoch hier nenne? Es geschieht wirklich nicht so ihretwegen, als wegen der Verfasserin, wegen Edela Rüst. Sie hat vor einiger Zeit einen Roman aus Ostpreußen herausgegeben: „Die Baronsche", der eine solche natürliche Lustigkeit, Frische und Lebendigkeit atmete, daß ich noch in der Erinnerung lächle. Auf dem Titelblatte stand nichts von einem „humoristischen" Roman, aber Humor war drin. Diesmal hat, weil alles der „Baronsche" Beifall klatschte, die Erzählerin direkt einen „humoristischen" Roman geschrieben, und natürlich ist diesmal der Humor viel dünner. So pflegt es ja öfter zu gehen, und ich merke, daß ich zum zweitenmal die Besprechung eines Buches mit einem Tusch für ein älteres abschließen möchte.

Ein Orakel.

Als ich das Leben
Allein nicht ertrug,
Als ich die Gottheit
Um Gaben frug —

Kam mir auf Lüften
Das seltsame Wort,
Das ich nun hege
Als heiligsten Hort:

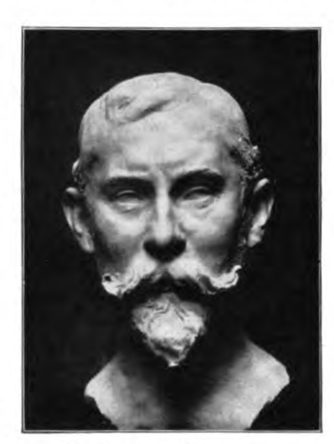
Alles ist Gnade,
Auch einsame Pfade.

Karl Ernst Knodt.

Illustrierte Rundschau.

Büste des Prof. Hans Herrmann-Berlin von Martin Schauss. — Der neue Tizian der Londoner Nationalgalerie. — Zur Versteigerung der Kollektion Bourgeois in Cöln. — Joseph Sattlers Nibelungen (Reichsdruckerei in Berlin). — Neue Wurzener Teppiche. — Keramische Arbeiten von Bing & Gröhndahl in Kopenhagen und Ph. Rosenthal in Selb i. Bayern. — Nachbildungen prähistorischer Tongefässe von Prof. Dr. M. Kirmis in Neumünster in Holstein. — Zu unsern Bildern.

Die Bilderfolge des vorliegenden Heftes beginnt mit einer stattlichen Reihe von farbigen Blättern nach Aquarellen von Prof. Hans Herrmann, denen sich — in den Text des Romanes eingefügt — noch eine Anzahl Skizzen in Schwarzdruck anschließt. Hans Hermann, geboren am 8. März 1858, ist ein Berliner Kind und blieb seinem Berlin immer treu, auch wenn ihn seine künstlerischen Studien in die Ferne führten. Zwischen den Bildern aus Venetien und — seinem Lieblingsgebiet! — aus Holland finden sich immer wieder Arbeiten, die aus dem Boden der Vaterstadt ihm zuwuchsen, wie z. B. die von uns farbig wiedergegebene Aquarellstudie „Das Reichstagsgebäude während des Baus“. In Berlin hat der Künstler, der in den Sommermonaten am liebsten am holländischen Strande weilt, auch sein ständiges Atelier. In Berlin bei Knille begann er seinen Werdegang; er arbeitete dann bei Gussow, dessen Lehrtätigkeit noch immer unterschätzt wird, und ging schließlich nach Düsseldorf in das Atelier Eugen Dückers, der ihn wohl am stärksten auf die Reize Hollands hinwies, das damals, Ende der siebziger Jahre, von den deutschen Künstlern gleichsam neu entdeckt wurde. Unter dem Einfluß von Bastien-Lepage vollendete er in Paris seine Studien, wurde hier wohl zuerst der rückhaltslose Wiederspiegler eines in sich geschlossenen Natureindrucks und der starke, oft geradezu kecke Kolorist, der er ist. Aus dem Landschafter pur sang wandelte er sich dabei allmählich zum Figurenmaler, oder richtiger: er schuf sich einen eigenen Stil, eine Verschmelzung von Landschaft und Staffage, in der die letztere aber vollwertig, nicht mehr als Beiwerk, in die erstere sich einfügt. Wie das gemeint ist, kann man am besten auf den von uns reproduzierten Bildern „Blumenmarkt in



Prof. Hans Herrmann.
Skulptur von Martin Schauß.



Männliches Bildnis (früher Ariost getauft).
Gemälde von Tizian.
Angekauft für die Nationalgalerie zu London.



Bildnis einer Dame aus dem Hause Medici.
Gemälde von Angelo Bronzino aus der Sammlung Bourgeois frères.

Amsterdam", „Straße in Dordrecht" erkennen. — Wir bringen hier die Büste des Meisters, ein höchst charakteristisches, sprechend ähnliches Werk seines Freundes Martin Schauß. —

Die Londoner Nationalgalerie hat jüngst einen Tizian für die Kleinigkeit von 613000 Mark angekauft. Das ist nun zwar nicht der höchste Preis, der in den letzten zehn Jahren für ein Werk klassischer Kunst gezahlt wurde; den Weltrekord leistete sich Herr Pierpont Morgan, indem er für ein keineswegs selbständiges Jugendwerk Raffaels 1200000 Mark bezahlte. Immerhin ist der Betrag von 613000 Mark, den die Londoner Galerie erlegte, aber ganz unverhältnismäßig hoch, wenn man die Qualität des ange-



Prinzessin Margerita Maria, Tochter Philipps IV. von Spanien, mit ihrer Erzieherin, der Zwergin Maria Bárbola.
Gemälde von D. Velasquez aus der Sammlung Bourgeois frères.

kauften Werkes berücksichtigt. Es handelt sich nämlich durchaus nicht um ein Meisterwerk allerersten Ranges. Das Bild, das 64 cm hoch und 44 cm breit ist und früher fälschlich als ein Porträt Ariosts bezeichnet wurde, stammt gar nicht aus der besten Zeit Tizians, sondern aus jener Periode seines Schaffens, in der er sich noch stark unter Giorgiones Art unterordnete — man hat sogar Tizians Urheberschaft, freilich kaum mit Recht, bezweifelt und das Bildnis Giorgione direkt zugeschrieben. Erst nach dessen Tode entfaltete Tizian seine Schwingen bekanntlich zum selbständigen Schaffen und erreichte die Höhen seiner Kunst. Wenn der Earl of Darnley, in dessen Besitz das Gemälde sich bisher befand, den enormen Preis erzielte, so muß er sich bei den ame-

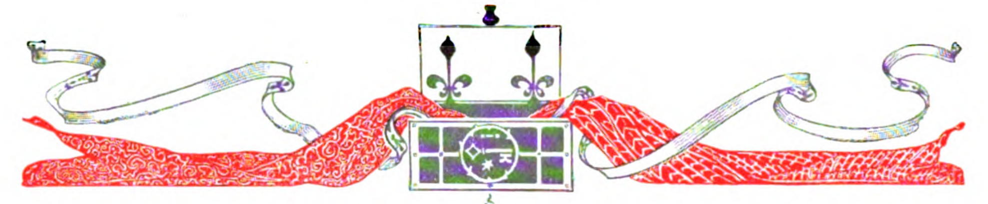


Nicolaus Rockox, Ratsherr von Antwerpen.
Gemälde von A. van Dyck aus der Sammlung Bourgeois frères.

rikanischen Milliardären bedanken, die durch ihre sportartige, den inneren Wert eines Kunstwerks ganz außer acht lassende Kauflust die Preise auf dem europäischen Kunstmarkt zu einer unsinnigen Höhe getrieben haben. Es ist durch sie nachgerade unseren Galerien fast unmöglich gemacht, bessere Kunstwerke zu angemessenen Preisen zu erstehen; mit den Kassenverhältnissen der Yankee-Multimillionäre können die öffentlichen Samm-



Jugendbildnis des Dichters Walter Scott.
Gemälde von Sir Josuah-Reynolds aus der Sammlung Bourgeois frères.



Kopfvignette des 4. Gesanges aus „Die Nibelungen" von Joseph Sattler.

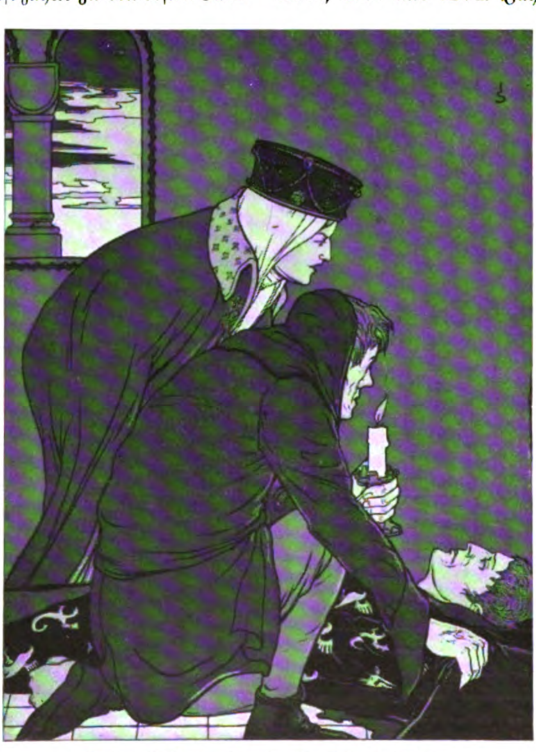
lungen Europas geschweige denn kontinentale Sammler nur in den allerseltensten Fällen erfolgreich wetteifern. —

Initial der 6. Strophe mit Stadtbild von Worms.

Die Herrschaften aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten werden ganz gewiß ihre Agenten auch auf die große Kunstauktion entsenden, die vom 27.—29. Oktober bei J. M. Heberle (H. Lempertz' Söhne) in Köln stattfindet und auf der eine der reichsten Privatsammlungen Deutschlands zur Versteigerung gelangt. Es handelt sich um die Kollektion Bourgeois. Die Gebrüder Bourgeois, von denen der eine, Caspar, seinen Wohnsitz in Köln hatte, der andere, Stephan, besonders hervorragend als Gemäldekenner, in Paris, waren freilich in erster Linie Kunsthändler, und ihr Geschäft zählte zu den ersten Europas. Aber sie gehörten zu jenen vornehmen Händlern, bei denen allmählich, auch mit den fortschreitenden Mitteln, der Sammlertrieb selbst mächtig wurde, und sie kauften zumal so manches schöne Gemälde hauptsächlich nur aus der Freude am eigenen Besitz. So ist denn das, was jetzt aus ihrem Nachlaß zur Versteigerung gelangt, alles andere eher als Handelsware, es ist vielmehr eine Sammlung großen Stils, wie sie nur erlesener Geschmack und feinstes Verständnis zusammenbringen konnten. Der große Versteigerungskatalog — an sich ein ganz einzig-artiges Werk in zwei sehr starken, prächtig ausgestatteten Bänden — weist einen geradezu überraschenden Reichtum an wirklichen Schätzen auf. Wir finden da eine ganze Anzahl von gutbeglaubigten Werken der klassischen Kunst, Werke von Filippo Lippi, Bronzino und Lorenzo di Credi, Bellini, Botticelli; wir finden einen Velasquez und einen köstlichen Van Dyck; dann einen prächtigen Watteau, einen Reynolds, von Neueren Rosa Bonheur, Knaus, Achenbach, Gussow, Stuck (Porträt der Sängerin Fritzi Scheff), Uhde (Anbetung der drei Könige), mancherlei von Vautier usw. — Noch reicher fast will uns der zweite Band des Katalogs erscheinen, der die „Kunstsachen und Antiquitäten" des VI. bis XIX. Jahrhunderts umfaßt und auf einzelnen Gebieten, z. B. auf dem des rheinischen Steinzeugs, der Majoliken, der Emailarbeiten, zumal aber der Holzskulptur des XIV., XV. und XVI. Jahrhunderts, ganz erstaunliche Kostbarkeiten beschreibt. Hoffentlich bleibt wenigstens ein Teil der Kollektion Deutschland erhalten, und es gehen nicht wiederum gerade die besten Stücke über den großen Ententeich.



Initial der 332. Strophe.



Kriemhild an der Leiche Siegfrieds.

Ein wahrhaft monumentales Werk ist kürzlich, nach langer Vorarbeit, aus der deutschen Reichsdruckerei hervorgegangen: Joseph Sattlers Nibelungen. Man kann nicht anders, auch wenn man in Einzelheiten mit dem Künstler oder mit der technischen Ausführung nicht ganz einverstanden ist, als dies Werk eine künstlerische Tat ersten Ranges zu nennen, die ihrem Range nach unmittelbar neben



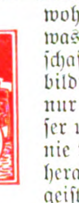
Dô nam der hêrre Dietrîch selbe sîn gewant.
im half, daz er sich wâfent, der alte Hildebrant.
dô klagt alsô sêre der kreftige man,
daz daz hûs erdiezen von sîner stimme began.

Verkleinerte Schriftprobe der 2261. Strophe.

den schönsten Schöpfungen der deutschen Buchkunst des XVI. Jahrhunderts und den allerbesten Arbeiten der neueren Engländer steht. Es ist vor allem Sattler gelungen, seine ganze, überaus reiche Beisteuer mit feinstem Stilgefühl dem Geiste des gewaltigen Epos anzupassen, ein einheitliches Ganzes zu schaffen von wundervollster Wirkung. Prachtvoll, klar und großzügig sind zunächst die Typen, die Sattler für die Nibelungen neu geschaffen hat, spätromanische Uncialen mit gotischen Anklängen, ganz eigenartig erdacht und für den Druck in modernen Lettern trefflich geschnitten. Herrlich ersonnen ist das Ornament; die Zierstücke und Initialen, die sich erstaunlich fein der wechselnden Stimmung des Gedichts anschmiegen, gehören wohl zum schönsten und tiefsten, was je auf diesem Gebiet geschaffen wurde — unsere Nachbildungen können immerhin nur annähernd den Reiz dieser unendlich mannigfachen, aus nie versagender Erfindungsgabe heraus geborenen, wahrhaft geistreichen Textbegleitung wiedergeben, die oft an die Holbeinsche Kunst gemahnt und doch wieder ihr durchaus eigenes Gepräge zeigt. Die ganze Pracht der mittelalterlichen Miniaturmalerei scheint in diesem Buchschmuck neu erstanden, aber zugleich mit größtem Verständnis für die Grunderfordernisse der heutigen Buchtechnik umgeformt. In der farbigen Wiedergabe aller ornamentalen Schmuckstücke hat die Reichsdruckerei wohl das Höchste geleistet, was zu leisten war. Überraschend schön ist auch der erste Aufschlag: das Vorblatt gibt nämlich als Wasserzeichen in alabastern das bräunlich getönte Papier durchscheinenden Linien einen großen Kriemhildenkopf, bei aller Strenge der Sattlerschen Stilisierung von bezaubernder Anmut. Nicht ganz



Vignette zum 19. Gesang.



Initial der 369. Strophe.



Kopfstück zum 19. Gesang.

im gleichen Maße vermag ich mich für die größeren Bilder zu begeistern. Auch sie haben ohne Zweifel einen großen Zug, aber sie wollen mir bisweilen zu sehr als etwas künstliche „Illustration“ erscheinen, sind auch wohl in der Reproduktion nicht immer so gelungen, wie alle übrigen Teile des Werkes. Doch das ist schließlich dem Gesamteindruck gegenüber Nörgelei, denn dieser Gesamteindruck ist einfach überwältigend! —



Zierstück der 725. Strophe.

In der Reihe unserer Abbildungen folgen einige Teppiche der Wurzener Teppich- und Velours-Fabriken. Die deutsche Teppichfabrikation hat im Lauf der letzten Jahrzehnte einen mächtigen Aufschwung genommen und steht heut hinter der keines anderen europäischen Landes zurück; nicht in technischer Hinsicht, vor allem aber nicht in künstlerischer. Gerade in Wurzen, wo die Herstellung handgeknüpfter Teppiche in musterhafter Weise ausgebildet ist, hat man die künstlerische Note in neuerer Zeit stark betont und damit die besten Erfolge geerntet. Der Schreiber dieser Zeilen ist ein leidenschaftlicher Verehrer und, im sehr bescheidenen Maße, ein Sammler alter guter orientalischer Teppiche. Deshalb weiß er aber, welcher Schund als „Orientteppich“ auf den Markt kommt und Käufer findet, auch wenn die Zeichnung geschmacklos, die Arbeit modern, miserabel, die Farbe Anilin und das ganze Stück zerfetzt ist; ja oft wird ein Stück nur als „echt“ gewürdigt, wenn es recht schlecht erhalten ist. Die Zwischenhändler verdienen an solchen Exemplaren ein geradezu enormes Geld; zumal jene braven Leutchen, die — womöglich mit dem Fez auf dem dunklen Lockenhaupte — angeblich direkt aus dem Orient kommen und, in den Häusern der Großstädte herumhausierend, „außergewöhnliche, nie wiederkehrende Gelegenheitskäufe“ anpreisen. Wer nicht in der Lage ist, sich wirklich schöne orientalische Stücke in anerkannt soliden Geschäften zu kaufen, und wer nicht die erforderlichen Vorkenntnisse für den Kauf besitzt (nur der Schaden macht klug! gilt hier), der tut besser, sich an solides deutsches Fabrikat



Initial der 1739. Strophe.



Zierstück zur 2040. Strophe.

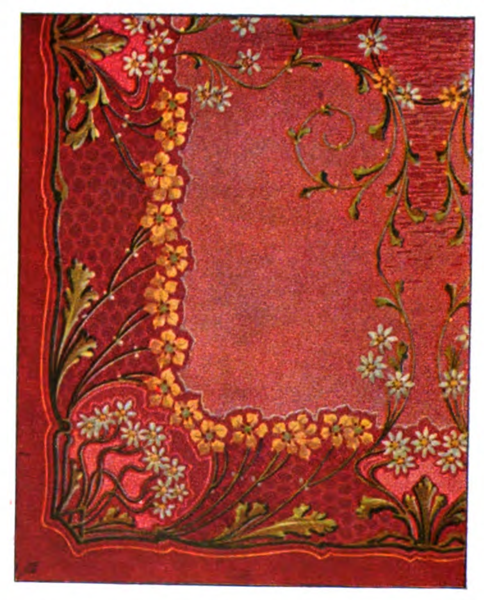
zu halten. Ich kenne übrigens auch zwei Fälle, in denen Bekannte in Konstantinopel sich „echte" Smyrnas kauften und über die Hutschnur bezahlten, die ganz gewiß nicht in Kleinasien geknüpft waren; aber auch nicht in Wurzen, denn dazu waren sie zu schlecht. —

Zum Schluß eine kleine Anzahl keramischer Arbeiten. Man wird es der dänischen Porzellanfabrik Bing & Gröndahl in Kopenhagen stets als besonderes Verdienst anrechnen müssen, daß sie uns in einer Zeit, wo die Porzellanindustrie auf dem toten Punkt angekommen war, nicht nur mit den herrlichsten Gefäßen in den glücklichsten Formen und entzückenden Farben beschenkt, sondern auch die Figurenplastik wieder zu Ehren gebracht hat. Die Ton-Tierfiguren von Bing & Gröndahl stehen in ihrer verblüffenden Lebenswahrheit einzig da, und ihr Wert wird durch die vielen kümmerlichen Nachahmungen, mit denen sich deutsche Fabriken wahrlich kein Ehrendenkmal setzen, nur gehoben. Die eigentliche Figurenplastik, welche in der Porzellantechnik einst in so hoher Blüte stand, dann aber arg vernachlässigt wurde, wurde jedoch in Kopenhagen erst in letzter Zeit gepflegt, und hier hat von dem Künstlerstab der Manufaktur vor allem Fräulein Ingeborg Plockroß reiche Lorbeeren gepflückt. Die reizende Figurengruppe „Pause im Spiel" ist ihre neueste Arbeit. Die jugendlich schlanken Gestalten, die sich da vom Lawn Tennis-Spiel ermüdet zu kurzer Rast auf der Doppelbank niedergelassen haben und einander in die Augen schauen, sind famos modelliert, ungemein lebenswahr wiedergegeben und ganz im Geiste des Materials erdacht, was besonderes Lob verdient. Die Ausführung der etwa 30 cm hohen, in den matten Farben des dänischen Porzellans gehaltenen Gruppe ist des Rufes der berühmten Manufaktur würdig. — Ganz reizend ist auch die von Ad. Opel modellierte und von der bayerischen Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co. in Selb in einem prächtigen milchweißen Material mit künstlerischer Sorgfalt ausgeführte Jardiniere. Die unter dem in losen

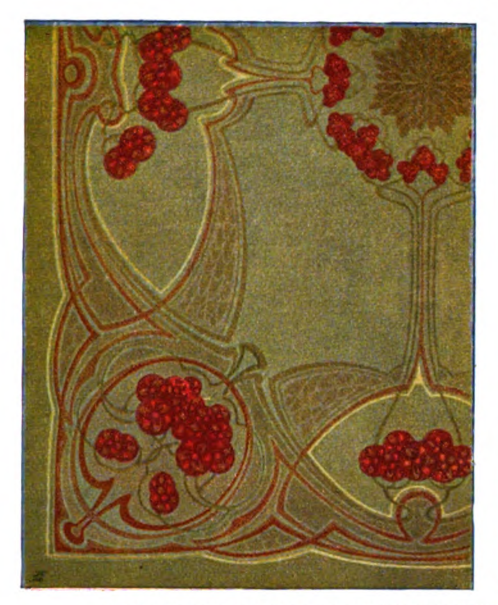


Handgeknüpfter Smyrnateppich der Wurzener Teppich- und Velours-Fabriken.





Handgeknüpfte Smyrnateppiche der Wurzener Teppich- und Velours-Fabriken.





Handgeknüpfte Smyrnateppiche der Wurzener Teppich- und Velours-Fabriken.

Falten sich anschmiegenden leichten Gewand zart hervortretenden Linien der anmutigen Frauengestalt erhalten durch eine metallisch glänzende Glasur, die ein Fabrikgeheimnis der Firma ist, eine wunderbar entzückende Weichheit, ein technischer Erfolg, auf den die fleißige Fabrik stolz



Jardiniere. Von Ad. Opel.
Ausgeführt von der Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co. in Selb i. B.

sein kann. Die Figur ist in der weißen Farbe der Masse gelassen, auch das Rosengewinde, das den geschmeidigen Leib in schönen Linien umfließt, ist nicht getönt, nur das Ornament des Blumenbehälters wurde in kräftiger grüner Farbe aufgemalt. Sehr hübsch sind die Service derselben Firma, ansprechend in der Form, reizvoll im Decors; zumal das Kaffee- und Teegeschirr erscheint uns in seinen einfachen, dem Gebrauchszweck gut angepaßten Form und in der originellen Zeichnung famos gelungen.

Als Gegenstücke gleichsam endlich einige „keramische Liebhaberarbeiten" von Prof. Kirmis in Neumünster in Holstein. Es sind dies höchst gelungene Nachbildungen prähistorischer Funde, wie man sie in ähnlicher Vollendung selten sieht. Gegenüber den oft recht quälerischen Versuchen des modernen Kunstgewerbes, neue Formen zu finden, wirken sie in ihrer geschlossenen Ruhe überaus wohltuend; es bewährt sich hier wieder einmal der alte Satz, zu dem unsere für das keramische Gewerbe arbeitenden Künstler sich erst neuerdings wieder mühsam durchringen, daß die einfachsten Formen immer die schönsten sind.



Pause im Spiel. Von Ingeborg Plockroß.
Ausgeführt von der Porzellanfabrik Bing & Gröndahl in Kopenhagen.



Blumenvasen und Fischplatte mit Teller aus der Porzellanfabrik von Ph. Rosenthal & Co. in Selb in Bayern.

Die Vorbilder entstammen holsteinischen Gräbern und sind aus freier Hand geformt; wo Buckeln vorhanden, wurden sie mit dem Finger herausgedrückt, die Ornamente sind mit spitzem Holz eingeritzt. Das älteste Stück dürfte die große Urne sein, die unsere obere Abbildung links zeigt (ca. 1000 v. Chr.). Das 31 cm hohe Gefäß, das einen größten Durchmesser von 28,5 cm aufweist, scheint vor der Beisetzung im praktischen Hausgebrauch gestanden zu haben; es ist so zweckmäßig geformt, daß es, zu drei Vierteln gefüllt, umgelegt werden kann, ohne daß Flüssigkeit herausläuft. Die Gefäße werden



Kaffee- und Teegeschirr von Ph. Rosenthal & Co., Porzellanfabrik in Selb in Bayern.



Arbeiten nach prähistorischen Mustern von Prof. Dr. Max Kirmis-Neumünster.

von Prof. Kirmis mit einfachen Glasuren (grüner Kupfer- oder blauer Kobaltglasur) versehen und erhalten, was besonders merkwürdig ist, völlig die schönen Lüstres des Alters, wenn sie einige Zeit den Röntgenstrahlen ausgesetzt werden. Vorbilder aus antiker Zeit, ägyptische, etruskische, griechische Motive benutzt unsere Gefäßbildnerei seit langer Zeit. Die Aschenurnen und die Gebrauchsgefäße aber, die in den Grabstätten unserer Heimat aufgefunden werden, kennt man höchstens aus den Altertumsmuseen, die moderne Töpferkunst ist bisher achtlos an ihnen vorüber gegangen. Der Versuch des holsteinischen Forschers, der selber ein so geschickter Keramiker ist, verdient jedenfalls Beachtung. — Wenige Worte erübrigen diesmal für den Bildschmuck des Heftes. Über die Aquarelle und Zeichnungen von Professor Hans Herrmann habe ich bereits in den Eingangszeilen der Rundschau gesprochen. Das Heft erhält im übrigen sein künstlerisches Gepräge hauptsächlich durch den reich illustrierten Artikel über Palma Vecchio, der auch von zwei ganzseitigen Einschaltbildern begleitet ist. Es bringt aber noch zwischen Seite 272 und Seite 273 den ausgezeichneten „Germanen auf dem Pferde" des zu früh seiner reichen Kunst entrissenen Maison, dem die Münchener im Sommer eine liebevolle Sonderausstellung gewidmet hatten, und endlich, zwischen Seite 336 und Seite 337, ein famoses Schwanenbild von Schramm-Zittau, das auf der diesjährigen Dresdener Ausstellung besonders gefiel.

H. v. S.



Schalen nach prähistorischen Mustern von Prof. Dr. Max Kirmis-Neumünster.

Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Fischer. Studie von Prof. Hugo Vogel-Berlin für den Gemälde-Cyklus im Hamburger Rathaus.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIX. Jahrgang 1904/1905. Heft 4, Dezember 1904.

„Die Referendarin.“

Roman von

Carl Busse.

(Schluß.)

Tiefatmend ging Peter Körner zwischen den Beeten entlang. Er trat leise auf, als wollte er den Frieden der Nacht nicht stören. Immer von neuem sog er die reine Luft ein. Es war ihm, als fiele damit etwas Unreines von ihm ab, als ginge die Unruhe in der großen Ruhe verloren, als käme es wie Befreiung über ihn.

‚Ich muß ja in den Saal zurück,‘ sagte er sich vor. Aber er fühlte ein so heftiges Widerstreben, daß er es immer weiter hinausschob.

Schließlich half alles nichts. Als er langsam zurückschritt, stockte sein Fuß plötzlich. In einer Laube, kaum bemerkbar, saß eine dunkle Gestalt. Er wußte sofort, es war der Stadtsekretär. Jule hatte ihm vorhin gesagt, er könne nicht tanzen.

Peter schlug einen schnelleren Gang an. Ihm war, als folgten ihm aus dem Dunkel die Augen; als sähen sie ihn an wie die des Auswanderers.

Vor diesen Augen — nur vor diesen — hatte er ein schlechtes Gewissen. Als ob er gestohlen hätte!

Verstimmt betrat er den Saal wieder.

Man erwartete ihn schon. Er hatte den Kegelkönig vorhin beiseite genommen: ob er die Herrschaften alle zu einer Bowle einladen dürfe. Pedell Zühlke hatte mehr durch ein Jauchzen als durch Worte zugestimmt. Nun stand die Bowle bereit. Die Tische waren schon zusammengeschoben; wieder war ihm der Platz neben Ju freigelassen.

Der Kegelklub Mußja hatte während seines Bestehens noch keine Bowle getrunken. Ananas hatten sie in Barkow nicht, wohl aber Erdbeeren. Im Nu waren die ersten Gläser geleert, die Zungen der Herren wurden schwerer, die Augen der Damen „schwammen“ selig; Pedell Zühlke brachte unter allgemeinem Beifall ein donnerndes Hoch auf den edlen Spender aus — natürlich halb deutsch, halb lateinisch; Peter dankte für die liebenswürdige Aufnahme; Kolonialwarenhändler Gemeinhart bekam einen Zärtlichkeitsanfall und umarmte seine Frau; Joseph Schramke intonierte „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“; Bureauvorsteher Hendrich versicherte jedem, daß „wir Juristen“ außerordentlich gemütlich seien — es war großartig.

Unten an der Tafel saß Müffelmann. Das Blaue Kreuz war von seinem Rock verschwunden. Die dicken Tranen liefen ihm herunter.

„Ich bin nicht rückfällig,“ rief er . . . „nur die Erdbeeren ess' ich so gern!“

Und um die Erdbeeren zu kriegen, trank er ein Glas nach dem andern.

Da stand mit wankenden Knieen Klempner Böhm auf.

„Meine Herren,“ sagte er, „ich bin freisinnig — aber der Herr Referendar . . Referendar . . . ist ein feiner Kerl. Da kann selbst Eugen Richter kommen . . .“

Das übrige erstarb in einem Murmeln. Noch einmal kam er hoch: „ein feiner Kerl!“, dann wurde er von der sorgenden Gattin ins Freie geführt.

Als die Bowle bis auf den letzten Rest ausgetrunken war, wollte jeder zur ewigen Erinnerung sein Glas mitnehmen. Der Wirt mußte alle Zeitungen zum Einwickeln bringen, die rings verteilt wurden. Um die guten Leute nicht zu kränken, packte auch Peter das Glas ein. Nur Jule schob es verächtlich zurück.

„Nicht mitnehmen?“ fragte er.

„Von hier? — Nein!“

Sie wandte sich nach der andern Seite, drehte den Kopf aber noch einmal zurück: „Ich habe ja die Tasse!“

Von draußen wurde das Aufbruchssignal gegeben. Der Uhrmacher blies es. Und weil die andern doch noch nicht gleich kamen, blies er in die sternige Sommernacht empor noch vieles andere. Als wollte auch er sich rein baden, blies er Sehnsucht und Heimweh, Leben und Sterben, das Rauschen der Wälder und das Singen der Wellen.

„Horch,“ sagte Peter — „wie schön das ist! Wer bläst denn da?“

Ju lauschte. Auch sie nickte: „Schön!“

„Das ist gerade so . . . nämlich, ich hab' da einen drolligen Kauz entdeckt. Fast jeden Abend sitzt er splitternackt in der Badeanstalt auf dem Sprungbrett und bläst Choräle. Ebenso wie der Herr jetzt.“

„Aber das ist ja auch Onkel Hermann,“ erwiderte sie. „Das ist seine Eigentümlichkeit. Wir lachen ihn ja alle aus.“

Er stutzte. Sein nackter Trompeter war —

„So, so,“ nickte er, „das ist ein Verwandter von Dir!“

„Ja, das ist ein Verwandter von mir. — Wir wollen gehn!“

Sie erhob sich. Auch die übrigen rüsteten zur Abfahrt. Draußen war schon Lachen und Johlen, Fragen und Streiten wegen der Plätze. Klempner Böhm hing dem Zigarrenhändler am Hals.

„Mensch, Mensch — so 'n Schwiegersohn wie Du kriegst —!“

„Pst, Böhmchen,“ suchte Paul Fischer zu beruhigen, aber der andre hatte sich mal grade an diesen Ast gehängt. Er mußte von mehreren Mitgliedern in einen der beiden Kremser befördert werden.

Wie die Heringe saßen sie. Die seligen Gattinnen — die meisten mit schiefen Hüten — hatten die guten Oberröcke emporgenommen, daß die nicht zu sehr gedrückt wurden. Eingekeilt in fürchterliche Enge, schwitzten sie; jeder ritt halb auf dem Schoß des andern. „Ich hab'n falsches Bein . . . ich will mein richtiges Bein wiederhaben,“ schrie Kolonialwarenhändler Gemeinhart.

Peter, der Jule bis zum Kremser gebracht und dann mit dem Wirt noch wegen der mitgenommenen Gläser abgerechnet hatte, trat an den Schlag. Keine Katze konnte mehr hinein, aber eine Menge Hände streckten sich aus, um ihn trotzdem noch emporzuziehn.

Er sah Jus Augen auf sich gerichtet.

Ein Grauen packte ihn, wenn er daran dachte, sich noch in diesen Knäuel wirrer Gliedmaßen zu drängen.

„Ich komm' in den zweiten Wagen 'rein,“ wehrte er ab, — „da ist mehr Platz. Los, Kutscher!“

Und rasch schwenkte er zur Seite. ‚Nur fort von hier!‘ dachte er. Durch den verlassenen Garten schritt er, überstieg den Zaun und gewann den freien Wald, der die Chaussee säumte.

Er hörte hinter sich singen:

„Und ein Referendar zu Pferde,
Siehst Du wohl,
Und ein Referendar zu Fuß,
Siehst Du wohl,
Ja, das sind zwei Referendare,
Sind zwei Referendare,
Einer zu Pferde und einer zu Fuß,
Siehst Du wohl!“

Das geistreiche Lied übertönte das Rollen der Räder. Bald kamen die Kremser unweit von ihm die Straße entlang gefahren. Er blieb im Dunkeln stehn. Die meisten Leutchen waren wohl alle schon zu angerissen, um sein Fehlen zu merken. Vielleicht wußten Jule und Gustav Zühlke darum. Und denen würde es so gerade recht sein.

Weiter und weiter entfernten sich die Wagen. In diese schwitzende Gesellschaft eingekeilt saß nun Ju . . . dieselbe Ju, mit der er einst nach der Fasanerie gewandert

war. Wie lange war das her? War es denn wirklich dieselbe?

Droben über den Wipfeln, durch den dunkelblauen Nachthimmel, schoß eine Sternschnuppe hernieder. Es war ein alter Glaube: was man sich während ihres Zuges wünschte, ging in Erfüllung.

Einen Augenblick dachte er nach. Es fiel ihm kein Wunsch ein, und die leuchtende Spur droben war auch längst versprüht.

‚Ich hätte doch wünschen können, daß jetzt Ju neben mir ginge,' sagte er sich. Aber es wäre nicht das Rechte gewesen.

Er begriff, weshalb sie so flehentlich gebeten hatte, er möchte dem Vergnügen fernbleiben.

Er jedoch hatte sie in ihrem Kreise sehn wollen, in ihrem sozialen Milieu. Es war doch notwendig, hatte er kalkuliert. Besonders wenn sie seine Frau würde ...

Nun kannte er alles zur Genüge.

Den Schwiegervater — die Schwiegermutter — die Freundschaft —

Der nackte Trompeter war auch ihr Verwandter.

Er schüttelte ein paarmal den Kopf. Die Erinnerung an all diese Leute peinigte ihn. Er wollte sie vertreiben, sie sollte ihm Jus Bild nicht stören. Immer von neuem sagte er sich, wie schön sie war, die Referendarin, und wie gut sie sei und wie lieb sie ihn hätte.

Nur an sie wollte er denken. Aber es war, als könne er ihr Bild doch nicht mehr ganz von dem Rahmen, in dem er es heut gesehn, befreien, als wäre es nicht mehr spiegelklar, sondern leicht getrübt, von einem häßlichen Hauche berührt. Er wurde den letzten Eindruck nicht los, wie Ju in dem engen Kremser saß, eingepfercht zwischen den schwitzenden, halb aufeinander liegenden Körpern der angetrunkenen Kegelbrüder.

XII.

Am Dienstag-Morgen saßen Madam Fischer und ihr Gatte am Frühstückstisch. Draußen plätscherte der Regen. Er hatte nachts begonnen und floß sacht weiter hernieder.

Der Zigarrenhändler hatte die Arme behaglich auf den Tisch gestemmt. Er war noch in Hemdsärmeln und ohne Kragen, hatte seinen Kaffee aber bereits getrunken und rauchte schon.

Seine Ehehälfte war noch nicht fertig. Sie trank früh immer ausgiebig, drei bis vier Täßchen der graubraunen Familienbrühe. Sie hatte es sich angewöhnt, den Kaffee zur Abkühlung in die Untertasse zu gießen, aus der sie dann behaglich schlürfte.

„Nu hab' ich auch den Brief geschrieben, Mutter," sagte ihr Gatte pfiffig. „Fein, fein — Donnergewitter, wenn wir den fest kriegen! Zühlke, der alte Schuft, ärgert sich halbtot!"

„Und die Hendrichen erst, Vater! Gotte doch, es ist ja alles fürs Kind; für sich selber will man ja nichts. Hast Du's denn Julen schon gesagt? Wo die heut wieder bleibt —! Der ganze Kaffee wird kalt."

„Ja, Mutter, ich muß nu wohl mit ihr reden. Hol sie man mal, aber erst lass' sie man trinken."

Jule kam. Sie sah übernächtig aus und hatte bläuliche Ringe unter den Augen. Sie hatte ein altes, fleckiges Hauskleid an, das am Ellbogen zerrissen war. Auch ihr Haar hatte sie nicht ordentlich gemacht, sondern nur rasch zum Knoten gedreht und lose aufgesteckt.

Hastig trank sie den lauwarmen Kaffee herunter, ohne etwas zu essen, und wollte dann wieder in ihr Zimmer zurück, das sie seit der Heimkehr vom Kegelfeste fast nur zu den Mahlzeiten verlassen hatte. Da legte der Alte ihr die Hände auf die Schultern:

„Bliv man 'n beten hier, min söten Prinzessen! Ick hew mit Di to snaken; dat is all Tid!"

Wenn er nicht recht anzufangen wußte, sprach er immer Platt.

„Mit mir?" sagte Jule achselzuckend. „Das hat doch keinen Zweck. Ihr könnt mich wohl gar nicht genug quälen!"

Paul Fischer hatte sich wieder gesetzt und trommelte mit den Fingern auf den Tisch.

„Komm' mir hier nicht mit Deinen Faxereien, mein Döchting — sonst red' ich anders! Du kennst Deinen Vater — er kann so, er kann aber auch so! Du brauchst gar nicht wie's lebendige Leiden Christi zu gucken, wir wollen nur Dein Bestes. Also setz' Dich mal her ... so ... und nu höre mal:

Du bist 'n hübsches Mädchen, kriegst für unsre Verhältnisse mal 'n ganz schönes Stück Geld mit und bist ja noch jung. Aber hübscher wirst Du nicht und jünger auch

nicht. Weine gewinnen durchs Lagern und Zigarren auch — ihr Mädchens aber nicht. Also ich meine, so pöhapöh könntst Du wohl ans Heiraten denken! Ich kümmre mich ja nicht so darum, aber daß Dir genug nachlaufen, das merkt 'n Blinder. Da ist der Gustav ... 'n guter Jung' mit 'ner guten Stellung. Mutter hat schon immer gesagt: Greif zu! Na, wenn Du keinen besseren kriegen kannst, dann wärst Du ja 'n Schaf, wenn Du ihn nicht nähmst. Na ja — und da is nun Herr Körner, der Referendar —"

Er räusperte sich und sah seine Tochter an.

Sie hatte sich, ganz wie er es wünschte, hingesetzt. Aber sie saß da, als interessiere sie das ganze Gespräch nicht. Auch als Peters Name fiel, blieb sie teilnahmslos.

Das ärgerte den Alten, aber er bezwang sich.

„Wir wollen uns doch keine Fisimatenten vormachen. Du liebst ihn — schön und gut, nichts gegen zu sagen. Feiner Mann, feine Stellung, wahrscheinlich auch 'n feines Vermögen — überhaupt 'n netter Kerl. Das kann uns aber nu alles nichts nutzen, Jule, wenn er Dich nicht heiratet. So 'ne junge Herrn wollen sich amüsieren und dann, heidi, weg! Was meinst Du, wie lange Dein Herr Körner hier bleibt? Höchstens noch bis zum 1. Januar. Der wird da sein, eh man's denkt. Und wenn so'n Referendar erst weg ist, dann kannst Du ihm lange nachpfeifen. Und darum und deswegen will ich mal vernünftig mit Dir reden. 'ne bloße Poussiererei ist nichts für uns. Wenn schon, denn schon! Wir müssen daraus 'ne reelle Sache drehn. Und wenn Du gescheit bist, so kann das auch werden.

„Jule, Jule, das ist doch für Dich noch viel mehr wie für uns. Donnerlichting, 'n hübsches Mädel, wenn das will — — na ja doch, ja doch, ich meine ja nur. Wir Männers baumeln doch bald an der Strippe.

„Und denk' mal, wenn das in die Brüche geht. Du bist blamiert vor der ganzen Stadt. So bald wird dann keiner mehr anbeißen. Und Dein oller Vater muß sich schämen, sich im Kegelklub blicken zu lassen.

„Nee, da muß 'n bißchen Dampf dahinter! Daß er nach Dir so toll bleibt, wie er ist — das ist D e i n e Sache. Das andre machen w i r. Er muß so pöhapöh in die Familie gewöhnt werden. Beim Kegelfest war er ja schon. Die Einladung hab' ich durchgesetzt. Hab' so getan, als wär' die Sache meistenteils wegen ihm verschoben worden. Na, und war's nicht großartig? Hat er sich nicht wohl gefühlt? Der ist bei uns lieber als wo anders! Und das Nächste ist nu, daß er zu uns ins Haus kommt."

Ju schrak auf.

„Wer? Herr Körner? Zu uns ins Haus?"

Sie fing an krampfhaft zu lachen. „Ich glaube schon, daß er danach Sehnsucht hat," fügte sie höhnisch hinzu.

Frau Fischer, geborne Meyer, war bisher still gewesen.

„Nanu, habe Dich man nicht so," warf sie jetzt ordentlich empört ein. „Jesus, als ob das 'n Prinz wäre! Warum soll der wohl nich mal bei uns Mittag essen? Was ich Dir man sagen wollt: der hat mehr Verehrung für uns als Du, der weiß, was wir für anständige und gemütliche Leute sind, der wird sich 'ne Ehre draus machen, hierher zu kommen. Wie man die Männer nimmt, werd' ich wohl besser wissen, wie Du Grünschnabel, und ob fein oder nicht fein — 'nen guten Happenpappen ißt jeder gern!"

„Laß man, Mutter," wehrte ihr Mann ab, während Ju noch immer höhnisch lächelte, „sie weiß ja noch nicht, wie wir die Geschichte deichseln wollen. Natürlich: so mir nichts, Dir nichts einladen, das tun wir nicht, dazu hat man zuviel Lebensart. Aber" — und seine Stimme hob sich im Triumph — „was hab' ich gesagt, als Mutter die Ente von ihm anbrachte? Erst meint' ich ja auch, sie soll sie zurückgeben, schenken lassen wir uns doch nichts. Doch dann — Spiritus, mein Geist, merkst Du was? Die Ente, Jule, das ist der Angelhaken! Mutter läßt sie noch 'n bißchen fetter werden, und Sonntag kommt sie auf den Tisch. Zu Sonntag laden wir dann den Herrn Körner ein. Wo er uns die Ente geschenkt hat, kann er's uns auch nicht abschlagen, sie mit uns zu essen. Das hab' ich fein fein gemacht. Hier ist der Brief schon!"

Er kniff ein Auge zu. Na, hieß das, wie stehen wir nun da?

„Sehr geehrter Herr Referendar!"

Jule war aufgestanden. Sie hatte ein ganz starres Gesicht.

„Du wirst ihn nicht abschicken!“ schrie sie und zitterte am ganzen Leibe.

„Den Brief? Bist Du denn des Teufels, Weibsstück?“

„Du wirst ihn nicht abschicken! Gib mir den Brief her!“

Mit einem Sprunge war sie bei ihm, packte das Schriftstück und wollte es ihrem Vater aus der Hand reißen.

„Undankbares Kind!“ kreischte ihre Mutter auf und fiel ihr in den Arm. „Was tust Du?“

„Laß los!“ rief der Alte drohend. Er hielt den Brief mit aller Kraft fest. Gezerrt und zerknüllt blieb ihm das Stück Papier schließlich in der Hand.

„Wenn Du selbst zu gedankenlos bist, um für Dich zu sorgen, so müssen wir's tun!“

„Auf den Knieen müßtest Du Gott danken,“ sagte Frau Fischer erregt, „daß Du so vernünftige Eltern hast!“

Ju war ein paar Schritte zurückgewichen; hinter dem Stuhle stand sie, auf dem sie bisher gesessen. Ihre Hände krampften sich um die Lehne. Ihr Gesicht verzerrte sich in ohnmächtiger Wut: es ward häßlich.

„Ihr!“ schrie sie — „Ihr! Wenn er sich für mich bedankt, seid Ihr schuld! Wenn er Euch und mich auslacht, seid Ihr schuld! Wenn ich um mein ganzes Leben komme, seid Ihr schuld! Warum mischt Ihr Euch ein? Warum blamiert Ihr mich bis auf die Knochen?“

Sie schrie; sie schüttelte die Arme; sie stand da, als wollte sie sich auf die Eltern stürzen und sie schlagen. Ihr Haar ging auf einer Seite auf; es rollte nieder. Die Strähnen flogen ihr, wo Haß, Wut, Verzweiflung sie schüttelte, um den Kopf.

„Laßt mich zufrieden! Stellt Euch nicht in meinen Weg! Es ist ja ... sowieso schon aus! Ihr! Ihr!“

Ein schreiendes Weinen überfiel sie. Sie stürzte zur Tür, schlug sie krachend zu, daß von der Decke der Kalkbewurf sich löste, und jagte wie gehetzt nach ihrem Zimmer.

Ihre Mutter war fassungslos. In ihrer ganzen Ehe war ihr das noch nicht passiert. Jammernd begann sie den Frühstückstisch abzuräumen. Die Kniee wollten sie kaum tragen.

Ihr Mann war ruhiger oder schien es. Er lachte kurz auf: „Sie muß heiraten. Je eher, um so besser.“

Er strich den zerdrückten Brief glatt. „Abschreiben muß ich ihn doch noch mal!“

Dann ging er ärgerlich fort, um sein Geschäft zu öffnen. —

Ju hatte sich in ihrem Zimmer aufs Bett geworfen. Es war von der Nacht noch zerwühlt und ungemacht. Die Kissen hatten noch etwas von der Wärme gehalten; sie fühlte sie an ihrem Gesicht, als sie den Kopf tief in die Federn steckte, um ihr schreiendes Weinen zu ersticken.

Dann lag sie stundenlang apathisch da — unordentlich in dem unordentlichen Zimmer. Sie fühlte gar keinen Schmerz mehr, nur Stumpfheit und Leere.

Auf dem Tisch neben dem Bett stand auch heut die bunte Kaffeetasse. Daraus hatten sie beide getrunken.

Ein Handspiegel lag daneben. Sie sah ihr übernächtiges Gesicht darin an, die verschwollenen Augen. Das Gesicht, die Augen, die Lippen hatte er geküßt.

Ob er's heute auch täte? Sie hörte sich selbst wieder schreien: „Es ist ja sowieso schon aus!“

In der starken Erregung war hervorgebrochen, was als Furcht und Angst heimlich in ihr gelebt, was sie sich selbst nicht eingestanden hatte.

Sie zitterte. Sie richtete sich halb auf. Sie wollte ganz klar sehn, ganz ruhig sein.

Eigentlich kam alles daher, daß er beim Vogelschuß sie zuletzt noch auf die Kegelbahn begleitet hatte. Daran fügte sich alles andre ... Ring an Ring: die Einladung zum Kegelfest, jetzt die Einladung in die Wohnung. Er entglitt ihren Händen, weil zu viel andre ihn halten wollten. Wie glücklich hätte sie noch sein können, wenn sich niemand eingemengt hätte! Einsames Glück hätte sie immer fester gebunden, bis das Band so stark geworden wäre, daß es ertragen hätte, was es jetzt nicht ertrug.

Und da griffen plumpe Hände in die zarten Fäden, Hände, die, in der Absicht, fester zu knüpfen, nur zerstörten. Schamrot wurde sie, wenn sie an den Abend in Barkow dachte. So seltsam war das: sie hatte gleich davor Furcht gehabt. Aber früher hatte sie sich selbst leidlich amüsiert auf solchen Festen. Und diesmal war sie halb betäubt und halb erstarrt gewesen: denn sie hatte zum erstenmal mit *seinen* Augen Menschen und Dinge gesehen, hatte

alles auf ihn bezogen, sich bei jedem gefragt, wie es auf ihn wirken müsse. Und sie sah Plumpheit, Roheit, Geschmacklosigkeit, Unbildung, wo sie früher biedre, derbe Gemütlichkeit gesehn hatte.

Mit der Scham zugleich stieg in ihr der Haß empor. Haß gegen ihre Umgebung, Haß gegen die dumpfe Enge, Haß auch gegen Peter. Als ob er schuld wäre, daß sie sich so hatte schämen müssen.

Den Sonntag und den Montag hatte sie in dumpfer Betäubung verbracht. Sie wußte nicht, was nun werden sollte. Ihr war, als könnten sie beide nie wieder die früheren Worte finden. Erst gestern abend hatte sich etwas wie die leise Hoffnung geregt: mit jeder Stunde, die der peinliche Abend zurücksank, siegte und mußte siegen die Erinnerung an jenes andre Zusammensein, an jenen schönsten Tag des Lebens damals in der Fasanerie. Wie ein leuchtend goldner Talisman, in dessen Strahlen sie sich beide doch wieder finden mußten, stand er vor ihr.

Und da kam der heutige Morgen, der so schlau und doch so plump eingefädelte Plan ihres Vaters. Sie wußte wohl, der Brief würde abgehn. Es war alles umsonst.

Sie fühlte dumpf, daß dieser Brief sie beide noch mehr trennen mußte. Aber die Post gab ihn nicht heraus. Sie konnte diesen Schlag nicht parieren.

Einen Augenblick schoß es ihr durch den Kopf: Schreib' ihm!

Doch sie war mit der Feder zu ungewandt, sie trug Scheu davor.

Oder noch besser: ‚Sag' ihm alles!‘ dachte sie dann.

Sag' ihm, wie Dein Vater denkt; sag' ihm, was die Eltern wollen; sag' ihm, wie Du Dich darunter windest!

Ach, ihm zu Füßen fallen, seine Kniee umklammern:

All die Leute — ich hasse sie wie Du! All den Ekel — ich fühle ihn wie Du! Reiß mich da heraus, habe Erbarmen mit mir, nimm mich mit, laß mich frei atmen mit Dir, laß mich mit Dir allein sein, stoß mich nicht weg um der andern willen!

Sie war aufgesprungen; sie ging durchs Zimmer. Ihr Gesicht glühte. Sie warf das Haar, das ihr unordentlich herabhing, zurück.

Es sollte noch nicht aus sein! Sie wollte sich noch nicht ducken! Sie wollte noch kämpfen um ihn — und wenn die andern sie so blamierten, so wollte sie die andern blamieren!

Mochten sie von ihr denken, was sie wollten! Wenn er — er — er nur zu ihr hielt.

— — — — — — — — — —

Fast zu derselben Zeit war Peter Körner auf dem Wege zum Gericht. Als er den Korridor des Gebäudes betrat, schwankte grade Müffelmann mit Aktenmappen in das Zimmer des Rats hinein. Der betränte Greis war ganz zusammengeklappt; schuldbewußt und trübe schlich er umher. Und Peter hatte zu bemerken geglaubt, daß er besonders ihm scheu wie dem leibhaftigen Gottseibeiuns auswich. Er sah ihm auch jetzt kopfschüttelnd nach, aber recht erstaunt war er erst, als der alte Sünder kurz vor zwölf in sein Zimmer kam: Der Herr Referendar möchten sich doch nachher zum Herrn Rat bemühen.

‚Zum Chef?‘ dachte Peter. ‚Was hab' ich denn nun wieder ausgefressen?‘

Aber er beendete seine Arbeit und machte sich auf den Weg.

„Mein werter Herr Referendar,“ sagte der Rat und blätterte noch ein paar Bogen um, ehe er sich mit seinem Stuhle seitwärts drehte und Peter ansah, „ich habe zu meinem Bedauern mehr und mehr die Erfahrung gemacht, daß unsere Ansichten leider ganz außerordentlich divergieren. Und mir ist vorhin mancherlei hinterbracht worden, was es mir doch nahelegt, einmal ... hm ... mit Ihnen zu reden. Ich betone, daß es sich dabei nicht um speziell dienstliche Interessen handelt — da kann ich nicht klagen. Und ich bitte auch, diese Unterredung nicht direkt als ... hm ... offiziell aufzufassen. Allerdings verketten sich ja persönliche und dienstliche Interessen immer ein wenig, aber ich bitte, in erster Linie doch nur den ältern Kollegen in mir zu sehn.“

Peter verbeugte sich.

„Herr Referendar, Sie kennen meinen Standpunkt in der Frage des Alkoholgenusses. Zweitausendfünfhundert Millionen gibt das deutsche Volk alljährlich für ein Gift aus, das seine Gesundheit, seine sittliche Kraft, seinen Wohlstand untergräbt. Sie wissen, daß ich es für meine Pflicht halte, mit meiner bescheidenen Kraft im

kleinen Kreise diesem Volksruin entgegenzuarbeiten. Daß es mir eine Hauptfreude ist, wenn gleichgesinnte Kollegen mir zur Seite stehn, ist erklärlich. Aber es liegt mir durchaus fern, auch nur durch einen Wunsch in die persönliche Freiheit des Einzelnen eingreifen zu wollen. Als persönliche Kränkung muß ich es jedoch auffassen, wenn mir von einer Seite, von der ich es nach Lage der Dinge nicht erwarten sollte, direkt entgegengearbeitet wird.

„Herr Referendar, unser alter Müffelmann hat mir heut früh an dieser selben Stelle gebeichtet. Ich habe ihn, der kurz vor dem Delirium stand, gerettet. Ich habe ihn dem ‚Blauen Kreuz‘ zugeführt. Ich war stolz darauf, daß ich diesen Mann vor dem Untergange bewahrt habe; stolz darauf, daß er sich so wacker gehalten hat.

„Am Sonnabend ist er rückfällig geworden. Er hat das heilige Gelöbnis der Enthaltsamkeit, das er bei der Aufnahme ins ‚Blaue Kreuz‘ abgelegt hat, gebrochen. Mann, hab' ich ihn gefragt, wie war das möglich? Und wissen Sie, was er mir unter Tränen zur Antwort gab? Daß nur Sie, Herr Referendar, daran schuld seien! Schnaps, hat er mir gesagt — gut! Bier — gut! aber Wein — Bowle, Herr Rat, Erdbeerbowle — da konnte ich nicht mehr! Und dann war doch der Herr Referendar auch da und hätt's übelnehmen können, und er hat die Bowle doch spendiert — — na, da passierte dann eben das Unglück. Es sind ja nicht die paar Gläser, die Müffelmann getrunken hat — es ist der Rückfall, die moralische Schwächung, die er dadurch erlitt. Es wird Monate brauchen, ehe ich ihn jetzt wieder so fest habe, wie ich ihn hatte. Ja, man erlebt es häufig, daß nach solchem ersten Rückfall die Widerstandskraft überhaupt erlahmt. Und Sie, Herr Referendar, tragen die Schuld. Ja, wenn ich mich Ihrer in meinem Hause über Müffelmann geäußerten Ansicht erinnere, so kann ich mich des Verdachtes nicht entschlagen, als hätten Sie sich einen speziellen Sport daraus gemacht, mir zu beweisen, daß der alte Mann noch weiter trinkt. Und da, Herr Referendar, hört meine Nachgiebigkeit auf. Ich habe kein Recht, Ihnen für Ihre Person etwas zu sagen — aber es geht nicht, daß Sie aus Sport zerstören, was ich in gewiß edler Absicht seit Jahren aufgebaut habe!“

Peter Körner hatte mehrfach unterbrechen wollen. Doch der Rat war im Schwunge — er machte dann nur seine Handbewegung von oben nach unten.

Erst jetzt konnte Peter antworten. Wie die Vorwürfe ihn ganz zu unrecht träfen. Er erzählte den Verlauf des Festes. Er hätte gar nicht gewußt, daß Müffelmann anwesend sein würde, hätte ihn auch weder genötigt, noch sonst Rücksicht auf ihn genommen. Aber man könne doch nicht verlangen, daß zwanzig Leute aus Rücksicht auf einen Abstinenzler keine Bowle trinken sollten.

Es schien, als ob der Rat im Herzensgrunde doch dieser Ansicht sei. Er rückte an seiner Brille, räusperte sich, sagte: „Nun ja ... nun ja,“ fand aber nichts, wo er einhaken konnte.

Zögernd gestand er schließlich zu, daß sein Verdacht, der Herr Referendar hätte absichtlich seinen Bestrebungen entgegengearbeitet, unberechtigt sei. „Und das freut mich, wenn auch Müffelmann ...“

Er hatte wieder die Handbewegung von oben nach unten. „Das Unglück ist mal geschehen. Daran läßt sich leider nichts ändern.“

Er nahm das Kinn in die Hand und knetete daran herum.

„Und noch eins, mein werter Herr Referendar. Es geht mich ja nur indirekt an ... aber ... hm ... erlauben Sie mir zu sagen, daß es mich überhaupt ein wenig gewundert hat, daß Sie an diesem Kegelfest teilnahmen.“

„Ich bitte sehr,“ unterbrach er sich, als Peter dazwischenreden wollte, „da ist ja durchaus keine Erklärung nötig. Jeder wählt den Verkehr nach seinem Geschmack. Ich meine nur, daß in einer kleinen Stadt, wie die unsere es einmal ist, vieles auffällt, was etwa in Berlin gleichgültig läßt. Ich bitte mir zu glauben, daß ich die Herrschaften, die dort bei dem Feste vereinigt waren, sämtlich sehr hoch schätze, aber es ist nun einmal eine derartige Vermischung der verschiedenen Volkskreise hier nicht üblich. Deshalb erregt sie ein verhältnismäßig großes Aufsehen, und das alles wirkt doch wieder auf das Ansehen der Beamten zurück. Es geht nun mal nicht gut, daß ein Herr Referendar mit dem Gerichtsdiener an derselben Kneiptafel sitzt. Wenigstens hier

nicht. Man mag das vielleicht bedauern, aber man muß mit den tatsächlichen Verhältnissen rechnen. Jede Stadt und jeder Stand hat ungeschriebene Gesetze, die fast noch strenger respektiert werden müssen, als die geschriebenen. Ich bitte noch einmal, Herr Referendar, mir darauf nicht zu antworten. Sie sind für die Kleinstadt nicht geboren; Sie sind Großstädter. Das erklärt viel. Ich glaube auch nicht, daß Sie selbst sich hier wohl fühlen werden. Ich begreife das. Unser kleines Städtchen ist nichts für Sie — hab' ich recht?“

Er lächelte ein wenig.

„Ich bin ganz der Ansicht des Herrn Rats!“

„Das ist fast mehr als ich verlangen kann, mein werter Herr Referendar — und nicht wahr, Sie mißverstehen mich nicht, und was hier gesprochen ward, bleibt unter uns!“

Händedruck — Verbeugung — da stand Peter Körner vor der Tür.

Er ging zum Mittagessen zu Nettchen Bötzow, er ging nach Hause, ging nachmittags noch einmal aufs Bureau — und ärgerte sich bei alledem schmählich.

Zwar schimpfte er für sich auch jetzt „Hochnäsige Bande,“ zwar fühlte er, wie die Fäden, die ihn an Ju knüpften, die seit dem Kegelfest so gelockert waren, sich nun in der Opposition gegen die Beamtensippe wieder fester zogen — aber was ihn am meisten wurmte, war doch dies, daß er selbst vielem, was der Rat gesagt hatte, beipflichten mußte. Seine Opposition war nicht mehr so freudig, so ungebrochen.

Früher hatte er gedacht: ‚Nun gerade! Nun gehe ich um so mehr nach der andern Seite!‘ Buttche hätte das etwa mit den Worten ausgedrückt: ‚sich aus exklusivem Kastengeist und steifem Hochmut zu der biederen Menschlichkeit und an das goldene Herz des Volkes retten.‘

Aber in der „biederen Menschlichkeit“ hatte Peter Körner doch auch ein Haar gefunden. Er paßte auch in diese Kreise nicht, in denen Klempnermeister Böhm, Paul Fischer und Fleischermeister Frentz blühten.

Immerhin war sein Trotz noch stark genug, ihn nach der rätlichen Vorlesung auf das andere Lager zuzutreiben. Er dachte zum erstenmal wieder mit heller Freude oder wenigstens einer gewissen Genugtuung an Ju. Er redete sich vor, daß das Fest in Barkow doch eigentlich ganz nett gewesen sei, daß er in manchem nur zu empfindlich wäre, daß Ju doch trotz der Umgebung eben seine Ju bleibe, mit der er so fröhlich gewandert sei. Er erzählte sich das in dem heimlichen Groll gegen den Rat solange vor, bis er selbst es wieder glaubte.

Dabei rauchte er eine Zigarre nach der anderen, sah in den regnerischen Tag hinaus, streichelte Satan und war sich im übrigen darüber klar, daß er Rechtsanwalt werden wollte.

Seine Großkirchener Tage waren sowieso gezählt — er hatte den Rat gut verstanden. Aber nun wollte er sie sich auch nicht mehr verbittern lassen. Morgen ging er wieder zu Ju! Er hatte sie ja doch lieb. Und wie sehr das gute Mädel an ihm hing! Rührend — wirklich! Vielleicht war sie doch die richtige Frau für ihn. Mein Gott, die Familie heiratete man ja nicht mit! Und das Gesicht des Amtsgerichtsrates, wenn er die Anzeige bekam —!

Er lachte, stand auf und trat ans Fenster.

Er trat sofort wieder zurück.

In der frühen Dämmerung des Regentages ging draußen unter einem breiten Schirm eine dunkle Gestalt auf und ab.

Peter zog die grünen Stores vor. So konnte er selbst von draußen nicht erblickt werden. Halb verwundert, halb verstimmt beobachtete er den einsamen Wandrer. Es war Zühlke junior, mit dem traurig ergebenen Gesicht. Er marschierte stets an drei Häusern vorbei und kehrte dann um. Das linke und rechte Nebenhaus nahm er noch mit.

Plötzlich stutzte er. Es mochte ihm aufgefallen sein, daß vor Peters Fenster mit einem Male die Stores vorgezogen waren. Als ob er mit einem Entschlusse ringe, blieb er stehen. Dann klappte er seinen Regenschirm zusammen und schritt ins Haus.

Bald darauf trat er über die Schwelle des Arbeitszimmers. Er hatte Hut und Schirm mit hineingebracht. Wie er den einen in der linken, den andern in der rechten Hand hielt und so an der Schwelle stand, während er mit unsicherer Stimme fragte, ob er den Herrn Referendar in einer Angelegenheit sprechen könne, nahm er sich recht unglücklich aus.

Aus unserer Studienmappe:

Temperastudie zu dem Gemälde „Urzeit“ für das Hamburger Rathaus von Prof. Hugo Vogel-Berlin.

„Bitte," erwiderte Peter Körner. „Ich werde gleich Licht machen — heut verdammt früh dunkel!"

Es kam auch von den vorgezogenen Stores.

„O, ich ... ich," stotterte der Stadtsekretär ... „wenn der Herr Referendar mir einen Gefallen tun wollen, dann bitte ich kein Licht anzustecken."

Erstaunt drehte sich Peter, der eben nach der Lampe klingeln wollte, um.

„Wie Sie wünschen. Aber wollen Sie sich nicht setzen?"

„Ich stehe lieber."

„Na, dann legen Sie wenigstens Hut und Schirm ab!" Er mußte fast lachen. Unten von der Schirmspitze tropfte das Wasser. Man hörte es in dem Halbdunkel mehr, als man es sah. Es mußte sich auf dem Fußboden schon eine kleine Lache gebildet haben.

„Wollen Sie rauchen? Nein? Dann bitte, Herr Stadtsekretär, schießen Sie los. Es wird Sie nicht stören, daß ich mir 'ne Zigarre anstecke."

Er setzte sich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch. Auf dem Kanapee, den Kopf erhoben, die Vorderfüße lang ausgestreckt, lag Satan. Etwa in der Mitte des Zimmers stand Gustav Zühlke.

„Ich komme diesmal nicht in einer geschäftlichen Angelegenheit, Herr Referendar. Etwas ganz Persönliches führt mich zu Ihnen. Es wird ... mir schwer, darüber zu reden. Ich habe ... auch lange gezögert. Seit Sonntag war ich schon mehrere Male auf dem Wege zu Ihnen. Aber ... aber ..."

Er zerrte verlegen an der linken Manschette. Er zitterte in verhaltner Erregung.

„Ich komme wegen Jule Fischer," sprach er dann leise.

Lastendes Schweigen und Dämmerung. Satan, als ob ihm das nicht gefiele, knurrte leise. Gustav Zühlke starrte vor sich hin auf den Teppich. Er atmete nicht einmal.

Peter war still geblieben. So was ähnliches hatte er sich ja gleich gedacht. Er hatte die Worte auf der Zunge: ‚Ich wüßte nicht, Herr Stadtsekretär, weshalb ich mich darüber mit Ihnen unterhalten sollte — —', aber als er die traurige Gestalt mit gesenktem Haupte da stehen sah, blies er ein paar stärkere Rauchwolken in die Höhe: „Und —?"

Ein tiefer Atemzug.

„Ich danke Ihnen, Herr Referendar. Ich hatte Furcht, Sie würden mich gar nicht anhören. Und ich möchte nur sagen ... nur sagen ...

„Nämlich Jule Fischer und ich kennen uns doch schon von klein an. Wir haben doch zusammen gespielt. Und die Familien sind doch befreundet. Und das stand schon seit Jahr und Tag fest, daß wir beide mal ein Paar werden. Als die Jule noch 'n Zopf hatte und erst halb lang ging, hat mein Vater sie schon immer ‚Schwiegertochter' genannt. Später ist sie dann so schön geworden, und weil ihr alle nachgelaufen sind, besonders die Referendare, hat sie sich wohl was Besseres gedünkt. Vielleicht war's auch was andres. Ich hab' sie jedes Jahr lieber gewonnen. Aber wenn ich gekommen bin, hat sie immer nur den Kopf geschüttelt. ‚Ich bin noch zu jung', hieß es heut; ‚kannst Du denn gar nicht warten?', hieß es das nächste Mal.

„Da haben wir beide gewartet. Ich auf sie; und sie ... Gott weiß, worauf. Wohl auf etwas, das ich ihr nicht geben kann. Ich bin ein ruhiger Mensch. Ich hab' nur den einen Wunsch, ein stilles und glückliches Heim zu haben mit Jule als meiner Frau. Die ganze Stadt hat mich ausgelacht — ich hab' gewartet. Das Warten hab' ich gelernt. Schon auf dem Gymnasium. Als Sohn vom Pedell, mit Freischule, da muß man alle anderen voranlassen. Sonst wird man gleich geduckt. Sie können sich das nicht so denken, Herr Referendar, und ich erzähl' es auch bloß, weil es nun einmal dazu gehört. Bis Sie hierher kamen, war auch alles noch gut. Ich hab' eben gewartet. Und ich hab' gesehen, daß Jule auch sonst nicht gefunden hat, was sie vielleicht suchte. Aber seit Sie da sind —"

Er trat von einem Fuß auf den anderen. Er hob zum erstenmal den Kopf, den er bisher hartnäckig gesenkt hatte. Seine Augen, in denen der Gram saß, gingen durchs Dunkel nach dem Fleckchen, wo die Zigarre leuchtete.

„Nun ist alles wie verwandelt. Weil Jule ... nun gefunden hat. Weil sie Sie doch lieb hat. Und weil Sie ... weil Sie wohl mit ihr einig sind."

Es war undeutlich. Es war mehr gemurmelt.

„Woher haben Sie eigentlich Ihre Wissenschaft, Herr Stadtsekretär?" fragte Peter nach einer Pause.

„Aber Herr Referendar —! Ich war doch in Barkow. Ich brauch' doch nicht erst zu fragen. Ich lese ja der Jule alles vom Gesicht. Und es weiß doch ... jedes Kind."

Ein kurzes Lachen. „Bitte — weiter!"

Der andere strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Es ist doch nicht mehr viel zu sagen. Verzeihen Sie, daß ich mich da neben Sie stelle: wir beide haben .. das Mädchen ... lieb. Was erwartet sie durch Sie? Vielleicht, daß ein Augenblicksglück noch Wochen oder Monate hingezögert wird. Daß dann der Abschied noch schwerer wird, daß Sie das Mädchen ganz zerbrochen zurücklassen. Sie ist ja leicht eitel, die Jule, sie wollte immer hoch hinaus. Sie wird sich nach Ihnen richten und wird in den Verhältnissen, in denen sie lebt, bald ganz unglücklich sein. Sie ist es schon. Seit dem Kegelfest weiß ich das. Aber eine kurze Hoffnung kann sie vielleicht verwinden. Wenn das jedoch länger währt, wenn sie sich noch Monate nach Ihnen richtet und alles mit Ihren Augen ansieht, dann ist sie schließlich ganz für solch Leben, wie sie es doch wird führen müssen, verloren. Die Enttäuschung wird dann zu groß sein. Sie wird bitter werden, verbittern. Und unglücklich sein fürs ganze Leben. Ich kann ihr nicht bieten, was sie bei Ihnen finden würde: weder die Stellung, noch die Bildung, noch die Wohlhabenheit. Ich bin ein kleiner Beamter. Und dann wird sie als meine Frau unzufrieden sein und unglücklich.

„Denn einst, Herr Referendar, wird sie ja doch meine Frau. Das weiß ich. Und darauf werde ich warten, ob noch zehn Jahre vergehen."

Er sagte das ganz ohne Pathos. Aber mit unerschütterlicher Bestimmtheit. Er konnte an seinen Gott nicht fester glauben, als daran.

Peter lachte auch nicht. Er lächelte nicht einmal. Er fühlte, wie dieser felsenfeste Glaube Eindruck auf ihn machte. Wie er bezwang. Also Frau Stadtsekretär Zühlke, dachte er — seine Ju! Der Mann vor ihm würde sie in den Armen halten ...

Sein Herz rebellierte. Eifersucht packte ihn bei dem Gedanken. Im Augenblick kam ihm Ju so schön, so begehrenswert vor wie niemals. Auch der Gedanke an Buttche durchzuckte ihn. Was mußte das für ein Geschöpf sein, um das so viele rangen! Und wenn er wollte — nur die Arme brauchte er auszustrecken — und sie war sein!

Da lächelte er doch. Etwas überlegen.

„Wie sicher Sie sind!"

„Sehr sicher, Herr Referendar. Das kann keiner verhindern. Auch Sie nicht. Ob Sie jetzt von ihr ablassen, ob später — einmal wird es sein. Und dann —"

Er hob den Kopf wieder.

„Heiraten werden Sie sie ja doch nicht. Das ist ja ausgeschlossen."

‚Aber Du!' dachte Peter. Er sah das schöne Geschöpf vor sich — jetzt ganz die Ju der wundervollen Wanderung. Die Ju, die wie ein Kind sich an dem Schrittmesser freute, die selig lachte, die ihn küßte, die ihn kämmte, die ihn liebte. Und diese Ju preisgeben diesem Trauerkloß von Stadtsekretär ...

„Erlauben Sie mal ... Sie disponieren ein wenig zu bestimmt. Wer sagt Ihnen denn, daß ich ... ich das junge Mädchen nicht heirate?"

Gustav Zühlke fuhr zurück. Sein Atem wurde schwer. Er sprach lange nicht.

„Ich verstehe nicht," sagte er dann mit belegter Stimme. Und gleich darauf:

„Warum scherzen Sie so?"

Dem Referendar waren die eigenen Worte fast schon leid.

„Ich scherze durchaus nicht," erwiderte er leichthin. „Ich setze nur einen Fall, der doch ebenso gut möglich ist wie jeder andere."

Wieder Schweigen. Wie grünes Glas leuchteten durch die Finsternis, die jetzt alles deckte, die Augen der Dogge.

„Nein," stieß der Stadtsekretär dann hervor, „das ist nicht möglich. Das ist ... nicht möglich!"

In dem stillen Menschen schien alles in Aufruhr zu sein. Er bezwang sich, um ruhiger reden zu können.

„Das wäre kein Glück. Auch wenn ich nicht an mich dächte. Jule gehört zu uns, in unsre Kreise, ob sie auch jetzt 'rausdrängt. Es wäre nicht gut ... für beide nicht. Auch nicht für den Herrn Referendar."

„Meinen Sie? Na, Verehrtester, da ist doch wohl der Wunsch der Vater des Gedankens.“

Gustav Zühlke schüttelte den Kopf.

„Wir sind Kleinstädter,“ antwortete er. „Wir sind nicht so leicht wie die Großstädter. Da sind Klüfte, über die kann keiner 'rüber. Sie nicht, und Jule auch nicht. In der ersten heißen Liebe — ja. Aber wenn das tägliche Leben kommt und die Geselligkeit, und wenn jeder wieder zurückkehrt in den Zustand, in dem er vorher war — bevor er den andern kennen gelernt hat — — dann sind auch die Klüfte wieder da. Es wäre nicht gut. Jule bleibt doch immer die Tochter von Paul Fischer. Darüber kommt keiner weg.“

„Sie scheinen viel fertige Meinungen zu haben, Herr Stadtsekretär.“

„O, Herr Referendar,“ sprach er ruhig, „ich hab' jeden Fall, der denkbar ist, hundertmal durchgedacht. Ich hab' ja viele Jahre Zeit dazu gehabt.“

Die Worte beschämten Peter Körner etwas. Er erhob sich und drückte die Zigarre im Aschenbecher aus.

„Also zusammengefaßt: Sie kamen zu mir, um mich zu bewegen, daß ich Fräulein Fischer den Rücken kehre, damit sie bald Ihre Frau wird. Nicht?“

„Nein,“ erwiderte Gustav Zühlke. „Ich habe dem Herrn Referendar doch gesagt: Einmal wird Jule Fischer meine Frau sowieso. Denn einmal lassen Sie, dacht' ich, doch von ihr ab, ohne daß ich darum bitte. Und bitten wollte ich nur, daß Sie es dann bald tun, so lange es noch Zeit ist. Je länger die Jule hofft, um so schlimmer ist es doch später für sie. Sie nehmen ihr den Kreis, in dem sie aufgewachsen ist, und geben ihr dann doch nichts anderes dafür. So wird sie schließlich gar nichts haben. Nicht zu uns gehören, nicht zu Ihnen. Und da sie doch zu uns zurück muß, wird sie viel leiden müssen.“

Er schwieg.

„Ich kann das nicht so klar machen.“

„Ich verstehe schon,“ sagte Peter. „Sie meinen: je eher ich Schluß mache, um so besser ist es für Fräulein Fischer.“

„Ja, aber das kommt ja nur dann in Betracht, wenn der Schluß sowieso einmal käme. Wenn aber der Herr Referendar wirklich an eine Heirat denken —“

„Ich denke an gar nichts,“ unterbrach Peter abwehrend. „Weiß der Teufel, hier in diesem Großkirchen hängen sich gleich immer Zentnergewichte an alles. Es ist gar nicht zu glauben, wie viele Leute einem mit Ratschlägen, Predigten und Ermahnungen zusetzen. Pardon, Herr Stadtsekretär, das geht nicht auf Sie. Ich kann Ihnen gar nichts antworten. Ich weiß selber noch nicht wie und was. Vielleicht rutsche ich in Kürze sowieso von hier ab. Vielleicht —

„Aber selbst über die Vielleichts kann ich noch nichts sagen. Ich glaube Ihnen, daß Ihnen das Herz schwer ist. Wenn ich das nicht wüßte, hätt' ich dieses Gespräch nicht geduldet. Und nur eins kann ich versichern: was auch kommen mag, ich werde nie ganz vergessen, daß Sie warten und leiden.“

„Ich danke Ihnen,“ antwortete Gustav Zühlke. Wie einer von denen, die nicht Adieu sagen können, stand er unschlüssig da. Dann verbeugte er sich und tastete sich nach der Tür.

Mit zwiespältigen Empfindungen ging der Referendar noch lange in dem dunklen Zimmer auf und ab. Bis eine der „kindlichen“ Töchter von Frau Feldwebel Neugebauer die Lampe brachte und einen Brief.

Peter Körner las diesen Brief zweimal.

Langsam stieg die Röte in sein Gesicht.

„Unverschämtheit!“

Und wütend zerknüllte er ihn und warf ihn in den Papierkorb.

Nach wenigen Augenblicken holte er ihn wieder hervor. Er erinnerte sich, daß seine Wirtin sehr neugierig war. Und er zerriß ihn in tausend kleine Stücke, so daß man nichts mehr lesen konnte. Nur auf einem Couvertstückchen sah man den Namen „Paul Fischer“.

XIII.

„Ich komm' mir vor wie 'ne Maschine, die immer lustig über blanke Geleise gedampft ist und die plötzlich merkt, daß es stuckert —“

Peter Körner mußte an diese Worte denken, die er in der kleinen verräucherten Kneipe zu Buttche gesagt hatte.

Es stuckerte jetzt unerträglich. Er fühlte sich unsicher, und mit der Sicherheit war seine Fröhlichkeit davongelaufen. Niemals noch war er so mit sich selbst zerfallen gewesen, so uneins, so unlustig. Jule Fischer

— ihre Eltern — Zühlke — Buttche — alle schienen an ihm zu zerren und wollten ihm den Kopf verdrehen. Dann tauchte der Rat auf mit goldener Brille, Inge Westerhausens kühles Gesicht. Und ihm war, als risse ihn jeder nach einer anderen Seite. Er wurde nervös und mißgestimmt. Er prügelte Satan aus einem geringfügigen Grunde oft windelweich, und nachher kränkte ihn auch das, und er liebkoste ihn stürmisch.

Wenn er durch die Stadt ging, fühlte er ein Prickeln in den Fingern, als müßte er den Stock fester fassen und damit in die Spiegel schlagen — in die „Spione“, die im Sonnenlicht höhnisch blitzten. Wieder war es ihm, als ob sie ihn anstarrten wie forschende, neugierige, grausame Augen: Wohin gehst Du? Was tust Du? Woran denkst Du?

Und er ärgerte sich, wenn Klempner Böhm oder Joseph Schramke oder Kolonialwarenhändler Gemeinhart ihn auf der Straße mit vertraulichem Lächeln grüßten. Dann preßte er die Lippen zusammen. Der Karren war verfahren. Verfahren durch seine eigne Schuld. Und wie es auch mit Ju und ihm wurde — aus der Stadt mußte er fort. Dieses Großkirchen ward ihm zur Qual.

Am meisten jedoch hatte ihn das Einladungsschreiben des Zigarrenhändlers geärgert. Erst nur als eine Taktlosigkeit. Der halb devote, halb vertrauliche Ton widerte ihn an.

Und dann plötzlich war das Mißtrauen gekommen. Aus den Zeilen stieg das lächelnde Gesicht des alten Fuchses. Der alte Fuchs stellte Fallen. Was hatte der Mann für einen Grund zu dieser Einladung, wenn nicht den, ihn fester an die Familie und die schöne Tochter zu binden?

Zornig schritt er auf und ab. Als hätte ihn etwas Niedriges und Schleimiges berührt. Und wo das Mißtrauen einmal geweckt war, zog es immer weitere Kreise.

Wer konnte wissen, ob die schöne Tochter nicht im Bunde war? Ob er nicht regelrecht gestellt werden sollte?

Sein Herz wehrte sich gegen den Gedanken. Ju hatte ihn doch auch beim Kegelfest nicht haben wollen. Sie stand dieser zweiten Einladung gewiß ebenso fern wie der ersten.

Aber von dem Zorn, den er gegen den Alten nährte, fiel ein Schatten auch auf die Tochter . . . ein halber Verdacht.

Ja, vielleicht war es sogar ein schlau abgekarteter Schachzug, daß Zühlke zu ihm kam.

Der Stadtsekretär selbst — der war ehrlich — natürlich! Aber er konnte unbewußt ein Werkzeug sein in der Hand des Alten. Wenn der Zigarrenhändler ihn auf die Seite genommen hatte: so und so stehen die Aktien, zwischen Jule und dem Referendar schwebt etwas, Du tust mir leid, versuche, diesen Herrn Körner zum Verzicht zu bringen — — dann wäre Zühlke in die Falle gegangen, und wenn er Jus Vater von der Unterredung Kenntnis gab, wußte der genau, wie der Wind wehte. Und er, Peter Körner, war nach allen Regeln der Kunst „ausgeholt“ worden!

Er schalt sich selbst, daß er sich solch Zeug einbilde. Aber immer wieder kam er darauf zurück. Und er legte sich hundert Harmlosigkeiten so zurecht, daß sie seinen Verdacht stützen konnten.

Aus diesen Stimmungen heraus schrieb er zwei Briefe. Der eine war eine ebenso höfliche wie entschiedene Ablehnung der Einladung. Damit der alte Fischer nicht wieder den Trick anwenden konnte, die Fête zu verschieben, war in dem Schreiben ausdrücklich gesagt, daß bei der voraussichtlich nur noch kurzen Dauer seines hiesigen Aufenthaltes und der dadurch hervorgerufenen Überhäufung mit Geschäften er, Peter, sich die Annahme jedweder Einladung zu seinem größten Bedauern versagen müsse.

„Es ist deutlich!“ murmelte er, als er das Couvert schloß.

Das zweite Schriftstück war umfangreicher. Es war das Gesuch an den Kammergerichtspräsidenten in Berlin, ihn einem anderen Amtsgericht baldmöglichst zu überweisen. Gründe, die plausibel schienen, waren bald gefunden. Die Hauptsache war, daß der Amtsgerichtsrat, der das Gesuch an die obere Instanz weiterzugeben hatte, es befürwortete.

Und daran ließ sich nicht zweifeln. Der Chef würde froh sein, ihn loszuwerden.

„Ich verstehe Sie und will mein Möglichstes tun, Herr Kollege,“ sagte der Rat liebenswürdig, als er das Gesuch empfing.

‚Sogar Kollege!‘ dachte Peter. Aber es ward ihm freier, und er atmete tief. Als wäre sie ihm plötzlich fern gerückt und fremd,

sah er die Stadt jetzt an, seit er wußte, daß er sie in wenigen Wochen verlassen würde.

Den kleinen Laden betrat er nicht mehr. Er kaufte seine Zigarren anderswo. Es sollte sich alles erst setzen!

Und als eines Abends der nackte Trompeter von drüben wieder seine sehnsüchtigen Weisen zu blasen begann, schloß er fast heftig Tür und Fenster. Als ob der da drüben auch mit von dem Komplott der „Fischer“ sei, die ihn fangen wollten. —

In Jus Familie herrschte während dieser Tage Gewitterstimmung. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel hatte der Absagebrief des Referendars die beiden Alten getroffen. Sie konnten es erst nicht fassen; sie hatten sich so fest in ihre kühnen Hoffnungen eingelebt, sie waren so fest davon überzeugt gewesen, daß sie alles aufs feinste eingefädelt hatten, daß der jähe Zusammenbruch ihrer Pläne sie im ersten Moment noch mehr erstaunte, als schmerzte.

Dann erst kam die Wut. Der Zigarrenhändler biß die Zähne zusammen; er hatte dieselbe senkrechte Trotzfalte wie seine Tochter. Frau Fischer, geborene Meyer, schimpfte wie ein Rohrspatz. Was sich der freche Mensch einbilde! Ihr Kind wäre viel zu gut für ihn! Um so besser — so könne man die Ente allein essen!

Ihr Mann brummte nur. Man sah, wie die Sache ihn wurmte.

„Schick' ihm die Ente zurück,“ sagte er grollend.

„Einpökeln kann er sie sich!“ schrie seine Frau. Aber als ihr Gatte nachmittags wieder ins Geschäft gegangen war, überlegte sie ruhiger. Wenn der Schwiegersohn flöten ging — warum sollte man ihm noch den guten Braten nachschmeißen?

Ju bekam ihre Eltern wenig zu Gesicht. Selbst mittags aß sie allein, da sie ja, wenn die Alten speisten, den Vater im Geschäft vertreten mußte. Nur das Abendbrot ward gemeinsam eingenommen.

„Ruf' mir Jule,“ sagte der alte Fischer, als er abends nach Hause kam.

Bald stand sie mit dem kalten, abwartenden Gesicht, das sie seit der jüngsten Szene für die Eltern hatte, vor ihm.

„Warst Du in der letzten Zeit mit dem Referendar zusammen?“

Sie blickte ihn groß an.

„Interessiert Dich das so?“

„Ich will wissen, ob Du mit ihm zusammenwarst! Antwort' oder —“

Sie lachte kurz. „Hat er sich für die Einladung bedankt?“ fragte sie höhnisch.

„Weibsbild!“ schrie der Alte. „Niemand anders als Du steckt dahinter! Du hast ihn gebeten, er soll nicht kommen! Du hast ihm gesagt, er soll ablehnen.“

Sie zuckte die Achseln.

„Aufdringlichkeiten wehrt er selber ab. Da braucht er meinen Rat nicht. Übrigens kannst Du Dich beruhigen — ich hab' ihn ewig nicht gesprochen.“

Damit drehte sie ihrem Vater den Rücken.

Er war verdutzt. Er hatte sich am Nachmittag noch einmal alles überlegt und war zu dem Schlusse gekommen, niemand anders als Jule, die schon die Absendung des Briefes hatte verhindern wollen, hätte ihm den schönen Plan verdorben.

Also nicht — also war die Ablehnung aus eigenster Initiative des Referendars erfolgt!

Die Wut, die er bislang gegen die Tochter gehegt hatte, wandte sich nun gegen Peter Körner.

„Ich verbiete Dir, mit ihm zu verkehren,“ brüllte er ihr nach. „Ich schlag' Dich halb tot, wenn ich Dich mit dem Lumpen zusammen treffe! Ich schmeiß' ihn 'raus, wenn er noch mal wagt, meinen Laden zu betreten!“

Jule stand schon halb in der Tür. Sie wandte nur den Kopf. Die Augen, von den Lidern halb verdeckt, blickten verächtlich auf den Wütenden.

„Du brauchst keine Furcht zu haben,“ erwiderte sie. „Er wird nicht wiederkommen. Du und die Mutter — Ihr habt ihn gründlich kuriert!“

„Ich verbiete Dir —“ schrie er.

Da hob sie die vollen Schultern ein wenig und ging aus der Tür.

Er wird nicht wiederkommen —!

Es war ihr so über die Lippen getreten. Nicht wiederkommen zu Euch, hatte sie gemeint; nicht in Euren Kegelklub, nicht in unsere Wohnung, nicht zu all den gleichgültigen Menschen!

Während der ganzen Zeit hatte sie sich in einen immer schärferen Gegensatz gestellt zu ihrer Umgebung. Wenn sie trostlos dagelegen hatte, brachte ihr nur der eine Ge-

danke Erleichterung: daß sie ihm sagen wollte, wie fern sie allen denen stünde, die ihn verletzten.

Und immer wieder im Innern ihres Herzens der Schrei: ‚All die Leute — ich hasse sie wie Du! All der Ekel — ich fühl' ihn wie Du! Reiß mich da heraus, hab' Erbarmen mit mir, nimm mich mit, laß mich frei atmen mit Dir, laß mich mit Dir allein sein, stoß mich nicht weg um der andern willen!‘

Nur ein einziges Mal ihm das sagen können! Und sie wollte es, wenn sie ihn selbst um eine Unterredung bitten müßte!

Es war, als könne sie ihn halten, wenn sie sich ganz und in allem neben ihn stellte.

Es konnte ja noch nicht aus sein. Er konnte nicht so von ihr gehen! Einmal mußte er ja wieder vor sie hintreten. Und dann war es Zeit.

So gingen ihr die Tage. Wenn die Sonne sie weckte, dachte sie: heut wird er kommen! Wenn die Sonne sank: morgen bestimmt! Zwei Wochen waren nun so verronnen — nur einmal, von weitem, hatte sie ihn auf der Straße gesehen.

Und wenn er nun doch nicht kam?

‚Dann laufe ich zu ihm,‘ dachte sie. ‚Dann laufe ich in seine Wohnung: Hör' mich an!‘

Aber auch Peter ertrug diesen Zustand des Hangens nicht. Alles war besser, als dieses Nicht aus- noch ein-Wissen. Es widersprach so sehr seiner Natur, die gewöhnt war, in Klarheit zu leben. Es mußte eine Entscheidung fallen — so oder so!

Dazu mußte er Jule wiedersehen.

Und zwei Möglichkeiten gab es doch nur: entweder die Wochen, in denen sie sich nicht gesehen, hatten eine noch größere Entfremdung zwischen ihnen herbeigeführt. Das Störende, was in ihre Liebe getreten, war noch gewachsen — dann war eben das Ende da!

Oder das Gefühl war stärker als alles andere, und sie sprachen sich aus, sie fanden sich noch fester wieder. Auch dann war klare Bahn.

Er wollte ihr nichts verhehlen. Nicht, daß er ihre Eltern und ihre Umgebung lieber aus der Ferne, als in der Nähe genieße; nicht, welcher Verdacht ihm aufgestiegen wäre, wie viel Mißtrauen vieles ihm erregt hätte. Rücksichtslose Klarheit — nur sie konnte vorwärtsbringen.

Es war also nötig, Jule um die Unterredung zu bitten.

Als er diesen Entschluß gefaßt hatte, wurde er beinahe fröhlich. Er fühlte damit wieder Grund unter den Füßen.

Und noch an demselben Tage ging er nach der Zietenstraße. Er wartete, bis der Alte den Laden verlassen hatte — um alles in der Welt hätte er nicht mit ihm zusammentreffen mögen.

Jule war auch heut, als ob sie ihn erwartet hätte, im weißen Kleid. Die vielen Gedanken, die halb durchwachten Nächte, Kummer und Zweifel, die an ihr zehrten, hatten ihr Gesicht schmaler werden lassen. Es sah feiner aus als früher. Fast betroffen starrte Peter sie an.

„Wir haben uns lange nicht gesehn,“ sagte er dann, fast verlegen.

Sie nickte. „Sehr lange nicht.“

„Und ... ich dächte, wir müßten uns einmal aussprechen. Über alles.“

„Das müßten wir,“ sagte sie. Plötzlich ward sie lebhafter: „Ja, das müßten wir!“

Sie hatte den raschen und starken Augenaufschlag von früher, der verwirrte. Zum erstenmal blickten sie sich wieder voll an.

Nicht lange. Alle beide waren unfrei voreinander und senkten die Blicke.

Er fühlte, wie diese Unfreiheit ihn beengte.

Wann sie Zeit habe, fragte er hastig. Morgen? Übermorgen?

Und in derselben Beklommenheit wie er antwortete sie. Morgen ginge es nicht, aber übermorgen ...

„Gut. Das wäre Freitag. Und wo?“

„Freitag?“ Über ihr Gesicht lief langsam die Röte.

„Verzeih,“ sprach sie, „Freitag ... kann ich auch nicht. Sonnabend erst.“

Einen Moment war es ihm, als springe ein Reifen, der sich um sein Herz gelegt. Freitag konnte sie nicht. Weshalb? Es war der Unglückstag. Und diese Klein-Mädchen-Dummheit, diese abergläubische Scheu rührte ihn. Seine Stimme ward wärmer.

Sie machten aus, daß sie sich Sonnabend nachmittag an dem Kreuzweg wie das vorige Mal treffen wollten.

Als Peter den Laden verlassen hatte, ging Ju langsam in den kleinen Nebenraum zurück.

‚Also Sonnabend,‘ dachte sie.

Und plötzlich hob sie die Arme und dehnte sich und führte die Hände zusammen und preßte die Lippen darauf:

„Lieber ... lieber Gott!“

Ein Flehen voll inbrünstiger Kraft, die den Körper selbst erzittern ließ. —

Als der Sonnabend kam, stand sie vor dem Spinde, in dem ihre Garderobe hing. Als wäre es selbstverständlich, hatte sie das weiße Kleid, das sie auf dem großen Spaziergang getragen, auch jetzt herausgelegt, dazu das Korallenkettchen.

Aber plötzlich wurde sie unschlüssig. Der Himmel war verhangen, Wolken trieben, nur der Wind ließ es nicht zum Regnen kommen.

Doch das Wetter hätte sie nicht gestört. Aber quälend überfiel sie der Gedanke, daß, wenn sie das weiße Kleid und das Kettchen anlege, es aussehen könne, als ob sie ihn dadurch zurückerobern wolle.

Und sie nahm den Staat vom Bett fort, wo sie ihn ausgebreitet hatte, und zog das blaue Tuchkleid an mit den matt glänzenden goldenen Knöpfchen. Es schloß eng um ihre Gestalt.

So machte sie sich auf den Weg.

Auch diesmal war Peter Körner vor ihr da. Er hatte Satan zu Hause gelassen; er setzte sich wieder auf den Grenzstein, der die Nummer des Jagens trug. Aber über den Wipfeln lag die goldene Sonne heute nicht, der Himmel war nicht ungeheuer weit und blau, und auch Bussarde kreisten nicht in der Höhe. Fast ernst und düster flohen graue Wolken, und wenn der Wind durch die Zweige fuhr, ächzten die Kiefern und schüttelten die Häupter wie in schwerer Trauer.

Als er Ju kommen sah, sprang er auf. Er wollte recht herzlich sein, er wollte ihr und sich selbst die Aussprache erleichtern. Er lief ihr fast entgegen — wenn auch nicht so stürmisch wie damals.

Doch als er ganz nahe war, stutzte er; sein Schritt stockte.

Er sah sie in dem fremden Kleide, das sie fremder erscheinen ließ. In ihrem Gesicht war ein ängstlich gespannter Ausdruck, den er nicht an ihr kannte. Es war nicht die Ju, die er selig das vorige Mal fast an gleicher Stelle geküßt hatte.

Das hielt ihn zurück und verwirrte ihn. Und es war befremdlich und abgebrochen, daß er, nachdem er so rasch auf sie zugegangen war, nun plötzlich stockte, und jede vorwärtsstrebende Bewegung erstarrte. Er hatte sie fassen und umfangen wollen, und statt dessen reichte er ihr, als er vor ihr stand, nur die Hand.

„Danke. Wie gut, daß Du gekommen bist!“

Sie hatte jäh und stark empfunden, wie ein Vollgefühl im letzten Augenblick zurückgedämmt und zersplittert worden war. Aber sie dachte nicht an das Kleid und die Äußerlichkeiten, die ihn fremd berührten. Sie dachte nur: ‚Nicht einmal einen Kuß gibt er Dir!‘

Und sie schämte sich und preßte die Lippen zusammen, und die Bitterkeit stieg ihr empor. Ihre Kehle war wie zusammengeschnürt. Sie mußte sich Zwang antun zu reden.

Das machte ihre Stimme fremder und verhaltener. Aber weil er nicht merken sollte, daß ihr bitter zumute geworden war, sprach sie fast hart und mit scheinbar gleichgültigem Tone.

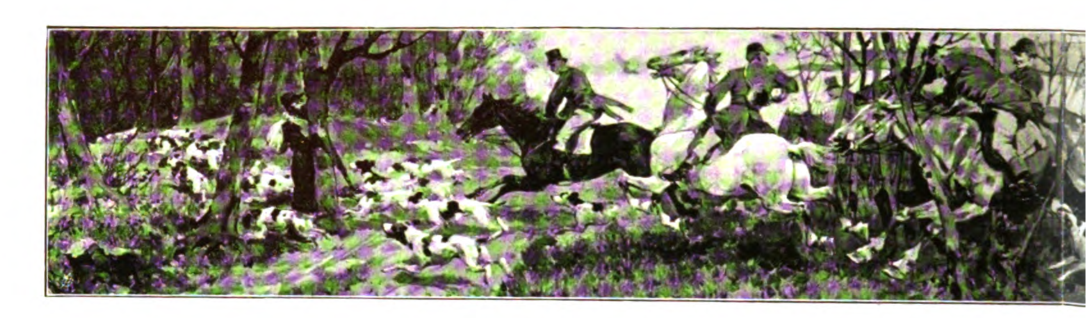
Da welkten in ihm, fast ohne daß er's wußte oder wollte, die guten Vorsätze, mit denen er gekommen war. Die Vorsätze, recht herzlich zu sein und ihr und sich die Aussprache zu erleichtern.

Er antwortete und sprach im gleichen Tone wie sie, und jeder trieb so den andern weiter hinein in Mißverständnis und Trotz und in ein äußeres Gehaben, das gar nicht zum Fühlen des Herzens stimmte.

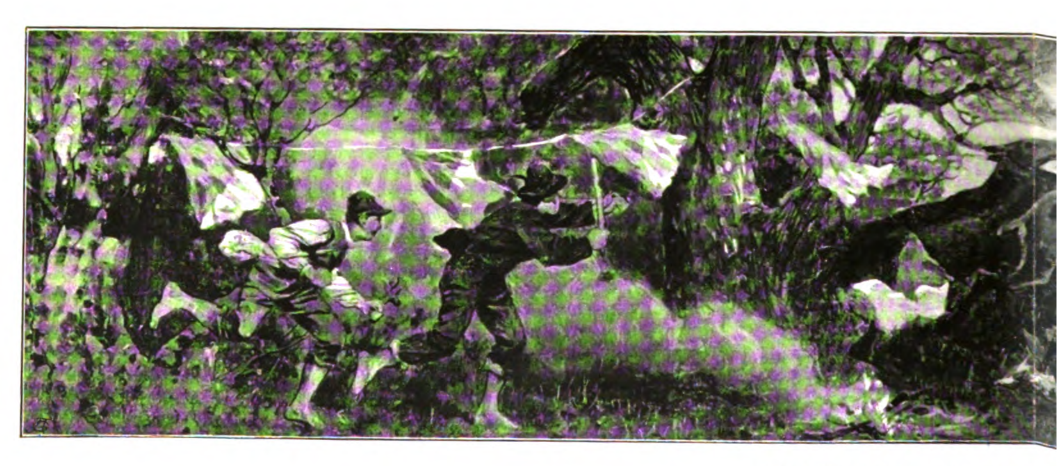
Sie gingen dabei den alten Weg, den sie damals nach der Fasanerie gewandert waren. Aber immer nur eine geringe Strecke, dann schritten sie zurück.

Und während es in ihnen brannte, redeten sie um alles herum, was ihnen wichtig war, redeten von gleichgültigen Dingen, die sie zu jeder anderen Zeit sich auch hätten erzählen können. Jeder fragte, wie es dem andern ergangen sei; jeder antwortete: „Gut“ — ohne Besinnen sagten sie die übliche Phrase, und jeder fühlte, als der andere das Wörtchen aussprach, einen Stich im Herzen. Also „gut“ war es gegangen, trotzdem sie sich so lange nicht gesehen hatten! Wieder wuchsen Trotz und Bitterkeit ein wenig.

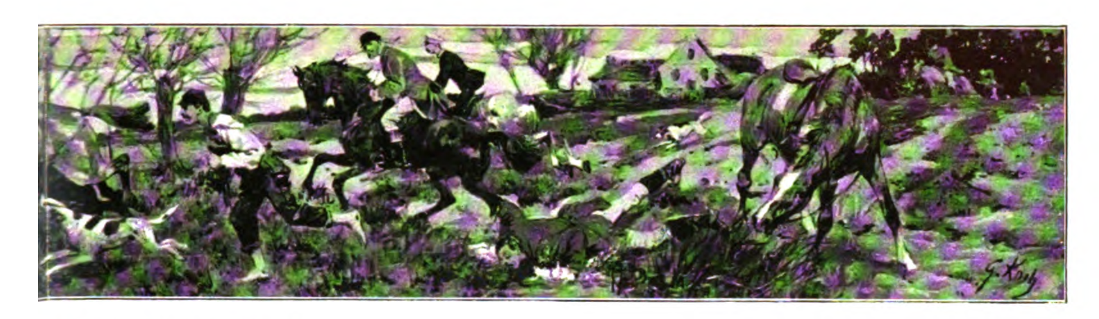
Als sie die Wegstrecke dreimal hin- und



Parforcejagd. Gemäldefries von



Durch die Lappen. Gemäldefries v



s von Prof. Georg Koch-Berlin.



es von Prof. Georg Koch-Berlin.

dreimal zurückgeschritten waren, empfanden sie, daß sie sich selbst fortwährend auswichen und daß es so nicht bleiben dürfe.

„Wir wollten doch noch allerlei bereden,“ sagte Peter.

„Ja,“ erwiderte sie.

Mit gesenkten Häuptern gingen sie hin. Der Wind hatte sich verstärkt. Oben zogen die grauen Wolken schneller, und die Wipfel sausten.

‚Jetzt will ich ganz offen sein,‘ dachte Peter. Und er legte sich alles zurecht, was er reden wollte.

Aber je mehr er darüber nachdachte, um so unmöglicher erschien es ihm, ihr gerade das zu sagen, worauf es ankam.

Konnte er ihr sagen: ‚Liebes Kind, Deine Eltern passen mir nicht, Deine Verwandten passen mir nicht, der Kreis, in dem Du lebst, ist mir zuwider?‘ Konnte er ihr sagen: ‚Ich seh' Dich noch immer in dem Kremser, zwischen den schwitzenden Körpern der Kegelbrüder?‘ Konnte er ihr sagen: ‚Ich hab' mich geärgert über die plumpen Einfangversuche Deines Vaters und habe einen Moment sogar gedacht, Du selber wärst mit im Spiele —?‘

Ausgeschlossen! Das brachte er nicht über die Lippen.

Ja, er hätte es vielleicht sagen können, während er ihren Kopf fest an seine Brust gedrückt hätte — sagen können in leisen, zarten Worten, so daß sie neben diesen Worten, die ihr weh tun mußten, und über sie hinaus seine Liebe gefühlt hätte. Eine Liebe, die sie fest umschlang und nicht losließ; eine Liebe, die ihr zwar die alte Heimat zerstörte, aber auch gleichzeitig ihr eine neue gab; eine Liebe, die den Worten den Stachel brach, die Beleidigung sühnte, in den Schmerz gleich wieder Glück mischte.

So ähnlich hatte er sich diese Aussprache ausgemalt.

Doch nun gingen sie fremd nebeneinander. Würde er jetzt zu ihr sprechen, so würde jedes Wort, so sorgsam es auch gewählt sein mochte, eine vergiftete Spitze haben, sie kränken und beleidigen, sie tötlich verwunden.

Unmöglich . . . unmöglich! Er kam immer wieder darauf zurück.

Und er schwieg und zählte seine Schritte und trat auf die Äste, die umherlagen, daß sie knickten.

Zu schritt neben ihm. Als sie noch wartete, daß er anfangen und das erlösende Wort sprechen würde, klopfte ihr Herz wild. Aber das lange Schweigen ängstigte sie; Schwäche und Hoffnungslosigkeit überkamen sie. Ihre Lippen waren wieder trocken. Sie netzte sie mit der Zunge; sie öffnete sie, als ob sie selbst beginnen und reden wolle.

Was sie so oft zu Hause sich vorgehalten, die Bitte, die ihr Herz so oft durchzittert hatte — es war alles wohl wieder da, es war mechanisch in ihrem Gedächtnis. Aber es waren klappernde Worte: ‚All die Leute — ich hasse sie wie Du! All der Ekel — ich fühle ihn wie Du! Reiß mich da heraus, habe Erbarmen mit mir!‘

Wem wollt' sie das sagen?

Dem Mann, der sie liebte, dem schwarzen Peter, dem dummen Peter, der sie selig küßte.

Nicht dem Herrn Referendar, der stumm an ihrer Seite schritt. Nicht einmal geküßt hatte er sie — und ihn sollte sie bitten: ‚Reiß mich heraus, habe Erbarmen —?‘

Wie hatte sie sich das vorgestellt? Seine Knie wollte sie umklammern, zu ihm aufschreien . . .

Ja, ja . . . aber so demütigen konnte sie sich doch nur, wenn sie seiner Liebe sicher war. Dann konnte sie bitten, denn in ihrer Bitte: ‚Habe Erbarmen‘ lag dann auch ein Schenken und Gewähren, das ebenso groß war. Sie selbst hätte sich ihm geschenkt, sie, die er liebte . . .

Und heut? Ach, das Geschenk wäre wohl keins mehr für ihn gewesen. Nicht einmal geküßt hatte er sie ja!

Dann aber widerstrebte noch etwas anderes in ihr. Ihre Eltern wollte sie blamieren und schlecht machen. ‚Die Leute — ich hasse sie wie Du! Den Ekel — ich spüre ihn wie Du.‘ Die Pläne ihres Vaters aufdecken . . .

Vor wem? Vor ihrem stummen, fremden Begleiter?

‚Nein!‘ schrie es in ihr. Und sie fühlte, daß sie heute sich so fern standen und fremd waren; und sie fühlte, daß selbst die Eltern, denen sie zürnte, ihr in diesem Augenblicke fast näher waren als er. —

Endlos dehnten sich die Minuten. Immer schwerer ward das Schweigen, das zwischen ihnen hing. Mit jeder Minute

wuchs seine Macht und seine Kraft. Es war ihr, als würde es nun bald so groß sein, daß keiner es mehr brechen konnte.

Sechsmal schon waren sie die Strecke hin- und zurückgegangen.

Und immer zählte Peter die Schritte. Er zählte bis hundert. Er fing von vorne an. Er unterbrach das mechanische Zählen gewaltsam und fragte sich, ob er denn verrückt sei.

Jule ging neben ihm her. Bis zum dritten Baum noch ... vielleicht sprach er dann. Wieder bis zum dritten Baum.

Es war so furchtbar lächerlich, so dahinzulaufen — ohne Sinn, ohne Zweck, ohne Wort. Und dieses unsinnige, schreckliche Schweigen beklemmte ihr die Brust. Nur einen Laut hineinwerfen, lachen, zählen, plappern ... irgendwas!

Sie nahm ein paarmal einen Ansatz, etwas Gleichgültiges zu sagen. Als koste es unsägliche Anstrengung, jetzt noch über das mächtig gewordene Schweigen zu siegen, ward ihr die Stirn feucht.

„Was macht ... denn ... Satan?" fragte sie endlich, fast heiser.

Der Bann war gebrochen. Wie ein Ertrinkender an die ihm vorgehaltene Stange, klammerte sich Peter an ihre Frage.

Er überstürzte sich mit der Antwort. Er erzählte. Er ließ das Thema nicht los, damit das Schweigen nicht noch einmal die Herrschaft gewinnen könne. Von einem Kalbsknochen sprach er mit weitschweifiger Wichtigkeit, den die Dogge gestern angebracht hätte. Von Satans Instinkt, Schlauheit, Gutmütigkeit. Wollte ihm der Stoff ausgehen, suchte er krampfhaft nach neuem. Selbst auf die Hundesteuer kam er. Was das für eine Ungerechtigkeit sei, wofür man die denn bezahle? Etwa wegen Verunreinigung der Straßen? Ja, weshalb man dann keine von Luxuspferden erhebe!

‚Gott Zions, wohin gerate ich?' dachte er selber. Aber er sprach weiter, ereiferte sich, sprach lärmvoller als sonst.

Ju hörte es mit an. ‚Warum plappert er so?' fragte sie sich entsetzt, halb betäubt. ‚Nur damit er etwas anderes übertönt? Damit er über die Verlegenheit fortkommt? Damit die Zeit vergeht, die er mir widmen muß?'

Und es faßte sie wie Verzweiflung. Sie glaubte immer, jetzt gell und schallend in all das Zeug, das er erzählte, hineinlachen zu müssen. Sie fühlte, daß sie es bald nicht mehr würde ertragen können.

Achtmal waren sie jetzt hin- und hergelaufen. Da war der Grenzstein schon wieder.

Und das neunte, zehnte, elfte, zwölfte Mal würden sie den Weg machen, und immer lärmender würde Peter von seiner Dogge Satan erzählen — Herr Gott, wenn sie erst fort wäre, allein zu Hause!

Sie wußte ganz genau, ihre Kraft war zu Ende. In ein paar Minuten würde sie schreien müssen ... schreien ... schreien, um nicht verrückt zu werden oder zu ersticken.

Da hielt sie an ... gerade am Grenzstein.

„Ich hab' keine Zeit mehr. Ich muß nach Hause."

Es kam mit so jäher Plötzlichkeit, daß er betroffen zurückfuhr, daß er das letzte Wort der Hundegeschichte, auf die er sich eben festgebissen hatte, noch zweimal wiederholte, während er schon die Hand ergriff, die sie ausgestreckt hatte.

„Ich muß nach Hause. Ich muß nach Hause. Adieu!"

„Auf Wiedersehen," murmelte er. Er wurde ganz rot. Er stand wie ein Klotz da.

„Adieu!" rief er dann.

Sie ging schon. Sie kehrte sich nicht um. Immer schneller wurde ihr Schritt. Sie lief fast ... in dem blauen, dunklen Kleid durch den sausenden Kiefernforst, über dem grau die Wolken hingen.

Zuletzt jagte sie förmlich dahin.

Peter starrte ihr nach. Er atmete wie befreit auf.

„Mein Gott," murmelte er dann. Warum waren sie denn zusammengekommen, wenn sie nichts — nichts geredet hatten!

Er wollte rufen: ‚Ju ... Ju.'

Er bog sich vor, um ihr nachzusehen.

Er rief nicht.

XIV.

„Sie wollen weg?" sagte Buttche traurig. „Ich hab's ja gleich gewußt. Erinnern Sie sich an unsern ersten Spaziergang? Erinnern Sie sich meiner Worte: Passen Sie auf — Sie alle gehen fort und ich bleibe —? Nun ist das früher gekommen, als ich dachte. Ich habe wenigstens geglaubt, Sie würden die vorschriftsmäßigen neun Monate hier abmachen."

Er war ehrlich bekümmert.

„Und es bleibt," sprach er dann leise, „wohl noch eine hier."

„Erbarmen Sie sich, Buttche," wehrte Peter Körner ab — „nur nicht dies Thema. Ich will es nicht."

Mit seinen blaßblauen Augen guckte der kleine Assessor ihn an.

„Es ist unrecht von Ihnen. Ich will Ihnen ein Wort mit auf den Weg geben: Ich glaube, Sie können das brauchen.

„Peter Körner, man muß den Mut haben, seinen Sünden ins Auge zu sehen!"

Der Referendar lachte.

„Steht das auch im Nietzsche?"

„Nein," erklärte Buttche mit einem Stolz, der ihm die Brust schwellte, — „es stammt von mir. Wie? Was? Es ist sehr gut, denk' ich: man muß den Mut haben, seinen Sünden ins Auge zu sehen! Bis ins Weiße der Augen, könnte man sagen."

Und noch lange wiegte er den Kopf und berauschte sich an dem stolzen Klang des Satzes, den er sich zurechtgelegt hatte.

Auch Peter mußte an diesem Tage noch öfter der Worte denken. Er tat es stets mit kurzem, ironischem Lachen. Über eine Redensart wie „Erkenne Dich selbst! Leg' Dir vor Dir selber Rechenschaft ab," hätte der kleine Assessor verächtlich die Achseln gezuckt, aber wenn die alte Wahrheit neu aufgeblasen und prunkvoller aufgeputzt war, daß ihre Worte sausten — dann bewunderte er sie über die Maßen. Ein ulkiger Kunde!

Während er sich das vorhielt, kam ihm plötzlich ein wunderlicher Gedanke — wunderlich für ihn.

‚Über Buttche machst Du Dich lustig, ihn kritisierst Du — und Du selbst? Bist Du wirklich so tadellos und so einverstanden mit Dir?'

Solch einen Gedanken hatte der stets leicht mit sich zufriedene Peter Körner noch nicht gekannt! Es mußte etwas nicht stimmen, daß dergleichen überhaupt aufkommen konnte. Es mußte da ein Untergrund von schlechtem Gewissen sein, aus dem das geboren war!

Er hatte es schon lange gefühlt. Er trug etwas mit sich herum, das er ignorieren wollte, an dem er geflissentlich vorbeisah. Die marternden Zweifel, die hin- und herschwankende Unsicherheit waren zwar von ihm genommen, aber statt der alten Freiheit und Fröhlichkeit spürte er einen dumpfen Druck.

Mit der Zeit, dachte er, würde er darum herumkommen. Aber es wollte nicht besser werden, trotzdem er sorgfältig bemüht war, jeden störenden Gedanken an Ju und die verflossenen Wochen von sich fernzuhalten. Wenn irgend möglich, drückte er sich gern um peinliche Aussprachen — auch um die mit sich selbst. Er konnte mit einem Male auch die Einsamkeit nicht mehr vertragen. Er saß länger im Bureau, ging des Abends ins Wirtshaus und wurde doch nicht innerlich frei, weil er selber dumpf fühlte, daß er vor sich auf der Flucht war.

In Gesellschaft anderer war ja alles recht gut. Aber saß er allein, dann wollte sich immer aus Herzenstiefen ein Haupt erheben, und große Augen wollten ihn ansehen:

‚Peter Körner, warum drehst Du Dich weg?'

‚Peter Körner, wo stehst Du und was willst Du?'

‚Peter Körner, warum bist Du feige?'

Er trank sich abends die nötige Bettschwere an, um gleich einzuschlafen.

Aber er merkte, daß er sich doch nicht vorbeischleichen konnte, daß ihm alles nichts nützte.

Und so geringschätzig er über Buttches dröhnende Formel auch lächelte — sie drängte sich ihm stets von neuem auf: auch ihm blieb nichts übrig, als seinen Sünden bis ins Weiße der Augen zu sehen. —

Es war ein Abend voll heller Dämmerung. Er hatte schon den Hut aufgesetzt, um wieder in irgendein Lokal zu laufen, um dort zu trinken, zu schwatzen und ein paar Stunden totzuschlagen. Da schämte er sich plötzlich vor sich selbst. Er starrte nach draußen über den See hin. Er nahm den Hut wieder ab.

Mädchen schritten draußen Arm in Arm und sangen leise. Soldaten mit ihren Schätzen wandelten vorbei. Auf geschmückten Rädern kam ein fröhlicher Schwarm von einem Ausflug zurück, und die Laternen zogen flüchtige Lichtspuren über die Straße.

‚Wenn man doch auch wie all die andern einen Menschen hätte, vor dem man kein Geheimnis zu haben brauchte,' dachte Peter. Wenn der jetzt hier wäre — er

könnte ihn an die Schultern nehmen, ihn auf einen Stuhl drücken: ‚nun hör' zu, ich will Dir beichten. Wenn Du fragst, will ich antworten, und wenn Du alles weißt, dann richte!'

Dort, ihm gerade gegenüber, von den leisen Schatten der Dämmerung umhüllt, müßte er sitzen.

Aber wer?

Und mit einem Male ging ein Staunen über sein Gesicht — Helligkeit und Freude, Scham und Verlegenheit.

‚Lisbeth Feßler!' sprach eine Stimme in ihm. Die ‚bedeutende Cousine', vor der er stets Respekt gehabt, vor der er immer einen guten Eindruck zu machen gesucht hatte! Vor ihr und ihren klugen, unbestechlichen Augen Gerichtstag über sich selbst zu halten, war zugleich Strafe.

Er hatte so lange nicht an sie gedacht. Andre hatten sie verdrängt.

Heut, wo er allein mit sich war und einen Menschen brauchte, kam sie zu ihm, als sei das selbstverständlich.

Dorthin, auf den Stuhl sollte sie sich setzen. Und ohne in ihre Augen zu sehen, wollte er erzählen.

Er drückte die Lider fest zu; er stellte sie sich vor, wie sie zuzuhören pflegte; und als ob sie wirklich da wäre, begann er zu reden — nicht in lautem Vortrag, nur in Gedanken.

Alles Tatsächliche erzählte er ihr — von der ersten Begegnung bis zu der letzten peinlichen Zusammenkunft.

‚Ja, Lisbeth' — sagte er in der Stille zu ihr und zu sich — ‚ich habe sie sehr, sehr gern gehabt. Aber es wäre nichts geworden. Man redet das so leicht hin, daß man die Familie ja nicht mit heirate. Aber kannst Du eine Mutter von ihrem Kinde zurückhalten? Ein Kind von seinem Vater abschließen? Und wenn selbst das ginge — kann man die Eindrücke eines ganzen Jugendlebens auslöschen?

Ju hatte doch schon zu viel angenommen von dem Milieu, in dem sie lebte. Hatte ich, als ich sie das erstemal traf, am ersten Tag meines Großkirchener Lebens, nicht gleich das sichere Gefühl, daß ich sie sozial überschätzte und daß sie nicht das Kind eines nach unseren Begriffen guten Hauses sei?

Verstehst Du nicht, daß schon ihr Spitzname ‚die Referendarin' mir für meine Braut peinlich wäre?

Hast Du nicht doch gefühlt, aus wie verschiedenen Kreisen der Bildung und des Geschmacks wir kommen?

Wie sie da allein Karussell fährt und sich mit Pfauenfedern necken läßt! Wie sie mit mir durch die Buden wandert! Ach Gott, das ist so nett und harmlos alles, aber — aber —

Lisbeth Feßler, tätest Du das?

Und die grenzenlos geschmacklose Tasse, die sie sich aussucht und schön findet! Und wie scheu sie den Schrittzähler bewundert! Wie sie mich ansieht, daß ich in Tirol war! Ihr Französisch hat sie ganz vergessen, sagt sie lachend.

Bitte, versteh' mich nicht falsch: es kommt nicht auf das Französisch an und nicht auf Tirol und nicht auf den Schrittzähler. Ich könnte mir denken, daß Du alles Dreies nicht kennst, und es wäre doch etwas andres. Kein Mensch verleugnet seine Kinderstube — auch Ju nicht. Und diese Verschiedenheit unserer Kinderstuben hätten wir in der Ehe wohl bitter empfinden müssen.

Ja, ich weiß: ich habe in meiner Verliebtheit gedacht, dies sei gerade das Schönste und Herrlichste, den andern ganz in seinen Kreis zu ziehen.

Aber geht das wirklich? Ich bezweifle es doch.

Und daneben steht noch so vieles. Mir fällt ein, was Frau Feldwebel Neugebauer einst sagte: sehr ordentlich und penibel sei die Jule gewiß nicht.

Da muß ich an den immer wuscheligen Knoten ihres Haares denken. Gerade das Wuschelige hat mir damals ja am besten gefallen — es war gleichsam etwas Freies, nicht in die Norm Gezwungenes, etwas Oppositionelles — der Gegensatz zu der glattgescheitelten Korrektheit unserer Beamtentöchter.

Aber — —'

Peter Körner stutzte plötzlich. Er sah nach dem Stuhle hinüber. Er fühlte, daß es ihm um die Stirn heiß ward, als stiege das Blut ihm ins Gesicht.

Ihm war, als blicke ihn Lisbeth Feßler, die gar nicht da war, mit den unbestechlichen Augen an. Als schüttle sie das Haupt und spräche zu ihm:

Aus unserer Studienmappe:



In tausend Nöten. Ölstudie von Prof. Georg Koch-Berlin.

‚Du hältst eine Verteidigungsrede, mein lieber Peter. Du klagst das Mädchen an, um Dich zu entschuldigen. Du kehrst alles, was Du als minder angenehm empfandest, auf einen Haufen zusammen, um Dich zu rechtfertigen.

Ist das gerecht? Ist das würdig?

Denkst Du gar nicht an ihr Herz?

Und nun will ich Dich fragen, und Du sollst antworten.

Hat sie nicht an Dir gehangen mit aller Kraft ihrer Seele?‘

Peter nickte vor sich hin.

‚Und Du — hast Du sie nicht lieb gehabt?‘

Er nickte wieder. Dann besann er sich. Ja und nein —

‚Ja, weil sie gut und schön war, weil ich stolz auf sie war, weil sie mich so liebte.

Nein, denn Liebe muß größer sein. Sie selbst hat einst gesagt: wenn man einen Menschen wirklich lieb hätte, dann würde alles andere klein und nebensächlich. Dann schäme man sich auch nicht mehr.

Und so, Lisbeth, habe ich sie nicht geliebt, denn ich komme doch eben über vieles nicht hinweg.‘

Da fragte wieder Lisbeth Feßler:

‚Weshalb also fingst Du mit ihr an? Soll ich es Dir sagen?

Zuerst aus Langeweile. Weil Du die Stille nicht gewohnt warst, weil Du Abwechslung haben wolltest.

Zu zweit aus Opposition gegen den Klassenhochmut, den Du hier fandest, der Dich reizte.

Zu dritt und vor allem aus ganz gewöhnlicher Eitelkeit. Die andern waren abgeblitzt — schön, versuchen **wir** es! Es war ein Sport, das schöne Mädel vielleicht herumzukriegen.

Mit keinem Gedanken hast Du daran gedacht, was Du **ihr** tatst. Dein Egoismus, der blühend gesund ist, hat Triumphe gefeiert. Du bist der Sieger, Peter Körner!

Wird Dir schwül bei dem Gedanken an diesen Sieg? Kommst Du Dir nicht mehr großartig vor? Bist Du nicht mehr mit Dir zufrieden? Schämst Du Dich vielleicht gar? Das wäre doch ein Fortschritt!

Sieh nur Deinen Sünden ins Weiße der Augen! Nenne nur mit ehrlichem Namen, was Du da siehst: Eitelkeit und Oberflächlichkeit auf der ganzen Linie! Es ging

Dir immer zu gut im Leben. Dein flottes, selbstzufriedenes Draufgängertum macht sich von außen ganz nett, aber die Welt ist ebensowenig eine blumige Wiese für Deinen Spezialsport, wie ein dunkles Tränental. Du mußt auch durch Schatten einmal gehn, Du mußt bescheidener werden und nicht nur die Höhen messen, sondern auch die Tiefen. Ganz klein — aber ehrlich klein — mußt Du Dich fühlen, um größer zu werden.

Was Du hier angerichtet hast, kannst Du hier nicht mehr gut machen. Aber der unrühmliche Sieg kann der letzte sein. Der flotte Student in Dir kann sterben mit diesem Siege, der das Oberflächliche von Dir abschlagen soll, damit der Mann, der nicht nur fröhlich, sondern auch ernst ist, daraus wächst ...'

Peter Körner hatte den Kopf tiefer und tiefer geneigt. In diesem Augenblick dachte er sogar nicht mehr an Lisbeth Feßler. Aus ihm selbst erwuchs die Erkenntnis — nein, sie warf nur die Hüllen ab, in denen sie gewachsen war durch diese einsamen Monate und ihr Erleben.

Blitzartig kam ihm der Gedanke an jenen Abend in der verräucherten Kneipe, wo er halb und halb gefühlt hatte, daß sich etwas Neues und Fremdes in ihm dehnte.

Aber mußte einer andern so viel Schmerz geschehen, damit es lebendig werden und zutage treten konnte?

Mit echtem Weh im Herzen dachte er nun an Ju.

Was er hier gefehlt, konnte er nicht mehr gut machen. Hier war es aus!

Er nickte und sah ernst vor sich hin. Mechanisch nahm er die ausgegangene Zigarre auf, zündete ein Streichholz an.

Durch das dunkle Zimmer flackerte der Schein.

Hier war es aus. Aber groß und weit lagen noch die Zukunft vor ihm und die Gestaltung des Lebens. Eine tiefe Dankbarkeit mischte sich in seinen Schmerz.

Wie eine kurze feurige Linie glomm das Zündholz im Aschenbecher fort.

Er starrte darauf hin und weilte immer bei Ju mit seinen Gedanken.

Nun wurde die feurige Linie kürzer und kürzer. Jetzt war sie nur noch ein glimmender Punkt, der in der Finsternis stand.

Und jetzt?

„Aus," sagte er leise vor sich hin.

— — — — — — — —

Es regnete seit acht Tagen. Kein Mensch konnte sich erklären, woher diese Sintflut kam, aber die Gossen schwollen, und aus den Traufen plätscherte das Wasser unermüdlich.

Jule Fischer saß in dem kleinen Raum, der sich an den Laden schloß.

Sie war damals im Walde immer weiter und immer schneller gelaufen, ohne Besinnen fast, nur mit dem Gedanken, der Qual dieser Unterredung zu entgehen. Selbst in der Stadt hatte sie ihren Schritt nur wenig gemäßigt. Erschöpft, mit fliegendem Atem war sie nach Hause gekommen, hatte sich an der Küche vorbeigestohlen, sich in ihr Zimmer geschlossen.

Ihre Brust arbeitete, ihr Atem keuchte — aber sie war dieser Erschöpfung fast dankbar, denn sie ließ sie zu keiner Überlegung kommen, sie verhinderte, daß sie schrie.

Als sie ruhiger geworden war, wanderte sie um den Tisch. Als müsse sie so Meilen und Meilen machen, ging sie um das alte Möbel herum.

Das also war das Ende? So war die letzte Aussprache, nach der sie sich gesehnt hatte, ausgefallen?

Sie hatte geglaubt, sie würde in furchtbarstem Jammer rasen, weinen, schreien. Aber die Verzweiflung lähmte ihre Kräfte. Sie schleppte sich immer nur um den Tisch. Sie war nur todesmatt, wie zerbrochen und zerschlagen. Und in ihren dumpfen Schmerz mischte sich das leise Staunen, daß zwei, die sich geliebt, sich über eine kleine Weile so fremd werden konnten. Daß sie keine Worte mehr füreinander gehabt, die des andern Herz gefunden hätten.

So gingen die Tage, die heißen und die kühlen, bis das Regenwetter kam und eintöniges Plätschern die Stunden füllte.

Die Dumpfheit wich nicht von ihr. Aber es war ein Warten in ihr wie zu jener Zeit nach dem Vogelschuß. Nicht eigentlich Hoffnung hegte sie mehr. Sie wußte, daß es zu Ende war. Doch diese furchtbare Stunde im Walde konnte das Ende nicht sein. Es mußte noch ein Schlußpunkt kommen, ein — ein —

Ach, sie wußte selber nicht was. Aber noch irgend etwas, das den letzten schrecklichen Eindruck aufhob und milderte.

Und in das törichte Herz schlich sich

doch zu all dem dumpfen Warten ein letztes Hoffnungsfünkchen. Es war ganz bescheiden und versteckte sich in einem Winkel — es wartete auch, ob nicht etwas käme, das es anfachte zur Flamme oder ganz ausbliese.

In dieser Dumpfheit saß Jule Fischer in dem kleinen Raum und horchte auf das Rauschen des Regens. Bei dem schlechten Wetter kamen wenige Kunden. Wenn Peter heut in den Laden träte, hätten sie Zeit. Niemand würde sie stören.

Mit einem Male horchte sie auf. Durch den Flur kam ein heimlicher, zögernder Schritt. Vor der kleinen Tür blieb jemand stehen.

Sie erhob sich. Ihr Herz setzte aus. Als könne ihr Blick durch das Holz dringen, sah sie nach der Tür.

Und jetzt klopfte es leise.

Heiß und kalt wurde ihr. Mit fiebernden Händen strich sie rechts und links das Haar glatt.

„Ich komme," sagte sie halblaut, zitternd.

Sie trat leise auf, der Schlüssel knirschte im Schloß, sie öffnete.

Einen Moment stand sie wie betäubt, als hätte sie einen Schlag empfangen.

Vor ihr, dürr, mit dem scharfen, zerknitterten Gesicht, das Katzenluischen. Sie hatte eine traurige Miene aufgesetzt, aber stärker noch als sonst brach die triumphierende Freude durch.

„Mein liebes Fräulein Fischer, ich komme zu Ihnen aus echtem Mitgefühl . . ich —"

Bei den ersten Worten löste sich Jules Erstarrung. Sie schrie kurz auf.

„Ich hab' nichts mit Ihnen zu reden! Gehn Sie!"

Und ungestüm drängte sie die dürre und lebhaft protestierende Person von der Schwelle, warf ihr krachend die Tür vor der Nase zu, schloß ab.

Als wäre damit ihre Kraft erschöpft, blieb sie mit geschlossenen Augen hinter der Tür stehen.

Sie hörte draußen murmeln, schelten, höhnisch lachen. Sie griff sich einmal ans Herz.

Dann entfernten sich die Schritte.

Einen Augenblick noch stand Ju unbeweglich. Fast taumelnd ging sie dann zu dem Kanapee, warf sich lang darauf hin und stöhnte.

‚Nicht weinen,' sagte sie sich selbst immer vor, ‚nicht weinen! Es kann ja . . . ein Kunde kommen!'

Das Katzenluischen war bei ihr gewesen! Wie bei Trude Gerlach. Das Katzenluischen roch den Jammer. Und wie es zwischen Trude Gerlach und dem jungen Schubringk aus gewesen war, so war es nun aus zwischen Peter und ihr.

Aber sie wollte sich nicht bemitleiden, nicht verhöhnen lassen! Sie wollte nicht . . . sie wollte nicht!

Woher wußte diese Person überhaupt, daß es schon so weit war? Daß sie schon triumphieren konnte?

Der Alte kam, sie abzulösen. Ju ging nach Hause. Sie berührte das Essen nicht.

War ihr Unglück schon so ganz gewiß? dachte sie immer wieder. War es schon so stadtbekannt?

Das Hoffnungsfünkchen in ihrem Herzen war im Verglimmen. Es quälte sich zu Ende.

Vor ihr, wie der Vater sie hingelegt, lag die Zeitung. Der „Großkirchener Anzeiger". Mechanisch irrten ihre Augen über die Lokalnachrichten.

Plötzlich ging ein Ruck durch ihren Körper. Sie beugte sich vor. Sie buchstabierte. Sie las:

„Wie wir erfahren, ist der bisher am hiesigen Amtsgericht tätig gewesene Referendar Körner dem Amtsgericht zu Blankensee zwecks weiterer Beschäftigung überwiesen worden."

Sie las es dreimal, als ob es nicht in ihren Kopf ginge. Sie stand auf. Ihre Arme hingen schlaff herab. Ihre Augen wurden größer und größer.

Deshalb also das Katzenluischen!

Und nun ging Peter fort. Es war nicht mehr zu ändern. Sogar in der Zeitung stand es.

„Fort . . . fort . . . fort," sagte sie vor sich hin.

Und Jahre würden gehn . . . sie würde dreißig, vierzig, fünfzig Jahr alt werden, vielleicht sechzig, vielleicht siebzig — und in dieser ganzen ungeheuren Zeit würde sie ihn nie mehr sehen, nie mehr sprechen, nie mehr küssen.

Leben und sterben würde sie ohne ihn!

Da erlosch das letzte Hoffnungsfünkchen, das sich bis jetzt gequält hatte, und es wurde dunkel in ihr, und ihr Herz schrie.

Es war ja unmöglich ... und sollte sie tausend Meilen laufen, sie mußte ihn noch einmal sehen!

Sie wußte kaum, was sie tat. Es trieb sie vorwärts.

Sie setzte den Hut auf, hastig, ohne in den Spiegel zu sehen. Sie stach sich mit der Nadel, die ihn halten sollte. Sie zog die Handschuh nicht an, sie nahm sie lose in die Hand.

So lief sie hinaus in den Regen.

Unermüdlich floß er nieder. Sie achtete es nicht. Sie hatte keinen Schirm mit — sie vermißte es nicht. In der Krempe ihres Hutes sammelte sich das Wasser. Naß sprühte es in ihr Gesicht.

Weiter — weiter —

Da war die Rüdigerstraße. Leer, ausgestorben — selbst die Hunde jagte man bei dem Wetter nicht hinaus.

Und da war sein Haus, da wohnte er. Ohne Besinnen, wie von einer fremden Macht getrieben, trat sie über die Schwelle, stieg die Treppen empor, las seine Visitenkarte.

‚Er ist also noch da,‘ dachte sie. ‚Er ist noch nicht fort.‘

Sie klopfte. Einmal — zweimal.

Satan begann drinnen zu knurren. Dem Knurren folgte ein kurzes Gebell.

Und dann tönten Schritte. „Ruhig,“ hörte sie Peter sagen. Er kam aus der Stube nebenan. Jetzt machte er die Tür auf.

Als er sie sah, erschrak er. Sein Gesicht färbte sich. Er wich langsam zwei Schritt zurück.

„Du?“ sprach er fassungslos.

Die Dogge war auf sie zugesprungen, wedelte mit der Rute, leckte ihr die Hand. Sie konnte sich der Liebkosungen kaum erwehren.

„Ich,“ antwortete sie. Sie stand auf der Schwelle. Sie zog die Tür hinter sich zu.

Mühsam bewahrte er seine Fassung. Er schwieg minutenlang. Dann sammelte sich ein fester Ernst auf seinem Gesicht.

Er trat ihr, die ihre Augen nicht von ihm ließ, näher, er nahm ihre regenfeuchte Hand.

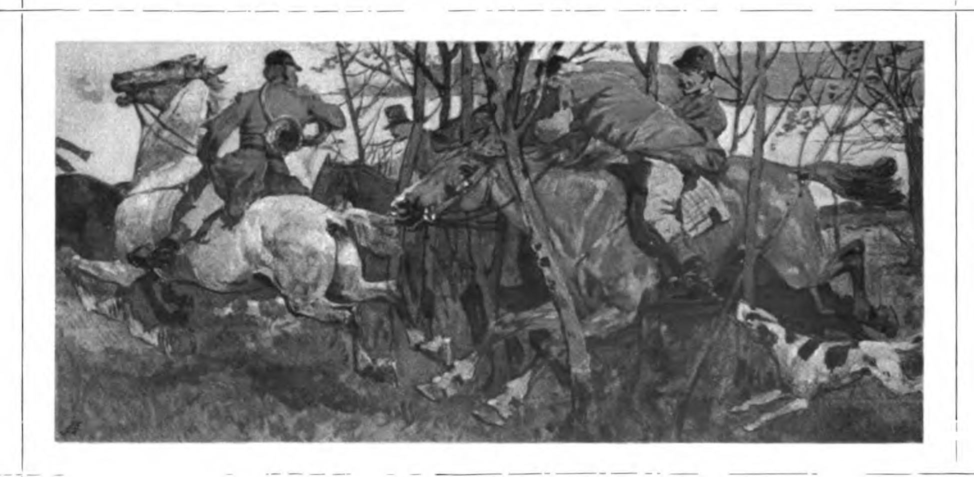
„Ju,“ sprach er fest, „was Du mir auch sagen willst — Du darfst nicht hier sein. Ich hab' so schon viel Schuld Dir gegenüber — warum soll durch mich auch Dein Ruf noch gefährdet werden? Hast Du gar nicht daran gedacht?“

Das Wasser rann ihr von Hut und Kleidern. Sie hatte den Rock schleifen lassen. Er war über und über bespritzt, und der Saum schmutzig. So stand sie in dem kleinen Schlafzimmer.

Sie entzog ihm die Hand. Mit dem halben Arm fuhr sie sich über die Stirn.

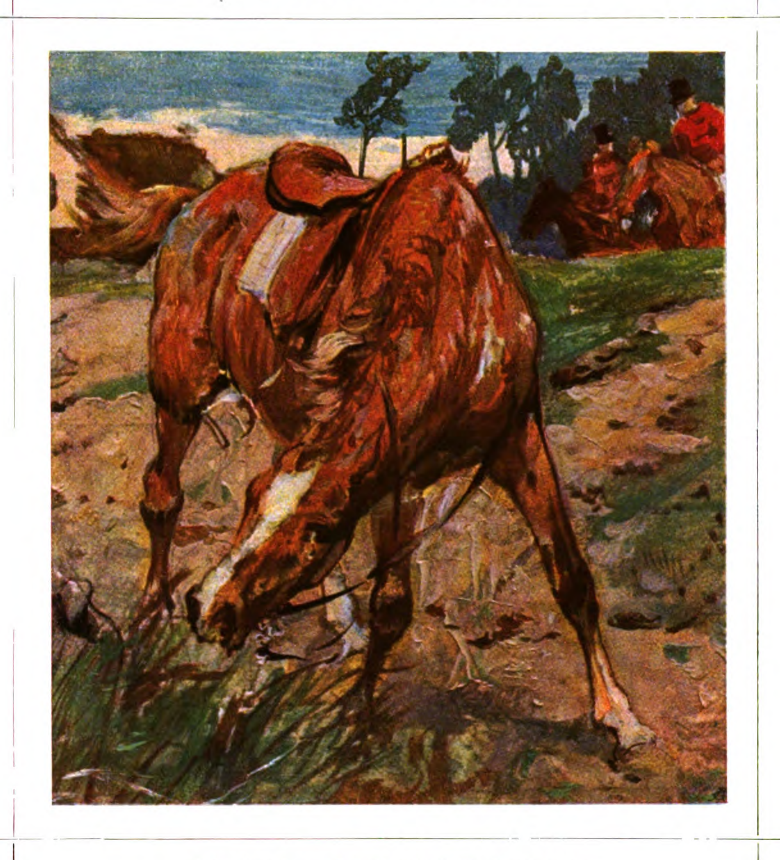
„An was soll man alles denken,“ sagte sie. „Ich hab' nur an Dich gedacht. Ich hab' nur gedacht, daß Du jetzt für immer von hier ... von mir fortgehst.“

Aus unserer Studienmappe:



Auf der Fährte. Ölstudie von Prof. Georg Koch.

Aus unserer Studienmappe:



Abgeworfen. Ölstudie von Prof. Georg Koch.

„Und deshalb bist Du bis hierher gekommen."

Es war keine Frage; es war eine Gewißheit, die ihn stark berührte.

Alle Worte, die er reden wollte, wurden ihm schal und leer. Er nahm die Hand, die sie ihm entzogen hatte, wieder und drückte und streichelte sie scheu. Abbitte, Scham, Dank zugleich.

Sie fühlte es alles: seine Wärme, seine Verlegenheit, seine Zurückhaltung. Aber in der Furcht, das schwere, beklemmende Schweigen könne sich auch jetzt zwischen sie schieben wie das letzte Mal, sagte sie: „Ich bin hier. Ich will gar nichts mit Dir reden. Weil Du doch nun fortgehst."

Und während sie die Worte sprach, fing sie an zu zittern. Sie verstand es plötzlich, wo sie es halb erklären wollte, doch selber nicht, weshalb sie hier war.

„Ganz naß bin ich," sagte sie mit wirrem, mühsamem Lächeln und strich sich mit der freien Hand über die feuchten Kleider. Diese Hand gab sie ihm dann auch noch: „Fühl' nur!"

Nun hielt er sie an beiden Händen.

„Es will ja gar nicht aufhören," erwiderte er und meinte den Regen.

Sie hatte sich halb umgesehen. Sie bemerkte jetzt erst, daß sie in seinem Schlafzimmer stand. Mehr und mehr ergriff sie eine starke Verwirrung und Ratlosigkeit.

Und mit zuckenden Lippen murmelte sie: „Verzeih', ich weiß selber nicht . . . ich war ja ganz wirr. Es steht doch jetzt in der Zeitung. Und das Katzenluischen war auch bei mir . . . und . . ."

Sie stockte. Sie schlug die Augen nicht mehr auf.

„Ich will . . . jetzt gehen!"

Er zog sie heran an den beiden Händen. Es war, als wollte er sie in die Arme

nehmen und küssen ... zu einem Abschied fürs ganze Leben. Ein kurzes Zögern.

Dann bog er sich auf ihre Hände, die er hielt, und küßte sie abwechselnd.

Mit einem weh verwunderten Blick sah sie über sein Haupt hinweg, das sich so tief beugte.

„Denk' nicht böse von mir, Ju," sprach er leise.

Und da war es, als ob etwas in ihr ganz ruhig würde. Eine große Stille war in ihrem Herzen.

„Nein," erwiderte sie — es war mehr ein Regen der Lippen, als ein voller Laut.

Sanft machte sie ihre Hände frei. Sie sahen sich in die Augen.

Ohne ein weiteres Wort legte sie die Hand auf die Klinke.

Er wollte zusehen, ob auch niemand auf der Treppe war und auf der Straße.

Aber sie schüttelte den Kopf. Sie ging ruhig und aufrecht die Treppen hinunter.

Wenn ihr jetzt ganz Großkirchen hier begegnet wäre — es wäre ihr gleich gewesen.

XV.

Überall hin — nur jetzt nicht nach Hause!

Es war der einzige Gedanke, den Ju fassen konnte, der sich mit aller Kraft ihr aufdrängte.

Durch den Regen ging sie, ihr Kleid schleppte wieder über die feuchten Steine und durch die Lachen, naß sprühte es ihr ins Gesicht, aber es tat ihr fast wohl.

Und in ihrem Herzen war noch immer jene große Stille, die sich vorhin, als Peter ihr gegenüber gestanden, eingestellt hatte. Das ängstigte und wunderte sie wie etwas Fremdes, das sie nicht deuten konnte. Sie wußte nur, daß sie damit jetzt nicht nach Hause konnte in die ewige Enge und Alltäglichkeit.

Immer stärker wurde der strömende Regen. Sie mußte sich nach einem Obdach umsehen, in ein Haus treten.

Und plötzlich schritt sie schneller. Sie lief beinah. Sie raffte jetzt auch ihr Kleid.

Onkel Hermann — er wohnte ja gleich hier an der Ecke — zu ihm wollte sie: Laß mich nur ruhig sitzen, weiter nichts!

Und blitzartig kam ihr eine Erinnerung: Als kleines Mädchen war sie auch durch den Regen einmal zu ihm gelaufen — im Arm die tötlich verletzte Puppe —, und er hatte den Puppenkopf geleimt, daß alles wieder gut gewesen und sie fröhlich von ihm nach Hause gegangen war.

Eine leise Wärme kam in ihr Herz. Als könne sie vor dem Regen und allem anderen eben nur zu dem alten Manne flüchten, als ob sie dort geborgen wäre.

Als sie die Ladentür öffnete, fühlte sie an dem Gebimmel der Glocke, wie lange sie nicht hier gewesen war. Es scholl fremd und vertraut ... ein Klang aus ganz früher Zeit. Und wie vor vielen, vielen Jahren gingen auch heut die Uhren noch ... laut und leise, schnell und langsam ... und der Onkel saß wieder am Arbeitstisch.

Sie hatte geglaubt, er würde sich über ihr Kommen wundern, und sagte ein paar Worte. Aber er nickte nur: „Da bist Du ja, Kindchen!" Als hätte er sie erwartet; als wäre es selbstverständlich. Wenn sie Kummer hatten, kamen sie alle zu ihm: die Kleinen mit zerbrochenen Zinnsoldaten, Drachen und Puppenköpfen, die Großen mit verwirrten und zerschlagenen Herzen. Nur wenn sie im Glück saßen, dachten sie nicht an ihn.

„Glitschnaß bist Du ja!" schalt er gutmütig. „Wie 'ne Traufe steht die Hutkrempe voll!"

Und sie mußte den Hut abnehmen, das ganz durchnäßte Schuhzeug ausziehen und sich nebenan auf das wacklige Kanapee legen, während er eine Decke holte, ihr die Füße einwickelte und ihr zuletzt noch ein Kissen unter den Kopf schob.

„Laß doch!" wehrte sie, aber es war ihr selbst nicht ernst damit. Es war so wundervoll wohltuend, wie ruhig der alte Mann hantierte, wohltuend, sich so selbstverständlich umhegt zu sehen. Sie schloß die Augen; ihr war, als wäre sie nun wieder das Kind, als wäre sie heimgekommen.

Der Uhrmacher fragte sie auch gar nicht. Er ging leise ab und zu, bastelte an den Uhren, klemmte das Glas ins Auge. Hin und wieder warf er einen flüchtigen Blick auf Ju, als wäre er nicht recht mit ihr zufrieden.

Unter solch einem Blick schlug sie die Augen auf.

Sie schauten sich beide an.

Da nahm er, ohne zu fragen, einen Stuhl und setzte sich neben sie.

„Ich hab' auf Dich gewartet, Kindchen," begann er langsam und stockend. „Ich wußte, daß Du kommen würdest. Und ich hab' immer selber zu mir gesagt: wenn die Jule jetzt kommt, erzählst Du ihr, was Du ihr früher noch nicht erzählt hast."

Sie hörte den ruhigen Worten zu, ohne sich viel dabei zu denken. Ein anderer hätte sie ausgefragt — Onkel Hermann schien alles zu wissen. Er wollte keine Beichte.

Statt dessen erzählte er selbst. Er sah vor sich hin — er sah noch mehr in sich hinein.

„Viele haben sich gewundert, weshalb ich ein alter Junggeselle geblieben bin. Früher haben sie mich auch viel geneckt deshalb und mich mit manchem schmuckem Mädchen zusammengebracht. Handwerk, heißt es wohl, hat goldenen Boden. Den habe ich nicht gefunden. Aber es hätte immer gelangt, noch eine Frau und ein paar Kinderchen durchzubringen. Wo sich viel Schnäbel aufsperren, gibt der liebe Gott meistens auch viel Futter. Also deshalb war es nicht.

„So haben sich die Leute schließlich damit abgefunden, daß ich ein grilliger Eigensinn sei und ein unpraktischer Dröseler, der den Segen der Ehe nicht einsehen wolle und auch zu linkisch sei, sich ein Mädchen zu erobern.

„Das aber war auch nicht richtig. Denn die Ehe — daß die gut ist, hab' ich immer gewußt. Man wird erst durch die Ehe voll, Kindchen, und wer nicht heiratet, wird auch nicht fertig. Denn in dem liegen Kräfte brach, und der Mensch soll alle Freuden und Leiden der Welt kosten und sich von ihnen nähren. In einer kleinen Schachtel da vorne habe ich kürzlich einen Magnet gefunden — so'n Hufeisen, wie's die Jungens kaufen. Das hat lange allein gelegen, und es sah noch sehr schön aus, aber die Kraft, Kindchen, die war weg. Der Magnet, der nichts zu tragen hat, verliert die Kraft. So, denk' ich mir, ist es mit dem Herzen. Wer nichts zu sorgen und zu lieben und zu tragen hat, ist auch nicht voll. Also geheiratet hätte ich schon. Und was die Mädchen anbelangt — es ist wahr, wenn die anderen damals in den spanischen Mänteln ihnen nachgestiegen sind, habe ich lieber zu Hause gesessen und mir Lieder zusammengesucht. Aber Blut hatte ich auch . . . und es war eine da, die ich gern hatte ... und da war ich auch nicht zu schüchtern.

„Sie war feiner wie alle anderen und war auch schön. Das kann man heut nicht mehr erkennen. Aber damals war sie ein junges Ding wie Du und wohl noch jünger. Sie ging zierlich, als wollte sie sich immer das beste Fleckchen für den Fuß aussuchen, und so zierlich sprach sie auch. Sie kannte schöne Gedichte auswendig und lachte oft selbst über die anderen Gänse, die plumper und gröber waren. Einst, von einem Feste, brachte ich sie nach Hause — da sprach sie über die Sterne viel feine Worte, und seitdem hatte ich sie lieb und wußte, daß es um mich geschehen war. Und es kam ein Tag, da nahm ich sie in die Arme, und wir küßten uns und waren einig. Glücklicher als ich war damals keiner. Das versteht nur, der selber einmal so glücklich war."

Ju hörte nun doch zu. Sie hatte die Worte erst über sich hinwegrauschen lassen wie ruhiges Wasser. Erst allmählich hatte sie darauf geachtet, und nun zitterte ihr Herz: sie konnte das Glück nachfühlen.

Der Uhrmacher sprach weiter:

„Wir waren so gut wie heimlich verlobt. Ich wollte es gern an die große Glocke hängen und mich mit ihr zeigen in allem Glück und Stolz. Aber sie wußte mich zu bereden, daß wir warteten und uns auch nur selten in großer Heimlichkeit trafen. Es gefiel mir nicht, weil ich den Grund nicht einsah, doch widersprach ich nicht. Damals war ein junger Baumeister in der Stadt, ein flotter, hübscher Mensch, nach dem alle Weibsleute den Kopf drehten. Der verlobte sich plötzlich und wider Erwarten mit der Tochter eines Maurermeisters. Als ich mein Mädchen widersah, war sie wie verwandelt. Höhnisch schalt sie über die neue Braut, sagte ihr alles Schlechte nach, schimpfte auf den Bräutigam, so daß ich sie nur immer ansehen konnte. Denn wenn auch der Baumeister ein wenig als Luftikus verschrieen war — das Mädchen, das er sich gewählt, war als brav und gutherzig bekannt. Ich verteidigte es deshalb, aber das reizte die Luise zu immer schärferen Ausfällen. Da merkte ich, daß ihr der Neid im Herzen saß und es ganz mit Gift und Galle gefüllt hatte.

„Mit dem großen Glück war es nun aus.

Von dem Gifte war etwas in die Freude gespritzt. Ich war so traurig, und ob ich mich auch dagegen wehrte: immer kam seitdem ein Mißtrauen wieder, daß mein Mädchen den Baumeister selbst gern geheiratet hätte und der anderen nur die gute Partie nicht gönnte. Dann aber konnte sie mich nicht so lieb haben, wie ich sie hatte.

„Ein halbes Jahr hab' ich mich gequält. Ich bin ein alter Mann, und je näher man dem Grabe kommt, um so mehr verliert der vergangene Schmerz seinen Stachel. Aber ich möchte nicht die Zeit noch einmal erleben: wie ich immer sichrer gemerkt hab', daß das Mädchen, das ich lieb hatte, schlecht war. Es war gar kein Zweifel: ob ich mich auch gewunden hab' wie ein Wurm, ihr Herz war randvoll von gemeinem Neid, und nur der Hochmut trieb sie dazu, feiner und mehr sein zu wollen, als die anderen.

„Ich hab' Schluß gemacht. Als ich das erkannt hatte, nicht nur mit dem Kopf hier oben, sondern auch mit dem Herzen, das doch nicht loslassen wollte von ihr — da hab' ich die Nächte nur immer . . . nur immer . . .

„Ach, es war schrecklich, Kindchen. Damals hat mich die Trompete gerettet . . . die Musik. So lange es auch gedauert hat, bis ich mir wieder Frieden ins Herz geblasen hab'. Und der Luise Scheller hab' ich gesagt, daß ich sie nicht heiraten könne."

Jählings fuhr Jule Fischer auf. „Wem?"

„Ja," sagte der Alte, „wer glaubt das heut? Ich hab's keinem erzählt, weil ich mich geschämt hab'. Und die Luise hat noch nach zwanzig anderen gelungert. Hat sie keiner gewollt. Seitdem bildet sie sich ein, ich hätt' sie sitzen lassen und ihr Leben verdorben. Aber ein besseres Herz hat das Katzenluischen nicht gekriegt seit der Zeit."

Mit offenen Augen starrte Ju an die Decke.

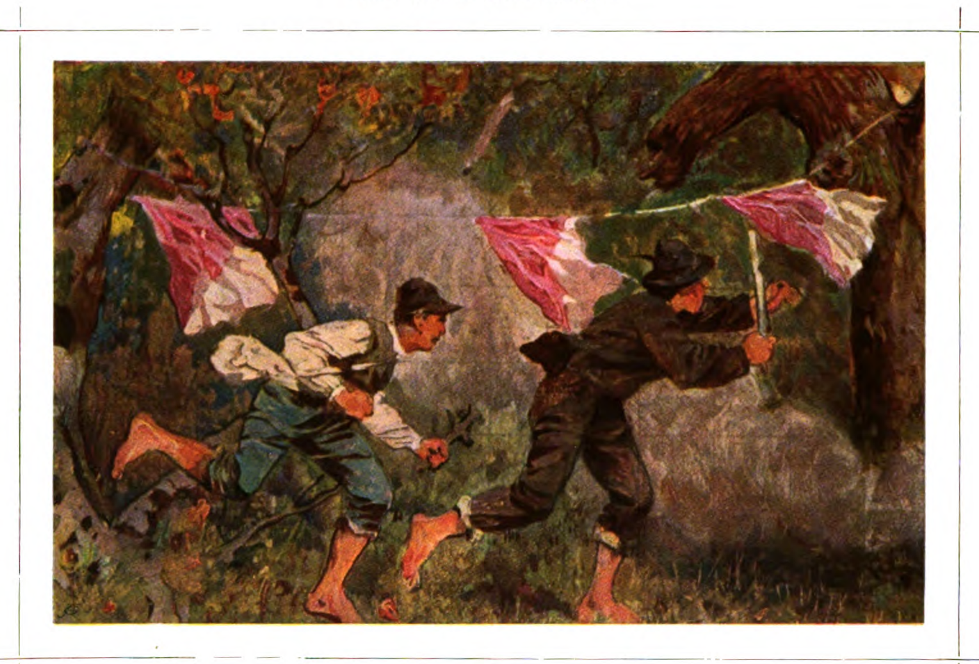
Als würde eine Tür geöffnet . . . Deshalb hatten die Augen der alten Jungfer noch stärker als sonst Triumph geleuchtet . . .

„Weiter," sprach sie.

„Weiter? Das andere . . . gehört eigentlich nicht mehr zur Geschichte. Ich weiß nicht, ob Du . . . es hören willst."

Sie nickte, sie schloß aber die Augen

Aus unserer Studienmappe:



Treiber. Ölstudie von Prof. Georg Koch.

wieder. Der Uhrmacher tastete nach ihrer Hand. Die vorhin regenfeuchte war jetzt heiß.

„Ich wollte nur noch sagen,“ sprach er, während er die Hand hielt, „daß es nicht das Schwerste ist, was Du wohl jetzt zu tragen hast. Das Schwerste ist, wenn man sich so schämen muß ... wenn man sieht, daß man sich selbst und sein Bestes in den Schmutz geworfen hat. Das brennt so sehr ... Das gibt nicht 'mal eine reine Erinnerung. Verstehst Du das?“

Sie drückte seine Hand.

„Das ist gut,“ nickte er fast freudig. „Dann mußt Du auch ... noch mehr verstehn. Ich krieg' .. manchmal die Worte nicht so, aber es gibt Schmerzen, die rein sind, und Schmerzen, die unrein sind. Und wenn Du auch jetzt bitter sein wirst und viel zu leiden hast ... ich weiß das ja nicht so, aber ich glaube, Du brauchst Dich nicht zu schämen wie ich. Das ist kein schlechter Mensch, Jule ... das ist kein schlechter Mensch!“

Sie schlug die Augen groß auf. Sie sah ihn an. Und mit einem Male wußte sie, weshalb die große Stille in ihr war, seit sie in dem engen Schlafzimmer vor Peter gestanden hatte. Da hatte sie dumpf wohl gefühlt, was der Alte hier aussprach. Verwischt war der böse, peinigende Eindruck der letzten Unterhaltung im Walde — ausgelöscht von einem neuen, reineren. Das war kein schlechter Mensch — es war, als hätte ganz der frühere Peter vor ihr gestanden und doch ein andrer — einer, der tiefer und ernster war. Und sie wußte, daß sie ihn sehr, sehr lieb hatte, aber sie wußte mit einem Male auch, daß er sie nicht heiraten konnte. Da war aller Groll, den sie gehegt, da war auch alle Verzweiflung, die in ihr geschrien, plötzlich gewichen — es war die große Stille gekommen, die eine große reine Trauer war.

Sie konnte sich das nicht so klarmachen, aber es war in ihrem Fühlen. Und mit dem Herzen begriff sie alles, als hätten die Worte „das ist kein schlechter Mensch“ ihr jeden Schlüssel gegeben.

„Nein,“ sagte sie, „nein!“ Wie ein Dank hörte sich das Wort an. Eine stille, lösende Wärme überströmte ihr Herz.

Er streichelte ihre Hand, wie es Peter vor kurzem getan.

„Siehst Du,“ redete er weiter und jetzt schon in der heitren Ruhe, die ihn fast nie verließ, „das wußt' ich ja. Und deshalb brauchst Du Dich nicht zu schämen, und weil das Glück rein gewesen ist, ist auch der Schmerz rein. Du wirst mir das heut nicht glauben — erst später vielleicht, und so alt, Jule, möcht' ich noch werden: Was einmal Glück gewesen ist, kann wohl Leid werden, aber es wird später wieder Glück. Ich .. ich .. sieh mal, ich hab' da drinnen eine Uhr, 'ne ganz gewöhnliche Weckuhr. Und Du siehst nichts dran, was Du bei andern nicht auch siehst. Aber wenn's dunkel wird, dann fangen die Zeiger und Ziffern mit einem Male an zu leuchten .. ganz leise, aber deutlich. So ist's auch hier. Das Glück, das jetzt keins mehr ist, wird wieder eins werden. Wenn Du älter bist .. ein Erinnerungsglück, ein Sehnsuchtsglück, das aus der dunklen Vergangenheit 'rüberleuchtet.

„Ich denke, Du wirst heiraten. Wirst Deinen Mann lieb haben und Deine Kinder, und froh sein. Aber so am Sonntag nachmittag, wenn die andern vielleicht fort sind .. und die Wochenarbeit fehlt .. dann denkst Du wohl mal zurück. Dann leuchten die Zeiger von ferne ... und Du nickst ... und Du möchtest es nicht hergeben, denn dann ist es wieder Glück. Damit nimmst Du keinem etwas, auch Deinem Mann nicht. Es ist ja ganz weit, aber es leuchtet .. ein bißchen Jugendglück ... ein Strahlen .. eine leise, schöne Erinnerung für den Feiertag. Eine Mitgabe fürs Leben ... für Dich und für den .. den andern auch.“

Er schwieg. „Ich seh Dich schon sitzen,“ fügte er halb für sich hinzu.

Sie hatte die Augen jetzt fast mit Gewalt zugedrückt. Sie versuchte es sich vorzustellen: Sonntag nachmittag .. tiefe Ruhe und Heimlichkeit .. sie selbst nicht mehr jung, hinter den Gardinen am Fenster .. Kaffee trinkend, wie's die alten Frauen gern tun, ... aus einer gold-grün-blauen Tasse, auf der „Zum Angedenken“ stand ...

Da schossen ihr, ob sie die Lider auch noch so fest schloß, die Tränen empor, sie ließen sich nicht zurückhalten, sie rollten nieder — erst langsam, als müßten sie sich einen Weg suchen, dann schneller und schneller.

Sie konnte es nicht mehr verbergen und sie wollte es auch nicht. Sie weinte. Sie

drehte sich halb nach der Wand um, sie entzog dem Alten die Hand.

Der ließ sie gewähren. Die heitre Ruhe blieb auf seinem Gesicht, ja, es schien, als ob er erst jetzt mit Ju zufrieden wäre. Das war ein Weinen, das löste, das langer Spannung einen Ausweg schuf, das befreite.

Und die Uhren gingen dazu, laut, leise, schnell, langsam .. ein eigner, tickender, heimlicher Chor. Als ob man hier belauschen konnte, wie die Zeit selber sich fortspann und weiterrollte ...

— — — — — — — — — — —

Buttche hatte es sich nicht nehmen lassen, Peter Körner abzuholen.

„Oder bringt Sie jemand anders zum Bahnhof? Nein? Dann dürfen Sie mich auch nicht abwimmeln!"

So gingen sie langsam, nach rührendem Abschied von Frau Feldwebel Neugebauer und ihren Küchlein, die Rüdigerstraße entlang. An der Ecke der Kleinkirchener Straße blieb der Referendar stehn und sah sich um. In der Front der andern Häuser war das seine kaum noch zu erblicken, aber der See lag glänzend im Mittagslicht vor ihm.

Er nickte ihm zu, als wollte er Abschied nehmen, und verglich dann seine Uhr mit der im Schaufenster Hermann Fischers. Es war reichlich Zeit. Mit dem Mittagsschnellzug kam er bequem noch mit. So konnten sie langsam durch die Stadt wandern. Satan lief voran, umsprang sie zurückkehrend in fröhlichen Sätzen, schnüffelte in die Hausflure hinein. Die Spione vor den Fenstern leuchteten, der Markt lag in der blanken Sonne, und das Kriegerdenkmal schien Licht und Helle, die es empfing, noch heller wieder zurückzustrahlen.

„Man glaubt immer," sprach der kleine Assessor aus tiefem Nachdenken heraus, „in die letzten Minuten müßte sich noch alles Tiefste und Letzte hineindrängen. Aber nun gehn wir hin und schweigen."

„So reden Sie doch," sagte Peter lächelnd. „Haben Sie nicht etwas aus den Revolutionslyrikern, das Sie mir mitgeben können?"

Aber energisch schüttelte Buttche den Kopf. „Ich lese jetzt auch die andern," erwiderte er, „die Stillen. Ich fühle mich langsam da ein. Mir ist manchmal, als ob ich .. mit der Rache und alledem .. fertig bin. Es hilft mir ja doch nichts. Man muß seinen Frieden machen."

Mit dem Stöckchen klopfte er gegen die Steine. „Das wissen Sie wohl noch nicht ... gestern war der Rat sehr gütig. Wenn nun wieder die Abende länger würden, meinte er, müßte ich ihm abends öfter die Freude machen ... ganz zwanglos .. nicht etwa im Gehrock.

„Verstehen Sie, Bester? Das heißt: nun wollen wir klaren Tisch haben. Und Weihnachten gibt's eine Verlobung unter dem brennenden Tannenbaum ... und mit Tee stoßen wir auf ein glückliches Leben an.

„Nein, das klingt falsch, wie ich das sage. Ich habe mich schon an den Gedanken gewöhnt. Ich wünsche es beinah selber. Dann hab' ich dort einen Halt. So ein Mensch wie ich muß sich wo anklammern. Und da Sie wegsausen — —

„Ich schicke Ihnen natürlich die Verlobungsanzeige, und Sie dürfen mir ruhig gratulieren.

„Vorgestern noch, mein lieber Peter, hab' ich mir eigentlich gedacht, daß dieser ganze Sommer für Sie und mich und .. hm .. andre ergebnis- und zwecklos hingegangen ist. Das Leben, das setzt oft einen ganzen Apparat in Bewegung für nichts und wieder nichts. Es spinnt Fäden und verknüpft sie, und jeder erwartet, das herrlichste Gewebe würde draus werden, doch plötzlich bricht alles fast ohne Sinn ab, und die Fäden werden fallen gelassen.

„So schien es mir vorgestern auch mit der Geschichte dieses Sommers. Weshalb, hab' ich mich gefragt, mußten Sie herkommen? Damit Sie einem Mädel den Kopf verdrehn? Damit Sie zwecklos wieder verschwinden?

„Aber seit gestern weiß ich, daß alles doch nicht sinnlos und ohne Ergebnis war. Es hat im Leben jedes seine Bedeutung — nur daß wir sie nicht erkennen. Ich hab' gefühlt, daß Sie mir etwas geworden sind, daß Sie mich doch ein wenig gestimmt haben. Ich .. ich ...

„Sehen Sie einmal!"

Buttche wies auf den Boden, auf dem sich der Schatten eines Baumes abzeichnete.

„Es ist jetzt Mittag, und deshalb entspricht der Schatten der Größe des Gegenstandes. Und ich habe mir gesagt, auch

mein Leben steht oder kommt jetzt in Mittagssonne, und ich muß auch streben, daß jeder Eindruck und jede Vorstellung im Verhältnis steht zu dem Gegenstand, der sie hervorruft. Das Lächerliche an mir war doch nur, daß dieses Verhältnis bis jetzt nie da war .. daß das Kleine oft einen Riesenschatten warf und das Große sich wunderlich verkürzt ausnahm. Das zu ändern, ist ja nicht nur Willenssache. Aber das Streben bringt auch da vorwärts. Und ich will mich jetzt einrichten mit dem Leben, Peter ... ich will die Zähne aufeinanderbeißen ... Augenmaß halten ... Sie verstehn mich vielleicht nicht. Aber ich habe Ihnen doch da zu danken.

„Und so wie bei mir wird's auch sonst sein. Menschen wirken aufeinander und geben sich etwas, ohne es zu wissen, und wie ich von Ihnen etwas mitnehme, so nehmen Sie auch vielleicht 'was mit aus Großkirchen — wenn nicht von mir, so von einer .. einer dritten vielleicht, der Sie zugleich genommen und gegeben haben.

„Seit ich das alles gefühlt habe, bin ich viel freudiger geworden. Denn das heißt doch, daß wir alle wachsen und daß in der scheinbaren sinnlosen Verworrenheit des Lebens ein Sinn und Zweck steckt."

Er sah zu Peter auf. Er erwartete einen burschikosen Witz. Aber Peter lachte nicht einmal. „Nun drängen Sie doch noch eine ganze Menge in die letzten Minuten," sagte er. „Ganze Probleme! Die werd' ich nicht lösen. Aber ich hoffe, Sie haben darin recht, daß ich 'was mitnehme. Daß ich anders aus Großkirchen rausfahr', als ich hergekommen bin. Wenigstens möcht' ich es selber wünschen.

„Buttche, Sie ... Sie haben mir viel vorgeschwärmt. Das hört ... schließlich jeder gern. Wie aufrecht ich sei, wie frisch, wie mutig und schneidig. Ach Gott ja!"

Er wurde rot, er schämte sich.

„Hol der Teufel, Buttche," sagte er in dieser Scham fast unwirsch, „Sie sind ein Schafskopf. Da war so viel Übermut und Eitelkeit. Und ich war doch auch ein großer Fatzke. So 'was dämmert einem plötzlich auf. Und daß es bei mir gedämmert ist, verdank' ich wohl auch Ihnen. Also reden Sie nicht — wir sind quitt."

„Mir?" fragte der kleine Assessor und schüttelte den Kopf — „mir verdanken Sie das?"

Sie schritten jetzt durch die Ziethenstraße. Der Referendar sah vor sich hin und zuckte die Achseln. „Vielleicht haben Sie recht. Das verdank' ich wohl nicht Ihnen".

Er hatte es leise und schnell gesprochen. Sein Herz ward nun doch unruhig, als er drüben den kleinen Laden sah.

Buttche antwortete nicht. Aber ihm war, als ginge neben ihm sein bester Freund. Er konnte kein Wort finden, um das merken zu lassen. Doch er schob plötzlich seinen Arm in den Peters.

So schritten sie durch die heiße, sonnige Straße. Satan war zurückgeblieben. Er trabte wie so oft auch jetzt nach dem Zigarrenladen hinüber. Die Tür stand auf. Wedelnd schnupperte er hinein.

Ju stellte gerade eine Kiste fort. Als sie die Dogge erblickte, erschrak sie.

„Satan!" sagte sie tonlos.

Schmeichelnd drängte der Hund sich an sie. Doch an ihm vorbei schritt sie nach dem Schaufenster, schob den Vorhang zurück und spähte über die Straße. Sie sah die beiden noch gehn. Sie wußte gleich, daß der Bahnhof ihr Ziel war. Reglos schaute sie ihnen nach. Nun würden sie gleich verschwinden ... jetzt, wenn sie sich seitwärts bog, konnt' sie den Assessor noch sehn .. jetzt nur noch einen Hutzipfel ... jetzt verließ auch Peter den Ausschnitt, den ihr Auge bestrich ... und jetzt ...

Sie wandte sich, der Hund war noch da. Mit den großen, hellen, verständigen Augen schaute er sie an.

Da nahm sie den mächtigen Kopf in beide Arme. Auf den breiten Schädel, auf das seidig graue Fell preßte sie ihre Lippen.

Die Dogge blieb bei ihm. Die Dogge würde um ihn sein, wenn er längst fern war. Und mit ungestümer Zärtlichkeit drückte sie das Tier immer wieder an sich. Ihren letzten Gruß sollte es ihm bringen .. ihren letzten Gruß ...

Suchend gingen ihre Augen umher. Dann zerrte sie aus dem Knopfloch ein paar Nelken. Die meisten fielen zu Boden. Einen Stiel befestigte sie am Halsband.

Da tönte von draußen ein starker Pfiff. Satan, von ihren Armen gehalten, ward unruhig. Mit Gewalt riß er sich los. In wildem Lauf schoß er seinem Herrn nach.

Der hatte sich suchend umgedreht. Er sah, woher der Hund kam. Röte schoß in

sein Gesicht. Es war scheußlich peinlich. Und zornig faßte er die kurze Handleine, um dem Köter eines überzuziehn.

Da drückte ihm Buttche den Arm herab.

„Warum?" fragte er. „Wollen Sie ihn schlagen, weil er anhänglich ist?"

„Er darf nicht vagabundieren," sagte Peter. Aber er schlug nicht. Er rief Satan heran. Er sah die Nelken.

Mit einem Griff machte er sie los. Der kleine Assessor bemerkte es nicht — er sinnierte vor sich hin. Er schien wieder irgendwelchen Gedanken nachzujagen.

Peter jedoch nahm die Nelken empor. An einem Stiel saßen zwei: eine müde, verwelkte Blüte — eine noch nicht erschlossene Knospe. Ein Zufall — nichts mehr. Aber ihm war, als könne er in diesem Zufall eine tiefere Bedeutung suchen.

Er brach die welke Blüte ab. Die feinen Blättchen, von seinen Fingern zerpflückt und zerrieben, fielen auf den Weg.

Die noch nicht erschlossene Knospe behielt er. Und er dachte der Zukunft, die sich entfalten sollte und die doch nur ihren inneren Reichtum erhielt von der Vergangenheit. —

Sie bogen in die neue Villenstraße, sie kamen zum Bahnhof.

„Sie schweigen in sieben Sprachen, Buttche", sagte Peter Körner lächelnd.

Aber der kleine Assessor guckte ihn durch die Brillengläser ernsthaft an: „Und Sie?"

Doch auf der Treppe des Stationsgebäudes fügte er noch hinzu: „Ich hab' mich auf diesem Weg nie besser unterhalten."

Da standen sie auf dem Bahnsteig. Wenig Menschen nur . . . in hellem Licht, weithin sich dehnend, abgeerntete Felder. Der Zug war schon gemeldet, Postbeamte karrten ihre Wagen zur Stelle, der Stationsvorsteher kam zum Vorschein.

Es schien, als ob die Geleise an zu tönen fingen . . . ein leises Klirren, das schon durch die Schienen zuckte und sich fortsetzte . . . eine weiße Wolke schwebte fern schon über Bäumen . . . sie wuchs und kam näher . . . Da bog der Zug und schütterte mit wachsendem Dröhnen heran.

Im letzten Augenblick war noch jemand auf dem Bahnsteig erschienen: Gustav Zühlke.

Er grüßte die beiden Herren tief und ergeben, wie es seine Art war. Dann ging er auf und ab . . . auf und ab, als warte er auch heute.

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, Buttche," bat Peter und ging auf den Stadtsekretär zu.

Er reichte ihm die Hand: „Ich muß Ihnen doch adieu sagen." Und leise fügte er hinzu: „Wenn ich Ihnen wehgetan habe und . . . und einer andren noch . . ."

Das grelle Pfeifen des Zuges kam dazwischen. Es waren nur wenige Minuten Aufenthalt. Peter mußte die Dogge noch ins Hundekoupee führen — er bestand nicht mehr darauf, daß sie im gleichen Abteil mit ihm reiste.

„Denken Sie beide freundlich an mich," sagte er nur noch.

Da kam ein Schimmer in die ‚russischen' Augen. Gustav Zühlke erwiderte nichts. Er sah nur zu, wie Satan expediert ward und der Referendar dann selbst in den Zug stieg. Er ging auch nicht nach Hause.

Als ob er sich überzeugen müsse, daß Peter Körner wirklich abfuhr, stand er in seinem schwarzen Gehrock auf dem Perron.

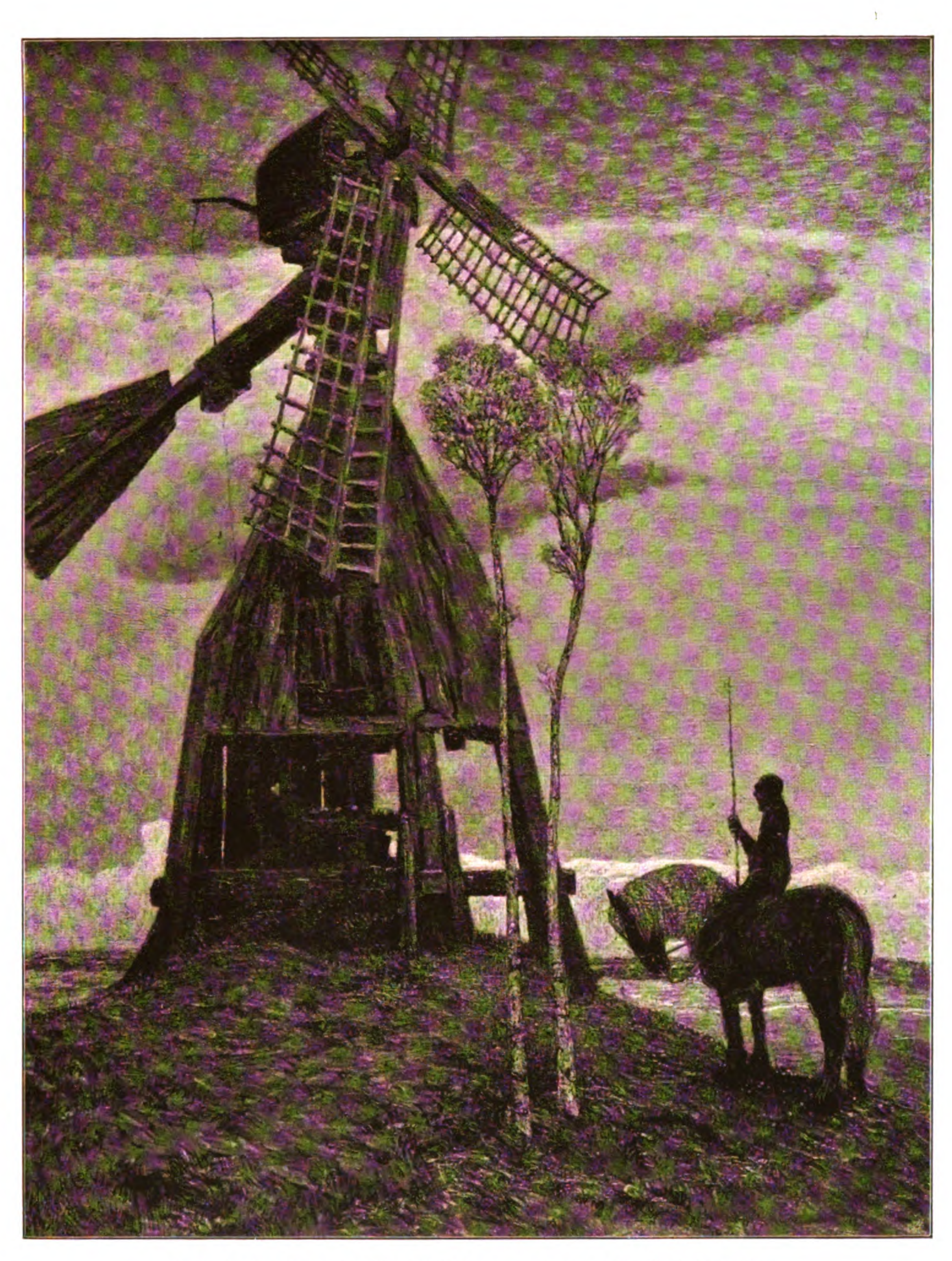
„Sie findet schon," hatte der alte Uhrmacher ihm einst gesagt. Damals hatte er es nicht geglaubt. Aber mit jedem Bruchteil der weitergehenden Minute schien sein Glaube zu wachsen.

Seine Augen — es waren nicht die ‚russischen' Augen mehr. Langsam wich die Trauer daraus. Vom offenen Fenster des Waggons betrachtete es Peter. Wer hatte ihn den ‚Sieger' genannt?

Ach, der ‚Sieger' stand da . . . einer, der den Sieg verdient hatte! Und aus der Referendarin würde die Frau Stadtsekretär werden . . . und niemand würde darüber unglücklich sein, einer aber sehr glücklich.

Da hob der Stationsvorsteher den Arm... Buttche streckte die Hand aus, Gustav Zühlke grüßte tief . . . kurze Pfiffe und Stampfen.

Langsam versank vor dem Fenster, an dem Peter Körner lehnte, die Station Großkirchen. Es war, als ob der Zug zuerst noch unsicher ginge und schwankend. Aber immer stärker und sichrer brauste er dann vorwärts und seinen Zielen zu.



Mühle im Teufelsmoor. Gemälde von Heinrich Vogeler-Worpswede.





Abb. 1. Haidar Pascha, der Bahnhof der Anatolischen Linie bei Skutari.

Ein Ausflug nach Anatolien.

Von

Fedor von Zobeltitz.

Mit dreiundzwanzig Abbildungen nach Photographien von G. Berggren in Konstantinopel.

Die Konzessionserteilung für den Bau der Bagdadbahn an jene deutsche Gesellschaft, die auch die Anatolischen Bahnen leitet, der Umstand, daß gerade jetzt die Kapitalsbeschaffung für den ersten Teil der Bagdadbahn an den deutschen Börsen in die Wege geleitet wurde, hat die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf das Bahnnetz in Kleinasien gelenkt, an das die Linie Bagdad-Baßra Anschluß finden soll. Ich habe jüngst Anatolien bereist und zwar, dank der liebenswürdigen Zuvorkommenheit des Generaldirektors der Anatolischen Eisenbahngesellschaft, Geheimrats Dr. Zander, unter so günstigen Verhältnissen, daß ich den Genuß der landschaftlichen Schönheiten der Strecke voll auskosten konnte. Die Bahn ist in ihrem ersten Viertel von einer englischen Gesellschaft angelegt worden, fristete damals aber nur ein ziemlich kümmerliches Dasein, bis 1888 der Vertrag zwischen der türkischen Regierung und einer deutschen Finanzgruppe zustande kam, laut dem die Weiterführung der Linie, vorläufig bis Angora, gesichert wurde. Unter der Oberleitung des Generaldirektors von Kühlmann und des Baudirektors von Kapp schritten die Arbeiten so schnell vorwärts, daß im November 1892 die erste blumengeschmückte Lokomotive in Angora einlaufen konnte; die Linie, die von dem Knotenpunkte Eski-Schehir bis Konia läuft, wurde 1897 dem Verkehr übergeben.

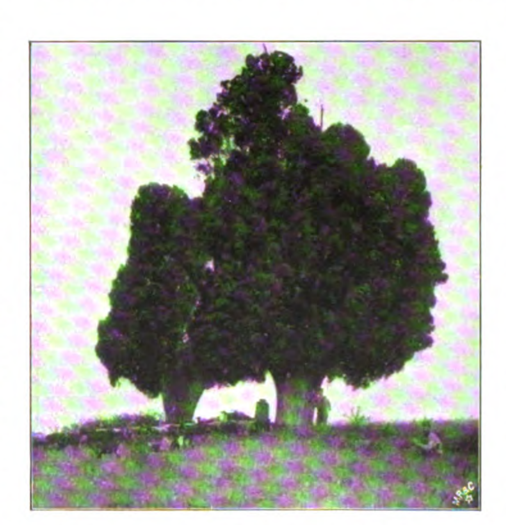


Abb. 2. Das Grab Hannibals bei Gebse.

Es war an einem heiteren Aprilmorgen, als mich die hübsche kleine Dampfbarkasse der Generaldirektion von der Galatabrücke aus nach der Station Haidar Pa-

scha bei Skutari, dem Ausgangspunkte der Anatolischen Bahn, brachte (Abb. 1). Schon der erste Anblick des Bahnhofs zeigt, daß hier deutsche Kräfte walten. Keine schmutzstarrenden Holzschuppen, sondern massive Gebäude von freundlichem Eindruck, saubere Uniformen, ein Blumengärtchen und eine gute Restauration: das alles ist sonst im Orient nicht häufig. Eine kleine Gruppe europäischer Herren steht plaudernd auf dem Perron: Geheimrat Zander, Direktor Huguénin, Oberingenieur Deneke, Generalsekretär von Hübsch und noch einige — eine Konferenz ist in Aussicht, und man wartet nur noch auf den Vertreter der türkischen Regierung. Die Herren sind von großer Liebenswürdigkeit; man zeigt mir die Maschinenhallen, die Wagenschuppen und den Betrieb und geleitet mich schließlich in mein Coupé: einen Salonwagen mit Bett, Tisch und Stühlen und, was das Wichtigste ist, einer geräumigen Veranda, auf der ich tagsüber zu sitzen pflegte, um das wundervolle Panorama Anatoliens an mir vorüberrollen zu lassen.

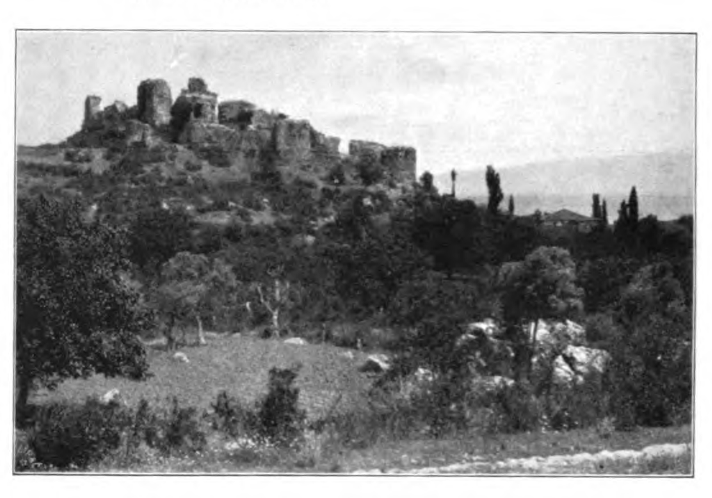


Abb. 3. Ruine Eski Hissar (alte Burg) bei Gebse.

Der Zug mit seinen sauber lackierten, fast durchweg in deutschen Fabriken hergestellten Wagen ist lang. Die erste und zweite Klasse sind wenig besetzt. Dafür ist die dritte Klasse bis auf den letzten Platz gefüllt. Ein Blick in die Coupés zeigt auch hier das gleiche Völkergemisch, wie an den meisten Orten der Türkei: armenische Bauern, Tscherkessen, Griechen, Juden, Albanesen, Araber, Zigeuner — zum Teil arg zerlumptes Gesindel, andere in reinlicherer Kleidung, namentlich die Türken in ihren weiten Hosen und dem Kaftan über der bunten Weste. Ein paar Waggons sind mit Pflügen und Dreschmaschinen gefüllt, die in das Innere gehen sollen. Die Bahngesellschaft, die in den Landschaften, durch welche ihre Eisenlinien führen, eine überaus segensreiche Kulturarbeit entfaltet, läßt landwirtschaftliche Maschinen und Geräte in großen Mengen aus



Abb. 4. Altrömische Ruinen bei Ismid.

Deutschland kommen und gibt sie zu den Einkaufspreisen, aber zur Erleichterung der Käufer in Ratenabzahlungen oder mit längerem Kredit, an die Bauern weiter.

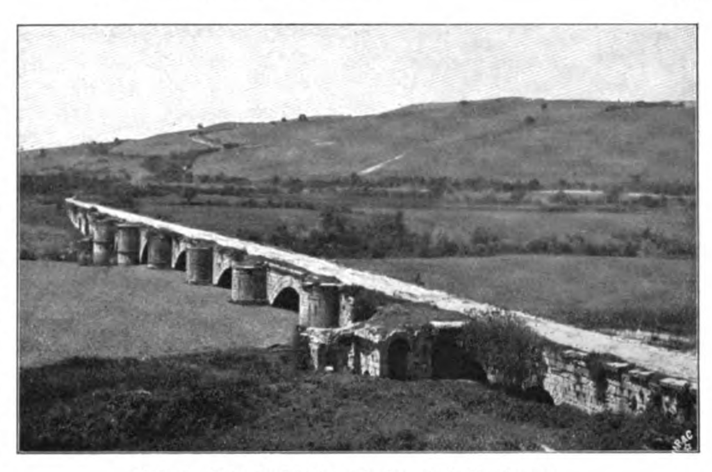


Abb. 5. Die Justiniansbrücke bei Adabazar.

Ein Pfiff, ein letzter Gruß, und der Zug setzt sich in Bewegung. Die Reise beginnt, der „weite Weg durch die Menschheitsgeschichte“, die sich auf Anatoliens Boden abspielte. Um dieses blühende Land hat man durch Jahrhunderte gehadert. Pelasger, Phöniker und Skythen wohnten hier dereinst, Kulturvölker neben barbarischen Horden. Aber schon um 1000 vor Christo begann das Helenentum in Kleinasien Wurzel zu fassen. Keltische und gallische Stämme wanderten ein: das phrygische, trojanische, lydische Reich wurde gegründet; der persischen Oberherrschaft folgte die makedonische und schließlich die römische Invasion. Unter dem Imperium flammte über das Tafelland der Halbinsel das Kreuz des Christentums auf: von hier aus wanderten die Apostel in die Welt. Dann kamen die Heereshaufen der Araber und kam das Seldschukkenreich, und was von Kultur und Zivilisation noch übrig geblieben war, das verwüsteten die osmanischen Türken. Über die Trümmer der alten Kultur wehte der Sand der Zeit. Noch sieht man verfallene Tempelsäulen aus hellenischer Epoche, Sarkophage der phrygischen Könige, seldschukkische Baudenkmale, römische Brücken und Zisternen, byzantinische Festungswerke — sieht seltsame Reliefs in die Felsen gehauen, Reste antiker Wasserleitungen, Skulpturen, die an Assyriens Herrlichkeit erinnern, Sphynxgestalten, ähnlich denen auf Ägyptens Boden, und rätselhafte Monumente. Noch sieht man die Spuren der alten Kultur. Aber der vernichtende Samum des Osmanentums wehte über sie hin, und es bedurfte europäischer Einflüsse, um dies einst so gesegnete Land zu neuem Leben wecken zu können.

Wie gesegnet es ist, das zeigt die Fahrt am Meere entlang bis Ismid. Das war von jeher eine Kornkammer und ein blühender Garten. Rechts liegt die See; auf ihrem schwellenden Busen ruhen, eine Perlenreihe, die Prinzeninseln. In weiter Ferne, von weißen Wölkchen umsäumt, leuchtet ein heller Streifen auf: das Schneehaupt des bithynischen Olymps. Unter mir Wein- und Obstplantagen bis zum Meere hinab und dazwischen Villen, Kioske und kleine Schlösser. Bis Erenköi schieben sich die Landhäuser der Reichen von Konstantinopel vor; es sind fast



Abb. 6. Karawane bei der Station Lefke.



Abb. 7. Defilé durch das Tal des Karasu.

nur Holzbauten — der Erdbeben wegen — leicht gefügt und gezimmert, hie und da nicht ohne Anmut, im allgemeinen aber von langweiliger Gleichheit. Anders war es früher in den Zeiten von Rom und Byzanz. Da blickte zwischen den Zypressenhainen der Marmor der Schlösser, und von luftigen Säulen schauten vergoldete Standbilder herab. Auf der Halbinsel Fenerbagdsche stand einst ein römischer Kaiserpalast und bei Erenköi erhob sich eine byzantinische Burg. Zwischen den Stationen Bostandschik und Maltepe liegen die merkwürdigen Ruinen einer unterirdischen Kirche; geborstene Säulenstücke und Kapitäle, die das Heidekraut umwuchert, weisen auf antike Tempelbauten. Unten am Meere, wo die Fischer ihre Netze ausspannen und von hohen Holzgerüsten aus den Zug der Fische verfolgen, spült das Wasser um Marmorquadern, zerbrochene Mosaiken und Stücke bronzenen Getäfels.

Eine große Welt ging hier unter. In Maltepe, so erzählt mein Reisehandbuch, soll Belisar verstorben sein. Aber ich glaube, daß Maltepe nicht so alt ist. Vielleicht Par es Kartal, das alte Chartalimen, oder Zendik, das Panteichion der byzantinischen Welt, wo der große Feldherr Justinians als blinder Bettler sein Leben beschloß. Wie um seine Herkunft, so haben Sage und Dichtung auch um das Ende Belisars einen Mythenkranz gewoben. Der Schienenstrang liegt auf einer Erde, die einst Mächtiges entstehen und vergehen sah. Die Station Kartal liegt am Fuße des Berges Aidos, da, wo sich die „Kaiserliche Wiese“ ausdehnt, auf der Michael der Trinker seine Pferderennen abhielt. Ein paar Minuten weiter, und wir erreichen die Station Tuzla, in deren Nähe sich ausgedehnte Holzbaracken befinden: die Quarantänestation — o Schrecken! — für die Pest- und Choleraverdächtigen aus Ägypten und Asien. Entsetzliche Baracken mit starrenden Löchern; wer nicht schon krank und elend ist — hier kann er es werden ...

Station Gebse! Einst hieß dieser Ort Dakibyza, und sein moderner Name, der übrigens mannigfach verschieden geschrieben wird, wie die meisten Ortschaften in der Türkei, ist nur eine Verstümmelung des antiken. Das Türkenstädtchen klimmt mit seinen Häusern und Häuschen den Berg hinan, während sich südlich davon, nach dem Meere zu, eine griechische Ansiedelung, Daridscha, ausbreitet. Gebse war zur Blüte-

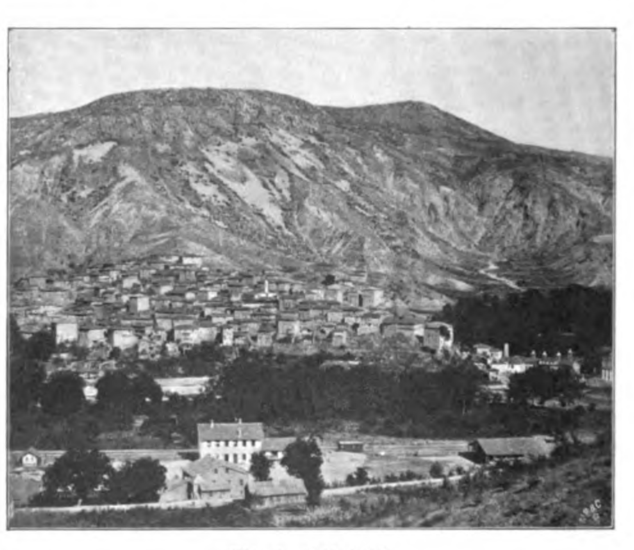


Abb. 8. Biledjik.

zeit des Osmanentums eine rege Handelsstadt; die Karawanen, die von Stambul aus den Golf von Ismid entlang zogen, nahmen hier ihren ersten Halt. In Gebse erblickte Ende des XV. Jahrhunderts ein Mann das Licht der Welt, der als Knabe Wasser in den Straßen verkaufte und als Jüngling die Schafe zur Weide trieb und als Großwesir Selims I. endete. Das war Mustafa Pascha, und sein dankbarer Sultan ließ ihm zu Ehren eine prächtige Moschee errichten. Aber prächtiger ist doch das Monument, das die Natur hier einem anderen Großen gesetzt hat. Oben auf dem Plateau, wo das alte Libyssa lag, stehen zwei mächtige Zypressen, und darunter soll der Sage nach das, was von Hannibal sterblich war, bestattet worden sein (Abb. 2). Der melancholische Platz ist wie geschaffen zu stiller Beschaulichkeit. Ein Haufen von Feldsteinen bezeichnet das Grab. Die Griechen ehren es als die Ruhestätte eines frommen Märtyrers, die Türken sagen, hier läge ein großer Scheik begraben.

Von der Bahn aus ist die düstere Zypressengruppe weithin zu erkennen. Rechts baut das Trümmermeer einer alten Feste sich auf, Eski Hissar im Munde der Türken, während die Griechen sie vielfach Filinkir oder Filokrini nennen (Abb. 3). Es muß eine Burg von ungeheuerem Umfang gewesen ein. Goltz glaubt in ihren Grundlinien deutsche Baukunst zu erkennen, und es ist auch nicht unmöglich, daß sich ein deutscher Kreuzfahrer hier ansässig gemacht hat.

Die Bahnlinie umzieht den sich tief in das Land hinein erstreckenden Golf von Ismid. Auf kühnem Viadukt überschreitet sie eine gähnende Bergschlucht und folgt dann in starken Windungen dem steil aufsteigenden Uferrande. Links in der Ferne türmen die Berge, von Walddickicht umgrünt, sich kyklopisch auf, überragt von der kahlen Felsenspitze des Keltepe; rechts unten schäumt das Meer, in dem Delphine und Tümmler spielen und Möwen und Sturmschwalben ihre Fittiche netzen. Vom satten Blau des Wassers heben sich die weißen und gelbroten Segel der Fischerboote ab.

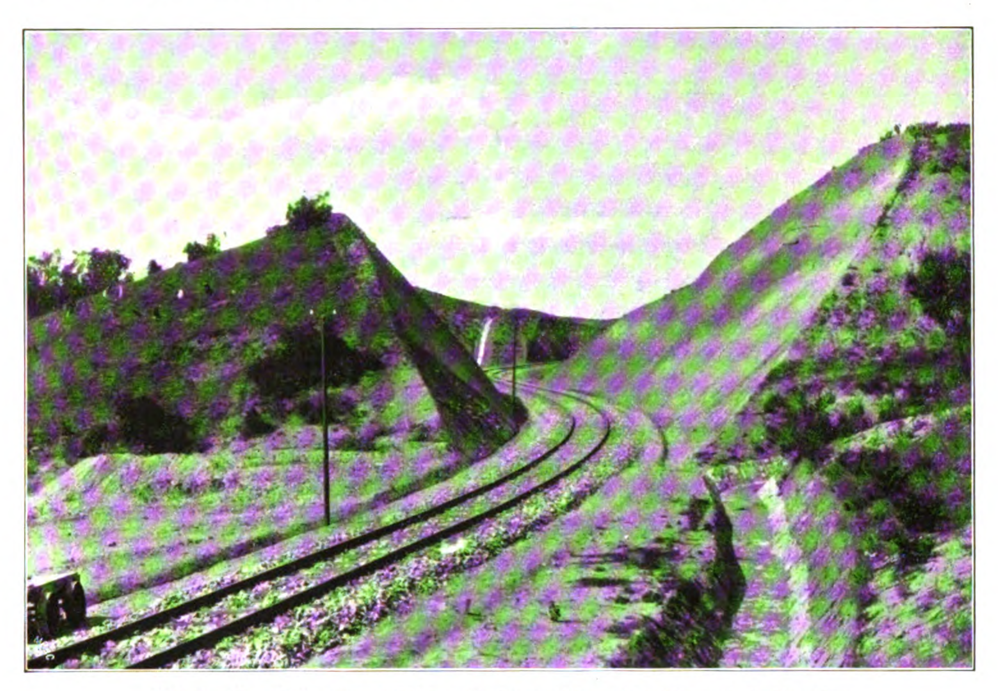


Abb. 9. Partie der anatolischen Bahn zwischen Biledjik und Pekdemier.

Ich sagte schon, daß die Anatolische Bahngesellschaft die Strecke bis Ismid von einer englischen Kompanie übernehmen mußte. Aber auch diese Strecke mußte fast von Grund aus erneuert werden. Alles

verwendete Material ist deutschen Ursprungs; die eisernen Schwellen und die eisernen Telegraphenstangen lieferte Krupp. Es ist eine Freude, zu sehen, wie sich hier deutsche Arbeit gelohnt hat. Die stolzen Viadukte, die blitzblanken Häuschen der Weichensteller, die von hübschen Gärtchen umgebenen Stationsgebäude, die saubere Uniformierung der Bahnbeamten — alles das mahnt an geordnetere Verhältnisse, als man sie sonst hier unten zu finden pflegt. Die oberen Beamten der Bahn sind fast nur Deutsche; in den subalternen Stellungen findet man alle Völkerschaften vertreten; für die Arbeiterschaft werden Türken bevorzugt, die sich stets am ausdauerndsten und ehrlichsten erweisen. Die Stationschefs und die Schaffner für die beiden ersten Wagenklassen beherrschen das Französische; die Stationsnamen sind in türkischen und lateinischen Lettern angegeben.

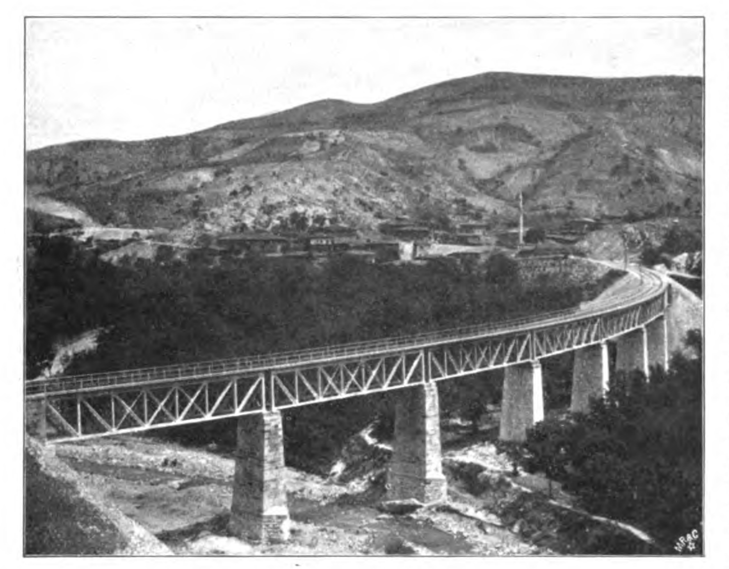


Abb. 10. Der Viadukt bei Pekdemir.

Jenseits des Golfs sieht man auf der Weiterfahrt die grünen Gestade von Jalowa, in dessen Nähe Helenopolis lag, so genannt nach der Mutter des großen Konstantin. Mitten im Grün und halb versteckt zwischen blühenden Maulbeerbäumen schmiegt sich wie in einen Blumenkorb die Station Hereke mit einer kaiserlichen Seidenfabrik. Oben auf der Höhe sieht man die Ruine des Schlosses Ankyron; hier starb Kaiser Konstantin, und nicht weit davon, in Hunkar Tschaïri, verschied auch Sultan Mohammed. Dem Gründer und dem Eroberer Konstantinopels hat das Schicksal fast Schulter an Schulter ein Grab bereitet.

Zur Mittagszeit nähern wir uns Ismid. Die Sonne brennt nicht. Ein Dunstschleier spinnt sich über den Himmel; fast scheint es, als sei ein Wetter zu erwarten. Aber die Eigenart der Beleuchtung schafft neue Reize. Das Meer ist stahlgrau geworden wie die Farbe auf den Klingen von Damaskus, und nur an den Küsten umrahmt es ein schmaler goldener Rand. Wir fahren durch paradiesische Gefilde; Weinberge und Maulbeerplantagen begleiten uns; hier taucht der Blick in blumige Schluchten, dort in üppiges Wiesengrün; an den Hängen wuchert Lorbeer- und Feigengebüsch, am Mauerwerk Venushaar und gelber Ginster. Auf smaragdenen Matten, zwischen Oliven- und Zypressenhainen baut Ismid sich an der Bergscheide auf: Nikomedia, die alte Metropole des bithynischen Reichs. Die Megarenser gründeten hier in der Vorzeit eine Kolonie und nannten sie Astakos; dann kamen die Athener und hießen die Stadt Olbia. König Nikomedes I. machte sie um 260 v. Chr. zu seiner Residenz und taufte sie nach seinem Namen um. Zu höchster Blüte stieg sie in römischer Zeit. Während der parthischen Kriege lebte hier der kluge Trajan; auch Hadrian mit seinem schönen Liebling Antinous. Der jüngere Plinius, der als Prokonsul von Bithynien längere Jahre in Nikomedia wohnte, rühmt mit begeisterten Worten ihre Lage und Schönheit. Unter Kaiser Antoninus, vor allem aber unter Diokletian, galt Nikomedia als eine Perle Kleinasiens. Auch Konstantin und Justinian taten viel für die Stadt. Dennoch sind die Trümmer aus römischer Epoche reichhaltiger als aus byzantinischer. Die alten Gewölbe und

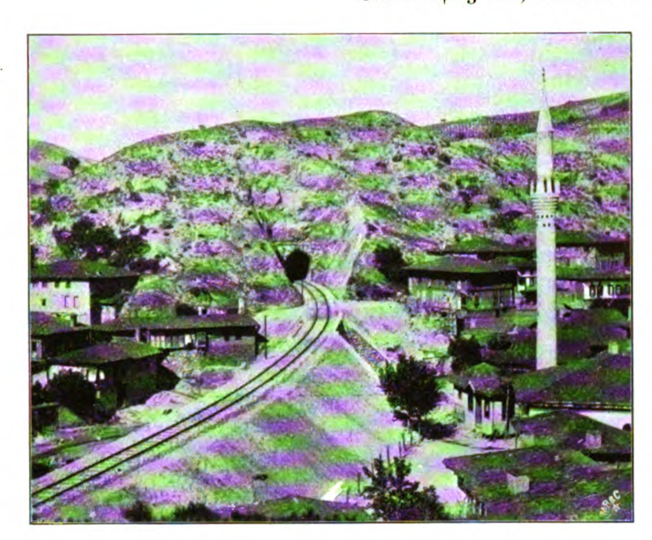


Abb. 11. Der Tunnel bei Pekdemir.

Mauerreste in der Unterstadt gelten als die Fundamente des Palastes des Diokletian (Abb. 4), in dem er seine Blutbefehle wider die Christen diktierte. Nach der Eroberung durch die Türken sank Nikomedias Ruhm; Erdbeben und Fieber entvölkerten die Stadt. Ein interessanter Abenteurer fand hier in den ersten Jahren des XVIII. Jahrhunderts seinen Tod: Graf Emerich Tököly, der ungarische Insurgent und Kuruczenkönig, der nach seiner Verweisung aus Konstantinopel 1705 auf einem Meierhofe bei Ismid starb und trotz seines Übertritts zum Islam auf dem Christenkirchhofe beerdigt wurde.

Die Bahn folgt anfänglich dem Laufe der alten Karawanenstraße, die sich vom Meere aus nach dem Innern abzweigt. Die Berge treten näher heran, und auf ihnen zeigen sich die ersten tscherkessischen Ansiedelungen, Räubernester, unter denen die Gegend noch vor zehn Jahren schwer zu leiden hatte. Die Üppigkeit des Bodens hat viele Kolonisten herbeigezogen: tatarische, grusinische, lasische, kurdische, die sich gegenseitig das Leben schwer machen. Der Zug braust durch eine Landschaft von subtropischem Charakter. Es ist nicht das fabelhafte „Baummeer“, von dem Hammer erzählt, wohl aber eine Art Urwald mit ungeheuren Platanen und alten Oliven, Steineichen und pinienartigen Koniferen, die Stämme mit Efeu umrankt, die Wipfel von Schlinggewächsen durchzogen und kapuzengleich umsponnen, das dichte Unterholz mit Rosen und Rhododendron verquickt, die Moossandale mit hundertfarbigen Blüten gefleckt. Und plötzlich ein weiter glänzender Spiegel: der lange Süßwassersee von Sabandja, dessen Fischreichtum schon das Altertum schätzte. Ein leichtes Gewitter entlud sich über dem See, während wir vorüberfuhren: Blitz, Donner und Hagelschlag; ein jähes Aufrühren der Wasser, die grauen Gischt an die Ufer schleudern, und tiefschleppende Wolken; dann wieder blauer Himmel und Sonnenschein — das Ganze wie ein rascher szenischer Wechsel auf einer Ausstattungsbühne.

Wir nähern uns nun dem Flußbett des Sakaria, des alten Sangarios, der längst sein ehemaliges Bette, vielleicht infolge vulkanischer Evolutionen, verlassen hat; über dem trockenen Bette aber wölbt sich noch immer die gewaltige Steinbrücke (Abb. 5), die einst Kaiser Justinian erbauen ließ und die mit ihren riesigen Mauern mehr denn



Abb. 12. Brücke in Eski-Schehir.

anderthalbtausend Jahren getrotzt hat, anscheinend ein Monument für die Ewigkeit, das schon Prokop von Cäsarea rühmte und das noch heute staunenswert ist. Die Bahn wendet sich nach Süden und bleibt, allgemach ansteigend, dem Felsbett des Sakaria zur Seite, der tief unten, zwischen schmalen Hängen, brodelt und kocht. Korkeichen, Buchen, Eschen und Sykomoren krönen die Talwände. An gelichteten Stellen hie und da eine grüne Trift, weidende Herden, ein Lasendorf. Die Felsen verengen sich und wachsen riesig empor zu einem Defilé von grandioser Schönheit. Zweimal donnert der Zug über eiserne Viadukte und durchquert in einem hallenden Tunnel einen vorgelagerten Berg, um die Station Geve zu erreichen, wo Sultan Bajasid eine Brücke über den Fluß errichten ließ, die halb eingestürzt und, nach türkischer Sitte, nur notdürftig geflickt worden ist.



Abb. 13. Karawane vor dem Bahnhof von Angora.

Das Tal erweitert sich nun zu einer fruchtbaren Ebene, in der Weizen und Gerste reifen und die roten Teppiche blühender Mohnfelder leuchten. In Ak Hissar beginnt die Baumwollenkultur, und ein paar Meilen östlich von der kleinen Station Mekedje liegt Isnik, das antike Nicaea, Bithyniens zweite Hauptstadt, in der Hipparch und Dio Cassius geboren worden und Theodor Laskaris residierte, als er sein vorderasiatisches Reich gegründet hatte: heute ein armseliger Ort, aber noch reich an Ruinen aus römischer Zeit und jener wildbewegten Epoche, da man hier um die reine Lehre stritt. Bei Mekedje verengt sich das Tal von neuem, um erst bei Lefke, wo die Bahn abermals den Fluß überschreitet, wieder breiter zu werden (Abb. 6). Hier spinnt der Seidenwurm seine Fäden und zwischen freundlichem Grün schauen die luftigen Häuser der Webereien hervor. Etwa eine Meile hinter Lefke ergießt sich der Karasu in die Sakaria, ein wilder Bursche, der zwischen seinen Felswänden tobt, schäumt und gurgelt. Dem Laufe des Karasu folgt auch die Bahn, die von nun ab mit gewaltigen Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

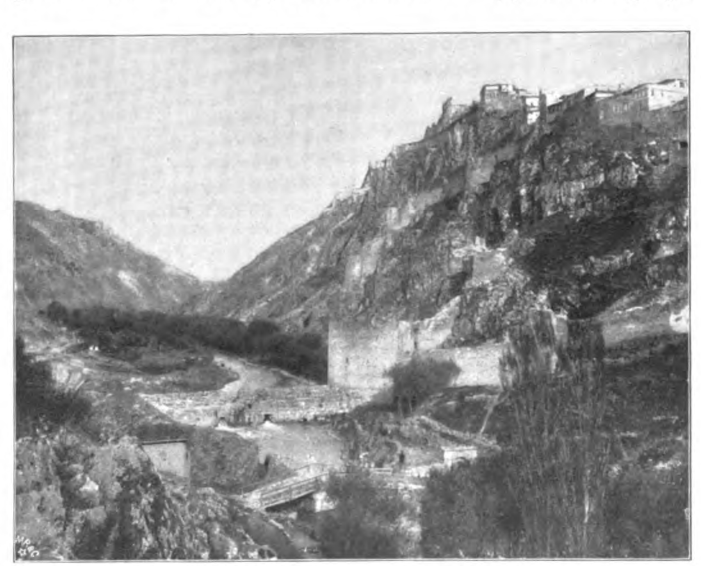


Abb. 14. Antike Befestigungen bei Angora.

Von der Veranda meines Waggons aus, des letzten im Zuge, ward mir ein unbeschreiblich schöner Anblick. Die wirbelnden Wasser des Karasu haben ein tief eingerissenes, schmales Bett in die Felsen gegraben, die himmelhoch aufragen, so daß nur ein winziger Streifen des blauen Firmaments sichtbar wird. Beständig wechselt die Landschaft. Ein klaffender

Durchbruch im Gestein zeigt eine Vedute von märchenhaftem Zauber: blühende Gefilde, einen Rosenhag, Mohnplantagen und duftumschwommene Bergketten. Dann wieder eine Schlucht von schauerlicher Großartigkeit, ein in die Felsen gesprengtes Defilé (Abb. 7): zackige Wände mit roter und grünlicher Äderung, mit zerrissener Krönung, kahl und öde; und wieder eine Klamm, deren feuchte, schillernde Hänge mit grünem Gespinst bekleidet sind, und hie und da Nußbaumgruppen, deren kolossale Wipfel sich zu einem Ganzen zu vereinigen scheinen — malerisch übereinander getürmte Steinungeheuer und Geröll, über das perlendes Naß sickert. Und endlich, in breiter Rampe (Abb. 9) zunächst in das Seitental des Sorgundere und überschreitet sodann auf einem 180 Meter langen, in schön geschwungener Kurve erbauten Viadukt, einem Wunderwerk der Eisenkonstruktion (Abb. 10), den Sorgun, in schwindelnder Höhe über den Karasu den Flußlauf desselben wieder erreichend. Es begann allmählich zu dunkeln. Über den Himmel spannten sich Schatten aus, und in den Bergklüften lag bereits die Schwärze der Nacht. Da und dort blitzte hoch oben, zwischen Zypressen und Sykomoren, noch ein verlorenes Licht aus irgendeinem Dörfchen. Dann umfängt uns Tunnel auf Tunnel;

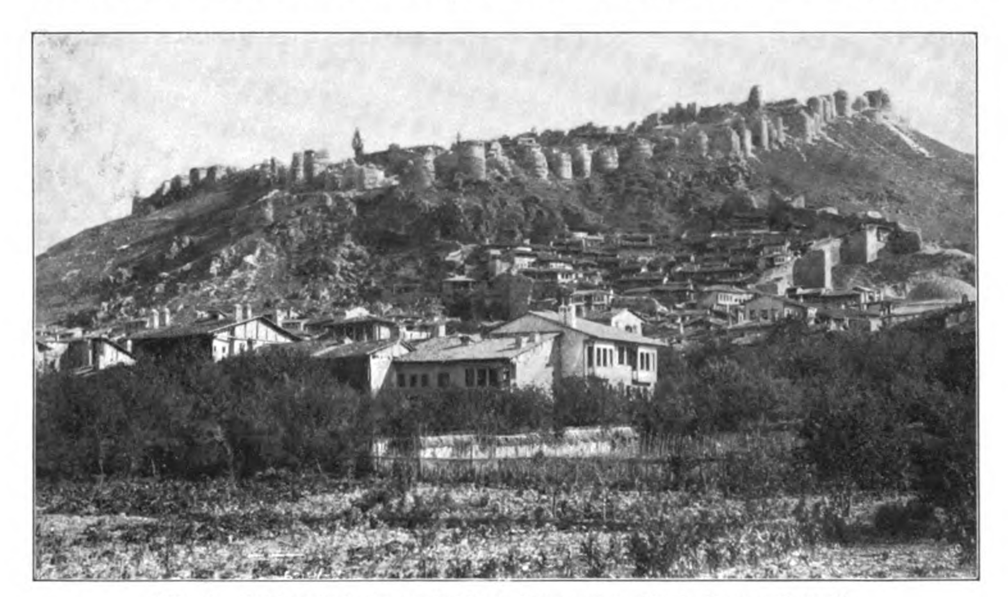


Abb. 15. Blick auf die byzantinischen Bauten der Zitadelle von Kutahia.

sich ausbreitendem Tale, am Fuße der Berge das freundliche Türkenstädtchen Biledjik (Abb. 8), in dessen Nähe, bei Sögüd, das Mausoleum Ertoguls verehrt wird, des „Männerzerstückelers“, der die Macht der Osmanen begründete. Im Gegensatz zu den meisten orientalischen Ortschaften ist Biledjik von merkwürdiger Sauberkeit. Sein Häusermeer mit den braunen und ziegelroten Dächern zieht sich wie eine Reihe Schwalbennester an der blaugrauen Felswand empor.

Hinter Biledjik steigt die Bahn gewaltig an, um das Hochplateau von Eski-Schehir zu erreichen. Mit einer konstanten Steigung von eins zu vierzig tritt sie auf tief in die Berge hinein gräbt sich die Bahnlinie (Abb. 11). Noch einmal über einen Viadukt, der den Jailadere überbrückt, und dann weiter bergauf, in langsamer Fahrt, bis die Talränder rechts und links sich abflachen und die Ebene beginnt.

Das Gelände wird öde. Die Nacht hängt ihre Schleier über weite, trostlose Felder, aus denen nur hie und da seltsam gebildete Felsenmassen emporragen, mit tiefen Höhlen, erloschenen Augen gleichend, die einst und teilweise noch bis in die jüngste Zeit den Bergbewohnern als Aufenthalt dienten. Auch kühl ist es geworden; hier oben hat der Wind sich aufgemacht und bläst scharf über die Ebene: es ist gut, daß wir

unserm Nachtquartier nahe sind. Ein langer Pfiff: Eski-Schehir ist erreicht.

Eski-Schehir ist die Hauptstation der Anatolischen Bahn. Von hier zweigt sich östlich die Linie nach Angora, südwestlich die nach Konia ab. Einer der liebenswürdigen Bahnbeamten empfing mich und geleitete mich in das dem Bahnhofe gegenüber gelegene Gasthaus der Frau Tadia, einer gewichtigen Böhmin, die man ihrer pflegenden Fürsorge halber „die Mutter Kleinasiens“ getauft hat, wie man denn auch ihr Hotel als die einzige tadellose Karawanserei zwischen Stambul und Bagdad bezeichnet. Von der Kochkunst der Frau Tadia konnte ich mich schon am Abend überzeugen, als ich mit vier deutschen Beamten der Gesellschaft und einem griechischen Arzt am gemütlichen Kneiptisch saß und mich bei heiterem Geplauder an den türkischen Landwein zu gewöhnen versuchte. Wahrhaftig, Frau Tadia verdient verewigt zu werden, und es tut mir leid, daß ich sie hier nicht im Bildnis wiedergeben kann. Von ihren berühmten Mehlspeisen hörte ich schon in Konstantinopel schwärmen, und ich bin gewiß, in Bälde wird man auch am Persischen Meerbusen davon erzählen.

Am nächsten Tage besichtigte ich zunächst die ausgedehnten Bahnhofsanlagen. In Eski-Schehir befinden sich die Betriebshallen der Anatolischen Bahn: die Magazine, Reparaturwerkstätten, Drehereien, Schlossereien, Montagen — große und luftige Baulichkeiten mit Maschinen neuester Konstruktion und einer Kolonne gewandter Arbeiter, die meistens Türken sind, aber alle französisch verstehen. Eski-Schehir hat der Bahngesellschaft unendlich viel zu verdanken. Es war ehemals ein ziemlich ungesundes Nest, aber durch Anpflanzungen und Plantagen, Entwässerungen und ähnliche zweckentsprechende Anlagen ist man der Fieberplage energisch zu Leibe gerückt. Auch eine deutsche Schule hat die Gesellschaft eingerichtet, und es berührte mich eigentümlich, als ich hier, im Herzen Kleinasiens, aus den Mündern kleiner Türken, Armenier, Griechen und Tataren „Üb immer Treu und Redlichkeit„ singen hörte. Vor den Toren Eski-Schehirs ist infolge des Bahnbaus eine neue moderne Stadt entstanden; die alte erreicht man



Abb. 16. Antiker Aquädukt bei Kutahia.

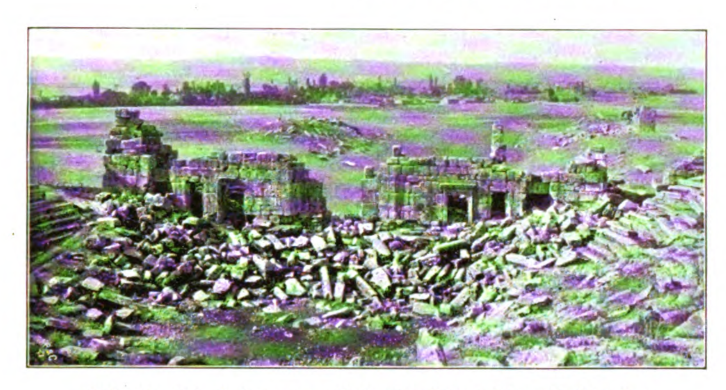


Abb. 17. Die Ruinen von Aesani bei Kutahia mit Theater und Stadion.

über die Brücke des Pursak (Abb. 12). Eine ganze Anzahl Karawanenstraßen treffen sich hier; Eski-Schehir ist infolgedessen ein außerordentlich lebhaftes Städtchen, in dem sich die gesamten Völkergruppen Anatoliens ein Stelldichein geben. Bei uns in Europa kennen die wenigsten den Namen dieser kleinasiatischen Ortschaft, und doch sollte wenigstens die rauchende Welt ihn kennen, denn aus den umfangreichen Meerschaumgruben von Eski-Schehir stammt der gesamte Meerschaum, aus dem die Pfeifen und Zigarrenspitzen des europäischen Marktes geformt und geschnitzt werden. Der Besuch der Gruben am Fuß des Serpentingebirges, in denen an zweitausend Menschen arbeiten, ist sehr interessant. Noch eine andere Berühmtheit besitzt Eski-Schehir: seine heißen Quellen, die in vielbesuchte, für unseren Geschmack freilich wenig komfortable Bäder geleitet werden. Ein paar Kilometer südöstlich der Stadt liegt das Trümmerfeld von Karadja-Schehir, der ersten Feste, die Osman, Ertoguls Sohn, eroberte; nördlich von Eski-Schehir, bei Schar Hüyük, ist das antike Doryläon zu suchen, vor dessen Toren 1097 die Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon die Türken besiegten.

Die Bahn von Eski-Schehir nach Angora begleitet den Pursak, dessen weites, steppenartiges Tal in der Ferne von weißen Kalk- und Kreidebergen begrenzt ist. Hinter der Station Alpuköi nimmt die Öde zu; erst bei Beylik-Akhur wird die Landschaft anmutiger, wenigstens wenn man im Frühling reist, wo der Sonnenbrand noch nicht verdorrend und sengend über der Ebene liegt. Im erweiterten Pursaktale erhebt sich auf lichtem Grün das Tscherkessendörfchen Sariköi, von dem aus einige Meilen südwärts die Ruinen des alten Pessinus zu erreichen sind, wo der Kultus der Kybele seine brennendsten Blüten trieb. Bei der Station Beylik-Köprü schneidet die Bahn das Tal des Sakaria, in den der Pursak mündet. Der Boden harrt noch der Kultur; er ist fruchtbar, aber es fehlt an fleißigen Menschenhänden. Die ganze Landschaft zwischen Eski-Schehir und Angora ist vielleicht ein schlummerndes Eden — vielleicht . . .

Bis Polatli steigt der Schienenweg bergan und senkt sich dann wieder mählich durch sumpfiges Terrain bis Maliköi. Im Tal des Engürü-Surgu wird die Gegend wechselvoller. Die Steppe verschwindet, die Berghöhen nähern sich — der Zug rollt an Felsenwänden vorüber und dann zwischen leichten Anhöhen Angora entgegen, das sich amphitheatralisch am Fuße eines steilen Kegels erhebt, mächtig überragt von den

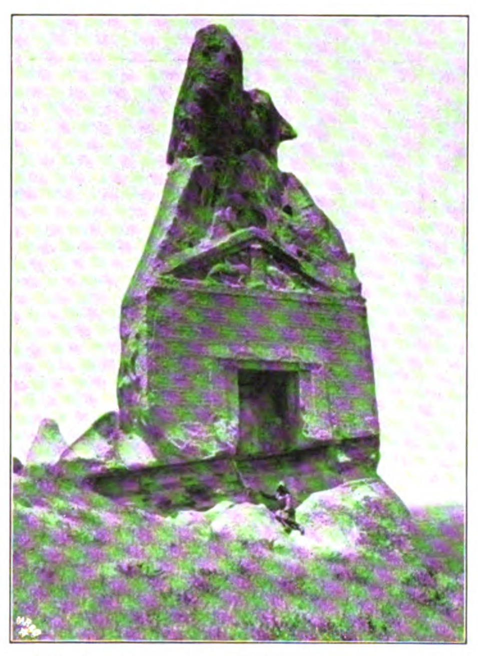


Abb. 18. Phrygisches Felsenmonument bei Düver.

zackig ausspringenden Mauerlinien der Zitadelle.

Vor dem Bahnhofe herrschte reges Leben. Eine Karawane hatte sich eingefunden, und zwischen den armen, fellzerschundenen Dromedaren standen feilschende Kurden und Armenier (Abb. 13). Wie ein dräuender Gigant schaut der Festungsberg auf die Stadt herab. Schon in vorrömischer Zeit mögen diese Höhen von Fortifikationen gekrönt gewesen sein; Kaiser Konstantin ließ sie ausbauen und verstärken, so daß sie wie ein Gürtel den Felsenkegel umziehen (Abb. 14). Die Stadt zählt heute kaum mehr als 30 000 Einwohner und ist in ihrem türkischen und griechischen Viertel ein Gewirr von auf- und absteigenden schmalen Gassen, durch die ein bunter Menschenstrom flutet. Noch immer ist der Handel mit der weltberühmten Wolle der Angoraziege das Hauptgebiet der Industrie; aber die Produktion lag jahrelang danieder, bis sie sich infolge der Bahnverbindung in jüngster Zeit wieder zu heben begonnen hat. Angora ist das alte Ankyra, das Augustus zur Hauptstadt von Galatien erhob. Paulus predigte hier und man glaubte früher, daß er hier seine Mahnbriefe an die Galater schrieb; Perser und Araber wurden Herren der Stadt; die Seldschukken eroberten sie, und die Scharen Timurs ergossen sich durch ihre Straßen. Gewaltig ist die Geschichte, die über Angora zog — und man denkt der Vergangenheit, wenn man durch die engen Bazargassen wandelt oder draußen in den Weinbergen und zwischen den blühenden Pfirsichbäumen sich in Träume versenkt . . .



Abb. 19. Türkische Bauern bei Afiun-Karahissar.

Das ist Angora, der Endpunkt der Anatolischen Bahn im Osten Kleinasiens. Südwestlich von Eski-Schehir setzt die Bahnlinie sich über das Hochplateau fort, durchschneidet den Berghang in mehreren Tunnels und gleitet dann durch seltsam gebildete Sandsteinformationen nach Kutahia, dem antiken Cotyäum, am Fuße eines Felsengrats, dessen alte Befestigungen schon von weitem erkennbar sind (Abb. 15). Die Stadt selbst und ihre fruchtbare Umgebung ist interessant durch mannigfache Monumente aus römischer und mittelalterlicher Zeit (Abb. 16). Auch ein Ausflug auf das leuchtende Trümmerfeld bei Tschawder Hissar ist überaus lohnend; die Ruinen des alten Aesani zeigen noch herrliche Überreste eines Jupitertempels und eines griechischen Theaters (Abb. 17).

Der Bahnweg steigt abermals an. Wir haben tausend Meter Höhe bereits überschritten; ringsum starrendes Felsenland von eigentümlicher Bildung, pittoreske Zackenkämme, Kegelhäupter, zerrissene Schluchten, und in der Weite die Schneekonturen des Sultan-Dagh. Das ist das alte Phrygien mit seinen berühmten Königsgräbern und Felsskulpturen. Wenn man den Tunnel hinter der Station Tschekürler verlassen hat und in die Ebene eintritt, sieht man rechts die ersten gewaltigen Ruinen. Bedeutender und merk-



Abb. 20. Das Grabmal Nazr-Eddin Hodschas, des türkischen „Eulenspiegel“, in Ak-Schehir.



Abb. 21. Straße in Konia.

würdiger sind die in die Felsen gegrabenen Grabstätten jenseit von Düver (Abb. 18); bei Jasili Kaja erhebt sich die phrygische Königsnekropole mit dem Grabe des Midas, nicht des mythischen, sondern des historischen Midas, der sich beim Einfall der Kimmerier im VIII. Jahrhundert v. Chr. den Tod gab.

Je mehr wir uns dem die Ebene begrenzenden Höhenzuge des Sultan-Dagh nähern, um so belebter wird die Szenerie. Bei Afiun-Karahissar führt die uralte Karawanenstraße vorüber, noch immer ein vielbenutzter Weg für den Handel aus dem Innern. Die Bahn hat europäische Kultur auch hierher getragen; aber trotzdem: der Eindruck des Bildes, Landschaft, Leute und Trachten, ist ein vollkommen asiatischer. Selbst den alten Ochsenwagen mit den schweren hölzernen Scheibenrädern, die man schon auf ägyptischen Wandschildereien findet, begegnet man noch häufig (Abb. 19). Bei Karahissar treten wir in das weite Gebiet der seldschukkischen Baudenkmale. Es war Seldschuk, der Feldherr eines Peighu genannten Fürsten im jetzigen Kirgisenlande, der im X. Jahrhundert mit den Mächtigsten seines Stammes die Heimat verließ, sich eine neue zu schaffen. Unter den großen Reichen, die die Seldschukken stifteten, kam das von der Dynastie von Iconium (dem heutigen Konia) oder Rum beherrschte am meisten mit dem Abendlande in Berührung. Fast alle hier befindlichen Seldschukkenbauten stammen aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts; obwohl von älteren Kunstrichtungen beeinflußt, zeigen sie doch in der Architektur und Ornamentik, in der charakteri-

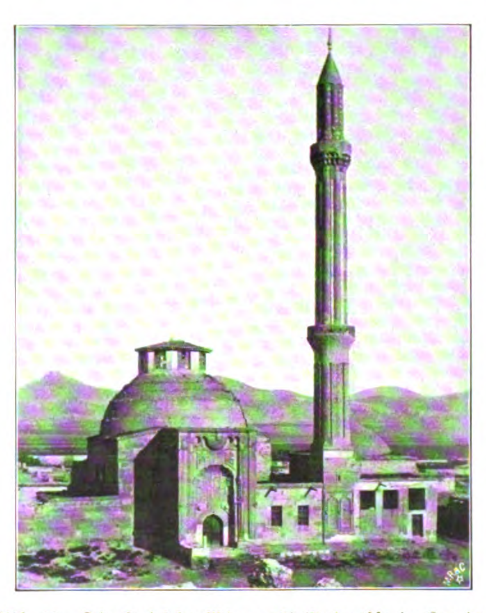


Abb. 22. Die Indscha Minareli Medresse in Konia.



Abb. 23. Ruine der Seldschukkenburg in Konia.

stischen Verwendung der glasierten Ziegel und des Fayencemosaiks eine hohe Stufe künstlerischen Könnens. Bei Tschai, Sakli und Ak-Schehir finden sich noch zahlreiche Monumente aus der Seldschukkenzeit; in der Nähe des Bazars von Ak-Schehir liegt auch das Grabmal Nazr-Eddin Hodschas, des türkischen Eulenspiegels, der gleich Äsop in Kutahia geboren war, zu Anfang des XIV. Jahrhunderts starb und dessen derbe Schwänke oft in das Deutsche übersetzt worden sind (Abb. 20). Die ansehnlichsten Reste seldschukkischer Kunst aber enthält Konia (Abb. 21); Sarre und Naumann haben in ihren trefflichen Büchern darüber ausführlich berichtet. Ein charakteristisches Beispiel bildet die hier (Abb. 22) im Bilde wiedergegebene Indscha Minareli Medresse (theologisches Seminar) mit ihrem „schlanken Minaret“. Das Portal der Medresse ist von einer überaus anmutigen und zierlichen Architektur und von graziöser Ornamentik; auch bei dem luftigen Minaret hat man den schimmernden Schmuck der Fayencen verwendet, der sich wie Glanzreflexe der Vergangenheit aus der braungelben Tünche des modernen Konia heraushebt. Von der alten Burg des größten der seldschukkischen Sultane, Ala Eddin Kai Kobad I. (1219—1236), sind nur wenige Reste erhalten worden. Unsere Abbildung 23 zeigt ein turmartiges Gebäude, das aus den Trümmermassen des Burgberges aufragt, mit einer von Konsolen getragenen Galerie und Spitzbogenfenstern im zweiten Geschoß; unten in einer Nische der Frontseite sitzt ein steinerner Löwe, eine roh gearbeitete Figur, wie sie ähnlich noch mehrfach in Konia erhalten worden sind. Von großem und feierlichem Eindruck ist die Moschee Ala Eddins, für Touristen aber wohl die Hauptsehenswürdigkeit das Kloster der tanzenden Derwische mit seiner blauen Fayencepyramide. Der Orden der Mewlana-Derwische wurde hier Mitte des XIII. Jahrhunderts begründet, und noch residiert sein Oberster, der Tschelebi, der „Gnädige Herr“, in Konia und darf bei der Thronbesteigung eines neuen Sultans diesen in der alten Moschee zu Ejub bei Stambul mit dem Schwerte Osmans umgürten. Die türkische Stadt selbst ist ziemlich schmutzig; um so reizender ist Merona, die in blühenden Gärten gelegene Sommerfrische Konias mit ihrem sprudelnden Bergbach und ihren Blütendüften. Sage und Geschichte berühren sich in Konia. Die Mythe knüpft bei Perseus an, die Weltgeschichte bei den Zehntausend des Xenophon und bei dem Perserzuge Alexanders. Auch Cicero lebte hier als Prokonsul von Cilicien, und der heilige Paulus predigte zu Iconium einer großen Christengemeinde; Barbarossa bezog mit seinen Kreuzfahrern Ende Mai 1190 die Stadt, um wenige Wochen später im Kalykadnos seinen Tod zu finden. Und dann kam die Zeit des Glanzes und dann die Mongoleninvasion und der Verfall unter den Türken.

Aber vielleicht kehrt auch für Konia wie für Angora eine neue Epoche der Blüte zurück. Die Anatolische Bahn ist ein mächtiger Faktor für die Wiederbelebung der Kultur, und die Weiterführung des Schienennetzes bis an den Persischen Golf dürfte ganz Kleinasien für Europa zurückgewinnen. Daß unser Kaiser den Fortschritten, die deutscher Unternehmergeist in Kleinasien von Etappe zu Etappe erzielt, ein reges Interesse entgegenbringt, daß er der wärmste Vorkämpfer für den Bau der Bagdadbahn gewesen ist — das sollte uns mit besonderer Freude erfüllen.

Nationalität und Charakter
in ihrem Einfluß auf Stimme und Sprache.

Studie von

Serafine Détschy.

Vielleicht bewirkt der Titel meines Aufsatzes schon ein verwundertes Kopfschütteln. „Welchen Einfluß soll die Nationalität eines Menschen, sollen sogar die verschieden gearteten Charaktere auf unsere Sprache haben? Wie kann die Stimme gar von Charaktereigenschaften abhängen! Wird sie nicht einfach vom Bau unseres Kehlkopfes bedingt?" —

Gewiß, — wird der Stimmpädagoge antworten, — aber die richtige oder unrichtige Benutzung des Kehlkopfes mit oder ohne Mühe, zu leiser oder volltönender, zu freier oder geklemmter Sprache, zu weichem, liebenswürdigem, oder rauhem und unsympathischem Tone hängt wieder von vielen Muskeln und Nerven ab, die im Dienste unserer Gehirntätigkeit arbeiten. Und da unser Gehirn durch seelische Einflüsse regiert wird, so sind es zumeist diese, welche auch den Ton der Stimme, die Art der Sprache regieren. —

Bei einer Lehrtätigkeit auf diesem Gebiete, die mit den verschiedensten Nationalitäten, Charakteren und Bildungsgraden zusammenführt, ist es ein ganz besonders interessantes Studium zu beobachten, wie bestimmt und sicher sich jede Eigenart des Menschen, seine Herkunft, Bildung, Nation und Charaktereigenschaft in seiner Stimme und Sprache ausprägen.

Da nun ganze Nationen ihren nationalen Charaktertypus haben, der von Nord zu Süd, von Ost zu West sich meist gegensätzlich gegenüber steht — wir wissen im allgemeinen z. B., daß der Nordländer zumeist zurückhaltend, kühleren Temperamentes, ziemlich verschlossen, der Südländer dagegen impulsiv, spontan empfindend, offenherziger, sanguinisch ist: wir wissen auch, daß dazwischen noch die feineren Schattierungen der Rassenunterschiede liegen, die den Slawen vom germanischen Stamm und diesen wieder von der romanischen Rasse durch unüberbrückbare nationale Eigenschaften trennen —, so ist es denn eine nur natürliche Erscheinung, wenn die Charaktersymptome der Allgemeinheit sich auch im einzelnen Individuum zeigen, noch untermischt mit persönlichen und anerzogenen Eigenschaften natürlich, und darum variert wie ein Prisma. —

Bevor wir uns dem einzelnen zuwenden, betrachten wir erst die Eigenheiten der verschiedenen Nationen.

Gehen wir zuerst in die Länder, wo gute Stimmen gedeihen. Wo finden wir diese? —

Im Süden, bei sanguinischem Volkscharakter. — Der rasch und spontan empfindende Südländer gibt auch seine seelischen Regungen unmittelbar und ohne Rückhalt aus; alles was unbequem und hindernd dabei wäre, verbannt er; — so wirft er instinktiv aus seiner Sprache die hindernden Konsonanten so viel als möglich fort, oder erweicht sie, umgeht sie und hält sich an den tönenden Vokal, der seiner genußliebenden, sinnlich veranlagten Natur die Musik der Sprache und den uneingeschränkten Ton möglich macht. Und wie erzeugt er diesen Ton? Der warmblütige Augenblicksmensch mit seinem steten Expansionsbedürfnis atmet instinktiv tief und voll, er schlürft sozusagen die Luft mit Genuß ein, sie dehnt daher die Lunge — diesen Orgelblasebalg des Menschen — und trifft bei der energischen Entladung des Ausatmens mit krafterzeugendem Strome; — die Membranen der Stimmbänder sie schwingen nun durch den Luftdruck mühelos, ohne jede Muskelpression, die den Kehlkopf lähmen würde. Und da dem Sanguiniker das Herz auf der Lunge sitzt, so sitzt auch die Sprache dort leicht und lose und entschlüpft im freien, in der Brust verklingenden Tone dem behaglich geöffneten Munde. —

Wir finden die besten Stimmen in Italien mit seiner vokalreichen, musikalischen Sprache, — in Österreich mit seinem bequemen, weichen Dialekte, der ebenfalls die Vokale bevorzugt und die in der deutschen Sprache so reichlich angesammelten Konsonanten möglichst fortläßt, besonders die der Kehle so schädlichen Rachenlaute. Z. B.: „Geh', i bitt' Di, komm do a mit, i geh a abi". — Den ähnlichen, nur etwas derberen Dialekt mit vielen getrübten Vokalen, die die Stimmen dunkler erklingen machen, finden wir in Bayern, das viele kraftvolle Stimmen hervorbringt, die gern nach Alt, Mezzosopran und Bariton-Baß schattieren.

Im schwäbischen Süddeutschland, wo der höher klingende etwas singende Dialekt zu Hause ist, finden wir meist hellere, höher klingende, schöne und ausdauernde Stimmen. Denn auch der Schwabe bevorzugt den Vokal in seiner heiter, vergnügt veranlagten Natur.

Alle diese warmblütigen, meist sanguinischen Nationen, treibt ein starkes Temperament zu spontanen Äußerungen des Empfundenen, und ebenso impulsiv tritt dann auch aus der energisch atmenden Brust der Ton auf die Lippe, nachdem er den Resonanzraum des Brustkastens benutzt und nun in der Mundhöhle und von den Zähnen seinen Timbre erhalten hat, der ihn, metallisch erklingend, den Raum erfüllen läßt. —

Das leidenschaftliche, oft ruhelose Temperament des Italieners läßt dabei die Sprache in vollen Vokalströmen daherstürmen, wie einen schäumenden Wildbach. — Erst wenn die Empfindung ebbt, klären sich die sonoren Tonwogen, weich modulierend; die herrlich gebaute Landessprache, die Vokal und Konsonant so weise verteilt, daß letzterer nie zum Hindernis, sondern zum Führer des Tones wird, — schmiegt sich wie ein Edelsteinbecher um diese strömenden Wellen.

Des Österreichers gemütvolle Liebenswürdigkeit, die sich meist mit starkem Temperamente verbindet, gibt samtartig weiche, modulierende Stimmen; denn auch seine Sprache ist biegsam

— wie sein Charakter. — Fehlt diesem auch öfters die Energie, was sich auch in der bequemen Lässigkeit der Sprache andeutet, so hat die Stimme mehr Wohllaut als Kraft und muß zu dieser erst durch Studium erzogen werden, was meist rasch gelingt.

Dem derberen Wesen des biederen, kräftigen Bayern entspricht auch der energische Ton seiner dunkeln Stimme, die, durch einige Schulung biegsam gemacht, allen Kraftanstrengungen spielend gewachsen ist, — dank einer unverkümmerten Atmung und rückhaltlosen Tongebung, wie sie dem offenen, Volkscharakter entspricht, der auch nie hinter dem Berge hält. —

Komplizierter ist die Natur der Schwaben. Etwas knorrig und eigenwillig um die Isar, Donau, auch noch am Neckar, wird er immer heiterer, liebenswürdiger, freier, je mehr es den Rhein „talab" geht. In demselben Maße wird auch seine Stimme aus einer etwas rauhen, trockenen eine saftig vollklingende, die an sich selbst Freude hat und darum frei und üppig sprudelt.

Sparsamer, — ich möchte sagen: vorsichtiger — quillt der Ton im Lande des sparsamen, vorsichtigen Sachsen, dessen bescheidene, oft schüchterne Natur Lautes, Energisches, Sichvordrängendes nicht liebt. So wie er das Schloß seiner Sparbüchse gern verschlossen hält, so liegt vor seiner Stimme der berüchtigte „sächsische Stockschnupfen" wie ein Vorhängeschloß vor einer Schatztruhe. Denn dieser Stockschnupfen beruht allein auf dem unfreien Abgeben des Tones, der statt durch den frei geöffneten Mund, bei geschlossenen Lippen und Zähnen, seinen Ausweg durch die Nasenhöhle suchen muß. Durch eine energielose Atmung verkümmert dabei die Stimmanlage und verwässert sich, durch falsche Behandlung, wie — verdünnter Mokka zu „Bliemchenkaffee". —

Wenden wir uns von da nach Norden, so fühlen wir auch sofort die Wandlung des Nationalcharakters.

Vorbei sind die sogenannte süddeutsche Gemütlichkeit des Sichgehenlassens und das noch südlichere Dolce far niente. — Strammheit, Pflichtgefühl und ständige Selbstdisziplin wachen über jede Gemütsäußerung und damit auch über jeden lauteren Ton. Die Muskeln des Kehlkopfes werden daher strammer angezogen, um den Ton nicht leicht und frei entgleiten zu lassen; eine ewige Kontrolle, die Angst vor dem „Sichausgeben" im Ausdruck, legt einen Schraubstock um die Kehle, deren Nerven und Muskeln in steter Spannung sind. Auch die Atmung strömt bei zurückhaltenden Naturen — wie sie den Norddeutschen und Nordländer meist charakterisieren — nicht mehr rückhaltlos aus der Brust, aus kräftig gefüllten Lungen. Meist wird nun durch Schlüsselbein-Atmung die obere Lungenpartie allein benützt.

Zwerchfell und Rippen wissen gar nicht, welche Aufgabe sie haben. Denn, da meist in mezza voce gesprochen wird, so genügt auch eine halbe Atmung, um halbe Töne zu erzeugen. Niemand wird es gewahr, daß dabei die wichtigsten Muskeln des Atemapparates verkümmern. Kommt nun ein norddeutscher Redner, der nicht durch Schulung trainiert ist, seine Atmung und Sprechwerkzeuge richtig und voll auszunützen — in die Lage in großen Lokalen zu sprechen, oder selbst in kleineren Räumen längere Reden zu halten, so wird ihm entweder, da seine Stimme den Raum nicht füllt, zugerufen: „Lauter, lauter!" und er wird dann seine Halsmuskeln so anstrengen, daß er blaurot im Gesicht wird und seine Halsadern wie Stricke anschwellen — oder er wird im kleineren Raume zwar verstanden, er selbst aber nach 20—30 Minuten heiser, die Stimme immer höher werden und öfter auch umschlagen. Da auch die Aussprache seiner Konsonanten bedeutend härter ist als die des Südländers — sie umkleiden seine Vokale wie ein Fischbeinpanzer, drücken den Ton, statt ihn zu stützen und führen — so wird die ganze Sprache, der ganze Ton härter, oft rasselnd sogar. Denn einige norddeutsche Dialekte, wie der Berliner z. B., bevorzugen ein falsches, im Rachen sitzendes R statt des sprachlich allein richtigen Zungen-R, das auch seine phonetische, wie hygienische Bedeutung hat. Denn in einer wohltönenden, die Kehle entlastenden Sprache müssen die Rachenlaute möglichst vermieden werden; — die einzigen aber, die unsere Sprache mit dem Zäpfchen anzusetzen gebietet: ch, g und k, müssen durch einen leichten Lufthauch weicher gemacht werden. Das Rachen-R jedoch gilt deshalb mit Recht als ein Sprachfehler auf dem Gebiete der Redekunst, weil es wie ein im Rachen schnarrendes ch statt R klingt (focht statt fort, — docht statt dort, Gachten, wachten statt Garten, warten usw.). Ganz derselbe Dialektfehler herrscht im Gebrauche des G vor, das, wenn richtig, durch einen kleinen Luftdruck angesetzt, ein weicher Konsonant wäre. Der Norddeutsche macht aber im Anlaut gerne j, im Auslaut ein ch daraus. Dieser letztere Zäpfchenlaut dominiert daher in der norddeutschen Sprache. Denn außer den Silben, die wirklich ein ch führen (ich, mich, doch, wichtig usw.), macht der Norddeutsche noch zwei andere Buchstaben zu ch, die eigentlich R oder G heißen, die ganz besonders gute Tonführer für den Vokal wären, während der Rachenlaut des ch den Ton an die Schleimhäute des weichen Gaumens und Rachens preßt, wo er ohne Resonanz elend erstickt wird und obendrein durch seine verlorene Schallvibration nach und nach die Schleimhäute reizt, austrocknet, endlich entzündet; auch die Stimmbänder ermüden durch dieses Kehlentremolo nach und nach, und erkranken bei vielem so falschem Sprechen. Daher die unglaublich häufigen Kehlkopfkrankheiten und Rachenkatarrhe in Deutschland, Holland und Dänemark, wo überall dieselben Fehler begangen werden. Überall dort herrscht aber auch ein ähnlicher Nationalcharakter vor: Das Zurückhaltende in jeder Empfindung; das die Leidenschaften nach Innen Bergende; das Sichnichtaussprechen; die Furcht vor lauten Äußerungen in jeder Lebenslage. Dieser „Seelenkrampf" wie ich ihn nennen möchte, erzeugt immer einen „Kehlenkrampf". — Das Harte, Stramme, oft unliebenswürdig Scheinende des Charakters, der dafür die schweren Tugenden der Selbstverleugnung und Disziplin im hohen Maße besitzt, drückt sich auch in der harten Sprache, dem spröden Tone aus, der meist tief im



Der Abend. Gemälde von Prof. Carl Bantzer-Dresden.

Rachen hängen bleibt und darum nicht ausklingen kann.

Obzwar nun noch nördlicher, in Dänemark und Holland, ähnliche Charaktereigenschaften zu ähnlichen Fehlern in Ton und Sprache führen, so herrschen darin trotzdem abweichende Schattierungen vor, die ich „mildernde Umstände" nennen möchte. Denn das breite Behagen des friesischen und holländischen Wesens erlaubt dem Sprecher, bei allen Atmungs- und Ansatzfehlern, doch einen breiter ausladenden Ton. Der Holländer atmet auch weniger mit Schlüsselbeinhebung wie der Deutsche, sondern behaglich und träge mit dem Zwerchfell allein, — manchmal mit etwas Flankenatmung. Der obere Teil des Atmungsapparates, der stets ganz ausgenützt werden soll, schläft meist. Wir haben daher in Holland weniger gepreßte, verdorbene Kehlstimmen, als eine dumpfklingende, breite klingende oder bauchrednerartige Sprache. In Dänemark dagegen influenziert die verbindliche, vielleicht nicht ganz wahre Art des Dänen auch auf die weichere Intonation. Wir finden dort leise, aber liebenswürdige, modulierende Stimmen.

„Le Français du Nord" — wie der temperamentvolle Schwede genannt wird — bestätigt die Regel eben dadurch, daß er eine Ausnahme bildet. Wenn nicht sein wort- und gefühlskarger Nachbar, der Norweger, mit seiner matten Stimme und harten Sprache dem Beobachter recht gäbe, — der Schwede würde mit seiner genußfrohen Natur, seinem starken, leichtlebigen Temperament die Rechnung fast umstoßen, daß je mehr nach Norden, desto stärker Ton und Sprache im Charakter werden. Die lebensfrische, liebenswürdig heitere Natur des Schweden läßt ihn sich temperamentvoll ausleben, austönen. Seine Sprache hat großen Vokalreichtum und viele hellklingende a, die die Sprache sonnig machen.

Von den slawischen Nationen, deren Ton und Sprache bald einschmeichelnd, biegsam wie das Polnische, Slowenische, bald hart und konsonantenreich klingt wie das Böhmische, ist uns wohl der Nordslawe, der Russe, am interessantesten. Es ist, ich möchte sagen, das Resumé der slawischen Rasse. Leichtlebig wie der Pole, zäh in seinen Absichten wie der Südslawe, hartköpfig wie der Böhme und ebensoleicht fanatisch, aufrichtig wie ein Kind, verschlossen wie ein Nihilist, grausam und barmherzig, großmütig, verschwenderisch und darbend, lässig, träge und unermüdlich fleißig, wenn es ein Ziel gilt, — bildet er stets in seinem Nationalcharakter den Widerspruch mit sich selbst. Und so kompliziert, wie sein Charakter, ist auch seine Sprache und Tongebung. Rauh und weich dahinfließend, zischelnd und eckig, einschmeichelnd und hart sind beide. Die Stimme will unvermittelt, blitzartig vom tiefsten Kontra-Alt nach den höchsten Fistelstimmen hinauf — und viele Frauen lieben es in der Konversation nur den Diskant zu benutzen, genau so, wie die Russin die süßeste Konfiture und Zuckerwerk als Genußmittel liebt. — Daneben gibt es rauhe Bässe, männliche Altstimmen, die keine Spur von Geschmeidigkeit haben, gerade wie der Charakter des Individuums, das ihn äußert; und damit kämen wir bereits zur individuellen Charakteräußerung in Ton und Sprache, deren Besprechung ich mir zum Schlusse aufspare.

Mir bleibt unter den bekanntesten Nationen noch des Spaniers bald sinnlich weiche, bald stolze Sprache, die durch einen weicheren Rachenlaut etwas entstellt wird. Der Spanier hat trotz seiner Leidenschaft etwas Zurückhaltenderes als der Italiener und Südfranzose, dem er doch in vielen Zügen ähnelt. Das zeigt sich auch im Sprachcharakter, wie in dem meist dunkel verklingenden Tone, dem man es aber anhört, daß seine Kraft nur unbenutzt, träge schläft und sich im Impuls der Leidenschaft zu sonoren und auch scharf gellenden Lauten aufschwingt.

Der Franzose, mit seinem leichtlebig graziösen Wesen, hat natürlich nicht nur die Empfindung, sondern auch die Sprache „au bout des lèvres", die so schillernd, ausdrucksvoll und farbenreich ist, wie sein flinker, schillernder „Esprit". Immer ein wenig posierend, sehr selten er selbst — hat auch die Sprache viel Theatralisches, bald in gezierten Nasenlauten, bald wie Musik erklingend, doch nie ganz frei aus der Kehle strömend, nie ihr Vollstes gebend, sondern durch ein leicht kehliges Rasseln des R den Timbre trübend. Das graziöse, aber meist oberflächliche Empfinden, das sprudelnde Temperament, die gewagten Gedankensprünge, der leicht entzündliche Fanatismus des französischen Nationalcharakters, alles spiegelt sich in seiner Sprache, in seinem bald graziös wiegenden, bald wie Raketen aufspringenden Tone, der nie über ein mittleres Maß hinausgeht. Weder im Empfinden noch im Sprechen strengt der Franzose sich gerne an.

Noch viel weniger tut dies der Engländer. Sein Sprichwort: „Charity begins at home", so klug und lebensweise es ist, charakterisiert ihn ebenso, wie seine Orthographie, in der er das Wörtchen „I" (ich) groß schreibt. Ich glaube, niemand wird den Engländer einen Altruisten nennen können! Klug und kalt, stellt er sein Ich auf den Altar, unbekümmert um die Welt. Das etwas rücksichtslose Vorwerfen des Unterkiefers bei seiner Sprache deutet das an. Er öffnet den Mund dabei nur wenig, als wäre es ihm gleichgültig, ob er verstanden wird, ob nicht. Darum bleibt seine Sprache in der Mundhöhle hängen, ja er schlingt manche Töne wieder zurück, als könne er sich davon nicht trennen; — „er speist seine eigene Sprache" möchte ich sagen, er entläßt keinen Ton, den er nicht erst einigemal im Munde hin- und hergerollt hat, bevor er ihn mit vorgeschobenem trotzigem Unterkiefer bellend abstößt. Man kann nicht sagen, daß seine Sprache schön und rücksichtsvoll klingt. Dafür aber hat diese Sprache eine klare, knappe, präzise Ausdrucksweise, die haarscharf den Nagel auf den Kopf trifft, mit wenigen Worten sagt sie viel, denn die Sprache ist mit nüchterner Einfachheit gebaut; unter Hinweglassung alles Entbehrlichen behilft sie sich sogar mit einem einzigen Geschlechtsworte (the). Praktisch und klug, ohne Sentimentalität, aber mit viel Neigung zum Humor, wie die Nation, ist auch die Sprache; mittelgut, aber meist nicht schön klingend die Stimme.

Das wären so die Grundzüge der Beobach-

tung, wie groß der Einfluß vom Nationalcharakter auf Sprache und Stimme ist. Es bleibt nur noch einiges über den Charakter des Einzelnen aus der Gesamtheit zu sagen übrig.

Es ist dabei höchst interessant für den Stimmpädagogen zu beobachten, wie viel Einfluß, neben dem Nationalcharakter, noch Erziehung, Verhältnisse, Vererbung, außer dem persönlichen Charakter, auf Stimme und Sprache des Menschen haben.

Ich habe z. B. Personen kennen gelernt, die eine despotische Erziehung so um alle eigene Willenskraft gebracht hatte, daß ihnen buchstäblich der Atem beklemmt war, und es außer einer energischen Atemgymnastik und körperlich stärkenden Lebensweise noch vieler pädagogisch psychischer Schulung bedurfte, um die Willenlosen zu kräftigem Atmen zu erziehen und ihnen dadurch die Macht über ihre Stimme zu geben.

Die häuslichen Einflüsse sind es überhaupt am meisten, gegen welche der Stimmpädagog anzukämpfen hat. Eine verweichelnde, schlaffe Erziehung macht natürlich schlaffe, weichliche Charaktere, die nie etwas mit Energie zu betreiben imstande sind. Aus dem kaum bewegten Brustkorb erzeugt ein einziger Atemhauch nur einen schwachen, dünnen Ton, der nur lässig im fast geschlossenen Munde klingt und daher meist durch die Nase seinen Ausweg sucht. Wir haben hierdurch die flüsternd-näselnde Sprache, die mit der Zeit durch stete Reizung der Nasenschleimhaut, der Nasenhöhle 2c. zu Anschwellungen führt, die Nasenkrankheiten hervorrufen. Meist wird dann aber Ursache und Wirkung verwechselt. Man führt die näselnde Sprache auf die durch Anschwellung verengten Nasenwege zurück, während ein geschulter Sprecher den Beweis liefern kann, daß man selbst mit einem Pfropfen in der Nase reinklingend reden kann.

Daß ein durch Erziehung oder angeborene Anlage schüchterner Mensch oft hastig, sich übersprudelnd spricht, als wolle er sich mit Gewalt über seine Schüchternheit hinaussetzen, ist bekannt; — daß abhängige, im Drucke lebende Personen leise, flüsternd, oft heiser reden, wußte schon Shakespeare, der seine Julia sagen läßt: „Abhängigkeit ist heiser, wagt nicht laut reden, sonst zersprengt' ich Echos Kluft" 2c. Auch zurückhaltende, verschlossene Naturen werden nie klangvoll tönend sprechen. Gewöhnt, stets die Hälfte von dem zu verschlucken, was sie empfinden, verschlucken sie meist auch die Hälfte des Tones, den ihnen die Natur gab; und da sie sich selbst nie voll ausgeben, so erschrecken sie vor jeder lauteren Äußerung und sprechen stets „mit dem Dämpfer". Sie erreichen durch dieses stete „Dämpfen" der Naturgabe, ihrer Stimme, immer ein Zertrümmern dieses mißbrauchten, geknebelten Organes, das meist späterhin schwer erkrankt. Denn unter diesen Naturen sind die meisten Kehlkopfdrücker zu finden, welche umsonst jahrelang die Spezialärzte belagern und doch nur bei gründlicher Schulung und Atmen Tonansatz und Gebrauch der Sprache, Heilung finden können: — einer Schulung notabene, die es auch versteht, seelisch einzuwirken. Durch die Seele befreiend auf die Energie des Körpers zu wirken, ist hier die Aufgabe, — die nicht leicht ist; die viel Menschenkenntnis und Menschenliebe, mit Geduld gepaart, braucht, um aus so einem armen, sich krampfhaft abschließenden, oft als hart und kalt verkannten Wesen einen warmen, frei empfindenden Menschen zu machen und mit der anerzogenen Eiskruste um sein Gemüt auch den Panzer von seiner Kehle zu nehmen, die dann erst geheilt und zu volltönender Stimme und Sprache erzogen werden kann. —

Der Pedant, wie der Egoist, werden immer eine trocken und hart klingende, aber sehr klare Sprache haben. Das kalte, nie bewegte Gemüt hat keine Gelegenheit, die Herrschaft über sich und seine Sprache zu verlieren. Alles ist vorherbedacht, wohl vorbereitet, so auch der Ton, dem nur die seelischen Schwingungen fehlen. Herrschsüchtige Naturen sprechen meist laut, polternd zuweilen, oder knapp und abgerissen. Die Sicherheit ihres Übergewichtes über andere macht ihre Lunge und Kehle frei; das Herabsehen auf ihre Umgebung erlaubt ihnen den wegwerfend befehlenden Ton. Dagegen werden unselbständige, devote und unwahre Naturen ihrem Kehlkopf immer weiche, schmiegsame Laute abzuringen wissen, immer in halber Frage sprechen und sich nie zu vollen Tönen aufschwingen.

Ein unüberlegter, leidenschaftlicher Charakter dagegen spricht stets lauter als er soll, lacht, weint, erzählt mit uneingeschränktem Ton, der dadurch, daß er ohne Zwang sich auswachsen durfte, meist voll und gutklingend sein wird.

Auch gibt es vornehm keusch empfindende Naturen, die, voll von Wärme, Herz und Leidenschaft, eine so starke Seelenscham besitzen, daß es ihnen Entweihung scheint, ihr Fühlen zu verraten. Zu schüchtern in ihren seelischen Äußerungen, verbergen sie Empfundenes, wenn es sich dennoch auf die Lippen drängen will, in das Kleid eines kühlen, unbewegten Tones, der trocken, hölzern wird durch seine Unnatur. Meist als kalt und stolz verkannt, verbittern solche Seelen oft, die Edles in sich verkümmern lassen — und dann mischt ein herber, unliebenswürdig eckiger Klang sich in die stoßweise Sprache.

Gelingt es, solche Charaktere durch das Übergewicht einer warm sprudelnden Natur, an die sie sich schmiegen lernen, aus ihrem quälenden Bann zu lösen, springt die Eiskruste unter der Sonne eines sie bezwingenden Einflusses, der belebend, erwärmend und erhebend ist, — dann fällt mit dem Bann um ihr Gemüt auch die eiserne Klammer, die ihre Stimme bis dahin preßte. Frei und sonnig quillt dann aus befreiter Brust auch die neugeborene Stimme siegreich hervor.

Ich hatte die Freude, das schon öfter zu erleben und kann darum, aus den Studien und Erfahrungen eines ganzen Lebens, nie genug betonen, daß mit der Erziehung der Stimme die Erziehung des ganzen Menschen zusammenhängt; sein Physisches wie sein Psychisches; daß nur in einem gesunden Körper mit freientwickelter, gesunder Seele auch eine gesunde, wohllautende Stimme zu finden ist.



Ostallgäuer Bauernstube.
Nach „Volkskunst im Allgäu“ von Franz Zell. Verlag der Vereinigten Kunstanstalten, A.-G., Kaufbeuren.

Oberbayerische Gebirgshäuser.

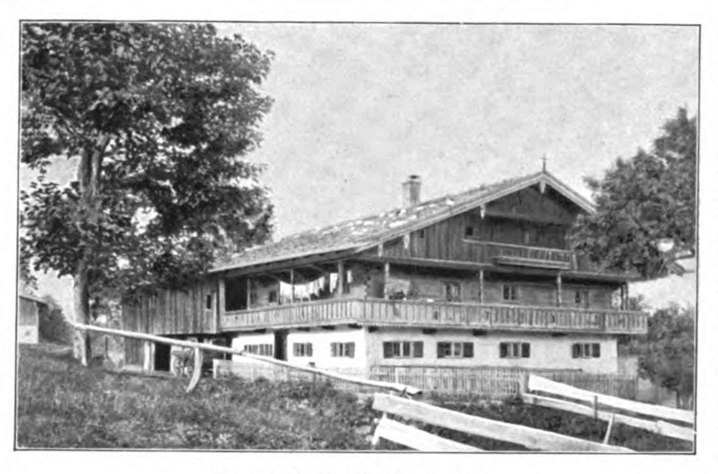
Von

Eduard Engels - München.

Mit dreizehn Abbildungen, meist nach Originalaufnahmen von Architekt Franz Zell in München.

> Es ist eine längst bekannte Tatsache, daß das Volk von Natur aus Sinn für vieles hat, was andere Leute erst studieren müssen — so namentlich für Kunst und Schönheit — und die Erzeugnisse volkstümlicher Kunst sind entstanden ohne jede künstlerische Anleitung, ohne Schule und Modezeitung. Eine im Volke geübte Kunst ist eben in allem Kunst: nicht Stil, nicht Naturalismus, sondern beides vereint. Robert Mielke.

Die Bauern der nächsten Umgebung Münchens, die „G'scheerten“, wie man hierzulande sagt, sind ein gutmütiges, schwerfälliges, ausschließlich von den Freuden und Leiden ihres engen Alltagsdaseins beherrschtes Geschlecht. Geht man aber von München aus gegen das Gebirge zu, so macht man die Wahrnehmung, daß fast in dem gleichen Maße, wie das Gelände sich hebt, auch die Menschen gewandter, lebhafter, ja, wenn man will, poetischer werden. Die Bevölkerung des Alpenvorlandes, sagt Professor Haushofer, ist ausschließlich bäuerisch. Im Gebirge dagegen treten neben den Ackerbau als stark beeinflussende Lebensbedingungen der Wald und die Alpenweide. Darum sind die Charakterzüge der Gebirgsbevölkerung gemischt aus bäuerlichen, sowie aus solchen, die einem Völkchen von Jägern, Holzfällern und Hirten zukommen. Die Gebirgsbevölkerung wurde durch den Daseinskampf vieler Jahrhunderte zu einer größeren Vielseitigkeit der Lebensbetätigung erzogen, zu stärkerem technischem Erfindungsgeist und zu mehr künstlerischen Trieben herangebildet. Das Bergvolk lebt freudiger mit seiner prächtigen Landschaft in der schönen Jahreszeit und kämpft härter mit der rauhen Natur im Winter. Das einsame Sein und Wandern schärft die Sinne und die Natur-



Bauernhaus am Tegernsee.
Nach: „Dorfwanderungen" von Rud. Kempf, Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

hervorbringen. So ist schon die Sprache des Bergbewohners eine an Ausdrücken und Formen reichere. Die sonnige Poesie des Almenlebens lehrt ihn das Jauchzen der Freude, das viele Alleinsein gibt ihm die drolligen Schnadahüpfln ein. Nirgendwo in Deutschland drängen sich die malerischen Volkstrachten so dicht und so bunt zusammen, wie in Oberbayern. Die Theaterspielerei wird und wurde nicht nur von den Oberammergauern, sondern auch von zahlreichen anderen Dörfern gepflegt. Holzschnitzereien der Gebirgler waren einmal in der Welt genau so berühmt, wie heute die Leinenwebereien Schlesiens und Bielefelds, oder die Töpfereien von Raeren und Bunzlau, oder die Spielsachen von Nürnberg und den Harzdörfern.

beobachtung, veranlaßt den Menschen zum Nachdenken, zieht ihn zu einer freien, kühnen und poetischen Lebensanschauung heran. Auch die Trennung der Geschlechter bei der Arbeit bringt eine schärfere Ausprägung der Lebensbräuche und mancherlei poetische Anregung mit sich. Dabei sind die schweren Arbeiten der Männer in den Forsten und Steinbrüchen meist von wilder hochländischer Romantik erfüllt. Was für ein Leben führen diese Jäger, Holzknechte, Flößer, Kohlenbrenner, Sägemüller, Geißbuben! Zu welchen Abenteuern reizt noch heute die Erinnerung an eine Vorzeit, deren ganzer Inhalt ewiger Kampf um Jagdgründe war, die jungen Bursche und manchen alten Knasterbart auf! Und gibt es eine wildere Art von Arbeit auf deutschem Boden als die der Holzknechte in ihrem beständigen Ringen mit stürzenden Baumriesen, metertiefem Schnee, rollenden Felsblöcken und brausenden Wildwassern? Gefahren liegen von allen Seiten dem Gebirgsbewohner auf der Lauer, aber der Bergwald begleitet sie mit seinem Rauschen und umfängt sie mit seiner hehren Schönheit und seinem geheimnisvollen Harzduft.

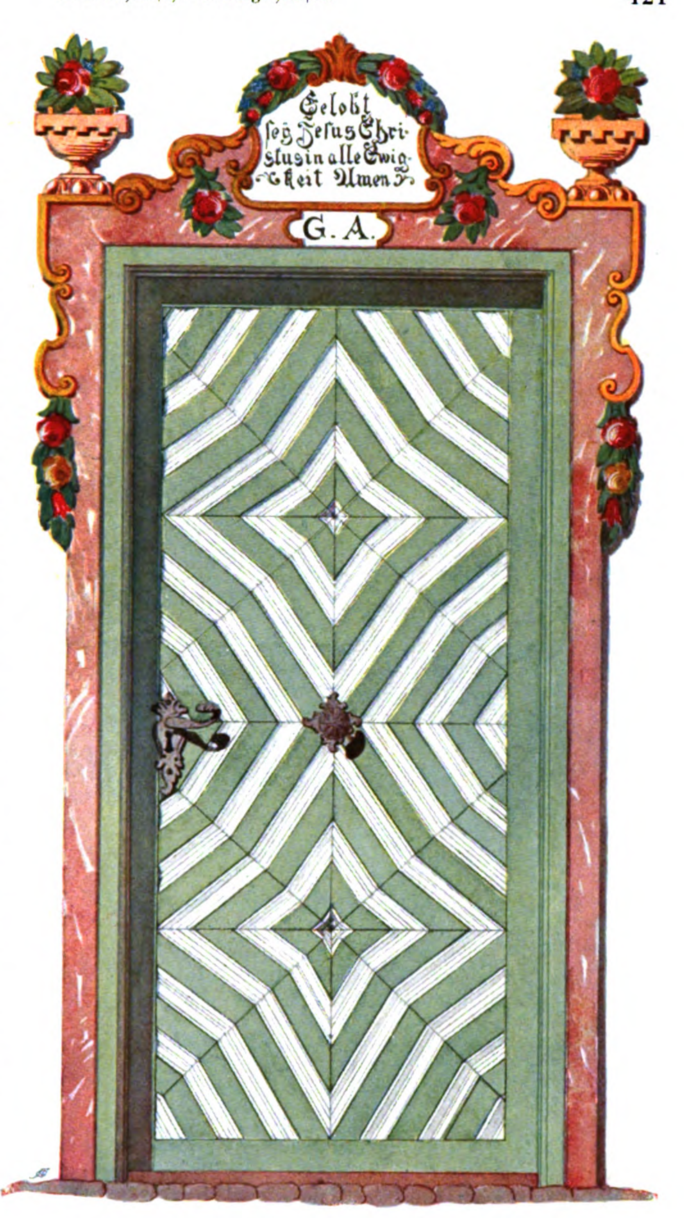
Solche Einflüsse müssen zwischen dem Bauern der bayerischen Hochebene und jenem des Gebirgs eine scharfe Trennung

Kein Wunder also, wenn das Gebirge auch an der Stelle, wo die naive Kunstbegabung eines Volkes stets am lebhaftesten und erfolgreichsten in die Erscheinung tritt, nämlich bei der Gestaltung von Haus und Hausrat, mit höchst originellen, ja geradezu bewundernswürdigen Schöpfungen aufwarten kann. Wer nur je einmal einen Blick in unsere Gebirgsdörfer getan, weiß, wie eigen-



Türumrahmung auf der oberen Laube des Schwabenbauers zu Ruhpolding.
Nach Originalaufnahme von Franz Zell.

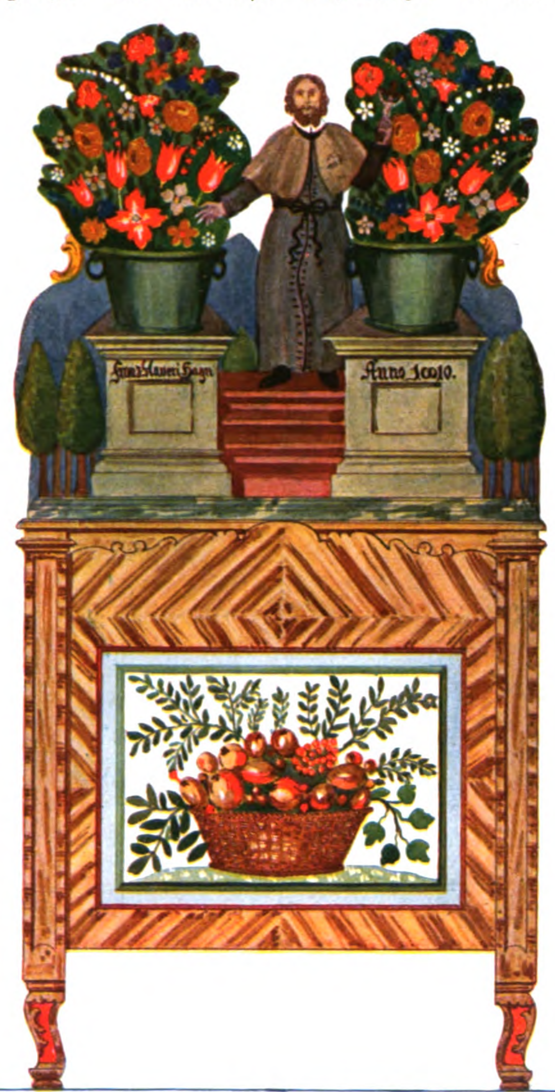
artig die Wohnungen dieser Bauern sich repräsentieren, wie heiter sich allerorten die hübschen, zur Hälfte gemauerten, zur Hälfte aus Holz geschnitzten Häuschen von der Landschaft abheben. Selbst an Fassadenmalereien ist kein Mangel, und wenn zu großen Freskogemälden die Mittel nicht immer zureichend gewesen, ein hl. Sebastian als Patron der Menschen, oder ein hl. Florian als Beschützer des Hauses, oder zum mindesten ein hl. Leonhard als Beschirmer des Viehs dürfen nur selten fehlen. Vollends dann das Innere dieser Behausungen: diese getäfelten Stuben, diese geschnitzten und bemalten Möbel, diese mit Schätzen aller Art gefüllten Kästen und Truhen, diese — vor allem wichtigen — Schlafzimmer des Bauern und der Bäuerin, die eigentlichen Prunkstuben der guten alten Zeit auf dem Lande!



Tür von einem Bauernhause in Benediktbeuern.
Nach einer Originalaufnahme von Franz Zell.

Der Gegensatz zwischen Gebirg und Hochebene, welcher das Volk von Altbayern in zwei Gruppen von so verschiedenem Charakter teilt, findet natürlich auch in der Stilverschiedenheit der Bauernhäuser einen sehr klaren Ausdruck. Das Haus der Ebene besteht in seiner reinen Grundform regelmäßig aus nur einem Stockwerk (Erdgeschoß) mit hohem, spitzem, schmucklosem Giebeldach, während das Gebirgshaus mehrere Stockwerke, ein abgeflachtes Dach und mannigfaltigen Schmuck an der oberen, aus Holz gebauten Hälfte (Galerien, Laube usw.) aufweist. In ihrer ältesten Form sind die Berghäuser nach den im Auftrage des Königs Max II. unternommenen Forschungen Josef Leutners ganz aus Holz mit ausgehauenen Balken und innerer Vertäfelung hergestellt worden. Eine Eigentümlichkeit beim Bauen dieser Häuser sowohl wie ihrer späteren, aus Mauer- und Holzwerk zusammengesetzten Form bestand darin, daß gleich zu Anfang der Dachstuhl auf Jochgebälken von der Höhe des betreffenden

Hauses aufgestellt wurde, was man „aufrichten“ nannte. Der Dachstuhl wurde sofort vollständig eingedeckt, mit Steinen beschwert, und erst, nachdem dies alles geschehen, wurden unten die Mauern aufgeführt. Das Bauen betrieben meistens die Bauern selbst mit ihren Leuten unter Beihilfe weniger Handwerker. Die Arbeiten der Handwerker, besonders jene der Tischler und Maler, wurden auf der sogen. „Stör“ besorgt; der Bauherr lieferte die Rohstoffe, verköstigte die Arbeiter und zahlte einen geringen Tagelohn. Die bäuerlichen Ansiedlungen des Salzburger Gaues sollen die älteste Form des sogen. Bauernhofes darstellen. In dem Gevierte, das diese Baulichkeiten bilden, steht mit der breiten Seite gegen Norden das Wohnhaus; gegen Westen, fast immer ein breiterer Flügel als das Wohnhaus selbst, der Kuhstall; gegen Osten, von gleicher Länge, der Stall für das Kleinvieh mit dem Kornboden darüber; gegen Süden der Stadel mit zwei Tennen. Links neben dem Wohnhaus und rechts neben dem Stadel befindet sich ein breites Tor; die beiden anderen Ecken des Geviertes sind geschlossen. In der Mitte des Hofes ist der Brunnen mit großem Trog, häufig auch ein Taubenschlag. Im Obstgarten liegt das Backhaus. Geringere Bauern, die sich kein „Gehöft“ leisten können, vereinigen ihre ganze Wirtschaft unter einem einzigen Dache. Hier pflegt das Erdgeschoß Küche, Stube, Stall, gelegentlich auch ein Nebenstüblein zu enthalten. Der obere Stock enthält die eigentliche „Kammer“, das Schlaf- und Prunkgemach des Hausvaters und seines Weibes, sowie die Nebenkammern für Kinder und Gesinde. Die hintere Hälfte des Hauses birgt die Räume für die Erntevorräte, ferner die Dreschtenne und Ställe. Die Stube ist meist ganz oder doch zur Hälfte der Wandhöhe getäfelt; alle Decken sind Fachwerk. Um die Wände der Stube und den Kachelofen laufen Holzbänke; eingemauerte Schränke sind beliebt. Eine Ecke der Stube nimmt der Tisch ein, meist der Tür gegenüber; darüber baut die Frömmigkeit der Bewohner den Hausaltar mit Bildern, Täfelchen, Blumenbüscheln, Wachsstöcken und sonstigem Zierat, der sich eng um ein Kruzifix drängt. Ein „Heiliger Geist“ — eine Taube aus gefaltetem Papier — schwebt nicht selten an einer Schnur oberhalb des Tisches. Neben



Bettstatt vom Jahre 1810 aus Rottach am Tegernsee. Nach: „Bauernmöbel aus dem bayerischen Hochland“ von Franz Zell, Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

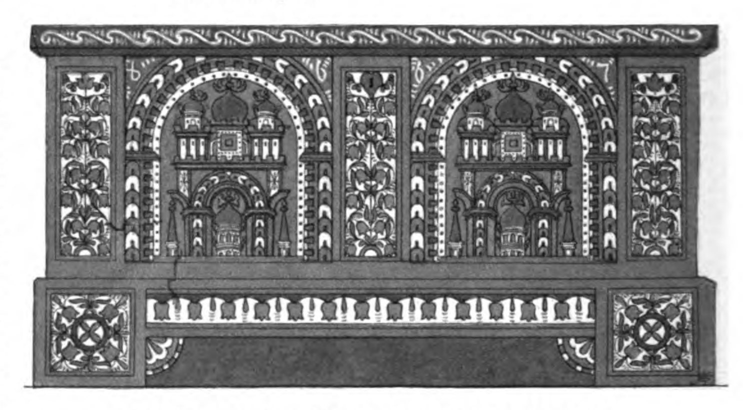
der Tür hängt der Weihbrunnkessel, dabei oft ein geweihter Salzstein, krankem Vieh ins Getränk zu legen. Das Handtuch ist auf Rollen an der Tür aufgespannt und der Dreikönigsname + C. + M. + B. samt der Jahreszahl mit Kreide darüber geschrieben. Neben dem Ofen, welchen Trockenstangen umfassen, fehlt selten die „Ofenbruck“, das Lager für Kranke zur Winterszeit und für Gäste geringeren Ranges. Der Raum unter der „Bruck“ ist gewöhnlich dem Hühnervolk angewiesen. Blumenwerk, Herzen und die Namen Jesu und Maria fehlen kaum je an den Türen der Schränke.



Kleiderkasten vom Jahre 1809 aus Rottach bei Tegernsee. Nach: „Bauernmöbel aus dem bayerischen Hochland“ von Franz Zell, Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

Die Kammer enthält das Zierlichste und Beste, was man an Möbeln besitzt. Das Hauptstück bildet die Doppelbettlade des Hausehepaares, vielfach mit Säulen und Dach geziert. Geistliche Schildereien, besonders ein „Auge Gottes“ an der Decke, gehören zu jedem rechtschaffenen Bauernbett. Das Seitenstück zum Himmelbett bildet der Kleiderschrank der Hausfrau. In der guten alten Zeit war er zur Hälfte mit „hauswirchner“, d. h. im Hause gesponnener Leinwand, angefüllt. Die gerollten Stücke trugen in der Mitte eine hochrote Papier- oder Federrose oder waren mit Heiligenbildern und Amuletten besteckt. Hier bewahrte und bewahrt die Bäuerin ihre besten Kleider und in den Schubläden ihren Silberschmuck. Ferner steht in der Kammer die Schaukelwiege nebst mancher derben alten Truhe, und am „Schubladenkasten“, d. h. der Kommode, glänzen die Prachtstücke des Geschirrs, Krüge, bemalte Gläser oder Kaffeetassen und in der Mitte, unter einem Glassturz, ein wächsernes, mit bunten Stoffkleidern geschmücktes Christkind.

Was nun die künstlerische Formensprache anbetrifft, in der alle diese Gegenstände sowie der Fassadenschmuck des Bauernhauses gehalten sind, so haben selbstverständlich die verschiedenen Zeitläufte in der Einsamkeit des Gebirges ebensogut wie auf dem lauten Markt der Städte ihre verschiedenen Geschmacksrichtungen und Moden heraufbeschworen. In einem Punkte aber scheint durch alle Jahrhunderte hindurch eine gewisse Beständigkeit und Gleichförmigkeit gewaltet zu haben, nämlich in der naiven Freude der Bauern am Bunten und Glänzenden. Ein blendendes Weiß, ein leuchtendes Blau, ein derbes Rot, dazu viel Gelb, und wenn möglich Gold, Silber oder Messing, ja, da müßte ja der bayerische Bauer überhaupt kein Bauer sein, wenn solcher Augenschmaus ihm nicht aufs höchste behagte! Eben darum ist es ja wohl auch geschehen, daß der Barock- und Rokokostil



Truhe von Egern am Tegernsee aus dem Jahre 1667.
Nach: „Bauernmöbel aus dem bayerischen Hochland" von Franz Zell, Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

wie in ganz Bayern, so besonders im bayerischen Gebirge eine so große Volkstümlichkeit erlangt haben. Gibt es in Bayern Kirchen, die nicht vergoldetes Schnitzwerk, phantastische Stukkaturen, gemalte Holzfiguren, pathetisch-deklamierende Altargemälde oder Stationen aufwiesen? Fehlt irgendeiner Dorfkirche der, fast möchte man sagen, landesübliche Zwiebelturm? Nun denn, auch das malerische Haus unserer Gebirgsbauern mit seinem an Italien erinnernden Altan und dem flachen Dach, mit den gewundenen und ausgebauchten Stäben des Altangeländers, mit dem Schnörkelwerk an Dach und Giebel deutet aufs XVI. und XVII. Jahrhundert, dem ja nach der „Bavaria" auch die charaktervollsten Bestandteile der altbayerischen Volkstracht angehören. Ebenso wurden die gemalten Verzierungen auf der Kalktünche vieler Backsteinhäuser in dem Schnörkelzuge der barocken Stilgattungen ausgeführt. Nicht minder halten die Heiligenstöcke, Kruzifixe, Totenbretter, Marterln, Schränke, Töpfereien usw. bis auf den heutigen Tag an den Überlieferungen der Zopfzeit fest. Das Barock und Rokoko kamen eben zu einer Zeit nach Bayern, als das Land sich zu seiner modernen Bedeutung zu konzentrieren begann, die Gegenreformation mit aller Gewalt einen Gegensatz zu der Schmucklosigkeit des norddeutschen Protestantismus herauszubilden strebte und eine Reihe hervorragender Fürsten zu einer bis dahin in Bayern unbekannten Volkstümlichkeit gelangten.

Die höchsten künstlerischen Leistungen des Gebirgs hat man ohne Zweifel in den Fassadenmalereien der Häuser zu suchen. Die Kunst der Freskomalerei wurde in Bayern urkundlich schon im XIII. Jahrhundert geübt. Es ist ja bekannt, sagt der um die Inventarisierung der noch vorhandenen Reste dieser Bauernkunst hochverdiente Architekt Franz Zell, daß die Häuser der Reichsstadt Augsburg und der herzoglichen, später kurfürstlichen Landeshauptstadt München in gar herrlichem Farbenschmuck prangten, und all die kleinen Städte, Märkte, Dörfer im Hochlande suchten die ob ihrer Herrlichkeit weitberühmten Städte nachzuahmen, ja zu überbieten. Wasserburg, Weilheim, Landsberg, Berchtesgaden, Tölz, Wolfratshausen, Mittenwald ... wetteiferten förmlich miteinander, ihre Häuser mit



Wiege. Nach „Volkskunst im Allgäu" von Franz Zell.
Verlag der Vereinigten Kunstanstalten, A.-G., Kaufbeuren.

gemalter Architektur und farbenprächtigen Bildern zu schmücken. Ja, diese Art Hausschmuck wurde so beliebt, daß man sogar bei ganz entlegenen Einödhöfen die Stirnseite mit ornamentalen oder figürlichen Bemalungen geschmückt findet. Diese Malereien sind fast ausnahmslos religiösen Inhalts, denn der Gebirgsbauer liebte es, sein Glaubensbekenntnis öffentlich abzulegen. Die noch erhaltenen Hausmalereien gehören meist dem XVIII. Jahrhundert, einige dem Anfang des XIX. Jahrhunderts an. Die ältesten Reste sind wohl jene in Berchtesgaden, vom „Haus an der Prucken", tötender Erzengel Michael dargestellt und darüber zu lesen:

Du Hölle Drach. Nur g'schwind Dich bach (pack),
Thue vnß nit vill anfechten.
S. Michaels schwerdt schlagt Dich zur Erdt,
Das wir nit z'grundt gehn mechten.

Den Besuchern von Oberammergau dürften besonders das Bürgermeisterhaus, der Bayerische Löwe und das Köblhaus in Erinnerung geblieben sein. Am Bürgermeisterhaus erhebt sich auf einer von Säulen getragenen Rotunde ein weiter architektonischer Aufbau, in dem unter einem Baldachin der Landpfleger Pilatus seines Amtes



Bauernstube aus Ellbach. Jetzt im Germanischen Museum zu Nürnberg.
Eingerichtet von Architekt Franz Zell in München.

1594 erbaut. Es sind dies Fensterumrahmungen mit lustigen Affenszenen. Die zahlreichsten Fassadenmalereien haben sich trotz mehrerer Feuersbrünste in Mittenwald erhalten, das an der großen Handelsstraße zwischen Venedig und Augsburg lag und von beiden Seiten her reiche Anregung empfing. Am Neunerhaus, aus der Mitte des XVIII. Jahrhunderts, sieht man eine gemalte Steinarchitektur, die Brustbilder der Apostel über Wolken, den „englischen Gruß", und im Giebel Gott Vater mit dem heiligen Geist. Auf dem gleichfalls in Mittenwald gelegenen Schlipferbauernhaus ist ein drachen- waltet. Vorn an den Stufen wird von Soldaten Christus dem Volke gezeigt.

Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts wurde, vornehmlich durch die sehr viel verbreiteten Kupferstiche der Augsburger Stecher, der Stil Ludwigs XVI. in die Berge eingeführt. Diese neue „antikische" Art fand vielen Anklang und war bald ebenso volkstümlich wie das Rokoko. Eines der prächtigsten Beispiele für den Empiregeschmack der Fassadenmalerei bietet der Gasthof Zum Husaren in Garmisch. Das Fenster mit dem Husar und Pandur wurde zur Erinnerung an die „historische" Begebenheit ge-

malt, daß der Besitzer des Hauses, Landrichter Reiser, vor den Österreichern flüchten mußte, aber trotz der ausgesetzten Belohnung dem Feinde nicht verraten wurde.

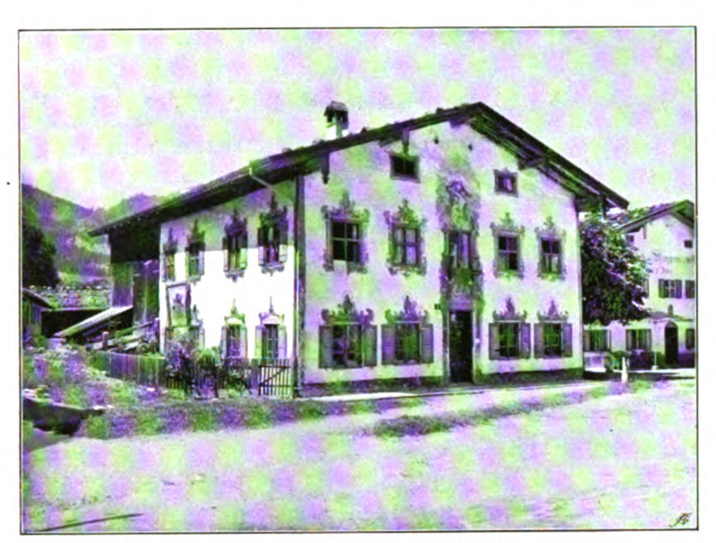
Wer die Künstler waren, die diese Bilder gemalt, ist in den seltensten Fällen in Erfahrung zu bringen. Nur soviel weiß man, daß es Bauern gewesen sind, die selber Landwirtschaft trieben. Dem Volke entstammend und seine Anschauungen teilend, trafen sie stets mit unfehlbarer Sicherheit das, was den einfachen Sinn des Bauern erfreute. Übrigens waren sie selten bloß Maler, sie übten auch vielfach das und aller zugehörigen Kistlerarbeit 70 fl.," heißt es in einer Kirchenrechnung vom Jahre 1685. „Item dem Kistler Backschütz von Tölz von wegen einem Tisch 228 fl. 4 s" steht in einer Rechnung des bayerischen Hofes vom Jahre 1566 — 228 fl. für einen Tisch, nach damaligem Geldwert eine Summe, für die man 28 Ochsen kaufen konnte — man denke!

Die hohe Bedeutung und damit wiederum die Kunstfertigkeit, welche die Kistler im Gebirg erlangt haben, hängt unzweifelhaft damit zusammen, daß die Volkssitte auf ihre Arbeiten den ganzen Ehrgeiz der bäuerlichen



Gartenansicht des Bürgermeisterhauses in Oberammergau.
Nach: „Bauernhäuser aus dem bayerischen Hochland" von Franz Zell, Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

Tischlerhandwerk aus und dichteten sogar die Verse, die sie an Fassaden oder auf Marterln anzubringen hatten. Der Tischler, vom Volke „Kistler" genannt, war überhaupt der eigentliche Vertreter der Kunst auf dem Lande. Aus seinen geschickten Händen empfing das Dorf, in dem er wirkte, sein künstlerisches Gepräge, er verstand sich auf die gelehrten „Säulenordnungen", er zeichnete die schmucken Holzverschalungen der Häuser, er lieferte den Kirchen ihre geschnitzten Altäre und Beichtstühle, er stattete das Haus mit bemalten Möbeln aus. „Dem Kistler Georg Heß von Egern von der Architektur Besteller konzentrierte. Diese Volkssitte forderte nämlich das Aufrichten und festliche Umherführen des sogenannten „Kammerwagens", d. h. die prunkvolle Zurschaustellung der Aussteuer einer Braut auf einem oder mehreren Wagen, und den Transport dieser Wagen in das Haus des jungen Ehepaares. Man vergegenwärtige sich solch eine Szene, wie Felix Dahn, Leoprechting und andere sie beschrieben haben: Am Sonntag vor der Hochzeit versammeln sich im Hause der Braut alle ihre Freundinnen, man verziert die Kunkel der Braut mit bunten Bändern, Sträußchen von Buchs-

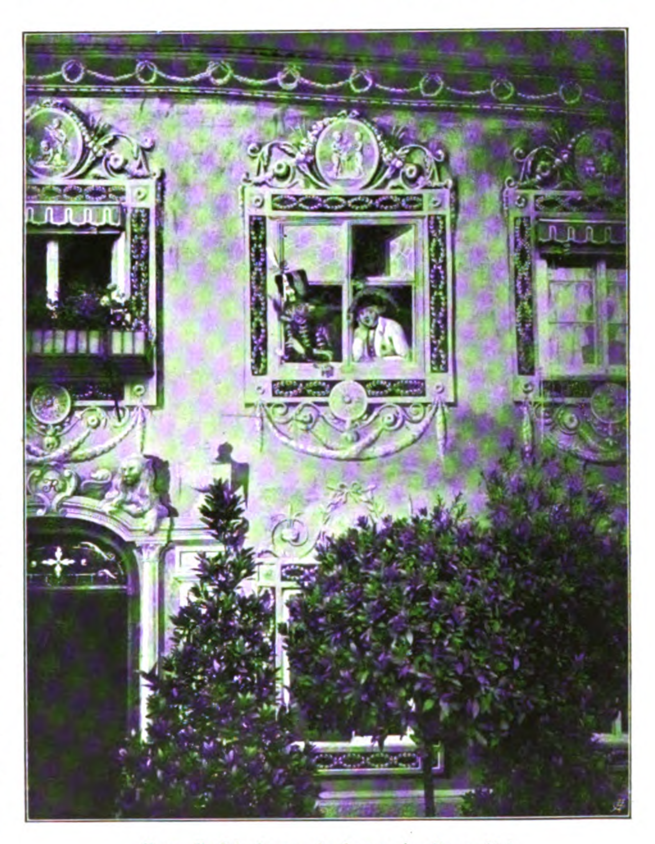


Das Köblhaus in Oberammergau. Nach: „Bauernhäuser aus dem bayerischen Hochland“ von Franz Zell, Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

die Lustbarkeit natürlich von neuem an, und man kann sich leicht vorstellen, daß der Ehrgeiz der Brauteltern beim Abladen des Hausrats auf eine noch schärfere Probe gestellt wird, als beim Aufladen.

Als Material für die Bauernmöbel wurde ursprünglich nur Fichtenholz verwendet, und zwar im Naturzustande, ohne irgendwelche Färbung. Verstieg man sich zu ornamentalen Verzierungen, so wurden diese in schwarzer Farbe auf die glattgehobelte Fläche gesetzt

baum und Flittergold, man trinkt, man schmaust. Dann werden der Reihe nach alle Stücke des zukünftigen Haushalts kunstvoll auf den Fedelwagen geladen. Oben hoch kommt das große Ehebett mit den rotgeblümten Überzügen zu stehen, zu beiden Seiten ragen die Stühle über den Wagen hinaus, vorn und hinten sieht man bunte Truhen, Schüsselrahmen, Hausaltar usw. In der Regel werden vier Pferde vorgespannt, die mit Bändern und Blumen geschmückt sind. Ist das geschehen, so besprengt die Braut den Wagen mit geweihtem Wasser, nimmt Abschied von den Eltern und setzt sich mit ihrem Spinnrocken vorn auf den Wagen. Die Näherin setzt sich zu ihr, der Kistler marschiert zur Linken des Wagens, eine Magd mit der Kuh hinterdrein. Freudenschüsse knallen, und in jedem Dorf verlegen junge Leute so lange den Weg, bis die Braut sich durch kleine Geschenke freikauft. Bei der Ankunft im zukünftigen Heim geht



Vom Gasthof zum Husaren in Garmisch.
Nach: „Bauernhäuser aus dem bayerischen Hochland“ von Franz Zell, Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.



Das Neuner Wirtshaus aus Wallgäu vom Jahre 1763.
Nach: „Bauernhäuser aus dem bayerischen Hochland" von Franz Zell, Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

Nicht lange aber, so fand der bäuerliche Geschmack an solcher Einfachheit kein Genügen mehr und drang auf Bemalung der Möbel. Dabei hatte man jedoch keinerlei Täuschung über die Art und Qualität des verwendeten Materials im Auge, man wollte nicht aus Fichtenholz Mahagoni machen, sondern wünschte die Farbe lediglich zum Schmuck und vielleicht auch zum Schutze des Holzes benutzt zu sehen. Als Grundfarbe wählte man meist die Landesfarbe, Blau, mischte diesem Blau aber vielfach Weiß oder andere Tinten zu, so daß jene leichten, blassen Töne des Rokokogeschmacks zum Vorschein kamen. Auf diese Unterlage wurde dann in den allerfeurigsten Farben die bildliche Malerei gesetzt: Blumen, wie sie das Gebirg bietet, Früchte, Herzen, Embleme der Religion, Bildnisse von Schutzpatronen, Initialen, Spruchbänder, Symbole von Liebe und Treue. Lotosblumen und Akanthusblätter hat der Bauer in seiner gesunden Natürlichkeit den städtischen Künstlern niemals abgeguckt. Auch in den architektonischen Formen der Möbel ist er niemals auf Stilfexereien verfallen: Brauchbarkeit und Zweckdienlichkeit haben bei ihm stets das erste und letzte Wort reden dürfen. Ein Gesims, ein Sockel, sonst nichts als die reine Konstruktion.

Und was für köstliche Interieurs sind auf solche Weise zustande gekommen! Ich kann mich nicht enthalten, die lebensvolle Schilderung, die uns ein norddeutscher Reisender, G. Kohl, aus dem Dorfe Inzell im Chiemgau vom Jahre 1841 hinterlassen hat, hierher zu setzen. Er schreibt:

Weil die bayerischen Dorfwirte in der Regel große reiche Bauern sind, und nicht alles bloß auf die Gäste zugeschnitten ist, so vergißt man oft, daß man sich in einem Wirtshause befindet. Die Schlafzimmer haben prachtvoll gemalte, mächtige Federbetten, altmodische Schränke, Spiegel und Kommoden, die voll sind mit der Wirtin Vorräten. Alle Möbel sind mit hübschen Gläsern, kleinen plumpen Porzellanfiguren, altmodischen Uhren und anderen Gerätschaften und Familienerbstücken ausgeschmückt, zwischen welchen gemachte Blumenbuketts und Äpfel zur Zierde liegen. Man könnte sich aber ebenso gut einbilden, ein geehrter Familienfreund oder Hochzeitsgast, als ein zahlender Fremdling zu sein. Auch sind die Leute voll Anstand und Höflichkeit, beinahe wie am spanischen Hofe. Jedesmal wenn die Kellnerin in das Zimmer kam, um die Talglichter zu putzen, bat sie bei jedem Tisch erst um die Erlaubnis hierzu. „Mit Verlaub", sagte sie und putzte das Licht. Welch ungemeine, man könnte sagen raffinierte Höflichkeit, sogar für eine Handlung um Erlaubnis zu bitten, für welche man Dank erwarten sollte. Mit unserer Erlaubnis leuchtete uns dann die Wirtin die Treppe hinauf, mit Verlaub öffnete sie uns die Tür, mit Verlaub fragte sie an, wann wir den Kaffee befehlen, mit Verlaub wünschte sie uns eine „geruhsame, gute Nacht." Am anderen Morgen zeigte uns die Wirtin ihre „Kästen". So nennen die Bauern hier ihren Braut-, Haus- und Familienschatz, in welchem Vorräte von allen möglichen Dingen aufbewahrt werden. Da die Wirtschaft, in der wir uns befanden, mit den dazu gehörenden Äckern, Alpen, Schmieden, Mühlen, Brauereien auf 90 000 fl. geschätzt wird, so waren die Kästen sehr

bedeutend und füllten nicht weniger als drei Zimmer aus, die ich etwas näher beschreiben will, weil solche Kästen und solche Ansammlungen von Vorräten auf dieselbe Weise im ganzen südlichen Bayern üblich sind. Diese bayerischen Kastenzimmer sind nicht solche öde Polter- oder Vorratskammern, wie man sie wohl in einigen Gegenden Norddeutschlands trifft. Vielmehr wählt man in der Regel die besseren Zimmer des Hauses dazu und schmückt deren Inneres so bunt und prachtvoll mit Tellern, Krügen, Schüsseln aller Größen, mit Leinwand, Wolle, Strümpfen, Knopfsammlungen und Sparbüchsen aller Art aus, daß das Ganze einer wahren Kunst- und Industrieausstellung gleicht. Die einzelnen Stücke Leinwand sind z. B. in großen Rollen übereinander gelegt, und zwar so, daß die Enden dieser Zylinder zum Schranke herausgucken. Hier sind sie mit roten Fädchen, mit Sternchen und Blümchen nach allen möglichen Mustern ausgenäht. Unser Wirt hat jetzt die dritte Frau und sowohl der Brautschatz dieser, als auch das Eingebrachte der früheren Bräute befand sich in eigenen Schränken aufgestapelt. Auch hatte jedes Kind aus den verschiedenen Ehen seinen eignen Schatz und seine eigne Sparbüchse. Denn es ist eine Sitte dieser bayerischen Ländler, sogleich bei der Geburt eines Kindes einen solchen Schatz für dasselbe anzulegen. Die Sparbüchsen und Schüsselchen der einzelnen Kinder werden reichlich mit Gold- und Silbermünzen aller Art gefüllt. Zwischen den Leinwandrollen der Töchter stecken silberne Löffel und andere silberne Geräte, Geschenke von Paten und Verwandten, und in und auf allen Schränken standen vergoldete und bemalte Wachsstöcke, die in den verschiedensten Formen zusammengelegt waren. Unsere Wirtin sprach immer mit besonderer Hochachtung von den Kästen ihrer Vorgängerinnen und Stiefkinder, die ihr heilig seien und von denen sie nie etwas anrühre. Diese Kästen sind mehr zum Luxus als zum Nutzen und man tut den Leuten sowohl eine besondere Ehre an, wenn man sie bittet, dieselben zu zeigen, als jeder auch sich es zu einer besonderen Ehre anzurechnen hat, wenn sie ihm gezeigt werden. Bei Festlichkeiten im Hause, bei Taufen, Hochzeiten usw. werden die Schränke alle geöffnet und den Gästen ihre Schätze offenbart. Ich mußte erstaunen über die Masse von Silberzeug, welches die Wirtin hier zusammengehäuft hatte, über die silbernen und goldenen Mützen ihrer Töchter, die silbernen und vergoldeten Knöpfe für die Männer, über die Menge silberner Geschnüre, wie die bayerischen Mädchen sie tragen, dann auch über die silbernen Bestecke mit so und so viel Dutzend Löffeln, Messern und Gabeln für jedes ihrer Kinder."

So jener norddeutsche Reisende aus der Biedermeierzeit. Damals bestand das oberbayerische Bauernhaus mit seinem schönen Inhalt und seinem schmucken Äußeren noch in ungeminderter Herrlichkeit, damals verkehrten noch die mit Mobiliar beladenen Flöße auf der Isar, um zu jeder Münchener, Freisinger, Moosburger, Landshuter und Passauer Dult die schönen Erzeugnisse der Gebirgskistler dem städtischen Publikum zuzuführen. Heute — — werden im Gebirge keine Fassaden mehr bemalt, keine Möbel im Geschmack der alten Kistler mehr gezimmert; heute — — stehen die alten Bauernmöbel auf Dachkammern und in Gesindestuben herum, wo selbst die Altertumshändler sie nur selten mehr aufzustöbern vermögen; heute — — kaufen die Leute aus dem Gebirg ihren Hausrat in den Magazinen der Stadt, legen statt ihrer Volkstracht die Kleider der Münchener Modebasare an, bilden sich wohl gar was darauf ein, ihre Häuser nach dem Muster städtischer Mietkasernen erbauen und einrichten zu lassen. — Ein Glück, daß rührige Künstler, Schriftsteller und Verleger, wie der genannte Architekt Franz Zell und der ebenfalls als Architekt tätige Otto Aufleger, in großen Tafelwerken die noch vorhandenen Reste der guten alten Zeit registriert haben, sonst möchte eines Tages nicht einmal eine Erinnerung an jene bunte, liebenswürdige, frische Kunstwelt des Gebirgs übrig sein.





Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Belgrader Erinnerungen.

Von

Paul Lindenberg.

Krönungsjubel, Krönungstrubel! Girlanden und Flaggen überall und überall dichte Volksmassen, welche, überwiegend in buntfarbig-nationalen Gewandungen, durch die festlich reichgeschmückten Straßen Belgrads ziehen, mit merkbarer Bewunderung all das Neue und Fremdartige betrachtend, denn ein gut Teil der vielen Tausende ist aus fernen Dörfern und entlegenen Ortschaften herbeigeströmt und schon der Besuch der Hauptstadt an sich bedeutet für sie ein Ereignis. Und nun erst diese Hauptstadt zu sehen in der schmucken Zier froher Festestage! Aber die Freude daran äußerte sich nicht in angeregter und lärmender Weise, ganz still und gelassen zog Alt und Jung und Arm und Reich dahin, nur in den Augen leuchtete es auf voll innerer Bewegung, und mit staunend-verhaltenen Worten machte man sich aufmerksam auf dies und das, welches aus irgendeinem Grunde besonderes Interesse erweckte. Malerische Gruppen konnte man da sehen, kernige, hochgewachsene Männergestalten, die kühnen Gesichter dunkelgebräunt von der Sonne, die sehnigen Glieder gestählt in Wind und Wetter, den Schafpelz tragend über den weißen weiten Anzügen, an den Füßen vielfach umwundene Sandalen und auf den schwarzen Haaren niedrige Fellmützen. Neben ihnen die Frauen und Mädchen in roten oder blauen oder braunen Röcken, auf den verschnürten Taillen klirrenden, altererbten Silberschmuck mit blinkenden Dukaten, am Hinterkopf den Kokoschnick mit feinem Seidengeflecht; manch hübsche, frische Erscheinung ist unter ihnen, wennschon man vielen die harte Arbeit anmerkte in Haus und Hof, in Feld und Wald. In den Nebenstraßen fesselnde Bilder; dort hatten sich ganze Familien niedergelassen, und weitbuchtigen Bündeln wurde der selbstgekelterte Wein entnommen und das selbstbereitete Brot mit kaltem Fleisch. So brauchte man nicht die Schenken aufzusuchen, die zudem überfüllt waren und in deren niedrigen, rauchgefüllten Räumen Zigeuner ihre Lieder fiedelten.

In ihrer Ruhe, Bedächtigkeit, Sparsamkeit, in ihrem zurückhaltend-bescheidenen Auftreten machte diese Bevölkerung einen sehr günstigen Eindruck. Nur am Krönungstage selbst, am 20. September, verloren die Massen ihre scheinbare Unempfindlichkeit und gingen plötzlich aus sich heraus, zumal bei der Heimkehr des Königs von der Kathedrale, in der die feierliche Krönung stattgefunden hatte. In fünf-, sechsfacher Reihe standen die Schaulustigen längs des ausgedehnten Weges hinter den Spalier bildenden Truppen und Vereinen, wohl ihrer hunderttausend und mehr. In der Ferne schmettern Fanfarenklänge, in der Luft weht das rote Königsbanner mit dem serbischen Wappen und dem heiligen Andreas, und jetzt naht der König, ein lebhaftes, weißes Roß reitend, auf dem Haupte die Krone, in der Rechten das Zepter, über den Rücken lang herabwallend den purpurnen, goldgestickten Sammetmantel, all das in sonniger Beleuchtung! Da zuckte und ruckte es gleich einem elektrischen Schlag durch die Massen, stürmische Zivio-Rufe erschollen, Hüte, Mützen, Tücher wurden geschwenkt, die Mädchen nestelten die Blumen von den Miedern und warfen sie dem König zu, dessen Augen mit ruhig festem Blick über die jubelnde Menge schweiften. Dieser Krönungszug, der für uns Fremde viel des Theatralischen hatte, übte seine sichtliche Wirkung auf die Menge aus, die davon noch jahrelang erzählen wird in den abgeschiedenen Tälern der starren Gebirgszüge und in den waldumschlossenen Flecken, die fern dem Verkehre liegen und während des Winters oft wochenlang von der Außenwelt abgeschlossen sind. Dann wird in den Berichten der König mit der Krone und dem Zepter, wie er uns modernen Menschen nur noch in halbverklungenen Märchen und Sagen gegenübertritt, seine große Rolle spielen, und die anderen Dorfgenossen werden wißbegierig jenen lauschen, denen sich dies Krönungsbild mit seinem Pomp unlöschbar eingeprägt hat.

Es war gerade für den Fernstehenden interessant, König Peter während der festlichen Zeit zu beobachten, und Gelegenheit genug bot sich dar bei den Eröffnungen verschiedener Kongresse, bei dem Besuche der südslawischen Kunstausstellung, bei Empfängen, Feierlichkeiten, Theatervorstellungen und Paraden. Stets gab sich der König natürlich und liebenswürdig. Er trug seine Würde nicht allzustark zur Schau, aber er vergab sich auch nichts durch ein Haschen nach Popularität. Obgleich mancherlei Gerüchte von Attentats- und Putschversuchen umherschwirrten,

zeigte der König nirgends eine Spur von Besorgnis, im Gegenteil, wohl noch nie bei einer ähnlichen Gelegenheit war es so leicht, sich dem Gefeierten zu nähern, denn es gab keinerlei Absperrungen oder wo sie gelegentlich vorhanden waren, hätten sie doch keinerlei Schutz geboten. Das Auftreten des Königs war stets ruhig und freundlich, man hatte zuweilen das Gefühl, als ob ihn das Drumherum, welches mit den einzelnen Vorgängen verbunden war, genierte, obwohl sowieso schon in Serbien das höfische Zeremoniell auf ein Minimum beschränkt ist. Alles in allem war der persönliche Eindruck ein günstiger, in erster Linie der ruhiger Solidität, und damit stimmt das überein, was man sich in Belgrad von dem königlichen Haushalt, dem Leben im Schlosse, der Erziehung der Kinder, der Arbeitseinteilung und Tätigkeit erzählt. Auch das, was der König dem französischen Major Levasseur sagte, als dieser Mitte September den Gouverneurposten beim Kronprinzen Georg antrat: „Ich übergebe Ihnen vertrauensvoll meinen Sohn zur Erziehung. Sie werden aus ihm zuerst einen guten Menschen heranzubilden haben, dann erst einen guten König und zuletzt einen tüchtigen Soldaten!"

Dabei ist König Peter aus dem Militärstande hervorgegangen. Es wäre interessant zu wissen, ob er je leidenschaftlicher Soldat gewesen ist oder nur der Pflicht entsprochen hat. Alles Impulsive scheint ihm fern zu liegen, auch alles Abenteuerliche, heute wenigstens, wo er seit einigen Monaten die Sechzig überschritten hat. Man dürfte sich irren in der Annahme, daß der König leicht lenkbar ist und blindlings das tut, was ihm seine Ratgeber empfehlen, aber man wird ihn wahrscheinlich auch nie auf unsicheren Pfaden beobachten, die in eine ungewisse Zukunft führen, und man wird ihn nicht das versuchen sehen, was nicht den im Interesse des Staates gebotenen Erfolg verspricht.

Auf wechselvolle Schicksale sieht der jetzige Herrscher Serbiens zurück, und oft genug ist der Tod ihm nah gewesen, der Tod in offenem Kampfe wie der durch Meuchelmord geplante. Kurz ehe sein Vater gezwungenermaßen Serbien verließ, war der junge Prinz Peter nach Genf übersiedelt, um dort seine wissenschaftliche Ausbildung zu erhalten. Später besuchte er die Kriegsschule zu St. Cyr, kam, nachdem er als Offizier mehrere Jahre Frontdienst geleistet, in den französischen Generalstab und zeichnete sich in den Kämpfen bei Orleans und Villersexel sowie fernerhin als Adjutant Bourbakis derart aus, daß er die Ehrenlegion erhielt. Als 1875 der bosnisch-herzegovinische Aufstand gegen die Türkei ausbrach, eilte der Prinz in das Insurrektionsgebiet und rüstete auf seine Kosten eine Truppe von 200 Freiwilligen aller Nationen aus, die er unter dem Namen Peter Mrkonjitsch befehligte und wiederholt mit siegreichem Erfolg in den Wäldern von Tscharkovatscha und Dubitza gegen die türkische Übermacht führte. Wie mir ein Kriegskorrespondent erzählte, der jene harten Tage miterlebt hat, trugen die Freiwilligen Bänder mit dem Namen „Komuna" (Gleichheit), und letztere herrschte tatsächlich. Wohl führte ‚Peter Mrkonjitsch' das Kommando, aber er hatte nichts vor seinen Leuten voraus, er schlief mitten unter ihnen während des strengen Winters auf feuchtem Stroh in den elendesten Bauernhütten und teilte mit ihnen die Tag für Tag aus Hammelfleisch und Maisbrot bestehenden Rationen. Da tauchte plötzlich ein neuer serbischer Freiwilliger auf, der sich Nicola nannte und gut bewaffnet sowie reich mit Geld versehen war; er erkundigte sich viel nach dem Prinzen Peter, was wiederum den Verdacht eines treuen Anhängers desselben, namens Kristitc, erweckte, der den Serben beobachtete und eine zwischen diesem und einem Bosniaken in türkischer Sprache geführte Unterhaltung belauschte, aus welcher hervorging, daß Nicola auf Belgrader Verfügung hin den Prinzen Peter ermorden sollte. Nun hatte damals jener Kristitc eine Kanone zusammengebastelt, deren Rohr aus Kirschbaumholz — die Bulgaren bedienten sich sogar gegen die Türken eines ledernen Geschützes, das im Museum zu Sofia zu finden ist — bestand, er äußerte großes Zutrauen zu seiner Erfindung und veranlaßte Nicola, dem Probeschießen beizuwohnen, derart, daß sich der Serbe auf das Rohr setzen mußte, damit es nicht hochgehoben würde. Der Schuß krachte los, und nebst dem Rohr wurde auch Nicola in hundert Stücke zerrissen! Kristitc war mit seiner Tat sehr zufrieden, denn man fand unter den Papieren des Serben unzweifelhafte Beweise, daß er abgeschickt worden war, um den Prinzen zu beseitigen.

Beim Ausbruch des Krieges Serbiens und Montenegros gegen die Türkei im Mai 1876 wandte sich Prinz Peter mit der Bitte an den damaligen Fürsten Milan, ihm zu gestatten, auf serbischer Seite gegen die Türken zu kämpfen. „Recht viele, aber kleinliche Begierden der selbstsüchtigen Menschen haben unsere Familien entzweit und sie in zwei Lager gespalten, aus deren Haß nur Spekulanten den Vorteil ziehen," heißt es in dem wenig bekannt gewordenen Briefe „Von beiden Seiten hat der Haß verstanden, Anhänger zu werben und das Volk zu entzweien, die Entzweiung wirkt auf niemanden segensreich, selbst auf uns nicht. Der Haß hat Kara-Georg verschlungen, der Haß hat Fürst Michael abgemäht; wir sind an diesen Handlungen unschuldig, aber gestehen müssen wir auch, daß der Haß die Ursache zu allem war. — Wenn Ew. Durchlaucht es passend finden, so werde ich mich glücklich fühlen bei der Arbeit, den Haß aus der Welt zu schaffen. Gestatten Ew. Durchlaucht, daß wir in dieser ernsten Zeit und vor den Augen sämtlicher Feinde unseres Volkes nebeneinander als Brüder und Freunde stehen, welchen nur das Glück und der Fortschritt des Volkes am Herzen liegt!" Eine Antwort auf dieses Schreiben erfolgte nicht, wohl aber wurde von neuem ein Versuch gemacht zur Ermordung des Prinzen, der jedoch auch diesmal vereitelt wurde.

Im Herbst 1877 versuchte Prinz Peter, mit einigen Anhängern von Orsova aus nach Serbien einzudringen, aber die Regierung war benachrichtigt, und nur mit großer Mühe konnte der Prätendent mit seinen Freunden über die Donau nach Ungarn entrinnen; wäre er den Grenzwachen

in die Hände gefallen, so hätte wahrscheinlich eine Kugel seinem Leben ein schnelles Ende bereitet. Seitdem hielt sich der Prinz allen abenteuerlichen Unternehmungen fern. Nach dem nach siebenjähriger, glücklicher Ehe erfolgten Tode seiner Gemahlin, einer Tochter des Fürsten von Montenegro, in Genf lebend, widmete er sich ganz der Erziehung seiner Tochter und seiner zwei Söhne, sich viel mit schönen Wissenschaften und Künsten beschäftigend. Es fehlte nicht an Versuchen, ihn für politische Intrigen in den Balkanländern zu gewinnen, er sollte u. a. auch im vorvergangenen Jahre eine bedeutsame Rolle in den macedonischen Wirren spielen, er wies aber alles ab, bis die blutigen Belgrader Ereignisse — die übrigens verschiedenen europäischen Kabinetten vorher, wenn auch nicht in ihren schreckensvollen Einzelheiten, bekannt gewesen sein sollen — ihn aus seinem Privatleben rissen und in seine Geburtsstadt, in der sein Großvater und Vater als Fürsten geherrscht, zurückführten.

Von mittlerer Figur, schlank gewachsen, mit kurzem, ergrautem Haupthaar und stattlichem Schnurrbart, oberhalb der adlerartig gebogenen Nase zwei klug und klar blickende braune Augen, scheint der König über eine kräftige Gesundheit zu verfügen. Denn groß waren die Anforderungen, die während der Krönungsfestlichkeiten sowie vor und nach denselben an ihn gestellt wurden. Von früh bis spät mußte er seine Pflichten erfüllen, und nur recht kurz waren ihm die Ruhepausen bemessen. Aber wie sehr er auch in Anspruch genommen war, es gab in jenen Belgrader Tagen eine Reihe von Menschen, die sich noch weniger Muße gönnen konnten, wie er: die Korrespondenten der auswärtigen Blätter! Der wohlbekannte „liebe Leser", der des Morgens oder Abends seine Zeitung zur Hand nimmt und in aller Gemütsruhe die Telegramme und Berichte über die stattgefundenen Ereignisse liest, die sich so glatt und hübsch im Druck ausnehmen, er macht sich doch kaum eine Vorstellung, welch ungemeine Arbeitslast mit dieser Berichterstattung verbunden ist, besonders in diesem Belgrader Falle, wo alles mit Hochdruck erledigt werden mußte. So beispielsweise am Krönungstage selbst. Da war man schon vor 7 Uhr morgens in der Kathedrale, denn die Feierlichkeit begann um 8 und währte fast bis 11 Uhr; dann folgte der Krönungszug im Freien, unmittelbar anschließend war Empfang der Gesandten und Deputationen im Palais, nachmittags historischer Festzug und abends Gala-Theater, und überall war man dabei und über all das mußte man berichten, stets die Uhr vor sich. Die Depeschen mußten ja rechtzeitig fortgehen, um vor dem Druck der entsprechenden Ausgaben in den Redaktionen anzulangen, und die Berichte mußten bis zur achten Stunde aufgegeben werden, weil dann der Postschluß erfolgte. Alles in drängender Hast, meist in fremdartig-hindernder Umgebung, da seit langem die Hotels besetzt waren und man sich auf oft recht schlechte und sehr teure Privatwohnungen angewiesen sah.

Das Hauptquartier dieser journalistischen Heerschar befand sich im Grand-Hotel, wo wir dauernd mehrere Tische für uns hatten reservieren lassen, da man bei dem ungeheuren Andrang sonst kaum irgendwo einen Unterschlupf gefunden hätte. Es war ein international zusammengesetzter Kreis: Deutsche, Österreicher, Ungarn, Bulgaren, Rumänen, Franzosen, Engländer, Amerikaner, Italiener. Die verschiedensten Sprachen schwirrten durcheinander, ein fortwährendes Kommen und Gehen war wie im Bienenschwarm, und während des lauten Teller- und Gläsergeklappers, der allgemeinen Unterhaltung, des steten Hin und Her wurde Telegramm auf Telegramm geschrieben und erzählte einer dem andern, welch wichtige Nachrichten er erfahren hatte. Denn es herrschte die freundlichste gegenseitige Hilfsbereitschaft, und gern suchte der Kollege den Kollegen zu entbürden. Übrigens war auch der Chef des serbischen Preßbureaus, Z. Balugdzic, in jeder Weise bemüht, selbst den vielseitigsten journalistischen Wünschen erfolgreich zu entsprechen.

Und nach getaner Arbeit, so um Mitternacht, wie saß man da noch gern beisammen bei funkelndem Wein und kühlem Pilsener, gemeinsame Interessen besprechend und allerhand Erinnerungen austauschend. Waren doch erprobte Kämpen der Journalistik beisammen, Männer, die sich in allen Erdteilen umgesehen, sich furchtlos den drohendsten Gefahren ausgesetzt hatten im Dienst der Zeitung und ihrer Leser. Der erzählte von den Kämpfen in Afghanistan, jener von Tigerjagden in Indien, dieser hatte die Winterschlachten vor Plewna mitgemacht, ein anderer war im bosnischen Aufstande von den Türken gefangen worden und nur durch verwegene Flucht dem Tode durch Pulver und Blei entgangen; mein Nachbar hatte dem Brande des Kaiserpalastes in Peking beigewohnt und unser Gegenüber die bulgarischen Freischärler in Albanien begleitet — die Zeitgeschichte der letzten Jahrzehnte ward lebendig mit einer Fülle interessanter Personen und Dinge. Und von all dem plauderte man wie von etwas ganz Alltäglichem, diesen Männern ohne Nerven und mit felsenhartem Körper ist ja das Ungewohnte Gewohntes. —

Mit mancherlei Erinnerungen war für den Schreiber dieser Zeilen in Belgrad ein schlichtes, zweistöckiges Haus verbunden, auf dessen Dache bei offiziellen Veranlassungen von hohem Flaggenmast die schwarz-weiß-rote Fahne weht, das Heim der deutschen Gesandtschaft. Im Mai 1888 weilte ich zum ersten Male dort gelegentlich der Eröffnung der Bahnstrecke nach Saloniki. Damals war Graf Bray Gesandter, ein nordischer Recke von französischer Abstammung und mit echtdeutschem Herzen, ihm zur Seite seine anmutig-vornehme Gemahlin, deren höchstes Glück im Glück des Gatten und der Kinder lag. Wie schnell flogen in diesem liebenswürdigen Kreise die Stunden dahin. Draußen unter den weitästigen Bäumen des lauschigen Gartens saß man plaudernd beisammen, ohne jeglichen gesellschaftlichen Zwang, auf orientalischen Teppichen standen Tischchen mit Erfrischungen, und in der Nähe rollten die Kugeln auf der Kegelbahn. Aber nun vereinten sich die Gruppen: „Der König kommt!" so hieß es, und dort nahte bereits, in einfacher dunkler Uniform, König Milan,



Bildnis. Nach der Radierung von Georg Jahn-Loschwitz.



der Dame des Hauses die Hand küssend und dem Hausherrn, mit dem er häufig auf die Jagd hinauszog in den Wald und ins Gebirge, kräftig die Rechte schüttelnd, dann freundlich die Gäste begrüßend.

Anziehend und gewinnend war der König in seinem persönlichen Wesen. Man verstand, daß er den Frauen gefährlich war. In seinen Augen lag eine eigentümliche Leuchtkraft, und sein Sichgeben war forsch und frisch. Etwas Kraftvolles, freilich auch Rücksichtsloses ging damals von ihm aus, und man weiß ja, daß seine Regierung nicht arm an gefährlichen Ränken gewesen ist. Der König sprach das Deutsche mit vernehmbarem Wiener Klang und entschuldigte sich, daß er es nicht besser sprechen könne, des Französischen bediente er sich elegant und geläufig. Man merkte ihm an, wie wohl er sich in diesem kleinen Kreise fühlte, den er erst nach einigen Stunden verließ, die zum Besuche weilenden Deutschen, welche am nächsten Morgen weiterreisen wollten, in herzlicher Weise auffordernd, ihn, falls sie je wieder nach Belgrad kämen, im Konak aufzusuchen, er würde sich innig freuen, sie bewillkommnen zu können. „Gar zuviel Auswahl an Unterhaltungen in Belgrad haben Sie ja nicht, versuchen Sie's halt mal bei mir!“ —

Seit kurzem hat, nach mancherlei Nachfolgern des Grafen Bray, das deutsche Gesandtschaftshaus neue Bewohner erhalten: Baron von Heyking und seine schöne, zarte Gemahlin Elisabeth, die ja durch ihr eigenartig anziehendes Erstlingswerk mit dem rätselvollen Titel: „Briefe, die ihn nicht erreichten“ zu schneller Berühmtheit gelangte, trotzdem auch die siebzigste Auflage noch nicht den Namen der Verfasserin nennt. Die Studien zu ihrem fesselnden Buche konnte Frau von Heyking, eine Enkelin Bettina von Arnims, von der sie die Farbenpracht der Schilderungskraft geerbt zu haben scheint, an Ort und Stelle machen; an der Seite ihres Gemahls weilte sie Jahr um Jahr in ferner Fremde, sehnsüchtig der Kinder gedenkend, die in Deutschland ihre Erziehung genossen. Doppelt groß ist dafür nun die Freude, die lieblich herangeblühte blonde Tochter dauernd und die beiden Söhne während der Ferien bei sich zu sehen, überhaupt die Gewißheit zu haben, in verhältnismäßig kurzer Zeit die Brennpunkte geistigen Lebens und Strebens erreichen zu können und nicht auf Zeitungen wie Nachrichten angewiesen zu sein, die Wochen und Monde gebrauchten, um ihr Ziel zu erreichen.

Mit gewähltem künstlerischem Geschmack wußte Frau von Heyking, die ja als Malerin nicht minder Bedeutsames leistet wie als Dichterin, das neue Heim auszugestalten, ein kleines Museum fürwahr, nur daß trotz der seltenen Schätze, auf die überall das Auge trifft, die Intimität und Behaglichkeit gewahrt blieb. Manch kostbares Stück war mir wohlbekannt von Peking her, wo vor mehreren Jahren Baron von Heyking unser Gesandter war, jene schweren indischen silbernen Blumenvasen mit den verrenkten Götterfiguren, die funkelnden Bronzeplatten aus Kairo, die flimmernden japanischen Cloisonnés, die prunkenden chinesischen Stickereien, die kunstfertigen Holztäfelungen aus Lack und Schnitzwerk. Vielerlei anderes war aber noch dazu gekommen, vor allem aus Mexiko, und fügte sich trefflich dem fremdartigen Rahmen ein, in welchem echte deutsche Gastfreundschaft zu Hause ist. Oft genug ward das Gespräch zurückgelenkt auf die in der chinesischen Hauptstadt verlebten gemeinsamen Stunden, aber auch verschiedene literarische Pläne der Hausfrau wurden gestreift, die auch an sich die alte Wahrheit des Spruches, daß Bücher ihre Schicksale haben, erfahren hat. Kam das Manuskript ihres vorgenannten Romans doch von einer bekannten Berliner Verlagsfirma, der es ein Freund der Verfasserin zur Herausgabe angeboten, „mit schönstem Dank als durchaus nicht geeignet zum Verlage“ zurück. Und nun steuert dasselbe Buch lustig auf die hundertste Auflage los, der größte Erfolg neben „Jörn Uhl“! —

Von 1888, wo ich zum ersten Male Belgrad betrat, bis 1904, ein langer Zwischenraum. Wiederholt führte mich während desselben der Eisenbahnzug über die rasselnde und knatternde eiserne Save-Brücke zur serbischen Hauptstadt, die eindrucksvoll am Zusammenfluß zweier Ströme liegt und deren auf felsigem Plateau sich erstreckende Festung oft genug umtost gewesen ist von wildem Kampfgeschrei. Alexander, der Sohn Milans, war König, und mehrmals stand und saß ich ihm gegenüber in seinem geräumigen Arbeitszimmer, das im Erdgeschoß des kleinen Konaks lag, in dessen schmalem Vorgarten der Springbrunnen plätscherte und in dessen blühenden Gebüschen die Vögel sangen. Der Sohn gab sich so ganz anders wie der Vater. Jetzt scheu und zurückhaltend, im nächsten Augenblick von großer Herzlichkeit und einem Freimut, daß man sich am liebsten umgeschaut hätte, ob nicht etwa ein anderer diese Äußerungen des Königs über bestimmte, hohe Personen, über einzelne politische Vorkommnisse und gewisse benachbarte Länder vernommen. Der König trug stets Uniform, obwohl er nichts Militärisches an sich hatte; von untersetzter Gestalt, war er körperlich wenig gewandt, woran seine große Kurzsichtigkeit schuld sein mochte; trotz des Kneifers vor den sehr schönen, dunklen Augen trat er dicht heran, um jemanden zu erkennen. Seine Sprache hatte einen hellen Klang, das Deutsche gebrauchte er gewandt, nur selten nach einzelnen schwierigen Ausdrücken suchend; in der Erregung sprach der König schnell, er war dann ganz bei der Sache und suchte den Zuhörer zu überzeugen, daß er — falls das Gespräch innere Zustände Serbiens berührte — so und nur so hätte handeln können, um seine Pläne durchzuführen. Die Ratgeber des Königs klagten sehr über seinen Eigensinn, erkannten aber seine Arbeitslust und Arbeitskraft an und bedauerten nur, daß der König zuviel persönlich zu erledigen trachtete und sich auch um geringfügige Einzelheiten kümmerte, hierdurch seine Zeit zersplitternd. „Wir haben jetzt Ruhe im Lande,“ so äußerte der König das letzte Mal zu mir, nachdem ich die kurz vorher stattgefundene Aufhebung der Verfassung erwähnt hatte, „ich mußte einen entscheidenden Schritt tun, es wäre so nicht weiter gegangen . . .“ Aber es ging auch „so“ nicht weiter! Wenige Wochen nach dieser Unterredung kam die Schreckensnacht, zu Ende war's mit den Obrenowitsch.

Übrigens soll der König gewußt haben, daß ihm Unheil drohte; sein Sekretär hatte es ihm mitgeteilt, und anonyme Briefe, die ihn vor einer Verschwörung warnten, waren eingelaufen. War's orientalischer Fatalismus, der den Herrscher nicht handeln ließ, oder hatte er in letzter Zeit zu häufige Andeutungen erhalten, daß man gegen ihn etwas im Schilde führe, ohne daß das Vorausgesagte eingetreten war? Tatsache ist, daß man in einzelnen Wiener Redaktionen, daß man in den politischen Kreisen Sofias bereits mehrere Tage vorher von einer bevorstehenden „Umwälzung in Belgrad" gewußt hat, der König aber war sorglos! . . .

Wenn nicht diesmal, so hätte ihn doch in kurzem sein Geschick erreicht. Zu sehr war er im Bann Frau Dragas gewesen, die bei ihrem Gemahl durchsetzen konnte, was sie sich vorgenommen hatte — und sie trug sich mit sehr ehrgeizigen Plänen. Sollten doch ihre Brüder den Titel königlicher Prinzen und ihre Schwestern jenen königlicher Prinzessinnen sowie alle insgesamt Apanagen vom Lande erhalten; auch die Erbfolge hatte sie nach ihren Wünschen geregelt. Daß diese kluge, zielbewußte Frau sich derart vom Glück betören ließ! Wenige Jahre zuvor noch, nach dem Tode ihres ersten Mannes, hatte sie in Belgrad in den ärmlichsten Verhältnissen gelebt und sich, da ihr keine dienende Hand zur Verfügung stand, das Wasser von dem Hofbrunnen geholt. Dann war ihr der Plan gekommen, in die Umgebung der Königin Natalie zu gelangen. Brief um Brief schrieb sie an die letztere, ihr zu helfen und sie aus ihrer demütigenden Lage zu befreien. Man riet der Königin dringend ab, diesen Bitten zu willfahren, da aber Frau Natalie stets das tat, was andere nicht wünschten, so nahm sie Frau Draga Maschin als ihre Hofdame mit nach Biarritz. Dort entspann sich die Bekanntschaft mit König Alexander, dessen Mutter nichts gegen diesen Freundschaftsbund hatte, hoffte sie doch durch ihre Hofdame, die sie aus drückendem Elend befreit, auf ihren Sohn einwirken zu können. An eine eheliche Verbindung konnte sie nicht glauben. Königin Natalie hatte sich geirrt, es kam anders, das aber war der Anfang vom Ende!

Und das Ende? Zwei einfache weiße Holzkreuze an der weißgetünchten Wand der unscheinbaren, von einem Friedhofe umgebenen Markuskirche, diese Kreuze aneinandergelehnt, damit sie nicht umfallen, auf dem einen in serbischer Goldschrift: „Alexander Obrenowitsch", auf dem anderen „Draga Obrenowitsch", ein halbverwelkter Kranz aus Feldblumen die einzige Zier. In der Gruft unten ruhen in schlichten Särgen König Alexander und Königin Draga!

Ein schwermütiger Herbsttag war's, als ich in dem kahlen, unfreundlichen Gotteshause weilte. Der Regen pochte gegen die Fenster, und der Septemberwind raschelte traurig in den Zweigen der alten Nuß- und Kastanienbäume vor dem niedrigen Eingang, über dem ein verblichenes Heiligenbild angebracht ist. Von dem Vorplatze des Kirchhofes drang merkwürdiges Gelärm herüber, man schlug Tische und Bänke auf, denn dort sollte eines der verschiedenen Volksfeste gefeiert werden anläßlich der Krönung!

„Schicksal der Menschen, wie gleichst du dem Wind", dem Wind, der über Nacht die drohenden Regenwolken verscheuchte, so daß zum ersten Male nach vielen Wochen, am nächsten Tage die Sonne goldig herniederschien auf Belgrad und auf den pomphaften Krönungszug, der sich feierlich durch seine Straßen bewegte. Möchte der helle Schein von guter Bedeutung sein für Serbiens Zukunft und die seines Königs!

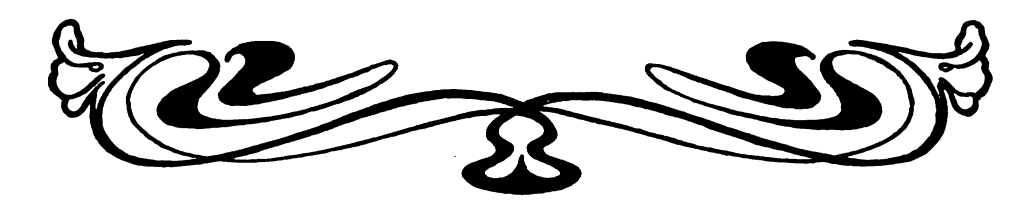
Stimmen der Nächte.

Oft in Nächten, wenn die Stunden wandern,
Eine lautlos haltend folgt der andern,
Halt' ich stumm den Atem an, zu lauschen
Auf ein tiefes, fern verworrnes Rauschen —:

Die ich einst in Licht und Tag gesehen,
All die Wasser hör' ich wieder gehen.
Irgendwo in schmalem Felsenschrunde
Dröhnt der Bergstrom zornig hin am Grunde.
Irgendwo auf flachem Inselsande
Rauscht die Meerflut ruhelos zu Lande —
Irgendwo in breiten Stromes Rollen
Knirscht und klingt das Eis in harten Schollen —

Und ich höre ihre Stimmen gehen,
Dumpfe Stimmen, die wir nie verstehen,
Wie sie mit dem Brausen dunkler Wogen
Schon durch viele Mitternächte zogen, —
Wie sie brausend weiterwandern werden,
Tag und Nacht und überall auf Erden,
Wenn ich selbst, ob landend, ob gestrandet,
Längst im großen Strom verbraust, verbrandet!

Lulu von Strauß und Torney.



Hurra! Hurra! Hurra!

Von

Ida Boy-Ed.

(Abdruck verboten.)

In der stillen Glut des Tropentages flimmerte die Sonne weiß und unklar vom bleichen Himmel. Träge und schwerflüssig wie Öl spülte das Wasser am weißgrauen Leib des Schiffes entlang, farblos, als sei es von der Hitze zu entkräftet, um noch ein starkes Blau aufzubringen. Das von den feuchten Dünsten entgoldete Sonnenlicht streute Stahlsplitter darüber hin, die schmerzhaft blendend ins Auge stachen. Ein Schweigen, schwül und wartend, lag über Meer und Land. Die Luft schien von geheimnisvollen Drohungen erfüllt, die man spürte, wie den heißen Atem eines nahen, noch unbekannten Ungeheuers, auf dessen Erscheinung die erschlafften Nerven halb mit Neugier, halb mit Ergebenheit gefaßt sind.

Vorbei an den Riffen und Inseln der Sundasee hatte sich S. M. kleiner Kreuzer „Reiher“ gewunden und war nun, im Angesicht einer niederländischen Kolonie, vor Anker gegangen. Hinter den Dunstwänden sah man, wie von einem mit zu wenig Farbe getränkten Pinsel hingetuscht, die blassen Formen der hohen Gebirge, die im Innern der Insel wild und groß thronten, von Bord aus anzuschauen wie gigantische Burgen einer Märchenwelt.

Die Natur hatte der Insel einen sichern Hafen geschaffen, und es sah gerade aus, als habe sich das Meer da ein halbrundes Stück aus dem Lande herausgenagt, um ungestört von Cyklonen eine tiefe und ruhige Bucht als Spielplatz zu haben.

Aber trotzdem war der Handel auf seinem eiligen und lauten Gang um die Welt noch nicht hierher gekommen, und man konnte sich auch schwer vorstellen, wie er in dieser Treibhausschwüle und neben dieser unwahrscheinlichen, wuchernden Pflanzenwirrnis sein knarrendes, stöhnendes, rollendes, fauchendes Dasein hätte behaupten sollen. Vielmehr schien es, als müßten hier den erschlafften Händen die Waren entsinken, als könnte hier unmöglich jemand mit frischen Gedanken listig und flink seinen Vorteil wahrnehmen. Die einzige Aufgabe für einen Europäer konnte hier scheinbar nur die sein: mit dem geringsten Aufwand von Körperbewegung die schwere Hitze in stumpfer Geduld zu ertragen.

Es lastete die Luft mit ihrer feuchten Glut, und mit den Atemzügen sog die Brust eine heiße, quälende Unruhe ein.

Am Ufer der Bucht hatte der flachere Küstenstrich Gelegenheit zu einer kleinen Ansiedlung gegeben. Da baute eine Handvoll Europäer Zuckerrohr, Reis und Dattelpalmen und ein Resident sah ihnen zu, nach holländischem Prinzip die Kolonisten mit bureaukratischen Regierungskünsten verschonend, damit sich die Kolonie nach den Gesetzen ihrer eigenen Kräfte langsam entwickle.

Die Ankunft des „Reiher“ hatte in der Kolonie Bewegung hervorgerufen. Männer und Frauen erwachten aus ihrer Lethargie. Ein Ereignis! Und eines, das Gelegenheit zu Vergnügen und Putz gab! Neue Menschen! Wo man einander doch bis zum Überdruß genau kannte. Die Männer kannegießerten auch ein wenig: in der Zeitung, die mit dem Postschiff von Surabaja kam, verbreitete sich ein Artikel über die friedlichen Absichten des „Reiher“, der lediglich einmal in holländischen Kolonien die Flagge des befreundeten Deutschen Reiches habe zeigen sollen; Gerüchte, daß der „Reiher“ an den Küsten der Java- oder Floressee eine Kohlenstation für die deutsche Flotte suche, entbehrten jeglicher Grundlage. Aber gerade infolge dieser Beruhigung, wo niemand beunruhigt gewesen war, sahen sich die Männer bedeutungsvoll an und fragten: „Was wollen sie hier?“ Um einmal irgend

etwas Wichtiges zu haben und sich an der hohen Politik beteiligt zu fühlen, steigerten sie dies Thema ein bißchen. Doch hinderten diese Nebengedanken die Kolonie gar nicht, den Korvettenkapitän Lambertus als Kommandanten des „Reiher“, sowie die Offiziere glänzend aufzunehmen.

Auch die eingeborene Bevölkerung strömte aus den Tälern herbei und hernieder von den meerwärts gewandten Hängen des Gebirgs. Ja, zwei „Fürsten“ des Landes erschienen mit ihrem Gefolge, Malayen mit listigen gelben Gesichtern, in seidenen Gewändern, barfüßig, Finger und Hals mit Ringen und Ketten von schlecht gefaßten, echten und unechten Steinen bedeckt.

Der Resident hatte, als Vertreter der holländischen Regierung, ein offizielles Fest gegeben. Auch die beiden größten Pflanzer prunkten mit großartiger Gastfreundschaft. Der eine davon war sogar ein Deutscher und fühlte sich deshalb persönlich betroffen und gehoben durch die Anwesenheit eines deutschen Kriegsschiffes. Man hatte auch einen Ausflug ins Innere gemacht, und wie von den Dekorationen einer phantastischen Oper sahen sich die Offiziere umgeben von dieser überüppigen Natur und ihrem leidenschaftlichen Wachstum, ihrem grauenhaft raschen Vergehen.

Nun wollte der Kommandant des „Reiher“ zusammen mit der Offiziersmesse ein Abschiedsfest geben, halb als offizielle Erwiderung der vom Residenten erfahrenen Aufnahme, halb auch als privaten Dank für die genossene Gastfreundschaft der Kolonisten.

Unmittelbar darauf sollte Anker aufgegangen werden. Heute kam der Postdampfer, der einmal wöchentlich die Post aus Surabaja nach diesem kleinen, dem Kabelnetz und dem großen Schiffsverkehr noch fernen Platz brachte. Auch S. M. S. „Reiher“ erwartete damit seine Post und Segelorders. Sobald er diese empfangen haben würde, fehlte jeder Grund, die Anwesenheit hier noch weiter auszudehnen.

So herrschte denn trotz der Treibhausluft an Bord emsige Bewegung. Mit Flaggen und Wimpeln, mit Bannern und Wappen schuf man unter dem Sonnensegel das Deck zum Salon um. Der Meßvorstand hatte alle Hände voll zu tun, und der Arzt kümmerte sich sachverständig um die Eismaschine und die Kühlung der Getränke. In ihren weißen Tropenanzügen bewegten sich die Offiziere auf dem strahlend sauberen Schiff. Sie waren fröhlicher und herzlicher miteinander seit ein paar Tagen. Sonst standen sie alle schon ein wenig unter dem Druck des langen, ausschließlichen Beisammenseins. Das erste Jahr, nachdem das Kommando sie an Bord neu zusammengebracht hatte, vertrug man sich glänzend. Jeder hielt sich und seine kleinen Fehler fest in der Hand. Aber allmählich kannte man einander schon zu gut: die liebenswürdigen Züge überraschten und erfreuten nicht mehr; wo ein bißchen Geduld vonnöten war, brachte man die zuerst lächelnd gewährte oft nur noch mühsam auf.

Die Aufregungen des Dienstes, die in dem noch nicht vertrauten Fahrwasser wuchsen, diese stete Kriegswachsamkeit und -arbeit, in dem sich ein fahrendes Schiff immer befand, dazu das Klima, das die Nerven schlaff und zitternd machte und dem und jenem schon Gesundheitsstörungen verursachte — dies alles hatte manches leise verändert.

Die Kameradschaftlichkeit, die zuerst herzliches Bedürfnis gewesen, war nun schon manchmal der Zwang, dem man sich überzeugt und voll Selbstbeherrschung unterwarf. Eine grundlose Gereiztheit hatte zuweilen in der Luft geschwebt, und gerade nahe Freunde, weil eben sie unter sich nicht so auf der Hut waren, kamen manchmal unverhofft in Streit. Auch der Kommandant sah oft abgespannt aus, und auch ihm merkte man Nervosität an.

So hatte der Aufenthalt in der Kolonie sie denn in der erwünschtesten Weise aus ihrer überdrüssigen Stimmung gerissen, und nach Seemannsart vergaßen sie alles Ungemach flink und ganz.

Diese fremde Welt mit ihrem Raubtierdunst und ihrem Sklavengeist, ihren drohenden Schönheiten und ihren schwülen Geheimnissen gab ihnen alle Erregungen des Entdeckers und die Gehobenheit des seltenen Genusses. Sie waren das erste Kriegsschiff, das hier die deutsche Flagge zeigte, sie sahen Ufer, die noch keines Kameraden Augen geschaut hatte. —

Es war gegen vier Uhr, als der erste Offizier, Kapitänleutnant v. Brunau, sich

überzeugte, daß alles fertig und in Anbetracht der vorhandenen Dekorationsmittel wirklich sehr hübsch sei. Zwar etwas bunt. Aber das gerade gefiel vielleicht. Er meldete es dem Kommandanten.

Lambertus nickte nur zur Meldung und fragte gleich, ob der Postdampfer aus Surabaja schon eingelaufen sei.

Sie warteten ja alle mit förmlich kindlicher Ungeduld auf die Post. Die Heimat, die sie doch fast alle so leichten Herzens verlassen hatten, kam mit der Post gewissermaßen zu ihnen, lief ihnen nach, sagte ihnen treue und zärtliche Dinge, schickte einen Haufen Neuigkeiten und lachte sie ein bißchen gerührt an wie um ihnen zu sagen: Die Erde ist ja schließlich doch nur rund, und alle Wege, die über Länder und Meere gehen, führen auch zu mir zurück. —

Der Kommandant ging mit Brunau umher und sah sich die Veranstaltungen an. Der kleine, bärtige Brunau mußte immer ein wenig zu dem schlanken Lambertus emporsehen. Die Offiziere hatten sich bei diesem Aufenthalt wie auch schon bei vorher gehenden Gelegenheiten der Erscheinung ihres Kommandanten gefreut und seiner Art zu repräsentieren. Denn sie wußten es ja: die lächerliche Geschichte von dem reisenden Engländer, der sich in Calais nach seiner ersten Begegnung mit einem rothaarigen, stotternden Kofferträger gleich notierte: „Die Franzosen sind rothaarig und stottern" — diese Geschichte war von einer unveränderlichen, umfassenden Gültigkeit.

Nach dem Wesen und Auftreten des Kommandanten, mehr noch als nach ihrer aller Auftreten, wurde Deutschland summarisch beurteilt.

Lambertus besaß den Takt und die selbstbewußte Sicherheit, die seine Stellung forderte, und verstand gerade in seine Liebenswürdigkeit hinein eine Note von Zurückhaltung klingen zu lassen; dadurch nahm er ihr die Wohlfeilheit, und wenn er sie einmal ohne diesen Nebenklang ausspielte, wurde sie ein Instrument, mit dem er alle Welt bezauberte. Sein blaues, kluges Auge konnte dann leuchten, als käme dies Licht aus einer heitern Seele. Über sein bartloses, ernstes Gesicht ging dann ein Lächeln, mit dem er Männer und Frauen gewann.

Und dennoch war er, wie so viele Kameraden, ein einsamer Mann. Wohl war ihm mehr als eine Frau über den Weg gekommen, der er hätte sagen mögen: laß mich Dir näher in die Augen, in das Herz sehn, vielleicht könnten wir wagen zusammen weiter zu gehn. Aber dazu hatte sein Beruf ihm keine Zeit gelassen. Und auf eine flüchtige Verliebtheit hin zu heiraten, fehlte ihm der Wagemut. Manchmal wandelte ihn wohl die allgemeine Melancholie des Seemannes an, und auch er konnte sich in grauen Stunden in unzufriedenen Betrachtungen ergehen.

Aber er hatte es dennoch besser als viele Kameraden seines Alters: er besaß noch seine Mutter, und seinetwegen hatte sie, deren einziger Sohn er war, ihren Wohnsitz nach Wilhelmshafen verlegt, um es ihm, wenn er einmal an Land kommandiert war, so gemütlich wie möglich zu machen.

Er empfand diesen Besitz auch mit fast leidenschaftlicher Dankbarkeit.

Sie, die seit Jahren mit allen übrigen Interessen abgeschlossen hatte, lebte ganz in den seinen, und er war gewohnt mündlich oder brieflich alles zu ihr zu tragen: seinen Ärger und seinen Ehrgeiz, seine Hoffnungen und seine Melancholie. Und er wußte es wohl: obgleich es aussah, als stehe die kleine, weichmütige, alternde Frau, aus aller Schwere des Lebens gerettet und beruhigt unter dem Schutz des reifen Sohnes, so lenkte sie dennoch mit vorsichtigem Wort, mit bittendem Blick, mit ermunterndem Lächeln seine Stimmungen und führte sie aus den finstersten Sumpfwäldern in das helle Tageslicht goldener Ährenfelder.

Und er wußte auch, sie litt, wenn er, der ihr ganzer Daseinszweck war, sich im Ausland befand. Die Furcht ihn niemals wieder zu sehen, vergiftete ihr dann jede Stunde. Nicht ihr Alter, denn sie war erst gerade sechzig, wohl aber ihre zarte Beschaffenheit brachte es mit sich, daß sie sich voll heißer Kümmernis ausmalte, wie sie krank werden und sterben könne ohne ihrem Heini noch ein Abschiedswort sagen zu dürfen. Er suchte ihr das mit dem bekannten Wort wegzuscherzen: die zartesten Naturen sind zugleich auch die zähesten. Im Grunde glaubte er das auch selbst ganz fest, denn er hatte seine Mutter so oft, wenn es darauf ankam, von der wunderbarsten Leistungsfähigkeit gesehen, weit über das bei ihr zu vermutende Maß von Kräften

hinaus. Und es war ihm auch eine seelische Wohltat, an solche Proben ihrer zähen Natur denken zu dürfen. Denn wie hätte er sich sein Leben vorstellen sollen, unbeglänzt von der eindringlichen Wärme ihrer Liebe.

Er schrieb ihr mit jeder Post, die ging, und mit jeder Post, die kam, erschien einer ihrer rührenden, langen Berichte aus ihrer fast ein wenig altjungferlich gefärbten Lebensenge heraus, in die sie sogleich versank, wenn des Sohnes Kommen und Gehen nicht mehr den frischen Wind des Dienstes und der Welthändel zur Tür herein ließ.

Und so, weil auch ihm immer durch die Post die Heimat zärtlich die Hände entgegenstreckte, verstand er gut die Spannung, mit welcher alle an Bord warteten.

Wie er nun mit Brunau seinen begutachtenden Rundgang um das festlich ausgeschmückte Deck machte, kam der Unterleutnant Meyenberg eifrig und meldete die Pinaß in Sicht. Lambertus sprach über die Dekoration das von ihm erwartete Lob aus und zog sich dann wieder in seine Räume zurück, dem Schauplatz der einsamen Hoheit, zu welcher ein Kommandant verurteilt ist, die er sich aber dadurch erträglicher machte, daß er fast täglich einen der Offiziere an seinen Tisch lud.

Die andern beeilten sich ganz überflüssigerweise an Backbordfallreep zu kommen, als könnten sie mit ihrer erwartenden Freude die Pinaß rascher heranqucken.

Ja, da schoß sie herbei. Aus ihrem rostfarbenen kleinen Schornstein stieg das dünne Rauchfähnchen auf. Der winzige, grauweiße Bootskörper, mit seinem Einbau von hellen Leinwandplanken, die die Maschine umschlossen, bewegte kaum merklich das ölig träge Wasser. Wie ein flinkes, hellfarbiges Tierchen auf weißflimmernder Blechplatte lief es heran, vor der mystischen Dekoration von blassen Bergriesen hinter Dunstschleiern und den fast blau scheinenden Palmen am Ufer, die wie aufgerichtete Staubwedel aussahen.

Als die Brieforbonnanz mit dem Postbeutel ausstieg, machte die Pinaß sofort im aufstrudelnden Wasser kehrt, um eiligst wieder davon zu rennen. Die Gigs, die sie vorhin leer zum Ufer gezogen, mußten nun, von den Gästen besetzt, in Schlepptau herangeholt werden. Denn die Eingeladenen fingen schon an, sich auf der Landungsbrücke zu versammeln. Der Resident dachte in eigenem Motorboot zu kommen.

Meyenberg, der Adjutant war und dem es Spaß machte die Post zu verteilen, suchte heut mit überhastigen Händen jedem das Seine heraus und stürzte mit den Sachen des Kommandanten in dessen Kabine. Nicht wie sonst nahm er sich Zeit, alles fein säuberlich nach dem Format zu ordnen: die größten Drucksachen zu unterst, die Depeschen oben auf. Jetzt hatte man Eile. Denn jedermann und vor allen der Kommandant wollte doch noch vor Eintreffen der Gäste seine Post durchfliegen.

„Danke," sagte Lambertus und ließ sich vor seinem Schreibtisch nieder; „und bitte: sobald das Boot des Residenten sich nähert die Meldung."

Er liebte eine gewisse pedantische Gemütlichkeit bei der Lektüre seiner Post. Mit Behagen mochte er die Nachrichten dienstlicher und privater Natur aufnehmen und sich alles gleich gründlich durch den Kopf gehen lassen. Heute indessen konnte es sich nur um eine rasche Umschau unter den Eingängen handeln, denn die Gäste waren schon unterwegs. Und wenn als der letzte und vornehmste unter ihnen, der Resident, sich näherte, hatte der Kommandant ihn am Fallreep zu empfangen und in ihm das befreundete Holland zu ehren.

Er erbrach die Depesche, die auf dem rasch zusammen gestapelten Haufen von Briefen und Kreuzbändern lag. Der erwartete Befehl von der Station: S. M. S. „Reiher" sollte durch die Manghastraße gehen, einen Hafen auf Celebes anlaufen, die Philippinen besuchen und in Manila weitere Orders erwarten.

Das nächste Stück? Ja, das war die liebe Handschrift. Ein bißchen dünnstrichig wie bei ängstlichen Naturen. Sehr gerade und sorgsam die Adresse geschrieben, wie Leute tun, die sich förmlich mit Genuß dieser Arbeit hingeben. Er schnitt den Briefumschlag von feinstem, aber dennoch undurchsichtigem Papier auf. Seine Mutter benutzte stets eine Sorte, die sie „Postverdruß" nannte. Er nahm mit Sorgfalt die vielen engbeschriebenen Seiten heraus, obschon er wußte, daß er jetzt unmöglich darin lesen konnte.

Er lächelte sie zärtlich und nachsichtig an, denn er wußte ja im voraus, auf all

diesen vielen, mit leiblosen Buchstaben eng beschriebenen Seiten würde sich die Mutter über den rührenden Kleinkram ihres niedlichen, zierlichen Altfrauenlebens verbreiten. Der Brief sprach ja schon durch sein bloßes Dasein zu seinem Herzen. Auf den Inhalt kam es in diesem Augenblick fast nicht an. Und dankbar und freudig schloß er dies Unterpfand ihres Lebens und Wohlergehens in seine Schreibtischschublade.

Weiter. Dienstliches und nochmals Dienstliches. Dann ein Kreuzband, das die letzte Nummer der Marine-Rundschau umschloß. Aber da stak ja noch etwas darin? Er zog es heraus, denn er sah schon, daß es eine Depesche war.

Er öffnete sie. Aus Wilhelmshafen? Unterzeichnet Vandsburg? Schon sechs Tage alt? Natürlich. Denn die Adresse für den „Reiher" war Surabaja gewesen.

Ja was in aller Welt hatte denn sein Freund und Crewkamerad Vandsburg ihm so Unverständliches zu depeschieren? Wahrscheinlich war die Depesche verstümmelt. Wie ärgerlich. Was da stand, konnte kein Mensch verstehen. Oder ein Schlüsselwort? Natürlich ein Schlüsselwort! Und zugleich fiel es ihm auch schon ein: sie hatten sich verabredet, sich bei besonderen privaten Anlässen Bödikers vor kurzer Zeit erschienenen Telegraphenschlüssels zu bedienen.

Er las noch einmal das kauderwelsche Wort laut vor sich hin:

Maatasumy. Vandsburg.

Vermutlich hatte sich Vandsburg verlobt. Das freilich konnte dann nicht eilig genug über den Äquator hinweg auf die andere Hälfte der Erdkugel gemeldet werden.

Nun, wenn die Gäste fort sein würden, wollte er sich daran machen, die Schlüsselschrift aufzulösen.

Er legte die Depesche beiseite, nur zögernd, denn die natürliche Neugier, die Rätsel nicht erträgt, regte sich in ihm.

Er bückte sich und sah in einem Schubfach rechts unten im Schreibtisch nach. Richtig, da lag das graublaue Büchlein. Und die weißen Buchstaben des Titels auf dem Umschlag sahen ihn so verlockend an ...

Plötzlich schrak er zusammen. Oben hatte die kleine Bordkapelle, die er selbst aus einer Handvoll begabter Leute hatte bilden lassen, mit einem Marsch eingesetzt: natürlich weil die Gäste in Sicht kamen.

Wie nervös man doch in dieser brütenden Treibhausschwüle wurde.

Aber dieser lächerliche Schreck über das jäh einsetzende Trompetengeschmetter hatte so seltsam auf sein Gemüt gewirkt.

Wie, wenn doch etwas anderes als Vandsburgs Verlobung darin stände ...

Aber wie töricht, solche furchtsame Gedanken zu haben. Da im Schubfach lag doch der Beweis, daß es seiner Mutter gut gehe — der lange, lange Brief erzählte es ja. Sie konnte ja gar nicht so viele Seiten beschreiben, wenn sie krank war ...

Er nahm das graublaue Büchlein und blätterte ein wenig darin.

Sein Auge flog über all die Sätze, die jedes nur irgendwie denkbare Vorkommnis im familiären, dienstlichen und geschäftlichen Leben knapp zusammenfaßten. Er sah all diese seltsamen kleinen Gruppen von Konsonanten und Vokalen oder Zahlen, die ein System bildeten, mit dem man die ohnehin kargen Mitteilungen zu einem einzigen Wort zusammenpressen konnte — dem Wort einer phantastischen, stammelnden Sprache, der Menge fremd und doch voll packender Beredsamkeit für die, die über das Meer hinüber von einem Ruf aus der Heimat erreicht werden sollen.

Und mit einemmal dachte der Mann: ‚Mein Gott, der Brief ist ja acht oder zehn Wochen alt ...‘

Eisige Angst kroch ihm durch alle Adern.

Draußen auf dem Deck wurde es laut. Und immer noch schmetterten die Trompeten die primitiv instrumentierte, stumpfsinnige Melodie des Marsches hinaus in die träge, schwere Luft, die selbst auf dem Wasser noch durchdunstet schien von den faulen, süßlichen Gerüchen tropischer Pflanzen.

‚Nein‘ dachte er, ‚jetzt nicht nachsehen — jetzt nicht ...‘ Und tat es doch mit unsicheren, eisigen Fingern, während das Blut ihm in rasendem Lauf durch die Adern brauste.

Die Finger vergriffen sich in den Seiten — die Augen sahen nicht klar — der Verstand sträubte sich zu begreifen, was da langsam aus den Ziffern und Worten deutlich zu werden begann.

Und dann saß er betäubt ..

Dieses phantastische Wort, das keiner Sprache angehörte, schrie es ihm dennoch ins Gesicht, grausam, jedes Mißverständnis

ausschließend: „Deine Mutter ist infolge eines Herzschlages gestorben."

Er fuhr auf — seine Unfähigkeit zu glauben wallte als sinnloser Trotz auf: es sollte nicht wahr sein, es konnte nicht wahr sein — er hatte sich geirrt . . . in der Eile . . . in dieser ganz törichten, unbegründeten Angst . . .

Noch einmal blätterte er mit zitternden Fingern in dem Büchlein, das Tod und Leben barg. Und zum zweiten Male sprach es zu ihm: Deine Mutter ist tot.

Er legte die Hand gegen die Stirn . . . er versuchte klar zu denken . . . aus dem Tumult des Schreckens seine Seele hinauszuretten zu gefaßtem Begreifen . . .

Da klopfte es kurz und scharf — das dienstliche Klopfen des Adjutanten. Und Meyenberg meldet von der Schwelle aus:

„Herr Kommandant, das Boot des Residenten wird sofort an Backbordfallreep anlegen."

Und undienstlich, von der Aufregung des Kameraden mit angesteckt, freudestrahlend, sagte er dann:

„Herr Kommandant, Brunau hat ein Telegramm — seine Frau hat 'n Jungen — es geht Mutter und Kind gut und Brunau ist halb verrückt vor Freude."

Der Korvettenkapitän erhob sich.

‚Mein Gott, was hat denn der Kommandant,' dachte Meyenberg ganz verdutzt.

Denn der stand sekundenlang wie abwesend und sah aus tiefeingesunkenen Augen starr ins Gegenstandslose . . . Dann machte er eine Bewegung — es war, als schaudre ihn.

„Herr Kommandant . . .," sagte Meyenberg erschreckt.

„Ja," sprach der, „ich komme — ich komme schon . . ."

Er schritt hinaus . . . ein, zwei Schritte tappend. Dann fest und immer fester . . .

Meyenberg ging hinter ihm und sah, wie die Gestalt des Mannes die gewohnte stolze Sicherheit annahm . . .

‚Was hat er bloß?' dachte Meyenberg. ‚Was mag er für schlechte Nachrichten bekommen haben?'

Und durch die kleine Schar der Gäste schritt Lambertus, sich nach rechts, nach links verbeugend.

Sie bildeten ihm eine Gasse. Neben den Männern, deren blonde, holländische oder deutsche Erscheinungen so merkwürdig vom Klima ins Tropische umgefärbt waren, standen die wenigen Frauen der Kolonie. Sie waren aus Indien oder Mischblut von den Philippinen, und ihre schwarzen Augen schienen voll Liebesbitten. Die üppige Schmiegsamkeit ihrer Körper zeigte sich deutlich in den leichten, weichen, weißen Seidenstoffen, die sie trugen.

Gerade betrat der Resident die unterste Stufe des Fallreep, als der Kommandant oben erschien. Die dem Rang des holländischen Geschäftsträgers zustehenden vier Fallreepsgäste erwiesen die Honneurs.

Im Hintergrund auf Deck spielte die Musik die niederländische Hymne.

Und militärisch grüßend, ein verbindliches Lächeln auf den Lippen, stand Lambertus . . .

Mynheer van Cornboom und er schüttelten sich dann die Hand und mischten sich, fast immer nebeneinander bleibend, unter die Gesellschaft.

Die Frauen kokettierten in aller Unbefangenheit unter den Augen ihrer Männer mit den Offizieren. Alle Welt zeigte Interesse für Brunau, der sich strahlend ein bißchen als Held des Tages benahm und tapfer hinunterschluckte, was an Rührung und herzzerreißender Sehnsucht immer wieder in ihm aufquoll.

Auch Lambertus drückte ihm die Hand.

„Ein Sohn . . . Ihre liebe Frau ist nun Mutter eines Sohnes . . . Mutter und Sohn — Mutter und Sohn . . ." er brach ab, ohne den unzusammenhängenden Satz zu vollenden.

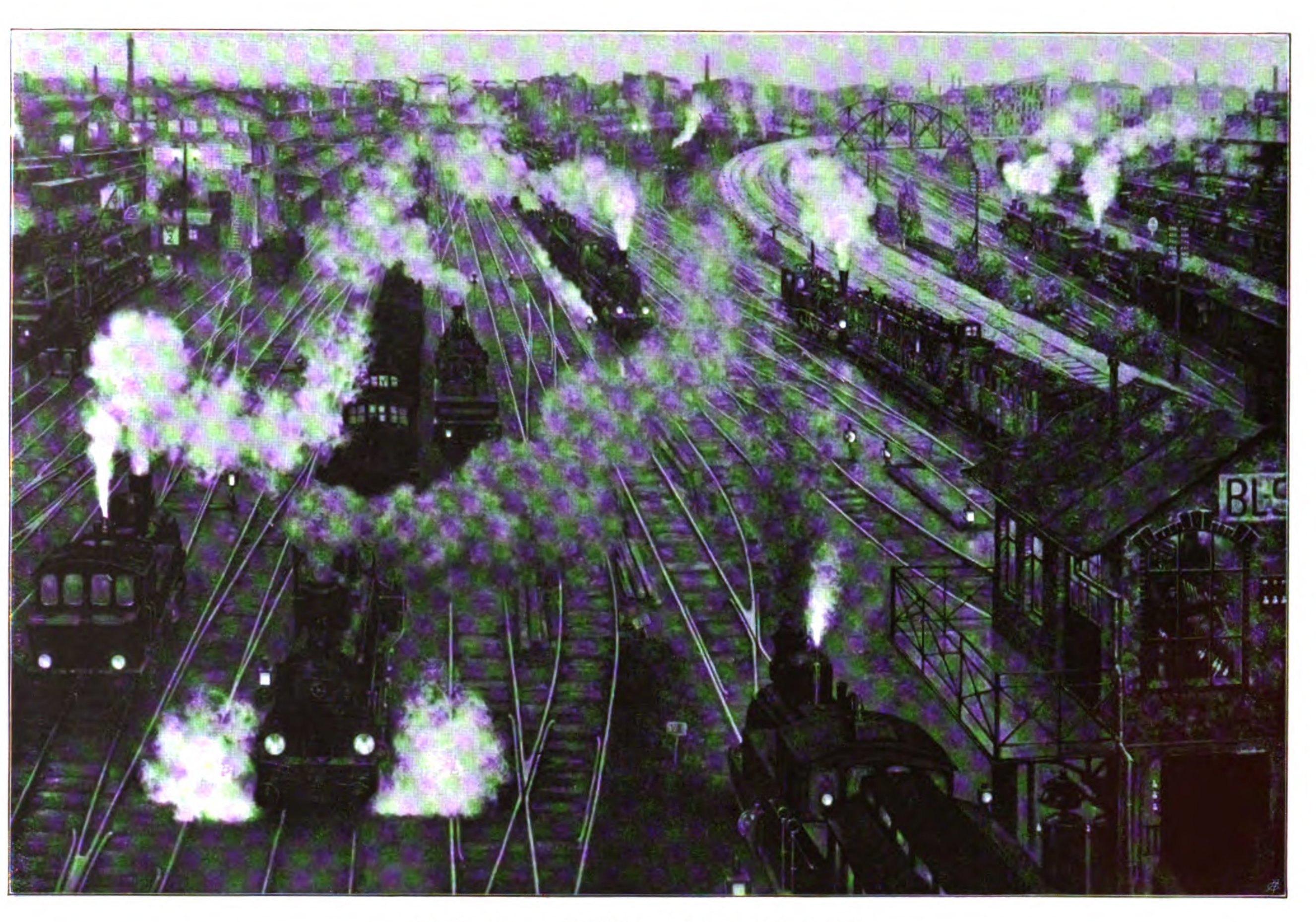
Brunau hatte kein Ohr für den sonderbaren Klang in seines Kommandanten Stimme. Er war eben ganz mit sich beschäftigt und eigentlich taumelte die Welt um ihn herum, und er hatte all seine Mannheit nötig, fest dazwischen zu stehen.

„Guck mal bloß, was hat der Kommandant?" bemerkte im Vorbeigehen Meyenburg zu seinem Kameraden Junghans.

„Wie so? Was soll er wohl haben?" antwortete Junghans. Er sah dem Kommandanten nichts Besonderes an. Ein bißchen hager und gelb war er eben geworden. Das Klima war nicht jedermanns Sache.

Hinter einem Tischchen, auf dem die Sektflasche im Eiskühler stand, saßen der Resident und der Kommandant.

Mynheer van Cornboom plauderte über



Der Bahnhof. Gemälde von Hans Baluschek-Berlin

die holländische Methode zu kolonisieren, und Lambertus gab verbindlich zu, daß sie erprobter sei als die deutsche. Man erwog die Produktion dieser Ansiedlung und verglich die Resultate ziffernmäßig mit denen der übrigen Kolonien auf den großen und kleinen Sundainseln. Der Resident hatte in seinem Gedächtnis einen Zahlenvorrat, wie in einem volkswirtschaftlichen Nachschlagebuch. Und mit völliger Sammlung folgte der Kommandant und spann das Gespräch weiter durch Fragen voll Interesse...

Und dabei war ihm, als säße er in Wahrheit gar nicht hier ... um ihn war das graugelb tapezierte Zimmer seiner Mutter, mit dem alten, großen Mahagonibett und der schon an zwei Stellen ausgestückten grünseidenen Decke ... so deutlich sah er gerade diese farbenkräftigen Flicken ... er hatte über sie gescholten ... Mutter hatte das doch nicht nötig ... sie sollte nicht so herumsparen, sondern sich's nobel und üppig gönnen ... ihr großer Junge brauchte kein Geld und wollte kein Geld ...

Und jetzt lag sie steil und leichenfarbig, kalt wie Stein unter dieser Decke ... Er konnte nicht neben ihr knieen, nicht noch einmal diese treuen, mageren, lieben Mutterhände küssen — nie mehr — nie ...

„Gewiß," antwortete er, „es war eine der klügsten und weitsichtigsten Maßnahmen in Kiautschou aufzuforsten. Die Kolonie wird dadurch in landschaftlicher, volkswirtschaftlicher und gesundheitlicher Beziehung enorm gewinnen. Überhaupt hat die Kolonie sicher eine große Zukunft, denn ..."

Die Frau des deutschen Pflanzers unterbrach das Gespräch. Sie gab sich noch ein bißchen intimer und koketter als die anderen Damen, weil sie sich etwas auf das Deutschtum ihres Mannes zu gute tat und die Offiziere gewissermaßen als seine Vettern ansah. Sie wollte mit dem Kommandanten anstoßen, wie die Deutschen es machten und lachend radebrechte sie: „Auf Gemahlin."

„Ich habe leider keine."

„Auf Vater, Mutter, Geschwister!" rief sie, und aus ihren schwarzen Augen sprühten ihn Flammen an, die ihn in Brand setzen sollten. Jede Bewegung der Frau war schmachtendes Locken.

„Ich stehe allein," sagte er langsam. ‚Ganz allein,' setzte seine Seele hinzu, ‚ganz allein ... nicht Mutter? Wen hatte ich denn als Dich? Warum bist Du schon gegangen, Mutter? Weißt Du nicht, daß ich vor Dir immer Dein alter Junge blieb, der Deine Liebe nicht entbehren kann ...'

Die Frau in ihrem weichen, weißen Kleid saß nun mit an dem Tischchen, und in einem Gemisch von englisch, spanisch und holländisch tat sie die törichtsten Fragen, ihre Begier zu gefallen in einer halb naiven, halb brutalen Art verratend. Und in ihrer rauhen Altstimme war ein so heißes Beben, sie hatte im Lachen so seltsam gebrochene Töne ...

Er antwortete auf alle törichten Fragen und sah lächelnd in die feuchten, dunklen Augen und tat so galant, wie es seine Pflicht war ...

Ja, ganz allein lag sein liebes Mutterchen — nicht einmal Blumen konnte er ihr auf die Decke streuen — er wußte, daß er sie genau auf die farbenkräftigen Flicken im verblaßten Seidenstoff gelegt hätte ...

Ob sie wohl einsam gestorben war? Ganz plötzlich überrascht vom Tod im Schlaf? Oder hatte sie noch in furchtbarem Entsetzen die Augen aufgerissen und nach ihrem Heini geschrieen — — Einsam, hilflos in der Nacht und Todesnot? Oh, wenn er doch wüßte ...

„Sind die deutschen Frauen schöner als wir?" fragte die Altstimme neben ihm.

Die Musik spielte den Fledermauswalzer.

Eine der Damen wollte wissen, wie man ihn tanze.

Meyenberg machte ein paar Bewegungen, die ungefähr einen Walzer vorstellten.

Die Stewardmaate gingen umher und boten Eis an.

Die Schwüle der Luft war durchsättigt von der Ausdünstung des Meeres, von den überstarken Parfüms der Frauen ...

Kamen nicht von der Insel herüber das kosende Gurren farbenglühender Vögel und der Verwesungsgeruch bleicher Tuberosen? ... Nein, die Frau mit der zärtlich-rauhen Altstimme lachte nur, und an ihrer Brust lagen die matten, bleichen Blumen. Die Brillantnadel, die sie hielt, funkelte dazwischen in kaltem Glanz ...

Oder war sein armes Mutterchen Wochen krank gewesen ...

Tot war sie nun. Tot und stumm. Und doch wollte sie ihm heute abend, wenn diese Menschen fort sein würden und er

ihrem letzten lieben Brief allein sein konnte, noch viel erzählen — mit ihrer eifrigen, etwas klanglosen Stimme, all die rührenden Nichtigkeiten ihres Altfrauenlebens . . .

Oder war dies nicht der letzte Brief — waren noch andere unterwegs — die ihn nach und nach erreichten . . . wie Gespenster . . . von Jenseits herkommend . . . aus einem Grab heraus . . . Briefe einer, die selbst schon schwieg und ewig schweigen mußte . . . ewig . . . Ihn schauderte, und eine heiße Angst vor diesen Briefen wallte in ihm auf . . . wie ein Schwert mußten sie sich in sein Herz bohren . . .

Und wenn er heimkam . . . hatte sein Mutterchen nicht schon die Tage gezählt? . . . dann war sie nicht mehr da . . .

Der im Festprogramm vorgesehene Augenblick, die Rede zu halten, war gekommen. Meyenberg hatte einen Kühler mit frischem Eis vor den Kommandanten hinsetzen lassen. Die Flasche erhob protzig ihren Goldhals aus den Eisstücken. Die Gläser beschlugen von dem kalten Wein. Weiß kreisten in ihnen die Schaumperlen empor.

Der Kommandant erhob sich. Fast zugleich mit ihm, in der Haltung des achtungsvoll Zuhörenden, der Resident und alle Anwesenden.

Man war auf deutschem Boden und Lambertus sprach deutsch, wie er an Land auf dem Fest des Residenten holländisch gesprochen hatte. Die wenigsten verstanden, was er sagte. Aber der Sinn seiner Rede war ja auch leicht zu erraten.

Eine plötzliche Stille hatte sich über das ganze Schiff verbreitet. Und in sie hinein klang die Stimme des Mannes.

Herbe und kraftvoll war ihr Klang, und dennoch vibrierte in ihr ein geheimes Klingen . . . wie von höchster Erregung . . . sie schnitt durch die schwere, von unerträglichen Dünsten durchglühte Luft . . . wie ein Weckruf war sie, der alle Herzen wach rüttelte . . . eine schmerzliche Gewalt war in ihr . . . Und die Hörer, die die Rede nicht verstanden, fühlten sich durch diesen Klang fortgerissen. Und die Hörer, welche die Worte verstanden, achteten ihrer nicht und lauschten nur dem ehernen Ton dieser Stimme. Ihre Seelen wurden wie berauscht, und die Heimat sprach zu ihnen, und sie sahen ihre Lieben, ihr Land, ihren Kaiser . . .

„Herr Resident, meine Damen und Herren, es sei mir und meinen Offizieren gestattet, bevor mir scheiden, noch einmal den Dank für die liebenswürdige Aufnahme auszusprechen, die wir, bis zum letzten Mann der Besatzung hinab, in dieser schönen, aufblühenden Kolonie erfuhren. Holland und Deutschland sind durch Stammesverwandtschaft und Bande der Freundschaft auf das engste verbunden. So durften wir, als deutsches Schiff, auf eine gastfreundliche Aufnahme hoffen. Wir haben aber mehr gefunden. Wir Ruhelosen durften ein paar Tage lang wähnen, daheim zu sein, so liebevoll streckten sich uns hier Hände entgegen, öffneten sich uns die Häuser. Ich bin gewiß, Herr Resident, daß Se. Majestät der Kaiser sich über diese Aufnahme, die sein Schiff hier erfuhr, freuen wird. Ihrem Entgegenkommen, Ihrer Güte verdanken wir in erster Linie, daß diese Tage hier so reich an unvergeßlichem Inhalt wurden. Wir begegneten uns, Holländer und Deutsche, in einem Gefühl herzlichsten Verständnisses füreinander. Und ich glaube, daß wir das, was wir in diesen Tagen empfanden, nicht völliger, nicht besser zum Ausdruck bringen können, als wenn wir der beiden erhabenen Persönlichkeiten gedenken, die Hollands und Deutschlands Thron zieren . . .“

Er hielt inne . . . es war nur die Dauer von ein paar Herzschlägen lang . . . über sein Gesicht ging ein Zug qualvoller Spannung . . . blitzschnell . . . als horche er hinaus — weit hinaus . . .

Klang da nicht eine matte, liebe Stimme?

‚Nun siehst Du mich nicht wieder — nie mehr — nie . . .‘

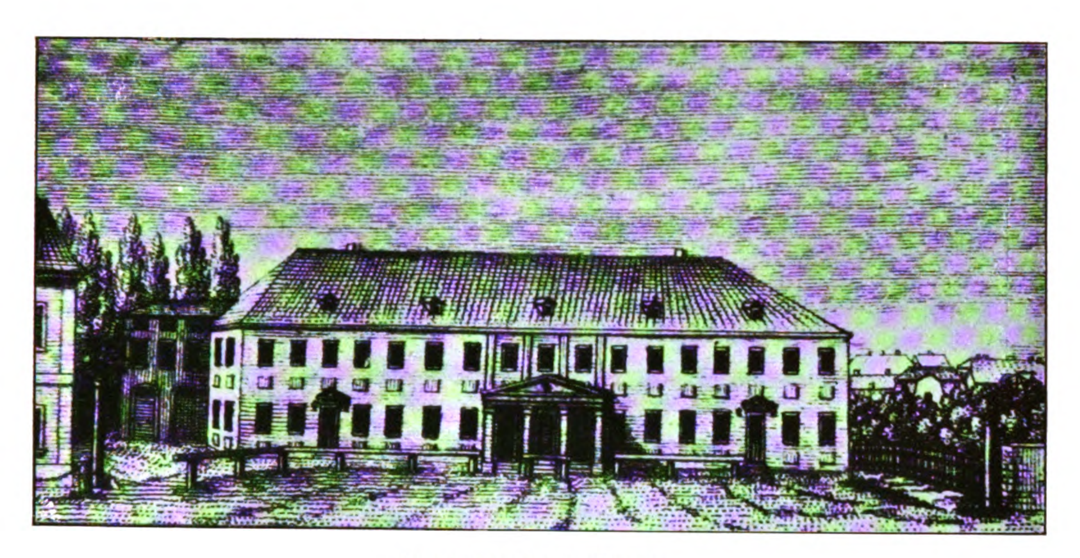
Verhallte die Stimme in der Unendlichkeit des Meeres? Oder kamen die heißen Tropendünste und legten ihr die fiebrigen Hände auf den Mund? Und nun wagte sie nicht, sich noch einmal zu erheben?

Er horchte verzweifelt . . . Stumm war die Ferne — stumm wie der Tod . . .

Der Mann richtete sich stolzer auf.

Er sprach zu Ende. Fortreißender noch klang seine Stimme als zuvor und noch eherner waren ihre Laute.

„Ihre Majestät die Königin Wilhelmina und Seine Majestät Kaiser Wilhelm — Hurra — Hurra — Hurra!“



Das Hoftheater in Weimar.
Nach einem Stich aus dem Jahre 1800.

Goethe und das Weimarer Hoftheater.

Von
J. Höffner.

Mit zwei Beilagen und zwanzig Abbildungen.

Früh schon versuchte die Schauspielkunst in Weimar heimisch zu werden. Es ist, als ob auch sie gleich ihren Schwestern ihre Stätten habe, die sie von alters her liebt, die sie nie ganz vergißt, und zu denen sie im Laufe der Zeiten immer wieder zurückkehrt, bis die goldenen Tage des Ruhmes über ihnen aufgegangen sind.

Die ersten dramatischen Darstellungen, Komödien von Weimarer Schülern und jenaischen Studenten aufgeführt, fallen in die Mitte des XVI. Jahrhunderts. Die politischen Verhältnisse ließen es damals zu keiner gedeihlichen Entwicklung kommen, und erst hundert Jahre später, unter Herzog Wilhelm IV., lebte mit den Dichtungen Georg Neumarks, des herzoglichen Bibliothekars und Mitglieds der fruchtbringenden Gesellschaft, und des Hofkapellmeisters Adam Drese die dramatische Kunst an jenem thüringischen Fürstenhofe wieder auf, um ihrer späteren Meister zu warten. In wechselvollen Bildern sehen wir sie die Phasen der Entwicklung durchlaufen.

Um die Wende des XVII. Jahrhunderts treten zunächst die alten Schulkomödien von neuem in den Vordergrund. Unter der Leitung eines Rektors Großgebauer werden in bunter Reihe ernste und heitere Stücke, Singspiele und selbst sogenannte Opern zur Darstellung gebracht, und 1696 halten die jugendlichen Dilettanten ihren Einzug in das von Herzog Ernst August erbaute, in der Wilhelmsburg gelegene Theater. Wandernde Schauspieler werden zwar auch hin und wieder zugelassen wie z. B. der Prinzipal Lorenz, der auf einem alten Hamburger Theaterzettel von 1738 seine Truppe als „Hochfürstliche weimarische Hofkomödianten" bezeichnet.

Mit Ernst Augusts Tode (1748) tritt in den theatralischen Vorstellungen eine achtjährige Unterbrechung ein. Der weimarische Hofstaat ist verwaist. Der unmündige Herzog Ernst August Konstantin wird unter strenger Vormundschaft am Hof zu Gotha erzogen. Großjährig geworden, hält er 1756 an der Seite der kunstsinnigen Anna Amalia von Braunschweig, einer Nichte Friedrichs des Großen, seinen Einzug in Weimar und gründet noch in demselben Jahr ein Hoftheater, das dritte in Deutschland, indem



Christiane Henriette Koch.
Stich von Lips nach Graff.

er Carl Theophilus Döbbelin mit seiner Truppe beruft und „gegen ein jährliches Quantum von 6800 Reichstalern oder monatlich 566 Reichstalern 16 Groschen," wovon alle Kosten außer Beleuchtung zu bestreiten sind, unter der Oberaufsicht des Kammerjunkers von Dürckheim, als Theaterdirektor anstellt. Nach kurzer Zeit schon kommt Döbbelin mit dem Herzog in Differenzen und wird nach kaum sechsmonatlicher Tätigkeit entlassen. Der Hof übernimmt jetzt das Theater auf eigene Rechnung, und der Kammerherr von Dürckheim macht sich anheischig, hinter „dem vormals getroffenen Akkord des dimittierten Entrepreneur Döbbelin" um 1192 Reichstaler zurückzubleiben. Aber das junge Hoftheater hat keinen langen Bestand. Dürckheims Berechnungen erweisen sich als falsch; die Theaterkasse macht Schulden, und die Gagen werden auf ein Drittel reduziert. Als der Herzog nach kurzer Regierungszeit stirbt (1758), und Anna Amalia, noch nicht zwanzigjährig, mit dem einjährigen Prinzen Carl August und guter Hoffnung mit dem zweiten Kinde, zurückbleibt, ernsten Regierungssorgen entgegengehend, wird die aus 7 Schauspielern, 5 Schauspielerinnen, 2 Solotänzern und Intermezzosängern und 2 Solotänzerinnen und Intermezzosängerinnen bestehende Truppe entlassen.

Wiederum ist Weimar, und dies Mal auf zehn Jahre, theaterlos. Indessen muß die Hofkapelle, seinerzeit im Auftrage des früh verstorbenen Herzogs von Johann Ernst Bach, einem Sohne des berühmten Meisters, gegründet, durch ihre Darbietungen dem künstlerischen Sinn der jungen, musikalisch hochgebildeten Fürstinwitwe Genüge tun. Und die Namen eines Ernst Wilhelm Wolf und Carl Gottlieb Göpfert — beides geniale und damals hochberühmte Männer — haben auch heute noch in der Geschichte der Musik einen guten Klang. Neben ihnen finden wir als Dichter: Heermann, Musäus, Weiße und später Wieland. Die ersten Kundgebungen des künstlerischen, schaffenden Geistes am Hofe Anna Amalias werden bemerkbar. Dichtkunst und Musik schließen einen fruchtbaren Bund. Mit dem Einzuge der Kochschen Gesellschaft aus Leipzig, die dort 1768 auf die Treibereien einiger Professoren hin ihre Vorstellungen als „schädlich für die akademische Jugend" einstellt



H. G. Koch.
Stich von Lips nach Graff.

und bei Anna Amalia eine Zufluchtsstätte findet, erblüht in Weimar die deutsche Operette, und als im Jahre 1771 die Seylersche Truppe mit wirklich bedeutenden Kräften wie Eckhof, dem Komponisten Anton Schweitzer und der Sängerin Charlotte Brandes die obengenannte Gesellschaft ablöst, in Alceste, von Wieland gedichtet, von Schweitzer vertont, die deutsche Oper.

Diesem verheißungsvollen Streben bereitet 1774 ein Brand, der das ganze Schloß in Asche legt, ein jähes Ende. Die Seylersche Truppe wird entlassen und findet an dem neugegründeten Hoftheater zu Gotha Aufnahme. Das Alte war ein Raub der Flammen geworden. Die Zeit des Genius, der Neues, Unvergängliches schaffen sollte, war gekommen.

* * *

Am 3. September 1775, seinem 18. Geburtstag, soeben vermählt mit Luise von Hessen-Darmstadt, übernimmt Carl August die Regierung, und kaum fünf Wochen später hält Goethe seinen Einzug in Weimar, um den jungen Fürsten mit dem Glanze seines Ruhmes zu bestrahlen. Es beginnt jene übermütig-tolle Periode künstlerischen Schaffens und Genießens, die uns Diezmanns „Lustige Zeit von Weimar“ so anschaulich schildert. Wie ein Rausch kommt es über den Hof und die Stadt. Den Mittelpunkt des fröhlichen Treibens bildete das Liebhabertheater. Damit suchte man sich einen Ersatz zu schaffen für eine stehende Truppe, die man der mangelnden Räumlichkeiten wegen nicht halten konnte. Goethe ist die Seele des Ganzen, Theaterdirektor, Dichter und Schauspieler zugleich. Mit ihm wetteifern die Glieder des herzoglichen Hauses, die Herren und Damen des Hofstaates, Beamte und Bürger der Residenz. Und inmitten dieser begeisterten Dilettantenschar eine Künstlerin von Beruf, ein Stern erster Größe, Corona Schröter, der Liebling Anna Amalias, von ihr aus Leipzig nach Weimar berufen, und mit der Schönheit ihrer Stimme und der Anmut ihres Wesens jung und alt mit fortreißend.



Goethe und Corona Schröter als Orest und Iphigenie.
Stich von Facius nach G. M. Kraus.

Das bescheidene Asyl, das das muntere Völkchen zunächst im Hause des Hofjägers Hauptmann und später durch Anna Amalias Fürsorge in einem kleinen, einstöckigen Gebäude hinter dem Witwenpalais fand, vertauschte man am liebsten mit Plätzen, wie sie Weimars liebliche Umgebung bot. Je nach Lust und Laune schlug man die Bühne bald im Ettersburger Walde, bald im Tiefurter Park, an den Ufern der Ilm oder in Belvedere auf, wobei der Tischlermeister Mieding als „Direktor der Natur“ eine geradezu geniale Geschicklichkeit entfaltete.

Kaleidoskopartig wechseln die bunten krausen Darstellungen in den abenteuerlichsten Formen und oft unmöglichsten Inhalts. Heute ein Stück voll beißender Satire, wie „Die geflickte Braut“, so daß Wieland ob der Verspottung seiner Alceste „laut aufschreiend“ von dannen eilt, morgen von der Bühne her, wie in „Lila“, eine ernste Mahnung an den jungen Herzog, seine Gemahlin nicht länger zu vernachlässigen, bald, wie in der „Fischerin“, märchenhafte, zauberische Poesie, bald, wie in „Iphigenie“,

erschütternde Tragik, bald, wie in dem „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern", eine Überposse, dazwischen chinesische Schattenspiele, phantastische Maskenzüge und glänzende Redouten.

Es ist zu verstehen, daß ein Mann wie Herder mit ernster Besorgnis auf das Treiben schauen konnte, in das Goethe als „directeur des plaisirs, Komödiant, Schauspieldichter und Favorit des Herzogs" verstrickt schien.

Auch die Tage des Liebhabertheaters gingen vorüber. Allmählich, wie das ja natürlich war, siegte der Ernst der Wirklichkeit über die Faschingslüge des rauschenden Vergnügens. Goethe und die lustige Schar mit ihm werden theatermüde. Er wird es überdrüssig, wie er 1783 an Frau von Stein schreibt, „Großmeister der Affen zu sein und die eigene und fremde Not mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen zu übertünchen". Damit erreichte die Epoche des Liebhabertheaters, diese zehnjährige Zeit des „holden Leichtsinns", ihr Ende. Ihre Aufgabe als Schule für den künftigen Leiter des Hoftheaters war erfüllt.



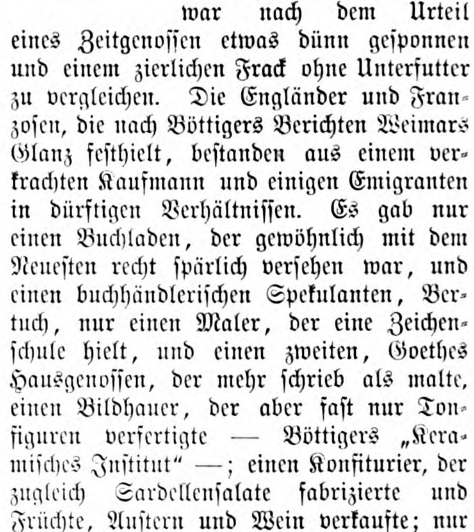
Corona Schröter.
Angebliches Selbstbildnis.

Für die verwaiste Bühne wurde die Bellomosche Truppe aus dem Linkeschen Bade zu Dresden alsbald gewonnen. Ihre Wirksamkeit, die am Neujahrstag 1784 mit Gotters „Marianne" begann und etwas länger als sieben Jahre dauerte, gewährte zwar „angenehme Unterhaltung", hatte aber für die Entwicklung der Schauspielkunst in Weimar keine andere Bedeutung als die einer Übergangsperiode.

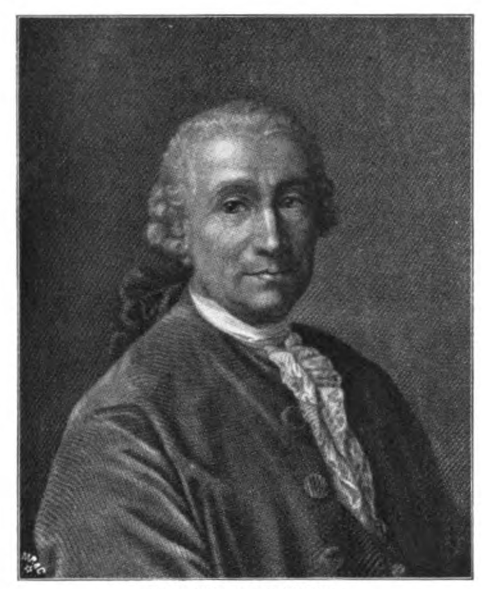
Goethe erlebte in dieser Zeit, wie bekannt, eine Wandlung. Indem er das Fazit seiner zehnjährigen Tätigkeit in Weimar zieht, prüft, sammelt und sichtet, wird er sich, je länger je mehr, der hohen Aufgabe seines dichterischen Genius bewußt. Während des Aufenthalts in Italien erlebt er seine ästhetische Neugeburt. Als Erzieher, als Minister und Ratgeber Carl Augusts hatte er Weimar verlassen, als Erzieher seines Volkes zur Kunst kehrte er zurück. Wie der Mechanismus eines Nebelbilderapparates leitet die italienische Reise ein Bild in das andere über. Die Staatsgeschäfte übernimmt nunmehr der politisch mündig gewordene Herzog. Goethe erhält 1790 die Oberaufsicht über die Landesanstalten für Wissenschaft und Kunst und wird ein Jahr später, nach Entlassung der Bellomoschen Truppe, vor die Aufgabe gestellt, in Weimar die deutsche Musterbühne zu schaffen. — Mit der Gründung des Hoftheaters beginnt die neue goldene Zeit der Weimarer Bühne, die Zeit der deutschen dramatischen Kunst.

* * *

Schon hatte Weimars Name im Reiche einen hohen Klang. Des Herzogs humaner und hochsinniger Geist, der Ruhm der drei großen Dichter, die dort lebten, und des nahen Schiller und nicht zum wenigsten des Gymnasialdirektors Böttiger „polygraphische Tätigkeit", der an zwanzig Orten anonym über den thüringischen Musenhof berichtete, hatten es zu der fast am meisten besprochenen Stadt Deutschlands gemacht. Und dabei war es nach modernen Begriffen ein kleines Nest. Es hatte zwar alles, was eine Residenz bietet, aber alles im kleinsten Maßstabe.



Sein Glanz war nach dem Urteil eines Zeitgenossen etwas dünn gesponnen und einem zierlichen Frack ohne Unterfutter zu vergleichen. Die Engländer und Franzosen, die nach Böttigers Berichten Weimars Glanz festhielt, bestanden aus einem verkrachten Kaufmann und einigen Emigranten in dürftigen Verhältnissen. Es gab nur einen Buchladen, der gewöhnlich mit dem Neuesten recht spärlich versehen war, und einen buchhändlerischen Spekulanten, Bertuch, nur einen Maler, der eine Zeichenschule hielt, und einen zweiten, Goethes Hausgenossen, der mehr schrieb als malte, einen Bildhauer, der aber fast nur Tonfiguren verfertigte — Böttigers „Keramisches Institut" —; einen Konfiturier, der zugleich Sardellensalate fabrizierte und Früchte, Austern und Wein verkaufte; nur

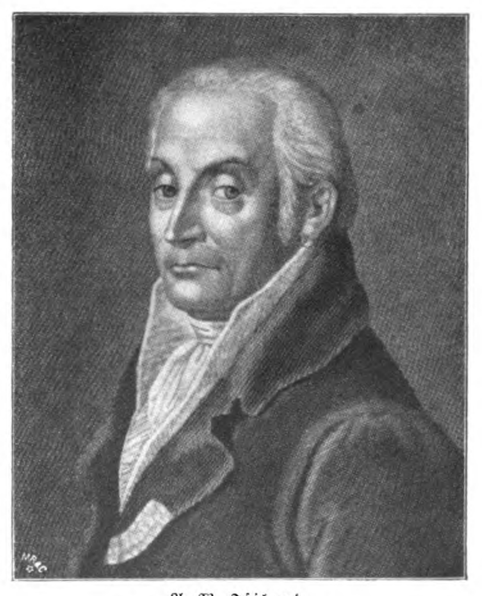


Hans Conrad Eckhof.
Stich von F. Müller nach Graff.

einen Gastwirt mit einem Stammgast und zwei Wirtshäusern, in deren einem man auch essen konnte. (Garlieb Merkel, Weimar in den 90er Jahren.) Die Häuser, meist alt und häßlich, selten zwei Stock hoch, bildeten mit der Giebelseite enge, winklige und schlecht gepflasterte Straßen, die außer bei Mondschein nur mit Laternen und Fackeln ohne Lebensgefahr zu passieren waren, und durch die in der Morgenfrühe lustig Kuh und Kalb trabten, wenn der Hirt der Residenz mit seines Hornes langgezogenen Tönen sie auf den Markt zusammenrief. Die Einwohner, deren man rund 6000 zählte, waren im allgemeinen Ackerbürger und Handwerker, die ihren mangelhaften Bildungsstand schon durch die Nachlässigkeit in der Aussprache verrieten. Licht und Kultur ging allein vom Hofe aus, der alles, was irgend an Adel der Geburt und des Geistes in Weimar vorhanden war, an sich zog. „Weimar n'est pas une petite ville, mais un grand château“ — mit diesem Urteil hat Madame de Staël unzweifelhaft das Richtige getroffen, besser als Schiller, der in seiner Derbheit von dem „Dorf Weimar“ spricht, besser auch als Herder, der in seiner Verbitterung auf das „wüste“ Weimar schilt, „dieses Mittelding zwischen Dorf und Hofstadt“.

In diesem Milieu ein Hoftheater als Hochschule dramatischer Kunst zu gründen, mit den geringsten Mitteln Bedeutendes erreichen, in kleinen Verhältnissen große Schauspieler bilden und nicht bloß Weimar, sondern ganz Deutschland theatralisch erziehen zu wollen, war in der Tat ein „kühnes Unternehmen“, das zudem noch reichlich fließende materielle Hilfsquellen erforderte. Unter der Intendanz von Dürckheims hatte man seinerzeit mit der Ökonomie schlimme Erfahrungen gemacht. Es war auch keine der Gesellschaften, die bisher in Weimar gespielt hatten, von Nahrungssorgen verschont geblieben. Ob für das neue Unternehmen die Lage sich finanziell günstiger gestalten würde, war noch die Frage, wenn auch das Verwaltungsgenie des Landkammerrats Kirms, der Goethe beigegeben ward und mit ihm zusammen die „Fürstliche Theaterkommission“ unter dem herzoglichen Hofmarschallamt bildete, eine gedeihliche wirtschaftliche Entwicklung zu gewährleisten schien.

Am 5. April hatte sich Bellomo vom Weimarer Publikum verabschiedet. Am 7. Mai eröffnete Goethe, gestützt auf ein vom Hof bewilligtes Betriebskapital von 1098 Talern, mit Ifflands „Jägern“ das neue Hoftheater, in dem bekannten Prolog schon die Linie ziehend, auf der das Unternehmen sich bewegen sollte:



A. W. Iffland.
Stich von F. Müller nach F. Jagemann.

„. . . daß Harmonie
Des ganzen Spiels allein verdienen kann,
Von Euch gelobt zu werden, daß ein jeder
Mit jedem stimme, alle miteinander
Ein schönes Ganze vor Euch stellen sollen."

In weiser Vorsicht und Beschränkung knüpfte er zunächst an das Vorhandene an. Von den neunzehn Kräften, mit denen er begann, waren neun von der Bellomoschen Truppe übernommen*), die übrigen „aus allen Enden Deutschlands" herangezogen. In dem Repertoire trat vorläufig keine Änderung ein. Ifflandsche und Kotzebuesche Stücke behielten die Herrschaft.

Auch mit dem alten, mehr als einfachen Theatergebäude mußte man sich behelfen. Erst sieben Jahre später (1798), als die Finanzen sich gebessert hatten, erhielt sein Inneres wenigstens durch den Baumeister Thouret aus Stuttgart, der den Wiederaufbau des abgebrannten Schlosses leitete, eine der großen Zeit einigermaßen würdige Ausstattung.

Es war ein für damalige Verhältnisse ziemlich hohes, einstöckiges Haus, mit einer Reihe breiter, in längliche Scheiben geteilter Fenster, die ihm etwas Kirchenartiges gaben. Auch nicht das einfachste Emblem verriet seine eigentliche Bestimmung. Der Zuschauerraum machte einen in hohem Grade gemütlichen, freundlichen und anheimelnden Eindruck. Um den oberen Teil des Saales liefen zwei Emporen, die untere, der „Balkon" für die Elite der Gesellschaft bestimmt, mit der herzoglichen Loge in der Mitte und bei Carl Augusts liberaler Gesinnung merkwürdig genug, in eine adlige und bürgerliche Seite geschieden, und darüber die Galerie für die geringere Volksklasse. Sie wurde von einer Reihe hölzerner Säulen getragen, die in prächtig-reicher Vergoldung zugleich dem Balkon zum Schmuck dienten, und von denen Schiller wohl etwas hyperbolisch sang:

„Und ein harmonisch hoher Geist spricht uns
Aus dieser edlen Säulenordnung an
Und regt den Geist zu festlichen Gefühlen."

*) Nach den Angaben Genasts.



Pius Alexander Wolff.

Die Loge Goethes, klein und düster, befand sich im Parterre, während die persönliche Loge des Herzogs im Proszenium des Balkons, und zwar zum Trost für die Bürgerlichen auf der nichtadligen Seite, lag.

Von einem kunstvollen Anstrich des Saales, von Plafondverzierungen, Wand- und Deckengemälden war keine Rede. Tupfen, die auf grauer Wasserfarbe Marmor imitieren sollten, bildeten den Gesamtanstrich. Zur Beleuchtung dienten Öllampen und Unschlittkerzen, die durch blecherne Halbschirme geschützt waren. Der Kronleuchter war für jene schlichte Zeit allerdings ein Prachtstück.

Hiermit ist der Schauplatz geschildert, auf dem wir den Theaterdirektor Goethe, unterstützt von Kirms, dem zähen, mehr als praktischen Verwaltungsbeamten, 26 Jahre hindurch in rastloser Tätigkeit sehen.

Keins der Institute für Kunst und Wissenschaft hat Goethes Kraft so in Anspruch genommen, wie das Theater. Selbst in Tagen der Krankheit gönnt er sich keine Schonung. Auf Reisen wird er durch Böttigers „gutes Zeugnis" über die Bühne „sehr beruhigt", bittet er den Geh. Rat Voigt sich das „Theater einigermaßen empfohlen sein zu lassen", und benutzt jede Gelegenheit, um die Theaterverhältnisse anderer Städte kennen zu lernen und mit denen Weimars zu vergleichen. In Frankfurt am Main sieht er „Palmira", mit den großartigen Dekorationen des Mailänders Fuentes. Ein paar Tage später sucht er ihn auf und läßt sich an der Hand kunstvoller Entwürfe über Dekorationsmalerei, Farbengebung und Farbenwirkung, über theatralische Architektur und Beleuchtung bis ins kleinste unterrichten. In Ludwigsburg mißt er schrittweise die Länge und Breite des Opernhauses aus; in Stuttgart beobachtet er die Ökonomie und hat mit dem Baumeister Thouret eingehende Unterredungen über Theaterbaukunst.

Daheim nahmen die Proben, von denen er keine versäumte, einen großen Teil der

Mit höchster Erlaubniß

wird heute, Sonnabend den 7ten May 1791.

auf dem Hof-Theater in Weimar

aufgeführet:

Die Jäger.

Ein ländliches Sittengemälde in fünf Aufzügen vom Herrn Iffland.

Personen:

Rolle	Darsteller
Oberförster Warberger zu Weissenberg.	Hr. Malcolmi.
Oberförsterin, dessen Frau.	Mad. Amor.
Anton, ihr Sohn, Förster zu Weissenberg.	Hr. Einer.
Friedericke, Nichte und Pflegetochter des Oberförsters.	Mad. Matstedt.
Ammann von Zeck zu Weissenberg.	Hr. Amor.
Kordelchen von Zeck, dessen Tochter.	Mlle. Malcolmi.
Pastor Seebach zu Weissenberg.	Fischer.
Der Schulze zu Weissenberg.	Hr. Matstedt.
Matthes, } Jäger bey dem Oberförster.	Hr. Demmer.
Rudolph, }	Hr. Becker.
Barth, Gerichtsschreiber zu Leuthal.	Hr. Genast.
Die Wirthin zu Leuthal.	Mad. Neumann.
Bärbel, ihre Tochter.	Mlle. Neumann.
Reichard, }	Hr. Becker.
Kappe, } Bauern von Leuthal.	Hr. Schütz.
Romann, }	Hr. Blos.
Jägerbursche. Bauern.	

Dem Stücke geht ein Prolog vor.

Da die Gesellschaft größtentheils neu zusammengetreten ist, so sind die Anfangsrollen nicht als Debüts zu betrachten, sondern es wird jedem einzelnen Mitgliede nach und nach Gelegenheit gegeben werden, sich dem Publico zu empfehlen.

Auf dem ersten Parterre 12 Gr., auf dem zweyten 8. Gr., auf der Gallerie-Loge 4 Gr., auf der Gallerie 2 Gr.

Anfang halb 6 Uhr.

F. J. Fischer.

Theaterzettel des Hoftheaters in Weimar unter Goethes Leitung aus dem Jahre 1791.

Zeit in Anspruch. Nachdem er mit den einzelnen Schauspielern die Rollen durchgegangen hatte, wurde das Stück eingelesen, wobei er mit seinem wunderschönen, jeder Modulation fähigen Organ den Eleven oft umfangreiche Partien vorlas oder auch einzelne Rollen selbst übernahm. Nach diesen Leseproben, die in seinem Zimmer stattfanden, folgten die Proben im Theater gewöhnlich Dienstags, Donnerstags und Freitags um 4 oder 5 Uhr. Pünktlich fuhr Goethe in seinem Wagen vor, schlug in der herzoglichen Loge seinen Direktorialsitz auf und brachte auf die Frage des Regisseurs: „Befehlen Ew. Exzellenz, daß begonnen werde?“ mit der Antwort: „Wenn's beliebt!“ die Schauspieler in Bewegung. Alle nahmen sich angesichts des Gestrengen aufs äußerste zusammen, denn nichts ging ihnen durch. Und wenn auch Goethe im allgemeinen eine große Ruhe bewahrte, hatte doch manch einer ob fortgesetzter Ungeschicklichkeit unter seinem Zorn zu leiden, wie jener Musiker, der bei den Proben zu „Turandot“ mit seinem verkehrten Einsetzen wiederholt die pathetische Rede der Prinzessin abschnitt und plötzlich aus olympischer Höhe die Worte an sein Ohr donnern hörte: „Schafft mir doch den Schw . . . . . . nd aus den Augen!“



Amalie Wolff.

Außer diesen Proben brachte der Tag noch eine Unmenge laufender Geschäfte: Besuche von durchreisenden Schauspielern, Prüfung und Engagement neuer Kräfte, Besetzung der Rollen, Auswahl der Stücke, Dekorations- und Garderobenfragen, Schlichten von Streitigkeiten, Bittschriften und Bettelbriefe gescheiterter Künstler. Dazu dann der Abend den Besuch des Theaters — ein überreiches Maß von Arbeit, das auch physische Kräfte erforderte und von Goethe nur dadurch bewältigt wurde, daß er seine Zeit vom frühen Morgen an aufs genaueste einteilte.

Durch solch gewissenhaftes Ausnützen jeder Stunde war ihm auch allein die künstlerische und gesellschaftliche Erziehung seiner Schauspieler möglich. — — —

Die dramatische Kunst hatte bisher in Deutschland noch nichts geleistet; so hatte auch die Schauspielkunst kein Feld, auf dem sie ihre Kräfte hätte üben können. Bei Beginn des Goethe-Schillerschen Jahrhunderts sehen wir sie daher noch auf niedrigster Stufe sich bewegen und in der Darstellung von Hanswurststücken und Burlesken mit „pöbelhaften Fratzen und Zoten“ zur oft höchst zuchtlosen Jahrmarktsmimik sich gestalten, um alsbald in der Leipziger Schule unter den Reformbestrebungen Gottscheds und der Neuberin in ein anderes Extrem zu verfallen: „aus nackter Natürlichkeit in die barste Unnatur, aus Regellosigkeit und Willkür in Steifheit und Affektiertheit, aus zerfahrener gemeiner Deklamation in Schwulst und Bombast und unerträgliche Geschraubtheit.“ Erst mit Lessing setzt eine neue Epoche in der Entwicklung der deutschen Schauspielkunst ein. In Sara Sampson, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan schafft er in den Hauptgattungen des Dramas Übungsstücke für den Schauspieler, in der Hamburgischen Dramaturgie gibt er die Grammatik für die künstlerische Darstellung und die Beurteilung des Spiels. Eckhof, Schröder und Iffland nehmen die Lessingschen Kunstregeln auf und werden die Begründer jener Schule der Goetheschen Zeit, die durch Einfachheit und Wahrheit der Darstellung zu erfreuen sucht. Aber auch sie artete aus. Jeder glaubte schließlich sein eignes nacktes Wesen bringen zu dürfen. Der Konversationston ohne Schwung und Poesie gelangte allgemein zur Herrschaft. „Man folgte dem leeren Phantom nach, sich mit der vorgestellten Person selbst zu identifizieren, und aus lauter Nachahmung der Natur ward man unaussprechlich platt und fade und vergaß ganz, daß dramatische Darstellung Kunstideal und Spiel der Stücke Kunstwerk ist“ (Wieland). Solche Kunstrichtung mußte dem Neuen, das mit Goethe und Schiller auf den Plan trat, verständnislos gegenüber stehen. Von allgemeinem Widerwillen gegen die höhere Form, den

Vers im Drama, erfüllt und außerstande, ihn zu sprechen, ließen die Schauspieler sich ihre Rollen in Prosa umschreiben und schalten in ihrem Ärger Schiller den Jambenschreiber und Jambenfresser. Selbst ein Virtuose, wie Iffland, verwarf alle poetische Form in der höheren Tragödie und war ein entschiedener Feind aller Rhythmen. Und der große Schröder erklärte in seinem Unwillen gegen alles Ideale Schillers Tod in bezug auf die deutsche Bühne durchaus für keinen Verlust, weil die Unregelmäßigkeiten und Ausschweifungen dieses Dichters in seinen letzten Werken immer weiter gediehen wären und zu nichts Gutem hätten führen können.

Kurz: trotz Lessing „drohte der Schauspielkunst ästhetische Verrohung und Versumpfung."

Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Goethe hatte sich mit seiner Iphigenie von dem Naturalismus, der Darstellung des Individuellen, freigemacht und sich auf Lessings Schultern zur reinen Kunstform der Antike, der Darstellung des Typischen erhoben. Daß der Künstler in strengster Selbstverleugnung hinter seinem Kunstwerk zurückzutreten habe, war ihm die Grundregel auch für den Bühnenkünstler. „Wer nur sich selbst spielen kann," sagte er, „ist kein Schauspieler. Wer sich nicht dem Sinn und der Gestalt nach in viele Gestalten verwandeln kann, verdient nicht den Namen." Die Anschauung des Theaters war für ihn gegeben. Über die Aufgabe, die er in der Ausbildung seiner Schauspieler zu erfüllen habe, war er sich von vornherein klar, wenn er auch zu Anfang noch dem herrschenden Konversationston huldigte, bis sich ihm 1796 bei dem ersten Gastspiel Ifflands (Iffland war außerdem noch drei Mal in Weimar: 1798, 1810 und 1812) das „Rätsel" der Methodik löste. Damit war in Weimar die idealistische Richtung der Schauspielkunst geboren und feierte schon 1798 mit Wallenstein ihren ersten Triumph.

Goethe als Lehrer seiner Schauspieler, nicht zu vornehm, mit ihnen zu lernen, an ihren Fortschritten „sich empor zu studieren und klarer über sein dramatisches Kunstgefühl zu werden," ist ein wenig beachtetes aber bewunderungswürdiges Kapitel seines Lebens. Sein Unterricht, seit 1803 in der festen Form von Übungsstunden, Didaskalien, in denen er einen Kreis bildungsdurstiger Kunstjünger um sich scharte, und die alsbald weit über die Grenzen des Herzogtums berühmt wurden, entsprach dem harmonischen, dem hohen und symbolisch tiefen Geist des Dichters. Alles Gemeine, Übertriebene war ihm verhaßt. Nicht auf Illusion und die Bescheidenheit der Natur verletzenden Effekt sollte das Spiel seiner Schüler hinarbeiten, sondern geisterfülltes, in weiser Mäßigung gehaltenes Kunstwerk sein, hinter dem ein Unsichtbares, Gewaltiges, die Idee stehe; einer Symphonie sollte es gleichen, deren ausgeglichene Sätze das „Unaussprechliche vermittelten" und hinübertrügen in das reiche Land der Seele. — Die Grundlage solcher Schauspielkunst, „aller Deklamation und Mimik" aber war ihm die Rezitation. Und so wählte er, um sein Ziel, die Harmonie in Sprache und Gebärde, wie im Zusammenspiel aller zu erreichen, als Bildungs- und Erziehungsmittel die „Zauberkraft" des viel geschmähten Verses und dessen Meisterin Corona Schröter als Gehilfin. Seine aus der Erfahrung erwachsenen Prinzipien legte er in Ergänzung der Einsiedelschen „Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst" in kurzen, bündigen Sätzen nieder, an die er sich bei seinem mündlichen Vortrage anschloß.

In der rauhen Wirklichkeit gestaltete sich diese Ausbildung in Sprache, Bewegung, Gestikulation und Gruppierung zu einer oft mehr als mühsamen Geduldprobe, die meist, um mit Schiller zu reden, den „kurzen Imperativ" erforderte, oder auch die ganze Strenge der in den Theatergesetzen angedrohten Strafen von der Acht-Groschen-Buße an bis zur Haft auf der Hauptwache für die Herren und Stubenarrest für die Damen. Auch nicht die geringste Ungehörigkeit wurde geduldet, vor allem nicht die Zurückweisung einer Rolle, und mancher hervorragende Künstler hatte ohne Murren einen Statisten zu machen, wenn es Goethe beliebte. Ganz besonders aber konnten Faulheit und schlechtes Memorieren ihn in Harnisch und zur Verzweiflung bringen. Ein Schauspieler, der sich vernachlässigte, war ihm die „widerwärtigste Kreatur" und galt ihm meist für „inkorrigibel". Erfolge im Unterricht dagegen erhöhten seine Freude am Theater sehr. Wir erinnern uns des



Herr und Mme. Wolff in „Hermann und Dorothea.“

„liebenswürdigsten, natürlichsten Talents, das ihn um Ausbildung anflehte“, Christiane Neumanns, „deren Anmut seine Lust für das Theater zu arbeiten hob, und nach deren Bild sich seine Frauen und Mädchen formten“. Liebende haben Tränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Toten, schreibt er nach dem Heimgang der Frühvollendeten an Böttiger und windet ihr in seiner wehmütig-lieblichen Elegie „Euphrosyne“ einen unverwelklichen Totenkranz.

An dieser Stelle mögen gleich die andern hervorragenden Schüler und Schülerinnen genannt werden, die Goethe im Laufe der Zeit gebildet hat.

Pius Alexander Wolff und seine Gattin Amalie geb. Malcolmi, verw. Miller, gesch. Becker, in der höheren Tragödie waren ohne Zweifel die glänzendsten Sterne, Heinrich Becker, eigentlich von Blumenthal, Euphrosynens Gatte, von Schiller als vorzüglicher Darsteller Burleighs geschätzt, war ein hervorragender Komiker und Intrigant, Graff, eine hoheitsvolle, priesterliche Gestalt, war der unübertroffene Wallenstein, Haide der erste Wilhelm Tell, von ernstem Streben und leidenschaftlichem Temperament. Genast, der „Großmeister aller Regisseure“ und berühmte Kapuziner, genoß seines Meisters unbedingtes Vertrauen und erfüllte dessen Wünsche, ehe sie ausgesprochen wurden. Neben seinem hoffnungsvollen Sohn Eduard finden wir Öls, einen Meister in der Deklamation und ein Muster an Fleiß, der außer seiner Glanzrolle Don Carlos auch Egmont, Clavigo, Orest, Karl Moor und Riccaut de la Marliniere mit allgemeinem Beifall wiedergab. Vohs, eine geniale, poetisch gestimmte, leider zum Unfleiß geneigte Natur, galt als ein fast zu feuriger Mortimer; seine Gattin Friederike war die erste Maria Stuart, der Liebling Schillers, die mit ihrem wohlklingenden Organ die ganze Musik des Verses zum Ausdruck zu bringen vermochte und durch malerische Stellungen das Publikum entzückte. Malcolmi, der „Unvergeßliche“, ein Veteran von der Bellomoschen Truppe, bildete zusammen mit der ersten Gustel von Blasewitz, Mad. Beck, ein prächtiges Paar, das von Goethe als Philemon und Baucis gefeiert wird; Unzelmann, Goethes Patenkind, von ihm als zwölfjähriger Knabe aus Verehrung für seine Mutter, die berühmte Berliner Schauspielerin, nach Weimar genommen und ausgebildet, war ein zwerchfellerschütternder „Rochus Pumpernickel, aber von bodenlosem Leichtsinn“ *), so daß er später im Elend endete.

*) Einst hinterließ er einem Gastwirt zur Begleichung einer Rechnung einen Goetheschen Frack, „der ihn mehr als bezahlt machen würde“.



Amalie Wolff als Königin Elisabeth.

Deny, ein Kind der Bretter, war jugendlicher Held und Liebhaber, und trat daneben auch als Alba, Geßler und Leporello auf, während Dürand, dessen Posa der Musterleistung Wolffs am nächsten kam, als Faust und Tasso glänzte und im Laufe der Zeit einer der hervorragendsten Schauspieler wurde. Moltke, der „jugendlichste und lieblichste Tenorist Deutschlands“, Friedrich Lortzing, die Damen Maas und Teller boten meisterliches.


Der Schauspieler Genast.

empfinden, auch wenn es nur ein Groschen war, um den die Gastwirte den Satz für die Mittagsmahlzeit erhöhten. Dazu fanden die Künstler keinen Ruhepunkt in ihrer Tätigkeit. Sie mußten ununterbrochen für das Institut erwerben, um es zu erhalten. Bezeichnend und rührend ist in dieser Hinsicht ein Brief, in dem Vohs seinem Direktor das Herz ausschüttet und sich bitter beklagt, wie er, der seines Herrn Vergnügen

Schließlich müssen jene beiden Verbündeten, die später der Theaterleitung Goethes so verhängnisvoll wurden, genannt werden: der Sänger Stromeyer, dessen Stimme nach dem Urteil Lobes an Umfang und himmlischem, sonorem Klang nicht übertroffen werden konnte, und Karoline Jagemann, gleich bedeutend im Schauspiel und in der Oper, von prangender Schönheit, die aber, des Herzogs Geliebte, ihrer Eitelkeit und Herrschsucht keinen Zwang auferlegte. Im Jahre 1806 wurde die Jagemann nach Leipzig gesandt, um vor Napoleon die deutsche Schauspielkunst zu repräsentieren. Von Goethe wurde sie in einer schwachen Stunde Freundin genannt, in Wahrheit war sie seine erbittertste Feindin, deren bösartiger Einfluß ihm zuletzt die Stätte jahrelanger Arbeit zu verleiden vermochte. —

Goldene Berge winkten dem Schauspieler in Weimar nicht. Die äußerst knapp bemessenen Gagen, wöchentlich in der Höhe von vier bis acht Talern ausgezahlt, zwangen zu einem Leben aus der Hand in den Mund. Sie reichten wohl bei größter Sparsamkeit zum Unterhalt aus, ließen aber die geringste Steigerung der Preise aufs schmerzlichste


Oels als Muley.
Stich von Schwerdgeburt nach Lortzing.

seine Gesundheit geopfert, in seinen besten Jahren als entnervter, von Schulden gebeugter Mensch dastehe, ohne die tröstende Aussicht, seine Lage je bessern zu können.

Mochten es auch problematische Existenzen sein, die Goethe in der ersten Zeit des Hoftheaters notgedrungen schuf, so arbeitete er doch unablässig an der sozialen Hebung des Schauspielerstandes. Um von vornherein eine gesunde Grundlage zu schaffen, duldete er keine zweifelhaften Elemente, so zahlreich und dringend sie ihn auch bestürmten, und engagierte niemand, der nicht allen Verpflichtungen aus früherer Stellung nachgekommen war. Dank der trefflichen Verwaltung eines Kirms, konnte er schließlich die Gagen erhöhen, persönliche Zulagen gewähren und Ruhegehälter von dreihundert bis vierhundert Talern aussetzen. Dazu kamen Unterstützungen des Hofes mit Garderobe und Geld, und nach dem Einzug der russischen Kaisertochter Maria Paulowna, einer zweiten Anna Amalia, auch regelmäßige reichliche Weihnachtsgeschenke.

Auch auf die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler war Goethe bedacht. „Ich suchte,“ schreibt er an Eckermann, „den ganzen Stand in der äußeren Achtung zu heben, indem ich die Besten und Hoffnungsvollsten in meine Kreise zog und dadurch der Welt zeigte, daß ich sie eines geselligen Verkehrs mit mir wert achtete. Mein Schüler Wolff und unser Dürand sind Leute von feinem geselligen Takt. Herr Öls und Graff haben hinreichende höhere Bildung, um der besten Gesellschaft Ehre zu machen.“ Sie wurden meist zu zwanglosen Abenden, seltener zu Mittag, in das Goethesche Haus geladen, am häufigsten dann, wenn besonders schwierige Stücke einzustudieren waren. Die Unterhaltung drehte sich meist um Tagesneuigkeiten, durfte aber, so lange Goethe anwesend war, Bühnenangelegenheiten nicht berühren. Nach einigen Partien Whist, Boston oder Ragusa folgte ein „gutes Abendessen“. Nach 1806 fielen die Honneurs meist der Frau Geheimrätin und ihrer Pflegetochter, der späteren Hofrätin Riemer, zu, während Goethe selbst nur noch selten erschien, mit diesem oder jenem sprach, auch wohl dem Spiel zusah und sich bald wieder entfernte.

Die übrige höhere Gesellschaft, natürlich auch Schiller, den die Schauspieler fast schwärmerisch liebten, folgte dem ersten Mann von Weimar. Schauspieler und Schauspielerinnen gewannen bald in die besten Zirkel ehrenvollen Zutritt, und der Major von Knebel wählte sich sogar in dem „schönen Rudelchen“ Wielands, in Demoiselle Rudorf, eine Bühnenkünstlerin als Gattin. So wurde die Schauspielkunst salonfähig, und Goethe konnte sie mit Recht sprechen lassen:

> Wie war es sonst für mich entehrend,
> Wenn jedermann die Duldung pries,
> Und mich als töricht und betörend
> Hinaus, ach, vor die Schwelle stieß.
> Nun aber andre Zeiten, andre Sitten,
> Wir sehn uns nicht nur wohlgelitten,
> Sogar wir sehn uns hochgeehrt,
> Das ist's, was unsern Eifer mehrt.

Wie sehr übrigens Goethe auf die Veredelung der Schauspieler bedacht war, zeigt sich sehr merkwürdig darin, daß er, der doch in dem bekannten harmlosen Epigramm Herders die Verunglimpfung seines Namens so bitter empfand, die Namen auf dem Theaterzettel, wir können wohl sagen aus reiner Laune, um eines eingebildeten Wohllauts willen höchst eigenmächtig änderte, wie Elstermann in Elsermann, Molke in Moltke, Stromeier in Stromeyer, Lortzing in Lorzing, Petersilie in Silie, Engel in Engels usw.



Christiane Louise Becker.
Goethes Euphrosyne.

Goethes Interesse für seine Schauspieler und Schüler hielt indessen nur so lange an, als sie in Weimar weilten. Wer einmal der dortigen Bühne den Rücken gekehrt hatte, durfte selbst in der bittersten Not nicht auf irgendwelche Anteilnahme, geschweige denn auf die Hilfe Goethes rechnen. Bittbriefe scheinen sogar grundsätzlich nicht beantwortet worden zu sein, und höchst selten gelang es einem Schauspieler, zum zweitenmal bei ihm Aufnahme zu finden. — — —

Das Weimarer Publikum, seinen Schauspielern herzlich zugetan und mit ihnen durch allerhand intime Beziehungen verknüpft, von Goethe in Prologen und Festspielen reichlich karessiert und während der Vorstellungen auf besonders schöne Stellen aufmerksam gemacht, bildete sich nach dem Willen seiner großen Dichter. Es war sich dabei seiner kunstkritischen Würde sowie des Wertes seiner Gunst wohl bewußt und kargte, zumal bei dem niedrigen Eintrittspreis von zwei bis acht Groschen, nicht mit seinem Besuch. Und Goethe mochte

> gern die Menge sehen,
> Wenn sich der Strom nach unsrer Bude drängt,
> Und mit gewaltig wiederholten Wehen

Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt,
Bei hellem Tage schon vor Vieren,
Mit Stößen sich bis an die Kasse ficht,
Und, wie in Hungersnot um Brot an Bäckertüren,
Um ein Billet sich fast die Hälse bricht.

Die Zuschauer fühlten sich im Theater, dem Brennpunkt ihres geistigen Lebens, als eine große durch gemeinsamen Kunstgenuß verbundene Familie. Man bewegte sich dort so ungeniert wie zu Hause. Die Bekannten saßen beieinander, die Hausfrauen hatten das Symbolum damaliger Gemütlichkeit, das Strickzeug, in den Händen. „Rührbar jedem Zauberschlag der Kunst“ folgte man mit naiver Teilnahme den Vorgängen auf der Bühne; heute sich begeisternd für den hohen Flug der Schillerschen Muse, morgen mit Behagen sich im Spiegel der Kotzebueschen „Kleinstädter“ betrachtend, bald Tränen vergießend und mit den Zähnen knirschend über den Untergang des Helden, bald in hellen Jubel ausbrechend über die Entlarvung eines Bösewichts. Und manch einer kam, wie Rückert vor der Aufführung des „Standhaften Prinzen“, vor lauter Erwartung einer vielversprechenden Premiere, um seine Nachtruhe. Den Sicherheitsdienst im Theater hatte eine Abteilung Husaren; die Aufrechterhaltung der Ordnung während der Vorstellungen lag einem Hofkurier ob. Und wenn schon ein übermäßiger Beifall, geschweige denn das Hervorrufen der Schauspieler bei der Theaterleitung nicht beliebt war, so konnte eine mißbilligende Kritik geradezu verhängnisvoll werden. Nicht daß man sich den öffentlichen Tadel nur aus Goethes Loge zuzog, wie ein verweisendes: „Man lache nicht!“ — es konnte auch geschehen, daß Carl August selbst dazwischen fuhr, wie einmal: „Wer ist der freche Kerl, der sich untersteht in Gegenwart meiner Gemahlin zu pfeifen? Husaren, nehmt den Kerl fest!“ Nur den akademischen Bürgern von Jena, die ein großes Kontingent zu den Besuchern stellten und sich oft als die „Herren des Parterres“ fühlten und gerierten, hielt man etwas zugute. Sie durften es wagen, nach der Aufführung der Braut von Messina auf Schiller ein Hoch auszubringen, und in den Räubern, einer Vorstellung, die die hohen Herrschaften allerdings nie besuchten, ihrem Übermut die Zügel schießen zu lassen. Dann kam es wohl vor, daß die Musensöhne sich ihrer Röcke entledigten, die Bierflasche kreisen ließen, rauchten und nicht gerade erbauliche Lieder sangen, bis Goethe dem tollen Treiben ein Ende machte, mit seiner Donnerstimme rief: „Man vergesse nicht, wo man ist!“ oder auch mit den Husaren drohte.

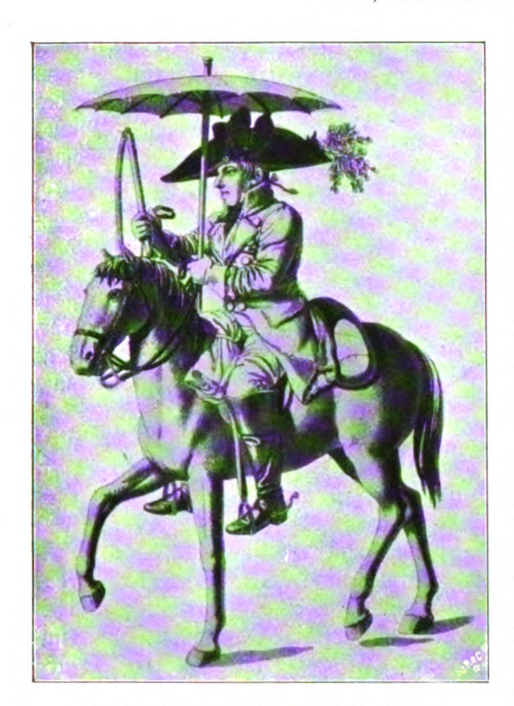


Friederike Vohs,
die erste Maria Stuart.

An Dekoration und Garderobe stellte man in jener einfachen Zeit keine großen Ansprüche. Mit Möbeln half der Hof aus, und dem sparsamen Kirms mußte man jede Elle Seidenzeug abringen. Bei der Erstaufführung der „Jungfrau von Orleans“ wollte er für den Krönungsmantel durchaus eine alte blauseidene Gardine verwenden und entschloß sich erst auf Goethes und Schillers Protest zu einem Purpurmantel aus unechtem Samt, der das Prunkstück der Garderobe wurde.

In den Sommermonaten war in Weimar auf ausreichenden Theaterbesuch nicht zu rechnen. Schon Bellomo war daher in der heißen Zeit mit seiner Truppe nach Lauchstädt gezogen, einem Modebad, das durch einen dort geheilten Kurfürsten von Sachsen sehr in Aufnahme gekommen war und namentlich von dem reichen sächsischen Adel, sowie den ersten Familien des Leipziger Gelehrten- und Kaufmannstandes und den Studenten aus Halle besucht ward.*) Goethe griff diese Bellomosche Gepflogenheit um so lieber auf, als er, abgesehen von dem Vorteil für die Theaterkasse, hier die Möglichkeit erblickte, sein Kunstideal in einen weiteren und dazu noch fein gebildeten Kreis zu tragen, der „nichts als Vortreffliches sehen wollte“, den Schauspielern aber zu „Belebung“ und „Anfrischung“

*) Die Hallenser Studenten waren in Lauchstädt nicht besser als die Jenaischen in Weimar. Sie bombardierten einst die Hofschauspieler mit Kirschkernen und Kirschblättern, sodaß man auf der Bühne „wie in einem grünen Garten saß“.



Unzelmann als Rochus Pumpernickel.

und ihren Darstellungen zu größerer „Leichtigkeit und Geschmeidigkeit“ zu verhelfen. Er hat sich nicht getäuscht. Die dreiundzwanzigjährige Verbindung mit Lauchstädt wurde für die Weimarer Bühne geradezu zur Lebensfrage. Waren es doch hauptsächlich Lauchstädter Überschüsse, die Kirms in den Stand setzten, einen Reservefond zu sammeln und so in dem Kriegsjahr 1806 an die wider Willen feiernden Schauspieler die Gagen zu zahlen — damals, als auf der Weimarer Bühne einige Male die Schauspieler Napoleons mit dem berühmten Talma auftraten. Später wurde das Theatergebäude, baufällig und nicht einmal regendicht, wegen seiner mehr als einfachen Bauart von losen Studenten „die Schafhütte“ getauft, für dreihundert Taler erstanden. Es diente elf Jahre hindurch, wie so oft eine gebrechliche Hülle für einen großen Geist, dem Hoftheater als Asyl, bis 1802 durch Gentz und Rabe auf einem von der Merseburger Regierung geschenkten Platz ein geschmackvollerer und wettersicherer Bau aufgeführt ward, dessen Wände allerdings auch so dünn waren, daß man draußen jedes Wort, das drinnen gesprochen wurde, verstand, zum großen Vorteil für die vielen, die am Tage der Einweihung wegen des geradezu gewaltigen Andrangs ihren Platz vor dem Theater unter der Hut sächsischer Dragoner zu nehmen gezwungen waren. Goethe, der auf der Bühne selbst die letzte Hand angelegt, genagelt und gesägt hatte, gab in dem Vorspiel: „Was wir bringen“, seiner Freude über den Fortschritt den gerührten Ausdruck:

Gesprengt ist jene Raupenhülle, neu belebt
Erscheinen wir in dieses weiten Tempels Raum.
Bedeutend ist's zu gleicher Zeit und wirklich auch;
Denn Ihr habt alle bessern Platz, so gut als wir,
Drum Lob dem Architekten, dessen Sinn und Kraft,
Auch den Gewerken, deren Hand es ausgeführt.

Außer nach Lauchstädt zog die Weimarer Truppe, überall mit Enthusiasmus empfangen, nach Erfurt, nach Rudolstadt zum Vogelschießen, auch einmal nach Naumburg, seit 1811 nach dem „vielgeliebten“ Halle. Selbst in die Großstadt Leipzig wagte man sich (1807), ließ es aber trotz des jubelnden Beifalls — Goethesche Stücke zogen am meisten — bei einem zweimaligen Besuch bewenden, da das Publikum zu große Anforderungen stellte und der Ertrag doch nur gering war.

Was die Art der Stücke anlangt, die Goethe als Erzieher vor seinem Publikum zur Darstellung brachte, so war ihm „von der Tragödie bis zur Posse jedes Genre recht“, aber ein Stück mußte etwas sein,



August Durand.
Zeichnung von H. Müller.

um Gnade zu finden; alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche und Sentimentale (Das Käthchen von Heilbronn), alles Mißwollende und Verneinende (Der Schädelkenner), Greuelhafte (Die Ahnfrau) und die gute Sitte Verletzende war ein für allemal ausgeschlossen, selbst wenn es einen verehrten Freund zum Verfasser hatte, denn er hätte gefürchtet Schauspieler und Publikum zu verderben (an Eckermann). Auch religiöse Stücke mit aufdringlicher Tendenz pflegte er mit der Bemerkung: „ich rieche schon das Christentum“, beiseite zu legen. Niemals aber machte er dem Geschmack der Zeit irgendwelche Konzessionen, behielt vielmehr wie bei der Ausbildung der Schauspieler auch dem Publikum gegenüber immer das Ziel im Auge, die reine Kunstform der Antike zur Herrschaft zu bringen, wie er denn die „Braut von Messina“ mit Freude begrüßte, und die Lustspiele des Terenz, von Vulpius bearbeitet, und Darstellungen in Masken nach dem Vorbild der Alten auf seiner Bühne einzubürgern suchte.

In der Oper, die Carl August sehr am Herzen lag*) und 1808 vom Schauspiel getrennt ward, konnte er „nur dann ein Werk mit Freuden genießen, wenn (wie im Wasserträger) das Sujet ebenso vollkommen war wie die Musik“.

*) Gastspiele Brizzis 1810, 1812 und 1816.



Karoline von Heygendorff, geb. Jagemann.



Wilhelmine Maaß.

Hatte er ein gutes Stück in den Spielplan aufgenommen, wurde es „solange hintereinander gegeben, als es irgend zog, dergestalt, daß das Publikum daran gewöhnt blieb ohne überdrüssig zu werden“. Solche Stücke besaß Weimar in jener goldenen Zeit im Überfluß; uns will eine gewisse Wehmut beschleichen, wenn wir lesen, wie Kirms das Angebot eines Wiener Buchhändlers mit der Begründung ablehnt: man werde mit Manuskripten von dem Herrn Hofrat Schiller, dem Herrn Geheimen Rat von Goethe, dem Herrn Kotzebue und Herrn Iffland dergestalt versehen, daß zur Einstudierung die Zeit fehle, und wenn man an die Premieren denkt, die Weimar in den gewaltigen Werken ihrer beiden großen Dichter erlebte.

Aber nicht bloß für Weimar, für ganz Deutschland wollte Goethe Hervorragendes schaffen. Hand in Hand mit Schiller wählte er das Beste aus dem Reichtum der Zeit, stieg er aber auch in den Schatz der Vergangenheit hinab, indem er gute ältere deutsche Stücke bearbeitete, um „dem deutschen Theater den Grund zu einem soliden Repertoire zu legen“. Leider fehlt uns der Raum, den Anteil, den Schiller an dieser Arbeit, sowie an der Leitung der Bühne und Ausbildung der Schauspieler gehabt hat, gebührend zu würdigen; dieser Anteil war so bedeutend, daß man mit einem hervorragenden Kenner jener Zeit nicht mit Unrecht von einer Verflachung des Hoftheaters nach Schillers Tode reden kann. Seine Zeit war unzweifelhaft die Glanzzeit der Weimarer Bühne; seine Stücke, von Goetheschen Schülern gespielt, machten Weimar zu einem Wallfahrtsort für Künstler und Dichter, Fürsten und Könige.

* * *

Sechsundzwanzig Jahre hindurch hat Goethe das Weimarer Theater mit sicherer

Alles aus Eigennutz
Lustspiel
in 5 Aufzügen
Nach dem Englischen des Generals
Bourgoyne

Graf von Langen	H. Graff
Edmund von Langen, sein Neffe	Vohs
Elise, seine Nichte.	M. Porth
von [illegible].	H. Müller
Walker, Advokat.	— Malkolmi.
Gertrude, seine Tochter	M. Vohs
Olden, Consulent des Grafen Langen	H. Becker
Amalie [illegible].	M. Becker
Frau Schmidt	— Beck
Martin [illegible], Schulmeister	H. Genast
Dupeur, Kammerdiener } Familie in	— Beck
Sophie Kammerjungfer } Diensten	Mlle Malcolmi.
Peter u. Anton } der Familie	H. [illegible]
Anton } Bediente } Walker	— Benda.
Bediente des Graf Langen	

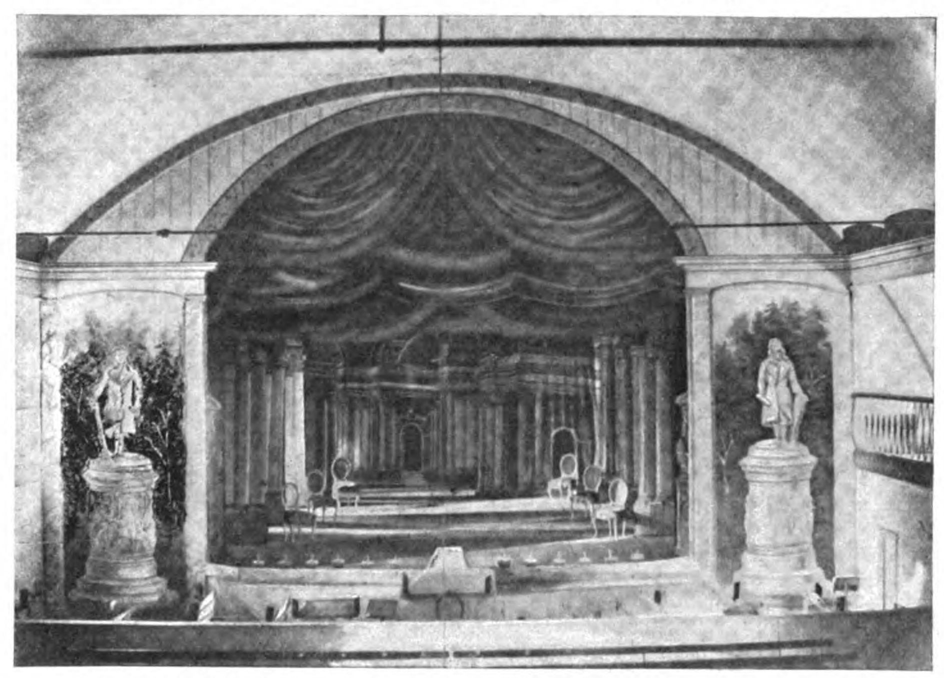
d. 10 Octbr 1794. Die Handlung ist in Wien. Goethe
praes. d. 10. Octb. 94.

Faksimile eines Weimarer Theaterzettels; die Personenbesetzung von Goethes Hand eingetragen.

Hand geleitet. Soviel Freuden und Erfolge ihm auch beschieden waren, mannigfache Mißhelligkeiten und Enttäuschungen blieben ihm doch nicht erspart. Die Cliquenwirtschaft, die in Weimar je länger je mehr um sich griff, der Neid von Kotzebue, dem „behenden Nachahmer Schillers“, und die tiefe Verstimmung Herders — über die Kapuzinerpredigt, die Mitwirkung der Seminaristen auf der Bühne, den schlechte Einfluß der Theatermusik auf die geistliche — und anderes mehr sind zur Genüge bekannt. Dazu kam der furchtbare Schlag am 9. Mai 1805. Der durch Schillers Tod vereinsamte Dichter, nicht mehr angespornt durch das Feuer des unvergleichlichen Gefährten, begann von Jahr zu Jahr mehr die Theatergeschäfte als lästige „Kletten“ zu empfinden.

Wie Alcinous behaglich
Könnt' ich mich auf Rosen betten;
Doch das Weimarsche Theater
Schickt mir mit dem Westwind Kletten.

Die Undankbarkeit seines Lieblings Wolff, der, vom Berliner Golde verlockt, Weimar den Rücken kehrte, verletzte ihn tief, und die Intrigen Stromeyers und der Jagemann wurden zuletzt unerträglich. Die Geliebte des Herzogs plante nichts Geringeres, als Goethe zu stürzen und die Leitung des Theaters selbst in die Hand zu bekommen. Wir wissen, welcher schmählichen Mittel sie sich bediente. Was die Mine zum Springen brachte, die elende Geschichte mit dem Hund des Aubry, ist bekannt. — Goethes Theatergesetze bestanden aus 10 Paragraphen, deren letzter lautete: „Auch dürfen keine Hunde auf der Bühne erscheinen.“ Die Jagemann aber hatte es trotz Goethes Protest durchzusetzen gewußt, daß „Der Hund des Aubry“, ein Stück, in dem ein dressierter Pudel die Hauptrolle spielte, zur Aufführung kam. Kaum war der Pudel zum Kegeltor hereingekommen, als Goethe aus demselben Tor nach Jena fuhr und darauf sein Amt niederlegte. Es ist eine bittere Ironie der Geschichte, daß der Dichterfürst von dem Arbeitsfelde, dem er die besten Jahre seines Lebens geopfert hatte, durch einen — Pudel verdrängt ward. Wir, die wir die überragende Größe des Mannes ermessen können, finden ein erlösendes Lachen über diese Tragikomödie und ihr Urbild in der unbewußt prophetischen Hundeszene im Faust, wo trotz der anerkennenden Worte:



Die Lauchstädter Bühne mit den aus dem Jahre 1803 erhaltenen Dekorationen.

Dem Hunde, wenn er wohl gezogen,
Ist auch ein weiser Mann gewogen.

der Gelehrte schließlich doch vor der Alternative steht:

> Einer von uns beiden
> Muß die Zelle meiden.

Wie tief die Erbitterung Goethes war, zeigt übrigens der Umstand, daß er nach Niederlegung seiner Direktorialgeschäfte das alte Theater, das am 21. März 1825 abbrannte, nur noch einmal, das neue zweimal besuchte, am 7. November 1825, seinem fünfzigjährigen Weimarer Dienstjubiläum, und 1827, an seinem Geburtstag. Man gab ihm zu Ehren den Tasso, und die Jagemann, damit unserem Bilde der versöhnende Abschluß nicht fehle, bekränzte in stummer Abbitte statt der Büste Vergils das Marmorbild des Alten von Weimar.

Für Freunde von Zahlen machen wir zum Schluß folgende Angaben.

Während der sechsundzwanzigjährigen Theaterleitung Goethes betrugen die Ausgaben 450 000 Taler, wovon der Hof den dritten Teil deckte. Selbst in den Kriegsjahren war kein Defizit zu verzeichnen. Die Einnahmen schwankten halbjährlich zwischen 4113 und 15 694 Talern. Es wurden genau 600 Stücke gegeben, von denen nur 84 dem Repertoire Bellomos entnommen waren; 4136 Spieltage wurden mit 4809 Stücken ausgefüllt. Der Spielplan enthielt 17 Possen, 31 Singspiele, 77 Trauerspiele, 104 Opern, 123 Schauspiele, 249 Lustspiele; darunter von Kotzebue 87, von Iffland 31, von Goethe 19, von Schiller 18, von Lessing 4, von Shakespeare 10 Werke. An Aufführungen erlebten (nach Genast) Götz 8, Clavigo 8, Die natürliche Tochter 4, Egmont 12, Iphigenie 14, Tasso 10; Die Braut von Messina 17, Die Jungfrau von Orleans 16, Die Piccolomini 6, Die Räuber 9, Don Carlos 24, Maria Stuart 20, Wallensteins Lager 30, Wallensteins Tod 24, Wilhelm Tell 16; Hamlet 13, König Lear 6, Macbeth 7, Romeo und Julia 7, Othello 3. Die Hagestolzen von Iffland — 40.

Letzte Sonne.

Von

Wil. Vesper.

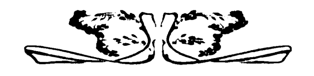
Zwischen Leben und Sterben seh' ich Dich,
Deine lechzenden Augen zerbrechen mich.
Und Du weißt nicht, wie nah es Dir ist,
Und daß der Tod Deine Blüten zerfrißt!

Wenn Sonne und Lachen Dich erreicht,
Wird Dir Dein feiner Leib so leicht,
Möchtest im Tanze Dich immerzu schwingen,
Dazu leise verklingende Lieder singen,
Träumst mit tiefen Augen ins Land hinein,
Schickst Deine Sehnsucht in den Abendschein —

Und immer bleicher wird Deine Hand,
Zu groß der Reif, der den Knöchel umspannt.
Deine klingende Stimme klingt immermehr,
Als käme sie irgend tief, tief her,
Wie eine Saite zur Abendruh klingt.
Manchmal schreit sie auf, als ob etwas zerspringt.
Dein Hals wird wie von Licht so fein,
Legt sich tief in Dein schwarzes Haar hinein.

Und Deine Augen ertrage ich nicht,
Sind so voll Licht,
Voll strömendem Licht,
Das aus dem ersterbenden Körper bricht,
Aller Glanz, der in Dir schlief,
Kommt aus seinen Quellen tief,
Quillt in Dein Auge und fließt hinaus.
So gießt man silberne Schalen aus!
Ich sehe, wie es mählich, mählich verrinnt,
Schleier über die Augen spinnt.

Nur helles Lachen und Sonnenschein
Wirft manchmal einen Strahl hinein.
Dann ist es, wie wenn in verdämmernden Hallen
Des Abendrots letzte Lichter fallen.
Und Deine Seele geht stumm
In den verlassenen Gängen herum,
Sieht wie die Sonne im Wald ertrinkt
Und die Nacht in alle Gemächer sinkt.
Dann legt sie die Stirn an den kalten Stein
Und schlummert ein.





Die Japaner.

Von

G. v. Alten, Generalleutnant z. D.

Es war im Sommer 1853, so berichtet der japanische Chronist (Genji Yumé Monogatari*), als ein Individuum namens Perry, der sich Gesandter der Vereinigten Staaten von Amerika nannte, plötzlich mit vier Kriegsschiffen in Uraga (am Meerbusen von Tokio) ankam und erklärte, daß er einen Brief seines Landes bringe, den er dem Herrscher zu übergeben wünsche. Der Gouverneur des Ortes, Toda Idzu, sehr beunruhigt durch dieses außerordentliche Ereignis, begab sich sofort an Ort und Stelle. Der Gesandte gab an, daß er einen bevollmächtigten Minister zu sprechen wünsche, um ihm den Zweck seines Besuches zu erklären und ihm den Brief zu übergeben. Der Gouverneur sandte sofort in aller Hast einen reitenden Boten nach Yedo (früherer Name der Hauptstadt Tokio), wo seine Ankunft große Verwirrung hervorrief. Neue Boten folgten. Der Shogun Iiejoshi war sehr beunruhigt und berief alle Beamten zur Beratung. Die Angelegenheit war so überraschend und so schrecklich, daß sie zuerst unfähig waren den Mund zu öffnen. Endlich aber wurden Befehle an alle großen Daimyos erlassen, die Küsten zu bewachen, weil die Schiffe der Barbaren Gewaltakte begehen könnten. Dann wurde ein gelehrter Chinese nach Uraga gesandt, um den Brief zu holen, der den Wunsch der Vereinigten Staaten enthielt, Freundschaft und Verkehr mit Japan herzustellen. Eine Zurückweisung des Vorschlages würde zu Feindseligkeiten führen.

*) Aus der „Japan Mail“.

Der Shogun berief in seiner Bedrängnis abermals eine Ratsversammlung und forderte die Meinung der Daimyos. Die versammelten Beamten waren überaus erregt und zerbrachen sich Tag und Nacht den Kopf über guten Rat. Die Edlen in Yedo wurden aufgefordert, in voller Freiheit ihre Ansichten zur Sache auszusprechen, aber die Vorschläge waren so verschieden, daß man zu keiner Entscheidung kam. Die Samurais (Kriegerkaste) hatten in einem langen Frieden die Kriegskunst vernachlässigt und sich dem Vergnügen und dem Wohlleben hingegeben. Seit Jahren hatten nur wenige die Rüstung angelegt. Sie waren über die Aussicht auf einen baldigen Krieg sehr bestürzt und rannten hin und her, um Waffen zu suchen. Die Stadt Yedo und die Dörfer der Umgegend gerieten in Aufruhr. Das Volk hielt den Krieg bereits für unvermeidlich und schleppte Hab und Gut in allen Richtungen fort. Der allgemeinen Verwirrung vermochte erst ein beruhigender Erlaß des Gouverneurs Einhalt zu tun. Aber im Schlosse des Shoguns konnte man zu keinem Entschlusse kommen und verlor nutzlose Zeit, bis der Gesandte nachdrücklich auf einer Antwort bestand. Endlich entschied man sich, die Angelegenheit auf friedlichem Wege zu erledigen und den Brief dahin zu beantworten, daß eine so wichtige Sache nicht in Eile und ohne reifliche Überlegung abgeschlossen werden könne. Man bat den Kommodore Perry, vorläufig wieder abzureisen. In kurzer Zeit würde er bestimmten Bescheid erhalten. Der Gesandte willigte ein und verließ Uraga mit seinen vier

Schiffen, nachdem er seine Rückkehr für das nächste Frühjahr angekündigt hatte.

Der Shogun Jiejoshi war schon seit dem Beginn des Sommers krank und nun durch die unerwartete und eilige Angelegenheit mit den fremden Barbaren sehr geängstigt worden. Vielleicht wurde seine Krankheit hierdurch so verschlimmert, daß er am 22. Juli starb. Seine Anhänger verloren vollständig den Kopf, und hoch und niedrig versank in die tiefste Trauer. —

Die schlichte Erzählung des Japaners gibt ein deutliches Bild der Hilflosigkeit und der Wehrlosigkeit des Reiches, als die Hand des fremden Kriegsmannes an seine Pforte pochte. Zwar hatten seit dem Jahre 1840 englische und russische Schiffe mehrfach japanische Häfen aufgesucht. Dem Shogunat war es jedoch bisher stets gelungen, sie abzuweisen und die Anknüpfung eines Verkehrs zu verhindern. Nur auf der kleinen Insel Deshima bei Nagasaki befand sich eine streng beaufsichtigte holländische Niederlassung, die das Recht besaß, mit Nagasaki Handel zu treiben, wie man sagt, zum Danke für den von den Holländern bei der Unterdrückung der Christen geleisteten Beistand.

Das im Jahre 1603 auf den Shogunthron gelangte Haus der Tokugawa hatte anfänglich ernste Kämpfe um seine Herrschaft zu bestehen, und nicht in letzter Linie gegen die Christen.

Schon um die Mitte des XVI. Jahrhunderts, bald nach der Entdeckung des Landes durch die Portugiesen, hatten, wie das allenthalben geschah, die Bekehrungsversuche begonnen. Bei der religiösen Toleranz des Volkes breitete sich die durch Jesuiten und Franziskaner gepredigte Lehre schnell aus, namentlich auf der südlichen Insel Kiushiu. Der neue Glaube wurde sogar durch die Shogune begünstigt, die in ihm ein Gegengewicht gegen unbequeme Regungen im Buddhismus erblickten. Im Jahre 1581 soll es bereits 150000 Christen in Japan gegeben haben, zu denen auch mehrere Daimyos gehörten. Bald darauf jedoch erkannte man die Gefährlichkeit der Bekenner des christlichen Glaubens, die politischen Einfluß erstrebten und hier und da der Regierung offenen Widerstand leisteten. Der Kampf gegen das Christentum wurde aufgenommen und mit steigender Härte geführt, als im Jahre 1613 der Hochverrat einiger christlicher Adligen entdeckt worden war, die sich, von Missionaren angespornt, brieflich an den König von Spanien gewendet hatten, damit er Kriegsschiffe, Soldaten und Waffen schicke, um Japan zu unterwerfen. Hatte man bisher dem Handel mit den Ausländern keine Schranken errichtet, so wurden nun allen katholischen Nationen die Häfen gesperrt. Nur für England und Holland blieben sie offen. Mit England wurde sogar ein Handelsvertrag abgeschlossen, der den englischen Schiffen gestattete, in jedem japanischen Hafen zu ankern, und sie von Einfuhrzöllen befreite. Selbst die Niederlassung in Yedo war den Engländern erlaubt. Einem Aufstande gegen den klugen und energischen Jamitsu, den dritten der Tokugawa-Shogune, im Jahre 1637, schlossen sich die noch immer zahlreichen Christen in großen Haufen an, und nach seiner Unterdrückung im Jahre 1639 wurde das Christentum mit größter Grausamkeit ausgerottet. Mehr als hunderttausend Menschen sollen der Verfolgung zum Opfer gefallen sein. Die christliche Religion wurde verboten, und ihre Anhänger wurden mit den schwersten Strafen bedroht.

Auf die Geschicke des japanischen Volkes hat die Ausrottung des Christentums großen Einfluß geübt. Das Wachstum der nationalen Kraft und Einheit hatte nicht unter den religiösen Kämpfen und Spaltungen zu leiden, die die Völker des Abendlandes zerfleischten und die heute noch an ihrem Marke zehren. —

Die Schwierigkeit der Erlernung der japanischen Sprache und ihrer Schriftzeichen hat uns das volle Verständnis der Volksseele und ihrer ethischen und religiösen Schwingungen bisher verschlossen. Aber wir wissen doch, daß aus den Elementen des uralten Shintoglaubens, den Lehren Buddhas und den weisen Gesetzen des Konfuzius sich eine Nationalreligion entwickelt hat, wie sie wohl kein zweites Volk besitzt. Die Pflichten, die bei uns der nüchterne, schwer verständliche Buchstabe der Staats- und Strafgesetze gebietet, lehrt in Japan die Religion. Auf dem Shintoglauben, dessen wesentlicher Inhalt, die Abstammung des Kaiserhauses von der Gottheit, durch die bis ins VI. Jahrhundert vor Christus zu verfolgende Ahnenreihe des ehrwürdigen Geschlechtes unterstützt wird, beruhen die tief-

wurzelnde Verehrung des Monarchen und der willige, unbedingte Gehorsam, den seine Befehle finden. Seit dem VI. Jahrhundert unserer Zeitrechnung breitete sich der Buddhismus aus, dem noch heute die große Mehrzahl der Bevölkerung anhängt; da seine Lehre nicht auf Dogmen beruht, sondern nur sittliche Gebote verkündet, redliche Arbeit des Menschen an der eigenen Besserung, die Besiegung seiner Leidenschaften und weitgehende, bis auf die Tiere ausgedehnte, werktätige Nächstenliebe fordert, so trat sie nicht in Gegensatz zur Shintoreligion. Mußten auch zuweilen priesterliche Übergriffe und Herrschaftsgelüste abgewehrt werden, so ergab sich doch im Laufe der Jahrhunderte eine Übereinstimmung der Anschauungen, die den Unterschied zwischen Shintoismus und Buddhismus fast vollkommen verwischte. In jedem japanischen Hause gibt es einen Shintoaltar, die Kamidana, und einen Buddhaaltar, den Butsudan, ob sich die Familie äußerlich zur Shinto- oder zur Buddhareligion bekennt. Und die Priester der einen Religion nehmen keinen Anstand, den Gottesdienst im Tempel der anderen zu versehen. Selbst die kirchlichen Feste weisen nur geringe Verschiedenheiten auf. Auch die über Korea eindringende Lehre des Konfuzius hinderte die Entwicklung der Nationalreligion nicht. Enthält doch auch sie keine Glaubenssätze. Ihre Predigt von den Pflichten gegen den Landesherrn, gegen den Lehnsherrn, gegen Vater, Mutter und Lehrer widerspricht zwar der buddhistischen Anschauung von der Gleichberechtigung aller Menschen, hat aber, dank der Duldsamkeit der Japaner in religiösen Dingen, um so weniger eine dauernde Spaltung hervorrufen können, als der gesunde Sinn des Volkes und seine altgewohnten Sitten den weisen Geboten entgegenkamen. Die dem Konfuzius zu dankende Achtung fleißiger, hingebender, brüderlicher Arbeit und der im wesentlichen auf ihn zurückzuführende Kultus der Ahnenverehrung haben vielmehr das religiöse Leben des Volkes vertieft und es sowohl mit dem Alltagsgetriebe wie mit dem Stammes- und Volksbewußtsein innig verschmolzen. In keinem Hause fehlen die den kaiserlichen Vorfahren, den Stammes- und den Familienahnen geweihten kleinen Altäre, denen die Andächtigen an jedem Morgen ihre Verehrung bezeugen und die mit der genealogischen Stammtafel das heiligste Erbstück bilden. Die Erhaltung der Familientradition, das Bestreben, der Vorfahren wert zu bleiben, und die Sorge dereinst als würdiger Ahne von den Nachkommen verehrt zu werden, sind vornehme religiöse Pflichten des Japaners, die die moderne Gesetzgebung festzuhalten bestrebt ist.

Die elf großen nationalen Festtage sind bis auf die Feier des kaiserlichen Geburtstages und des Neujahrstages sämtlich der Anbetung der kaiserlichen Ahnen gewidmet, und es gibt wenige Japaner, die nicht wenigstens einmal im Leben nach dem Tempel zu Ise gepilgert sind, der der großen Gottheit des göttlichen Lichtes, Daijigu, geweiht ist, von der das Herrscherhaus abstammt. Bürgerliche, kriegerische und religiöse Tugenden fallen zusammen. Die japanische Nationalreligion enthält das göttliche und das irdische Gesetz zugleich, vollständiger und politisch weiser als das Alte Testament und der Koran. Die im Gemüt, in der Religion wurzelnde Macht des Herrschers, der Gesetze und des Rechts genügten dem meerumschlossenen Inselvolke bis in die neueste Zeit. Nicht eigentlich inneres Bedürfnis hat die heutige, erst seit wenigen Jahren wirksame Gesetzgebung geschaffen, die sich an die der fortgeschrittensten europäischen Staaten anlehnt, sondern das Bestreben, die Konsulargerichtsbarkeit der Fremden zu beseitigen und alle Bewohner des japanischen Bodens unter das Landesgesetz zu stellen.

Neben und mit der Religion, ja vielfach untrennbar von ihr, wirkt in mächtiger Weise im Volke von Nippon noch ein uraltes, ungeschriebenes Sitten- und Ehrengesetz, der Bushido, die Quelle ritterlicher Gesinnung und Mannhaftigkeit. In genauer Übersetzung bedeutet das Wort: „Kämpfender Ritter Art". Besser aber wird sein Gehalt mit dem lateinischen Wort virtus bezeichnet, das Tapferkeit und Tugend zugleich bedeutet. Bushido bildete anfänglich die Lebensregel der Samurai, der Kriegerkaste. Mit der Zeit aber ist er in Fleisch und Blut der ganzen japanischen Rasse übergegangen und lebt in ihr fort, auch nachdem die Samurai ihre Vorrechte eingebüßt und sich mit dem übrigen Volke vermischt haben. Der begeisterte und geistvolle Ver-

fasser des Aufsatzes über „Bushido“ in dem kürzlich erschienenen wundervollen Werke „Unser Vaterland Japan“, Inazo Nitobe, führt aus, daß die Erweckung und Erhaltung eines verfeinerten Ehrgefühls die Grundlage des Bushido sei. Aus ihm sollen Selbstbeherrschung, Gleichmäßigkeit des Temperamentes unter den schwierigsten Bedingungen in Krieg und Frieden, Besonnenheit und Geistesgegenwart in plötzlicher Gefahr, Seelenstärke in Zeiten von Widerwärtigkeiten und des Glückswechsels entspringen. Das Gewissen allein soll der Samurai befragen und mit vollkommener Selbstverleugnung seine Pflicht tun, um der Sache und nicht um des Lohnes willen. Der Beschaulichkeit des Buddhismus hält Bushido die Wage, da er nicht Grübeln und Sinnen, sondern tatkräftiges Handeln und kriegerische Tüchtigkeit fordert. „Tragen und wagen“ ist die Aufgabe des Mannes.

Zugleich aber gelten Wahrhaftigkeit, Wohlwollen und Mitleid als ritterliche Tugenden. Nitobe geht so weit zu erklären, daß er unfähig sei, einen Unterschied zwischen der Nächstenliebe, die Christus lehrt, und dem Wohlwollen, der Güte zu finden, die Bushido nie aufhört zu verlangen, der den Regierenden wie den Regierten die Pflicht des Dienens einschärft.

In gleicher Weise wie die Religion fordert Bushido die Liebe zum Herrscher und pflegt die hingebungsvolle, opferfreudige Liebe zum Vaterlande, zur Heimaterde, die die Gebeine der Vorfahren birgt. Mit Stolz weist Nitobe darauf hin, daß kein Fleck wie der Tod Karls I. und Ludwigs XVI. die fünfundzwanzig Jahrhunderte der japanischen Geschichte entstellt. „Hat jemals ein Nero oder Caligula auf unseren Thronen gesessen?“

Die Selbstzucht, die Bushido verlangt, soll den Ausdruck des Schmerzes wie der lärmenden Freude mildern. Verlachen soll der Mann seinen Zorn, seine Tränen mit Lächeln begraben. „Freue Dich mit den Fröhlichen und lasse die andern Deine Tränen nicht sehen.“

Ritterliche Höflichkeit ist eine weitere Forderung der Bushidolehre, eine Höflichkeit, die jeder Fremde, der Japan besucht, rühmend hervorhebt. Dem flüchtigen Besucher mag sie mitunter als leere Form und Zeremonie, vielleicht sogar als Heuchelei erscheinen. Wer tiefer eindringt, erkennt jedoch, daß hinter der Form sich häufig wahre Güte birgt, die im stillen und unerkannt dem Nächsten hilft.

Dem gleichfalls im Bushidokodex enthaltenen Gebrauch des Selbstmordes durch Aufschlitzen des Leibes, Harakiri oder Seppuku genannt, liegt, wenn es als Strafe verhängt wurde, der Gedanke zugrunde, daß der, der auf solche Weise endete, die verwirkte Ehre rettete und die Schmach, die er den Ahnen und den Nachkommen angetan hatte, zu sühnen vermochte. Wer aus freien Stücken Hand an sich legt, will sich nicht durch Gift oder einen Pistolenschuß aus dem Leben stehlen, sondern durch die entsetzliche Todesart seinen Mut und seine Seelengröße erweisen. „Der Tod auf der Matte krönt den Sterbenden mit Ruhm wie der auf dem Schlachtfelde.“

Die Gesetze der Ehre, der Bushidomoral, sind seit alters so tief in die Volksseele gegraben, daß sie eine Brücke zwischen den Lehren der drei Religionen bilden konnten, die das Fundament der Nationalreligion sind. Unter dem mächtigen, unerschütterlichen Schirmdache des Bushido glichen sich die schroffsten Gegensätze des Shintoglaubens, des Buddha und des Konfuzius aus. Die einigende Kraft des von hoch und niedrig anerkannten und geübten Sittengesetzes war so stark, daß Abweichungen in den Äußerlichkeiten des Gottesdienstes keine trennende Bedeutung hatten. Daraus erklärt sich z. T. die religiöse Toleranz des Japaners, die anfänglich auch der Predigt des Christentums nicht widerstrebte. Es mag den Hörern an den Küsten und in den Häfen von Kiushiu gegangen sein wie dem Professor Nitobe, der zwischen der erhabenen Lehre Christi und den edlen Grundsätzen seines heimatlichen Sittenrechts keinen wesentlichen Unterschied entdecken kann. Der tiefe Gehalt der christlichen Religion, deren Gebot „Liebet eure Feinde“ weit über dem Begriffe der Nächstenliebe des indischen und des chinesischen Religionsstifters steht, wird des Eindruckes auf die Gemüter der Japaner nicht verfehlt haben, die von blutigen Konzilen und von den Scheiterhaufen der Inquisition nichts wußten. Das Unverstandene in der Predigt der Missionare beunruhigte sie nicht, da es des Mystischen und Zeremoniellen im

Buddhismus genug gab, was sie mit Duldsamkeit ertrugen, weil es ihnen nicht als das Wesentliche galt. Als sich jedoch die eifernde Herrschgier der christlichen Sendboten enthüllte und des Erlösers oberſten Grundsatz „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ Lügen strafte, mußten die Staatsmänner Japans die Gefahr erkennen, die ihrem Volke durch das Christentum drohte. Die Ecclesia Militans hätte die Einheit und Einigkeit des japanischen Volkes vernichtet und dem erobernden Feinde die Tore des Landes geöffnet. Den politischen Umtrieben der christlichen Priester, die den Hochverrat nicht scheuten, setzten sie die rohe Gewalt entgegen und erstickten die Keime christlichen Lebens in Strömen von Blut. Den Geschichtsschreibern unseres Glaubens, die aus den Christenverfolgungen der Tokugawa-Shogune auf den barbarischen und grausamen Charakter des japanischen Volkes schließen, muß man die Greuel des Dreißigjährigen Krieges und der Bartholomäusnacht und Albas Blutgericht ins Gedächtnis zurückrufen, die in dasselbe Zeitalter fallen, und in denen Christen gegen Christen standen.

Das Land wurde von da ab, um die Mitte des XVII. Jahrhunderts, allen Fremden, auch den Engländern geschlossen, und der eigene Verkehr mit dem Auslande fast völlig unterdrückt. Nur die kleine holländische Faktorei auf der Insel Deshima blieb bestehen und bildete eine enge Eingangstür für die Kenntnis und Verbreitung abendländischer Kultur im japanischen Volke.

Der kurz zuvor erst zur Regierungsgewalt gelangten Tokugawa-Familie kam die strenge Abgeschlossenheit zustatten. Sie vermochte ihre Herrschaft zu befestigen und die Macht des Kaiserhofes wie der Daimyos zu beschränken, da die kraftvolle Beseitigung des verhaßten Fremdenelementes ihr die Zustimmung und Anhänglichkeit des ganzen Volkes gesichert hatte. Dem abgeschiedenen, vom Meere umspannten Inselreiche ward fortan ein zweihundertjähriger äußerer wie innerer Friede zuteil, der die ungestörte Entwicklung der nationalen Einheit förderte und den Kitt, der die Volksglieder umschloß, härtete. Vom Auslande drang nur dürftige Kunde über das Meer, und im Volke erhielt sich in der Erinnerung an die verräterischen Unternehmungen der Christen ein tiefer Haß gegen alles Fremde. Im übrigen glich das Volksleben in diesen beiden Jahrhunderten einem Schlafe, der den Fortschritt auf allen Gebieten hemmte. Den Nachfolgern der drei ersten Tokugawa-Shogune fehlte die politische Einsicht und Kraft, den Forderungen der Zeit zu folgen und Führer ihres Volkes zu sein. Sie begnügten sich mit der durch die Vorfahren geschaffenen Stellung und hielten mit zäher Sorge jede Änderung der Zustände fern, bis durch die rücksichtslose Forderung des Kommodore Perry die Schwäche des Reiches offenbar wurde. Als dieser im Jahre 1854 zum zweiten Male an der japanischen Küste erschien, hatte die Regierung genügende Kenntnis von der Macht der Fremden erlangt und gab dem Zwange nach. Kurz nacheinander wurden Handelsverträge mit den Vereinigten Staaten, mit England, Rußland, Frankreich und Holland, später auch mit Preußen abgeschlossen und den fremden Nationen einige Häfen geöffnet.

Das Volk aber, in dem der Fremdenhaß so lange genährt worden war, verstand diese Maßnahmen nicht, die im schroffen Widerspruch standen zu der Grausamkeit, mit der der Shogun noch kurz zuvor jede Regung des Fortschrittes gestraft hatte. Von den leidenschaftlichen Samurai und den Daimyos zur Vertreibung der Barbaren gedrängt, unfähig die mit den fremden Mächten geschlossenen Verträge zu erfüllen und ihre Vertreter gegen Mord und Mißhandlung zu schützen, machtlos zugleich gegen deren Kriegsschiffe, die die Häfen von Shimonoseki und Satsuma bombardierten, um sich gegen die feindseligen Stämme selbst Recht zu schaffen, geriet die Shogunats-Regierung (Bakufu) in eine verzweifelte Lage. Hätte sie die geringste Aussicht auf erfolgreichen Kampf gegen die Fremden gehabt, sie hätte ihn sicherlich aufgenommen. Aber das Reich besaß keine wehrhafte Kriegsmacht, es gab keine Kanonen, keine Gewehre, keine Kriegsschiffe. Das Feudalaufgebot der Daimyos trug noch die uralten Schwerter, Lanzen und Bogen und die unförmlichen Rüstungen und Helme mit ihren grotesken Verzierungen, die vor Jahrhunderten der Stolz der Samurai waren. Nur einige wenige Feuerrohre, ungeschlachte Luntenschloßflinten, die ihrer Schwere wegen auf hölzerne Gabeln gelegt werden mußten,

fanden sich im Lande, und diese waren größtenteils in den Händen unbotmäßiger Daimyos, namentlich des mächtigen Fürsten von Satsuma, dessen Geschlecht von jeher der Tokugawafamilie feindlich war.

Die Volksstimmung benutzend, erhob dieser, im Bunde mit anderen Stämmen und im Einverständnis mit dem, gleich der langen Reihe seiner Vorfahren in der Dunkelheit seines Palastes in Kioto lebenden, zwar göttlich verehrten doch völlig machtlosen Tenshi (Mikado) die Fahne der Empörung. Die Tage des Shogunates waren gezählt, um so mehr als in dieser schweren Zeit ein unerfahrener und unbedeutender Mann zum Shogun ernannt wurde. Die Aufregung des Volkes stieg, die Mordtaten gegen die Fremden mehrten sich, und deren Forderungen schraubten sich höher. Der Shogun mußte die Hilfe des Tenshi anrufen, der seit vielen Jahrhunderten zum ersten Male wieder in die Regierung des Landes eingriff. Es kam zu blutigen Kämpfen, in denen die Parteien sich der Person des Tenshi zu bemächtigen trachteten.

In diese Wirren fiel im Jahre 1866 der Tod des Shoguns Jamochi und bald darauf der des Tenshi Komei Tenno. Zum Shogun wurde Tokugawa Keiki ernannt, und den Kaiserthron bestieg der heute regierende Herrscher Mutsuhito. Keiki war allerdings ein erfahrener, unerschrockener Staatsmann, aber die Verhältnisse waren stärker als er. Der seit tausend Jahren das Reich regierenden Shogunatsgewalt konnte er kein neues Leben einflößen. Das war auch seine eigene Überzeugung. Er hatte sich gesträubt, das Amt anzutreten, und legte es schon 1867 in die Hand des Kaisers zurück. Mutsuhito war fünfzehn Jahre alt und nicht für die Regierung eines großen Reiches erzogen. An seinem Hofe befand sich niemand, der ihn beraten konnte. Der Bakufu (Shogunshof), der bisher die Geschäfte geleitet hatte und allein mit dem Regierungssystem und mit den auswärtigen Dingen vertraut war, besaß kein Haupt mehr und befand sich in heilloser Verwirrung. Die fremden Mächte begehrten Einlaß und Erfüllung der Verträge. Aufruhr und blutige Fehden zwischen den Stämmen tobten im Lande, und der Jüngling auf dem Kaiserthrone gebot weder über Geld- noch über Machtmittel. Nicht hundert Mann standen unter seinem Befehle. Für ehrgeizige Feudalherren schien die Zeit gekommen, um die höchste Würde im Staate zu ringen, und furchtbare Bürgerkriege waren zu befürchten. Allen voran war der stolze, tatkräftige Daimyo von Satsuma auf Kiushiu, das noch am meisten mit der europäischen Kultur in Berührung geblieben war, der Fürst, der über die reichsten Einkünfte verfügte, dessen Vasallen das stärkste, anhänglichste und am besten bewaffnete Truppenaufgebot stellten, zu einem Gewaltschritte befähigt. Der Staat stand am Rande eines tiefen Abgrundes. Das für den Kenner der Geschichte Unerwartete trat ein. Weder im Volke, noch unter den 276 Daimyos regte sich der Gedanke, die Hilflosigkeit des Tenshi zur Erweiterung die eigenen Macht oder gar zur Empörung auszunutzen. Die tiefgewurzelte Loyalität gegen den Kaiser, die religiöse Verehrung seiner Ahnen, das schwere Geschick, das ihn zwang die Zügel der Regierung zu ergreifen, die Notlage des Staates und die Erkenntnis, daß nur in der Einigkeit Rettung zu finden sei, schufen ein fast unerhörtes Beispiel von Opferwilligkeit, Treue und Tatkraft aller Glieder eines großen Volkes.

Der weitblickende Daimyo von Satsuma hatte nur die Beseitigung des Shogunates im Auge gehabt, das er mit Recht für die Ursache aller Übel hielt. Jetzt stellte er sich mit einigen anderen Fürsten an die Seite des Kaisers und ermöglichte ihm durch Rat und Tat die Übernahme der Regierung. Im nächsten Jahre schon trat er dem Kaiser sein angestammtes Fürstentum mit allen Domänen und allen seinen Mannen ab, und dem Beispiele folgten die übrigen Daimyos freiwillig. Der großartige Verzicht auf ihre politische Machtstellung beendete mit einem Schlage die Feudalherrschaft, um die in Europa Jahrhunderte hindurch gekämpft wurde, ohne daß ihre Reste bis zum heutigen Tage völlig beseitigt werden konnten. Einmal noch versuchte der Shogun Keiki, durch seine Anhänger aufgestachelt, den Kampf aufzunehmen. Nach kurzer Zeit aber unterwarf auch er sich freiwillig und lebt seitdem in der Zurückgezogenheit.

Mit staunender Bewunderung stehen wir vor der aufopfernden Tat dieser Fürsten, an deren Größe und Reinheit die Ver-



Parzifal. Bronze von Prof. Ignatius Taschner-Breslau.

kleinerungssucht vergeblich mäkelt. Sie gewährt uns einen tiefen Blick in die Volksseele und gibt uns den Beweis einer leidenschaftlichen, selbstlosen Vaterlandsliebe, die in der Geschichte nirgends übertroffen wird und die dem Inselstaate eine große Zukunft verspricht.

Die Regierung überwand ohne große Mühe den geringfügigen Widerstand, den ihr einige Anhänger des Shoguns noch entgegensetzten, hatte jedoch in den folgenden Jahren mehrfach gegen widersetzliche Stämme zu kämpfen. Die letzte und gefährlichste Erhebung ging von Saigo von Satsuma aus, der bis dahin die stärkste Stütze des Thrones gewesen war, den seine Gegner selbst den „großen Saigo“ nennen, und dem der Kaiser den Oberbefehl über das Heer anvertraut hatte. Es ist bezeichnend, daß der Groll, der Saigo veranlaßte sein Amt niederzulegen und der ihn im Jahre 1877 zum offenen Aufruhr trieb, auf die Weigerung des Kaisers, Korea mit Krieg zu überziehen, zurückzuführen ist, ein Unternehmen, das Saigo schon damals für geboten und ausführbar hielt. Auch dieser Aufstand, bei dem Saigo das Leben einbüßte, wurde unterdrückt, und seitdem herrscht ungestörter, gefesteter Frieden im Lande. Daß nicht persönlicher Ehrgeiz oder Herrschsucht die Ursache der Kämpfe gegen das neue Regiment gewesen sind, daß sie vielmehr nur auf heißblütiger Vaterlandsliebe beruhten, die andere Wege gehen wollte als die Regierung, ersieht man aus der Achtung, die den Aufrührern vom Volke wie vom Kaiser gezollt wurde. Noch heute finden sich im Heere und unter den Beamten hochgestellte Männer, die ehedem gegen die kaiserlichen Waffen gefochten haben. Schon im Jahre 1875 zeichnete sich der Admiral Enomoto als japanischer Bevollmächtigter in Rußland aus, der 1869 noch auf den Schiffen des Shoguns den letzten, verzweifelten Widerstand geleistet hatte. Munemitsu Mutsu, der sich an Saigos Seite gestellt hatte, wurde demnächst Gesandter in den Vereinigten Staaten und später Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Die große Staatsumwälzung von 1868 wirkte auf das Volk wie ein Jungbrunnen und entfesselte in der intelligenten, arbeitsamen Rasse ungeahnte Kräfte. Auf allen Gebieten des Daseins fast wurde die abgestorbene Haut des Hergebrachten und Altgewohnten abgestreift, und alles beteiligte sich an dem Neubau der Einrichtungen. Mitunter in übertriebener Hast und nervöser Eile. An manchen Stellen schoß man über das Ziel hinaus, aber der Weisheit und Mäßigung der führenden Männer ist das wunderbare Werk gelungen, im Zeitraum von dreißig Jahren aus einem in mittelalterlichem Feudalwesen erstorbenen Lande, in dem man von den großen Errungenschaften der westlichen Kultur mit ihren Erfindungen und Entdeckungen kaum etwas ahnte, einen kraftvollen modernen Staat zu machen. Unter der klugen, das Streben des einzelnen fördernden und schützenden Gesetzgebung hat nach der Öffnung der Grenzen und Häfen, die nunmehr kaum noch Widerspruch fand, diese westliche Kultur in stürmischem Tempo ihren Einzug gehalten und ist — das bildet wiederum einen Gegenstand der Bewunderung — alsbald japanisch geworden. Man hat europäische und amerikanische Lehrmeister genommen, die japanische Jugend hat, vielfach unter großen Entbehrungen, im Auslande studiert, aber ausländische Unternehmer und Anlagen sind selten in Japan. Mit unvergleichlicher Findigkeit hat die Intelligenz des gelben Mannes die Herstellung der Erzeugnisse erlauscht und sie bald selbst übernommen. Der Reichtum des Landes an Erzen, Kohlen, Erdöl und Wasserkräften kommt der Industrie zu Hilfe, und seine wundervollen Häfen erleichtern den Verkehr. In manchen Gegenden Japans ragen die Fabrikschlote bereits empor wie in unseren reichsten Industriebezirken, und unter dem Fuße des Reisbauern klopft tief in der Erde die Hacke des Bergmanns. Eisenbahnen und Telegraphenleitungen durchziehen das Land, und eine große Flotte von Dampfern und Segelschiffen kreuzt den Ozean nach allen Küsten der Erde. Schon wird das Material zu diesen Anlagen in japanischen Werkstätten und ein großer Teil der Schiffe auf den eigenen Werften hergestellt.

Mag anfänglich die Mehrzahl der Landeserzeugnisse nur die Nachahmung fremder Muster gewesen sein, so mehren sich doch die Anzeichen, daß der Schülerstandpunkt bald überwunden sein wird. Die Begabung des Japaners und die im Überflusse vorhandenen fleißigen, soliden und billigen Ar-

beitskräfte sichern ihnen weitere Fortschritte und selbständige Betätigung. Aber nicht nur auf dem Gebiete industrieller Arbeit, sondern auch in den Wissenschaften hat das Volk einen gewaltigen Aufschwung genommen. Den besten Beweis dafür liefert das bereits erwähnte kostbare, von Japanern geschriebene Werk „Unser Vaterland Japan". Wer auch nur darin blättert, erstaunt über die Fülle des Wissens und der Einsicht bei den Staatsmännern und Professoren, die sich bemühen, dem Auslande ein getreues Bild ihrer Heimat zu geben, über den feinen Takt, der, bei aller Wahrhaftigkeit, jedes unbedachte Wort meidet, und über die Klarheit, die Knappheit und den Reichtum ihrer Gedanken und ihrer Sprache. Wer das Buch studiert, muß die Ansicht aufgeben, daß die neue japanische Kultur nur eine äußerliche Hülle, ein oberflächlicher Lack sei, unter dem sich die alte Barbarei berge. Man lese nur die Aufsätze über Politik und Diplomatie, über Erziehung und Religion, über die Stellung der Frau und über die kaiserliche Familie.

Auf dem Gebiete des Schulwesens hat Japan Großartiges erreicht und geleistet. Es hat den Schulzwang eingeführt und überall Elementar- und Bürgerschulen errichtet. Mehr als 90 Prozent der Schulpflichtigen empfangen bereits öffentlichen Unterricht, und unter den in das Heer eingestellten Rekruten finden sich nur noch ausnahmsweise junge Leute ohne Schulbildung. Das ist um so anerkennungswerter, als das Erlernen der japanischen Schriftzeichen drei bis vier Jahre erfordert, die unserer Schuljugend erspart werden.

Die Staatsgesetze haben Religionsfreiheit verkündet, sich aber sorgfältig bemüht, die Volksreligion ebensowenig anzutasten, wie das hergebrachte Familienrecht. Die Gesetzgeber wußten, was auf dem Spiele stand. Die Eigenart des Volkes, seine religiösen Anschauungen, die den einzelnen aufgehen lassen in seinen Pflichten gegen Volk und Staat, sind von der Umwälzung nicht berührt worden. Hat auch die christliche Mission jetzt freie Bahn in Japan, so verheißt ihr doch kein Landeskundiger ernstliche Erfolge. —

Eines der ersten Erfordernisse des neugebildeten Staats-Organismus war die Schaffung einer Wehrmacht. Hatten doch die militärische Schwäche des Landes gegen die Forderungen des Auslandes und die Aufstände im Inneren die Notwendigkeit deutlich erwiesen. Die kriegerische Tüchtigkeit der Bewohner kam dem Erfordernis entgegen. Von den 400000 Samurai, die bisher mit Stolz ihre beiden Schwerter getragen hatten, eigneten sich viele zum Eintritt ins Heer und für die Führerstellen. Die allgemeine Wehrpflicht stieß nirgends im Volke auf Widerspruch. Die jungen Männer der niederen Klassen betrachten den Waffendienst als eine Ehre, die sie auf den vielbeneideten ritterlichen Rang erhebt, und die zahlreiche Fischer- und Schifferbevölkerung an den ausgedehnten Küsten liefert der Kriegsflotte vortrefflichen Ersatz. Die Elemente zu einem tüchtigen Heere sind reichlich vorhanden, und wenn man erwägt, daß die Einwohnerzahl des japanischen Reiches nicht weit hinter der des deutschen zurückbleibt, so erscheint das Streben nach einer Großmachtstellung im europäischen Sinne begreiflich und gerechtfertigt. In der Tat bestand unmittelbar nach der Restauration von 1868 die Absicht, eine diesem Zwecke entsprechende Kriegsmacht zu schaffen. Aber die ungeheuren Anforderungen an die Finanzkraft des Landes, die alle übrigen Neuerungen stellten, hinderten die Ausführung. Mit Recht wurden in dem Inselstaate der Flotte, den Kriegshäfen und den Docks die nächsten und bedeutendsten Mittel zugewendet. Nach Übernahme der zahlreichen, wenn auch großenteils minderwertigen Schiffe des Shogunates und der einzelnen Stämme, die in der Zeit von 1853 bis 1868 beschafft waren, wuchs die Marine beständig. Schon im Kriege gegen China 1894 bis 1895 bewährte sie sich; und welchen Rang sie heute einnimmt, ist weltbekannt.

Die Organisation der Landmacht aber konnte nur langsamen Schrittes folgen. Sie genügte zwar den leichten Anforderungen des chinesischen Feldzuges, hat aber erst nach diesem den ursprünglich in Aussicht genommenen Umfang erreicht. Auch dieser entspricht der Bevölkerungsziffer noch bei weitem nicht, da bisher die Hälfte aller Tauglichen keinen Platz in den Gliedern fand. Seit der Krieg mit Rußland drohte, hat man sie allerdings oberflächlich ausgebildet und damit eine nach Hunderttausen-

den zählende Reserve geschaffen. Den Mangel einer genügenden Zahl von festen Friedensformationen und erfahrenen Führern kann das Mittel aber nicht ausgleichen. Wenn der Mikado unter begeisterter Zustimmung seines Volkes trotzdem in diesem Jahre den Kampf gegen die gewaltige Übermacht des russischen Reiches aufgenommen hat, so hat ihn dazu sicherlich die Erkenntnis bewogen, daß längeres Zaudern die Lage nicht bessern würde, anderseits aber erfüllte ihn zweifellos ein starkes Vertrauen in die Tüchtigkeit seiner Kriegsmacht. Heer und Flotte stehen, was Rüstung und Ausbildung betrifft, auf der Höhe der Zeit, und der Geist, der die Krieger beseelt, ist unübertrefflich. Den Heldentaten der japanischen Soldaten und Matrosen, ihrer unerschütterlichen Disziplin, ihrer beispiellosen Opferwilligkeit, ihrer Genügsamkeit und Ausdauer spendet die Welt das höchste Lob. Ihre Führer haben bisher den Sieg an die japanischen Feldzeichen zu fesseln gewußt. Ob sie auch den schwierigeren Aufgaben gegen einen aktiven, zum Angriff schreitenden, gegen einen überlegenen Feind gewachsen sein werden, müssen sie noch zeigen. Man kann sich nicht verhehlen, daß der größere und gefährlichere Teil des Ringens um die Herrschaft in Ostasien noch vor ihnen liegt, und daß eine lange Kriegführung an die Finanzkraft des Landes, trotz größter Sparsamkeit und Ordnung, überaus schwere Anforderungen stellt.

Den einsichtigen und klugen Staatsmännern in Tokio und dem Kaiser selbst, dessen überlegene Besonnenheit alle seine Staatshandlungen bisher durchleuchtete, ist die Größe des Wagnisses eines Krieges gegen Rußland sicherlich im vollen Umfange klar gewesen. Um so höher steht die Kühnheit seines Entschlusses, der an unseres großen Friedrich Seelenstärke gemahnt. Zaghaften Herzen ist die Bahn zu Ruhm und Macht verschlossen.

Camoëns.

Von

A. Fitger.

Wer ist der tapfre Schwimmer?
Durch wirre Schiffbruchstrümmer,
Was kämpft er sonder Rast und Ruh!
Naht ihm kein rettend Steuer?
Wirft keinen Zauberschleier
Die Huldgöttin des Meers ihm zu?

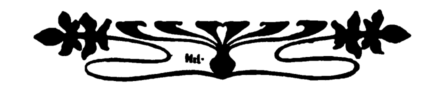
Die Narbe zeugt von heißer
Kriegsarbeit, aber weißer
Als Kriegerfaust ist diese Hand;
Wie starrt das Aug', das blinde,
Nachdem der Sturm die Binde
Verschwemmte, die es sonst umwand.

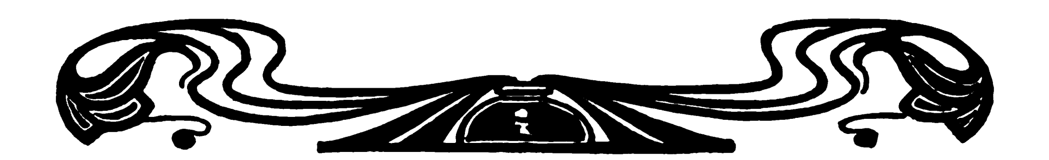
Will er der Flut bestreiten
Golkondas Kostbarkeiten?
Was birgt er, fest ans Herz geschmiegt?
Kein Schatz, nur ein paar Blätter
Sind alles, was im Wetter
Des Schiffbruchs ihm am Herzen liegt.

Du wirst ihn leicht erraten,
Den stolzen Lusiaden,
Camoëns hohes Heldenbild;
Sein Lied ist ihm sein Alles,
Was aus des Wogenschwalles
Abgründen es zu retten gilt.

Wie schrein aus tausend Hälsen
Die Möven um die Felsen
Durch ewig taube Einsamkeit!
Er aber klemmt die Lippen:
Verschwende nicht an Klippen
Den Schrei von Not und Herzeleid.

Erkenn in diesem Zeichen,
Schiffbrüchig Herz, dein eigen
Geschick und gib getrost dich drein;
In Nacht und Höllenschwärze,
Die Kunst drück' an dein Herze,
Und mög' ein Gott dir gnädig sein.





Neues vom Büchertisch.

Von

Carl Busse.

Wilhelm Jensen, Vor drei Menschenaltern. — Frieda v. Bülow, Im Zeichen der Ernte. — Felix Holländer, Der Baumeister. — Emil Strauss, Kreuzungen. — Oskar Blumenthal, Nachdenkliche Geschichten. — Gustav Meyrink, Orchideen.

In dem großen und glücklichen Leben Goethes gibt es kaum etwas, das tiefer bewegt, als sein letzter Besuch des Gickelhahns. Munter ging der Greis durch das Heidelbeerkraut und betrat das bretterne Jagdhaus. Er kletterte langsam die steile Treppe empor und stand bald vor den ewigen Versen, die er selbst vor einem halben Jahrhundert einst hier an die Wand geschrieben. Er überlas sie, und in Herbstweh und Menschenleid weinte er. „Warte nur, balde ruhest Du auch!" wiederholte er leise, während ihm die Tränen über die Wangen liefen. Seine Seele, gleich schwer von Erinnerungen und Ahnungen, muß Unsagbares in diesen Augenblicken durchfühlt haben: alle Schauer des Lebens und des Todes, alle Rätsel dieser kleinen und großen Welt. In der Empfindung seiner armen Menschlichkeit zitterte dieser reichste Mensch wie jede Kreatur unter den unerbittlichen Gesetzen des ewigen Wandels und Wechsels.

Als Gefühl, das kein Wort in seinen Gründen umfaßt, mag ein ähnliches Menschenweh und die Weisheit Salomonis, des Predigers, das natureinige Herz durchschauern, wenn die Bäume kahl werden und draußen der Tod die Karten mischt. Die Sprache vermag an dieses Höchste nicht heranzukommen, denn sie ist zu sehr von dieser Erde und bezwingt wohl die Klarheit, nicht aber mehr die tiefe Verworrenheit, die nur erfühlt werden kann. Doch gelingt es manchmal den Dichtern, indem sie Menschen bilden und Schicksale gestalten, uns ähnliche Schauer durchs Herz zu jagen und uns hineinzuziehen in die Herbstwehstimmung, daß wir stammelnd, aus Alltag und Tätigkeit gerissen, fragen, was denn nun der Sinn dieses Lebens sei, und uns wundern, wie wir so rennen und gieren, lachen und weinen, lärmen und fröhlich sind, da doch bald der Wind mit unserem Staub spielt und niemand mehr weiß, daß wir gewesen sind.

Solch einen leisen Schauer, ein „kühles Lüftchen von der Gruft", die auf uns alle wartet, empfängt man vielleicht von dem neuen Roman Wilhelm Jensens: „Vor drei Menschenaltern" (Dresden, Karl Reißner 1904). Es ist die beste Ausbeute, die man daraus davontragen kann. Denn sie füllt das Herz mit einer wunderlichen reinen Trauer, vor der jede Dumpfheit und Kleinlichkeit entweicht, mit einer ruhigen, aber nicht schwächlichen Ergebung. Das Herbstweh ist in diesem Buche über Wilhelm Jensen gekommen; er, der es selber nicht weit mehr zu den Siebenzig hat, blickte zurück in sein Leben und in die Lande seiner Jugend. Über die holsteinische Erde, über die seine Knabenfüße gesprungen, sah er ein Geschlecht nach dem andern ziehn; er sah blühen und welken, ein ewig Vorübergehn; immer nur, groß, trotzig, schattenhaft, stehn die sieben Türme Lübecks am Horizont, als wären sie allein der Zeit nicht untertan. Und vom Torbogen, der, dem Kirchhof zugewandt, die „persianischen" Häuser in Kiel durchbricht, leuchtet der Spruch des Psalmisten: „Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen." Am besten aber ist es gewesen, sagt der alte Magister Sebastian Schneider, wenn es die Überzeugung mitgebracht hat, daß man sich ruhig hinlegen kann, ohne Besorgnis, noch einmal wieder zu einem ähnlichen Tagewerk aufgeweckt zu werden. Denn wohl sind Mühe und Arbeit gute und hilfreiche Begleiterinnen auf dem langen Wege, doch das Leben selbst und seine Köstlichkeit sind sie nicht. Sie sind nur farbloser Regen, den der Verstand als fruchtbar preist, Glück aber ist Morgentau, von der Sonne des Herzens bestrahlt. Von einem kurzen „Morgentau" und einem langen „Regen" solcher Art erzählt Wilhelm Jensen, und er weht uns an mit Schauern der Vergänglichkeit, daß man sich an das wehe Ritornell seines Meisters und Freundes Theodor Storm erinnert:

„Dunkle Zypressen —
Die Welt ist gar zu lustig,
Es wird doch alles vergessen!"

Man denkt also vor diesem Romane nicht an eine Gestalt, sondern man hängt einem Gefühl nach. Man bindet sein Interesse nicht so an ein bestimmtes Menschenschicksal, sondern empfindet tief das Schicksal aller derer, die über die Erde ziehn. Über die einzelnen Gestalten wachsen die Geschlechter, man sieht endlos die Ringe sich immer weiter verketten. Ein Sprungbrett ist dieses Buch, das uns den Aufschwung zu Höhen erleichtert, die es selber nicht mehr faßt oder wenigstens nicht ganz rein offenbart. Es schlägt nur, manchmal fast zittrig, den Akkord an, aus

dem wir das Beste, die höchste Melodie, selber erlösen müssen. Deshalb kann man sich gewiß sehr verschieden zu diesem Romane stellen. Man wird anders urteilen, wenn man ihn nur nach Form und Kunstwert betrachtet; anders, wenn man daneben auch die Entfaltungsmöglichkeiten des angeschlagenen Akkordes erwägt.

Wilhelm Jensen hat, alles in allem genommen, in seinem Leben doch eigentlich kein Glück gehabt. Oder um es gerechter zu sagen: es hat ihm an Kraft des Talentes oder des Strebens gefehlt, um eine erste und dauernde Stellung sich zu erringen und zu behaupten. Er hat sich frühzeitig genügen lassen und sich mehr in die Breite als in die Tiefe entwickelt. Er hat sehr schöne Gedichte geschrieben, aber Gedichte, die ohne Theodor Storm nicht dawären. Auch seiner Prosa gab der größere Landsmann viel mit, nur daß Jensen über die Novelle hinaus zum weiteren Rahmen des Romans griff, in dem sich seine Phantasie, sonderlich seine „historische" Phantasie freier bewegen konnte. Es besteht noch manches in Ehren, was sie geschaffen, aber selbst in dem Besten überwog die Kraft, Stimmungen zu geben, die des Gestaltens in ungleicher Weise; oft zerfiel daneben die zu weit und breit gewählte Form, und öfter noch brachte die zu wenig im Geschirr gehende, zu sehr auf eigne Faust vagabundierende Phantasie einen falschen, unechten Zug in das Ganze. Trotzdem konnte man sich nicht leicht dem feinen Natursinn und der Stimmungsmacht Jensens entziehen. Aber während Theodor Storm ein halbes Jahr und länger auf eine kleine Novelle verwandte, stets die größte Kraft an eine jede setzte und so im Alter als Erzähler immer reifer, herber, bedeutender wurde, hatte Jensen etwas von der Hast des Zeitungsbetriebes behalten, in dem er früher beschäftigt war, ließ nichts recht ausreifen, schrieb mehr, als selbst seine treuesten Verehrer lesen konnten, und brachte es in den letzten Jahren so weit, daß man seine neuen Bücher nur noch selten und dann mit einem leisen Grauen zur Hand nahm. Das Herz konnte einem wehtun, wenn man sah, wohin dieser Poet sich verloren hatte.

Der letzte Roman „Vor drei Menschenaltern" gehört wieder einmal zu denen, die ein auf sich selbst Besinnen des Dichters zeigen. Es gibt hier Kapitel, wo die alte Jensensche Kraft der Naturstimmung wieder lebendig wird. Man muß sich zwar durch einen überaus weitschweifigen, langweiligen und wie in schriftstellerischer Fronarbeit erzeugten Anfang hindurchwürgen; man muß weiter einen verschnörkelten, papierenen Stil überwinden lernen, aber der Beharrliche wird dann doch auch belohnt. Die Szenen, darin der Kieler Student mit der jungen Gräfin Ina Walterstorff durch Park und Wälder schweift, um botanische Kenntnisse zu sammeln, sind überreich an poetischem Detail, und etwas von dem Luftrausch, der die beiden jungen Menschen verwirrt und beseligt, ist auch in den Worten des Erzählers noch hängen geblieben. Das eigentlich Lebende und Bleibende ist überhaupt die holsteinische Landschaft; die Menschen sind doch mehr oder minder Staffage darin. Sie haben nur den Zweck, zu illustrieren und Stimmung zu wecken. Das tun die wohlweisen Kieler Professoren mit den Allongeperücken, das tun die vornehmen französischen Emigranten, das tun die eingeführten Berühmtheiten Klopstock, Voß, Stolberg, Gerstenberg. Und sie alle sind auch flach wie Illustrationen und wenden dem Beschauer nur eine Seite zu. Eine einzige Gestalt prägt sich durch Ungewöhnlichkeit fester ein: der junge Prinz von Wied, der nachmalige berühmte Naturforscher. Auch das Liebespaar wird uns nicht innig vertraut, und wenn es dafür eine Entschuldigung gibt, so kann es nur die sein, daß hier die Menschen und ihre Schicksale nur wie Schattenspiele sind, bald vorübergehend, anderen Platz machend ...

Damit sind wir wieder bei der beherrschenden Stimmung des Buches, die ich anfangs anzudeuten versuchte und die sich auch die Fabel und die Situationen schuf. Sie redet davon, daß Wilhelm Jensen doch ein Dichter ist; um ihretwillen verzeiht und übersieht man vieles; sie rechtfertigt die sechs Zeilen, die der alte Poet vor diesen „Roman aus dem holsteinischen Land" gestellt hat:

„Ein stilles Buch. Mit leiser Stimme spricht's,
Gleich wie der Abglanz roten Abendlichts
Auf einem Gruftgedenkmal leis verblaßt.
Den Urnenstein mit ihrem Arm umfaßt
Hält eine Frau'ngestalt in stummem Sehnen:
Des Lebens Wehmut, lächelnd unter Tränen." —

Im gleichen Verlage wie Wilhelm Jensen hat auch Frieda Freiin von Bülow ihren neuen Roman erscheinen laßen: „Im Zeichen der Ernte". Vorsichtigerweise gab sie ihm noch den Untertitel: „Italienisches Landleben von heute". Sie hat damit dem Kritiker eine Waffe entwunden. Denn er erwartet nun von vornherein nicht mehr einen festgefügten Roman, sondern in loser Komposition aneinandergereihte Bilder und Szenen, die sich leidlich zusammenschließen. Diese Erwartung trifft denn auch prompt ein.

Auf das Landgut des Grafen Porti werden wir geführt, und in der lebendigen, raschen Art der Bülow lernen wir die ganze Familie kennen, den Conte und den Contino, die übrige Verwandtschaft und die jungen „Lebemänner" von St. Angelo sul mare, die Bauern und alles, was der Gegend Gewicht gibt. Das ist äußerst flott hingetuscht, ist scharf gesehen und virtuos gegeben. Man liest es gern und wird sicher in dem Gefühl, daß die Erzählerin selbst sicher ist und mit vertrauten Schritten diesen fremden Boden mißt. Sie würde in kurzer Zeit auch auf jedem andern sicher sein, wie sie des öfteren schon bewiesen hat. Das ist die schnelle Auffassungsgabe und kluge Anpassungsfähigkeit der Frau, die sich überall zurechtfindet. Beinah möchte ich sagen, Frieda von Bülow hätte so auch die literarische Arena gemessen und sich rüstig dort auf einen Platz gestellt. Ihr Talent hat sie in festen Händen, sie echauffiert sich nach keiner Seite, sie beobachtet gut und stellt, was sie geschaut, mit Energie und Gewandtheit dar. Erlösungen sind ihre Bücher wohl weder für sie noch für uns. Dazu bleibt sie vielleicht etwas zu sehr an der äußeren Schale,

am Sinnfälligen kleben, das sie resolut angreift und mit erfreulicher Frische und plastischer Kraft darstellt. Sie ist in Berlin geboren und hat auf weiten Reisen den Blick für Realitäten, für das Eigentümliche von Menschen, Landschaften, Völkern noch mehr geschärft. So ist sie, wie so viele, in erster Linie eine Dichterin der Augen. Die Darstellung der äußeren Welt gelingt ihr besser, als die der inneren; ihre Sehschärfe und Verstandeshelle ist größer, als ihre Gefühlskraft. Es gelingt ihr immer, uns klar und sicher, doch selten, uns heiß zu machen. In ihrer Kunst ist eine starke Bewußtheit, kein Untergrund von Dumpfheit. Es blühn keine Wunder in ihren Büchern auf, aber es steckt viel gesunde Tüchtigkeit darin. Kann sie deshalb auch mit der Leidenschaft der Boy-Ed, der freien Sicherheit der Ebner, der klugen Güte der Schulze-Smidt, der poetischen Kraft der Böhlau, der psychologischen Feinheit der Lou Andreas-Salomé vielleicht nicht rivalisieren, so hat sie doch ihre eigne Note. Und über dem Wunsch nach ein wenig mehr Naivität, Gemütsmacht, Aufgeschlossenheit der Seele darf man die guten Erzählereigenschaften nicht vergessen, die sie besitzt.

Ohne Zweifel kennt sie die Art ihres Talentes selbst; denn daß sie klug und kritischen Geistes ist, beweist jedes Buch von ihr, beweist nicht zuletzt auch der Nebentitel ihres neuen Romans. Und wie sie hier dem zu erwartenden Einwurf vorsorglich selbst die Spitze abzubrechen versucht, so trachtet sie auch, den erkannten oder geahnten Hauptmangel ihres Talentes zu verbergen und minder fühlbar zu machen, indem sie hier und da künstlich erhöht und Perspektiven andeutet, die doch eigentlich fehlen oder sich nicht natürlich ergeben. Sie hat darin, allerdings auch nur darin, Ähnlichkeit mit der bedeutenderen Ricarda Huch, die sie deshalb auch schwärmerisch bewundert, die aber leider immer mehr in ein pretiöses Blendertum hineinsegelt. Frieda von Bülow unterstreicht gern im Titel; sie schraubt die Titel höher empor, als es notwendig ist, sodaß Etikette und Inhalt oft nicht recht zusammenstimmen. Bald versteht man die Beziehung des Titels zum Werk überhaupt nicht; bald wird man durch den Titel (wie z. B. hier) verführt, eine tiefere Symbolik zu wittern. Aber immer, wenn die Erzählerin „bedeutsam" sein möchte, ist sie weniger glücklich, und mit den komplizierten, unterstrichenen, absichtlich erhöhten Figuren ihres Romans kann man nichts Rechtes beginnen. Man erkennt auch bei einiger Aufmerksamkeit bald, wo sie wirklich *ist* und wo sie nur *scheint*. In den beiden Titeln drückt sich beides schon aus. „Im Zeichen der Ernte" — das ist das literarisch Erhöhte, Klang und Schein. „Italienisches Landleben von heute" — das ist das ihr Natürliche und Gemäße, Können und Sein. Ja, man ertappt sich wohl auf dem Gedanken, daß Frieda von Bülows bestes Können in Romanen nicht rein genug herauskommt. Sie hat vielleicht den Scottschen Blick für die Natursubstanz in den verschiedenen Rassen, Völkern und Stämmen, wie ihn grade die Sprossen alter Adelsfamilien oft besitzen — ein Vermögen, das Annette von Droste in merkwürdigem Maße hatte und das in den „Briefen, die ihn nicht erreichten" der Baronin Heyking Staunen erregt.

Die leise Äußerlichkeit der Bülow wirkt aber fast still und herzlich gegen die grobe Äußerlichkeit eines vielgenannten und vielgerühmten Berliner Schriftstellers, der glänzend gemachte, nur immer etwas knallig geratende und sensationell aufgefärbte Großstadtromane von Jahr zu Jahr veröffentlicht. Ich meine Felix Holländer, den Verfasser des „Thomas Truck" — jenes merkwürdig schiefen Buches, das gewiß groß gewollt, aber ebenso gewiß unecht und ungermanisch ist von der ersten bis zur letzten Zeile und in dem alle Leute bemüht sind, sich mit ungeheuer viel Geräusch eine Weltanschauung aufzuladen, welche sie bei nächster Gelegenheit abwerfen, um sich mit einer neuen zu bepacken.

Dieser Felix Holländer ist mit seinem jüngsten Roman „*Der Baumeister*" (Berlin 1904, Paul Letto) wieder von den Wegen des Thomas Truck abgewichen; er hat sein Streben niedriger gespannt und sich fraglos den Dank seines zahlreichen Publikums verdient. Es handelt sich in seinem neuen Buche nicht mehr um Philosophen, sondern um Spekulanten, nicht mehr um Weltanschauungen, sondern um Kapitalien, nicht mehr um geistige Entwicklungen, sondern um geschäftliche „Transaktionen". Er hat kaum mehr versucht, uns das Fühlen und das innere Leben seiner Personen zu offenbaren: wir kennen ihre Brieftasche fast besser, als ihr Herz. Er hat sich ganz an die äußere Handlung gebunden, und er manövriert da so glänzend, daß es kein Kunststück ist, seinem Roman eine Reihe von Auflagen vorauszusagen.

Erfindungsgabe ist ein gutes Ding, und ein packender Stoff ist immer etwas wert. Selbst bei „klassischen" Romanen ist die Langeweile kein notwendiges Erfordernis, und ich mache es Felix Holländer am allerwenigsten zum Vorwurf, daß er schon durch das roh Stoffliche die stärksten Wirkungen auszuüben versucht. Aber daß er es ganz allein dadurch tut, das ist bedenklich und unkünstlerisch. Nach natürlichen Gesetzen muß man um so tiefer graben, je kühner, überraschender und höher ein Gebäude emporstreben soll. Felix Holländer jedoch bleibt uns die Fundamente schuldig, und sein Roman ist mit all seinen glänzenden Szenen und Effekten doch dadurch ein wenig solch ein glänzender moderner Schwindelbau, wie das prunkvolle Theater, das der Held aus der Erde stampft. Beides soll bluffen, blenden, wirken, und nach den Mitteln darf hier wie da nicht gefragt werden. „Der Baumeister" ist das Buch der Skrupellosigkeit ... der moralischen Skrupellosigkeit, was die Gestalten, der künstlerischen Skrupellosigkeit, was den Erzähler betrifft.

Ein Architekt steht im Vordergrunde, einer, der keinen Pfennig Geld hat und im ersten Kapitel sein letztes Zweimarkstück wechselt, der aber am Schlusse auf dem Wege zum Millionär ist. Ganz reinlich ist der Weg, den er dazu geht, natürlich nicht, und es ist doch mehr Zufall, als Verdienst, daß er schließlich als hochmögender Biedermann dasteht. Ebenso leicht hätte er in die Hände des Staatsanwaltes fallen können. Dieser Ehrenmann wird zwar ein wenig zu heben gesucht, man soll glauben, daß er ein

großer, echter Künstler ist, der sich auf seine Hochstaplerrolle nur einläßt, um endlich einmal seine künstlerischen Pläne durchführen zu können, aber diese Teilung in „reiner Tor“ und Hochstapler ist dem Erzähler selber wohl etwas merkwürdig vorgekommen, und er läßt sich nicht weiter darüber aus. Er scheut sich direkt, auf den Grund zu gehn, innere Konflikte auszuschöpfen, den Spaten tiefer zu senken, denn der ganze glänzende Ausbau könnte darüber zusammenstürzen. Das Eiltempo ist nötig, und Felix Holländer hält es durch. Vielleicht hat er sich am Schlusse selber gewundert, wohin er galoppiert ist. Und vielleicht hat er sich seinen eignen Helden dann einmal bei Licht besehn.

Das Schlimmste ist nämlich, daß dieses Napoleönchen eigentlich ein Schwächling ist und daß man ihm selbst die Bewunderung versagt, die man allenfalls für die ganz großen Diebe noch aufbringen kann. Ein Mann, der in glühendem Ehrgeiz und mit rücksichtsloser Energie sich seinen Weg bahnt — gut! Aber der Herr Baumeister hat mit Napoleon nichts anders gemein, als ein bißchen Aberglauben an seinen „Stern“. Der Stern ist auch hier weiblich; er heißt nicht Josephine, sondern gut berlinisch Grete. Und die Heldentaten des modernen Eroberers sind die, daß er das Mädchen, das sich ihm ausgeliefert, den Mann, der ihm am meisten geholfen hat, über Bord wirft, sobald sie ihm hinderlich werden. Aber selbst dazu wird er von anderen gezwungen; er schiebt niemals, sondern wird geschoben, und er kommt nur in die Höhe an den Rockschößen von Leuten, die ihn gerade gebrauchen. Hätte sein größter Geldgeber nicht zufällig eine Tochter, die sich in ihn verliebte, und zöge der geschäftskluge Vater der Donna es nicht vor, ihn zu seinem Schwiegersohn zu machen, anstatt ihn dem Staatsanwalt zu überliefern, dann wäre das Spiel halt verspielt. Man sieht schon daraus, daß hier mehr Zufälle regieren, als Notwendigkeiten; daß es allenfalls bis zur Wahrscheinlichkeit langt, aber nicht zur Wahrheit; daß in äußeren Umständen oberflächlich begründet ist, was organisch aus Wesenstiefen hervorwachsen müßte, um bezwingende Kraft zu haben.

Und auch hier beweist Felix Holländer wieder, daß er zu einer Gruppe von Schriftstellern gehört, die zwar reichlich Talent und Routine besitzt, die aber des sichren Steuers entbehrt. Lebendigen Geistes ergreifen diese Schriftsteller Stoffe und Gestalten, aber der natürliche Herzenstakt und das eingeborne Sittlichkeitsgefühl, das die ergriffenen wertet, scheinen ihnen abzugehn. Selber unruhig und schwankend, vermögen sie nicht, uns das Bewußtsein der Ruhe und Sicherheit zu geben, sind sie nicht die unbeirrbaren, gerecht alles abmessenden Richter, sondern gleichsam, in Angriff oder Verteidigung, geschickte Rechtsanwälte, die scharf, aber einseitig sehn. Sie haben nicht den unverrückbaren Standpunkt und halten nicht genügend Distanz, um zu überblicken, zu urteilen, perspektivisch richtig zu schauen, und so geschieht es, daß Bücher, die an sich, vom Autor aus, ganz ehrlich sind, doch einen falschen, unechten Zug haben und ein schiefes Weltbild geben. Die glänzende Mache, die den Verfassern dieser Bücher fast ausnahmslos eigen ist, überrumpelt dabei leicht den Leser und verwirrt das gesund-natürliche Fühlen. Ja, es kommt wohl vor, daß der Erzähler selbst, weil ihm die Stäte fehlt, in Verwirrung gerät. Der Schluß des Holländerschen Romans bietet da ein gutes Beispiel. Der Baumeister, der, um sich zu retten, ein liebendes Mädchen und seinen besten Helfer opfert, muß außerdem die Tochter eines Halsabschneiders heiraten. Noch einmal widerstrebt alles in ihm, dann hört er die Schritte der ihm zugedachten jungen Dame. „Und nun wußte er,“ schließt Holländer, „daß er für seine Werbung den schlichten, warmen Ton finden würde . . .“

Man muß doch wohl annehmen, daß hier der Erzähler ironisch wird und sich über seinen etwas fleckigen „Helden“ lustig macht. Man muß es annehmen — denn man bekommt eigentlich nicht recht heraus, wie Felix Holländer zu ihm steht: ob er ihn bewundert oder ihn verachtet, ihn ernst oder ironisch nimmt. Doch hat er ihn ein ganzes Buch lang so wichtig behandelt, daß er in der letzten Zeile kein Recht zur Satire hat. Oder wollte er sich mit dieser letzten Zeile nur selber salvieren? Ist ihm sein Held, etwas spät, selber in neuem Lichte erschienen? Ich könnte noch eine Reihe andrer Fragen anhängen, die auf solche Gefühlsverwirrung zielen. Aber es mag genug sein. Das Grundübel ist wohl ziemlich deutlich ausgesprochen, und ich fürchte, es gehört zu den unheilbaren, für die es keine Medizin gibt.

Den denkbar schärfsten Gegensatz zu Holländer, gerade auch was feste sittliche Anschauung, Abmessung und Einschätzung betrifft, stellt ein süddeutscher Dichter dar, Emil Strauß, dessen „Freund Hein“ in kurzer Zeit die zehnte Auflage erreichte. An seinem neuen Roman „Kreuzungen“ (Berlin 1904, S. Fischer) freut besonders das Eine, wie fest dieser Mensch in sich selber beruht, wie er sich keinen Augenblick irre machen läßt in seinem Fühlen und Erkennen. Er hat, um ein schönes Jean Paulsches Bild zu gebrauchen, nicht nur die Schwungfedern, sondern auch die pennae rectrices, die Lenkfedern, die kräftig steuern und die dem Dichter fast noch wichtiger sind. Die moderne Literatur pries und preist in allen Tonarten den Eigenen, die großgeistige Kraftnatur, das extrem Individuelle; sie hat deshalb so gern Künstler in den Mittelpunkt gerückt. Geist und Machtwille standen hoch im Kurse; Herz und Güte um so tiefer. Da kommen ein paar Poeten — und bezeichnenderweise Süddeutsche —, die gerechter wägen. Es war, wie man sich vielleicht erinnert, an Hermann Hesses „Peter Camenzind“ das Erfreuliche und Schöne, wie demütig und herzlich sich der Dichter jeder rein menschlichen Güte unterordnete, ob sie auch das ärmlichste Gefühl erfüllte. Und hier, in den „Kreuzungen“, tut Emil Strauß ähnliches — nur bewußter. „Wie das Gütige, hilfreich Aufgeschlossene, das Fruchtbare des Lebens sich als eine höhere Macht erweist, als alle Gaben des extrem Individuellen,“ das ist das Thema seines Buches. Er führt es

mutig und entschieden durch; er führt zu klarem Erkennen. Wir erleben dieses Erkennen mit dem zwischen zwei Frauen gestellten Manne, von denen die eine frei, selbstsicher, doch so unverlierbar in sich beschlossen ist, daß sie für andre nichts werden kann, während die zweite aus Backfischbeschränktheit emporwächst, mit der „hilfreich aufgeschlossenen“ Seele, die empfangend und gebend fruchtbar wird. Unstreitig ist Hermann Hesse naiver, lyrischer, wärmer als Emil Strauß, ich möchte sagen: weiblicher. Er geht aus dem Hange seiner Natur diesen Weg; Strauß mehr aus bewußt sittlicher Erkenntnis, mit männlichem Mut, der sich, wie es in den Begleitworten heißt, von den Forderungen der Sittlichkeit nichts abdingen läßt. Diese Energie und Männlichkeit lebt auch in Stil und Gestaltung. Und ob die „Kreuzungen“ auch schwerlich den Erfolg des „Freund Hein“ erreichen werden, ob sie vielleicht rein poetisch dem vorigen Buche nachstehn — sie sind ein gutes Zeichen für den Geist, der sie geboren hat, für einen Geist, der echt und wahrhaftig ist und doch auch ein starkes Talent beflügelt. Statt jeder weiteren Erörterung möchte ich eine Probe der Darstellung hier geben. Auf Seite 31 heißt es: „Er sah sich träumend an sonnigem Hang im gelben Herbstwald sitzen, da rauschte es oben auf dem vorbeiführenden Weg, und wie er hinschaute, erschrak er: Dasselbe Weib lief in voller Lust wie ein Kind durch das aufgewehte Laub herab, den Hut hielt sie in der Hand, ihr Haar war nahe daran sich zu lösen, ihr Fuß warf das raschelnde Laub auf, und hinter ihrem weinroten Gewand wirbelte stets sich erneuend ein Schwarm goldener Blätter hoch einher. Das Haupt zurückgeworfen, ohne ihn zu gewahren, schwärmte sie vorbei; er aber konnte sie nicht wieder entschwinden lassen, von Sinnen sprang er auf, im Takt ihres Schrittes durchs Laub rauschend ihr nach, und als er sie einholte, war es natürlich, daß er den Arm um ihre Hüfte legte und mit ihr weiterlief. Nur kurz, gleichsam erkennend, schaute sie ihn an, umfaßte ihn auch, und wie alte Kameraden trieben sie das Spiel weiter.“

In diesem Erinnerungsbild ist eine Klarheit und Gegenständlichkeit, eine feste Form und ruhige Reife, wie man sich ihrer selten erfreuen kann. Unwillkürlich denkt man an einen Meister, etwa an Keller, an seinen präzisen Ausdruck und seine stolzen Menschenbilder. Natürlich muß auch Strauß von solchen Gipfeln hinab in die Täler, natürlich wäre es auch ein Leichtes, diese und jene Einwendung zu erheben. Wozu? Es ist im Grunde gerade in diesem Falle ziemlich gleichgültig, ob man die „Kreuzungen“ eine Note besser oder schlechter zensiert — die Persönlichkeit des Dichters, die dahinter steht und darüber hinauswächst, ist hier die Hauptsache. Ich glaube, Emil Strauß wird uns vieles noch zu sagen haben.

Zum guten Ende zwei Bücher, die man wohl, so schmerzhaft das Wort manchem klingen mag, „geistreich“ nennen muß. Da ist zunächst Berliner Geist, vertreten durch Oskar Blumenthal in „Nachdenklichen Geschichten“ (Berlin, F. Fontane & Co. 1904). Bei ihm kann man alles kaufen: Witz, Ironie, Satire — nur Humor nicht, denn dieser braucht wie die Seele einen Körper, um sich zu offenbaren, eine Gestalt, aus der er emporwächst. Die bloße Wortbrücke, auf der sich der Witz schaukelt, genügt ihm nicht. Oscar Blumenthal jedoch ist es nicht um eine Gestalt zu tun, sondern um ein geistreiches Wort; nicht um ein Gefühl, sondern um eine Reflexion; nicht um eine dauernde Lampenhelle, sondern um einen blendenden Blitz. Er hat eine Reihe sehr hübsch erdachter und gut pointierter Feuilletons vereinigt, die mit allen Produktionen des Kopfes das Eine gemeinsam haben, daß sie um so besser sind, je kürzer sie sind. Mit einiger Mühe könnte man jedes der 26 Geschichtchen auf einen einzigen Satz, eine bestimmte Sentenz zurückführen, woraus die eigentliche Erzählung, die nur ein mehr oder minder nebensächlicher Weg zur Pointe ist, erst entstanden ist. Da hießen die Sentenzen etwa: Fürsten sollen nicht reden — Es gibt nicht nur Höflinge der Könige, sondern auch Höflinge des Volkes — Das stärkste Gedächtnis ist dies, das empfangene Wohltaten behält usw. usw. Wie man sieht: nichts Himmelstürzendes; kleine Wahrheiten in artige Worte gewickelt, durch deren Umhüllung sie aparter und größer erscheinen. Manches überhaupt nur Witz und Wortspiel. Als Cicero, erzählt Oscar Blumenthal, auf der Mittagshöhe seines Ruhmes stand, blieb nur Metellus Cimber vor der Macht seiner Beredsamkeit gleichmütig. „Es sind nichts als Worte!“ sagte er. Da geschah es, daß Metellus Cimber dem großen Redner den Tod seiner geliebtesten Tochter Julia melden mußte. „Was hat er gesagt?“ fragten die Freunde den Zurückkehrenden. „Er hat nichts gesagt ... und bei allen Göttern, das ist seine erste Rede, die mich ergriffen hat.“ Nach diesem Schema sind die meisten der „Nachdenklichen Geschichten“ geschrieben. Am hübschesten ist vielleicht eine kleine Skizze in drei Briefen: „Lustspielfragmente.“ Nr. 1. Siddy an ihre berühmte Freundin Gabriele, die Romanschriftstellerin: Rate mir in schwerer Herzensbedrängnis, ich liebe glühend einen Mann, der nicht frei ist, ja der sogar der Gatte einer meiner besten Freundinnen ist. Was tun? Lieben und glücklich sein trotzdem? Oder ehrlich sein und entsagen? U. A. w. g. Nr. 2. Gabriele an Siddy: Die Antwort findest Du in meinem Roman: „Reuelose Sünden“, worin die Heldin ihren Anklägern zuruft: „Jawohl, das Glück, das mich berauscht, ist aus Schuld geboren ... aber wenn mir eine betrogene Frau zornig entgegenkreischt, daß ich ihr das Herz ihres Gatten entwendet habe — wer sagt euch, daß sie diese Schätze so zu wecken gewußt hat wie ich, und daß die Liebe in diesem Männerherzen nicht erst meine Schöpfung war? Ich habe der anderen nur genommen, was ihr niemals gehört hat — und wenn ihr es einen Raub nennt, so war es ein heiliger Raub“ usw. usw. Nr. 3: Siddy an Gabriele: Tausend Dank! Dein Brief bedeutet einen Freispruch für mich und für ihn, den ich liebe ... Deinen Gatten!

Viel eigner, ungewöhnlicher, verblüffender ist das andere Buch. Es heißt „Orchideen“ und trägt seinen Untertitel „Sonderbare Geschichten“



Die Schwestern. Gemälde von Prof. Georg Papperitz-München.

mit gutem Recht. (Albert Langen, München 1904.) Gustav Meyrink ist der Verfasser — ein Schriftsteller, der mit einem merkwürdigen Gehirn behaftet sein muß. Denn seine Einfälle spotten jeder Beschreibung. Paul Scheerbart, der in grotesken Phantasiestücken macht, kann sich gegen ihn verstecken. Manches, wie „Dr. Lederer“, läßt sich gar nicht wiedererzählen, den Inhalt der ersten Geschichte möchte ich aber andeuten. Sie heißt „Die schwarze Kugel“. In Sikkhim, südlich vom Himalaja, ist von indischen Büßern, den sogenannten Gosains, eine geradezu fabelhafte Erfindung gemacht worden. In Berlin wird sie vorgeführt. An Drähten hängen von der Saaldecke herab gläserne, chemische Kochkolben, in denen sich Spuren eines weißlichen Pulvers befinden, leicht explodierbare Stoffe, vermutlich Jodiin. Um einen solchen Kochkolben bindet der indische Experimentator eine dünne Goldkette, deren Ende er sich selbst um die Schläfen schlingt. Unter atemlosem Schweigen starrt er auf die Flasche, Minuten vergehen, plötzlich explodiert das weiße Pulver, und in dem Glase erscheint eine indische Landschaft von unbeschreiblicher Schönheit: der Brahmane hat seine Gedanken projiziert! Mit leidlichem Erfolge versuchen sich auch die versammelten Gelehrten. Dann gibt es in München eine halb populäre Vorführung, zu der auch eine Menge Offiziere sich einfinden. Einem von ihnen, den seine Kameraden als den schärfsten Denker vorschieben, wird die Goldkette um den Kopf gelegt (— nachdem er entfettet ist: Pomade isoliert —), und angestrengt starrt der Oberleutnant auf den Kolben. Fünf Minuten, zehn Minuten — nichts. Da — endlich — das Pulver explodiert zwar nicht, aber eine apfelgroße, samtschwarze Kugel schwebt plötzlich in der Flasche — die Flasche springt — wie von einem Magneten gezogen stürzen die Splitter in die Kugel hinein, um darin zu verschwinden — die Kugel schwebt frei im Raum — sie sieht gar nicht mehr wie eine Kugel aus, sondern wie ein schwarzes gähnendes Loch. Und es ist auch wirklich ein Loch, ein absolutes, mathematisches „Nichts“, in das alles Angrenzende naturnotwendig hineinstürzt. Furchtbares Hallo! „Was host Dir denn denkt?“ fragen die Offiziere ihren Kameraden. „I? No — —, wos ma sich halt a so denkt.“ —

Man wird zugeben, daß dieses Geschichtchen geistreich erfunden ist. Unfein und geschmacklos wird die Satire gegen alles, was mit Offizieren zusammenhängt, erst in der letzten Skizze. Übrigens kommen auch die Mediziner nicht zum besten weg. Das Merkwürdigste aber bleiben doch diese Einfälle — es ist gar nicht zu sagen, welche grotesk-verrückten, unheimlich-phantastischen, geistreich ausgetiftelten Stoffe dieser Gustav Meyrink findet. Man fragt sich immer, eine wie sonderbare Phantasie er haben muß, und ertappt sich auf dem Gedanken, daß das eine nicht gerade angenehme Lebensmitgift sein dürfte. Solcher abnormen Phantasie steht niemals ein ausgleichendes Moment in einem starken, rechten Herzen und gesundem sittlichem Empfinden gegenüber; sie hat nichts mehr, was ihr heilig ist. Und so hat alles, was sie schafft, doch zuletzt nur den Wert eines Kuriosums. Als literarische Kuriosität ist das Meyrinksche Buch hier genannt. Dieser und jener wird vielleicht staunend und interessiert einen Augenblick dabei verweilen, wie man zu gelegener Stunde im Variété wohl den Gauklern zusieht, die sonderbare Künste zum Besten geben.

Das verfolgte Mädchen.

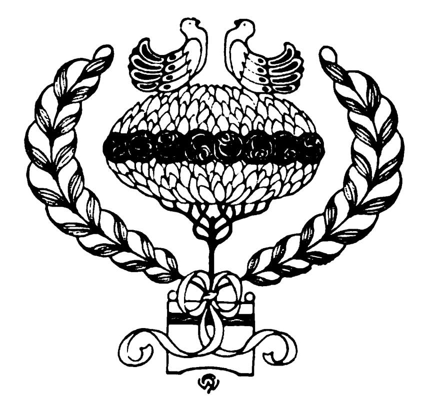
Von

Hugo Salus.

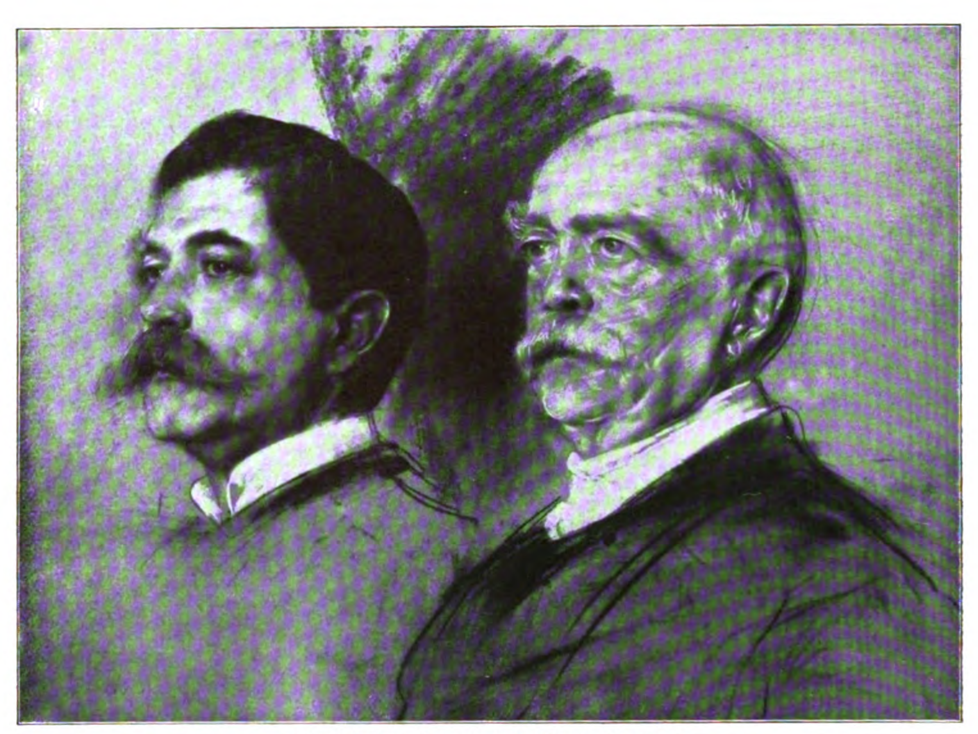
Ich fühl' ihn, ich fühl' ihn hinter mir gehn,
Ich möchte so gern den Kopf nach ihm drehn,
Nur würd' er mir dann in die Augen sehn
Und dann, dann wär' es um mich geschehn ...

Ich fühl' seinen Blick, er streichelt mich leis,
Er ruht auf mir, und ich weiss, ich weiss,
Sein Blick hat Lippen und küsst mich leis,
Und mein Herzschlag stockt, und mein Blut wird zu Eis.

Wie in einer Wolke geh' ich daher;
Ach Gott, wenn ich nur erst zu Hause wär'!
Wie setz' ich die Füsse so plump und so schwer!
Ach, wenn ich nur schon beim Chore wär'!



Und da ist das Chor. Und jetzt — Mutter, vergib —
Ich muss ihm zeigen, wie ich ihn lieb'.
Wie traurig er schaut!
Ach, dürft' ich's nur wagen,
Ich möcht ihm ja so gern was Liebes sagen!

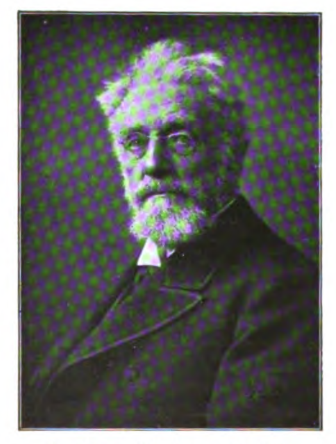


Die Fürsten Otto und Herbert Bismarck.
Gemälde von Franz von Lenbach. Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin W.

Illustrierte Rundschau.

Die Lenbach-Ausstellung bei Schulte-Berlin. — Zum 70. Geburtstage Prof. v. Rebers. — Der Maigrafenbecher für Julius Wolff, entworfen und gefertigt von Hugo Schaper-Berlin. — Das Albertinum in Dresden und Professor Herm. Prell. — Plaketten von H. Kautsch. Neue Tapetenfriese. — Einrichtungen in oberbayerischem Geschmack von S. Schneller-München. — Zu unsern Bildern.

Eine der interessantesten Ausstellungen, die Berlin in den letzten Jahren sah, fand in diesem Herbst im Kunstsalon von Ed. Schulte statt. Nicht so, weil sie uns einige ausgezeichnete Böcklins brachte, sondern hauptsächlich, weil mit ihr einer der letzten Wünsche Herbert Bismarcks erfüllt wurde: der nämlich, nach Lenbachs Tode dessen im Bismarckschen Familienbesitz befindliche Porträts in einer Sonderausstellung einem weiteren Kreise zugänglich zu machen. Wir müssen dem verstorbenen Fürsten dankbar sein, daß er diese Gelegenheit schuf; denn es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß diese Bilder — 35 an der Zahl — nun auf absehbare Zeit den Kunstfreunden verschlossen bleiben werden. — Der künstlerische Wert der Porträts war freilich recht ungleich, wie denn Lenbach überhaupt kein Meister war, dem jedes Werk gelang, vielmehr ein Künstler, der bisweilen auch ein nichtgelungenes Werk ohne viel Besinnen aus der Hand gab. Aber dafür waren einige Bildnisse ausgestellt, die ihn wiederum auf der vollen Höhe seiner Kunst zeigten: ein Porträt des Altreichskanzlers vor allem aus dem Jahre 1885, — sitzend, im bürgerlichen Kleide —, das in seiner Größe und, was besonders betont werden muß, in seiner Schlichtheit einfach hinreißend wirkte; ein Bildnis der Fürstin Johanna dann, und ein Porträt des alten Kaisers aus dessen letzten Lebensjahren. Eine ganze Reihe flüchtiger, aber doch fesselnder Arbeiten verdient noch hervorgehoben zu werden, wie sie der Aufenthalt Lenbachs in



Prof. Dr. Ritter v. Reber.
Aufnahme von Friedrich Müller in München.

Friedrichsruh zeitigte: wir sehen da Bismarck nach der Mahlzeit ruhend, sehen ihn als Gutsbesitzer im Park wandernd oder zu Pferde, sogar auch einmal mit der Brille über den scharfblickenden Augen. Sehr interessant erschien auch die von uns reproduzierte Pastellstudie, Fürst Bismarck und Herbert Bismarck darstellend: in dem scharfen Nebeneinander frappiert die Ähnlichkeit zwischen Vater und Sohn geradezu. —

Am 10. November feierte einer der tüchtigsten deutschen, der Nestor der bayrischen Kunstgelehrten, Geheimrat Professor Dr. Ritter von Reber, seinen 70. Geburtstag. Auf eine nahezu halbhundertjährige erfolgreiche Tätigkeit kann der in Cham in der Oberpfalz geborene Jubilar zurückblicken. Nach Abschluß seiner Studien in München und Berlin und einem längeren italienischen Aufenthalt habilitierte Reber sich 1858 an der Ludwigs-Maximilian-Universität und ist seitdem Isar-Athen unverbrüchlich treu geblieben; seit 1863 wirkt er als Lehrer der Kunstgeschichte und Ästhetik an der Technischen Hochschule, seit 1875 ist er Direktor der bayerischen Staatsgalerien; bei dem Reichtum und der Vielseitigkeit dieser Sammlungen eine außerordentlich schwierige und verantwortliche Stellung, die nicht nur umfassende Kenntnisse und starke Arbeitskraft erfordert, sondern auch großen Takt und den wechselnden Strömungen der Zeit gegenüber zielbewußte Energie. Es ist erstaunlich, daß Reber neben dieser administrativen und seiner Lehrtätigkeit stets noch Zeit und Kraft zu reichem literarischen Schaffen behielt. Schon 1863 erschienen zum ersten Male seine „Ruinen Roms und der Campagna“; es folgten dann eine treffliche, von meisterhaften Kommentaren begleitete Vitruv-Übersetzung, eine „Geschichte der Baukunst im Altertum“, eine „Kunstgeschichte des Altertums“, eine „Kunstgeschichte der neueren deutschen Kunst am Ende des 18. Jahrhunderts“ und eine „Kunstgeschichte des Mittelalters“, endlich eine „Geschichte der Malerei vom Anfang des 14. bis Ende des 18. Jahrhunderts.“ Professor Reber gab auch mit Bayersdorfer zusammen den „Klassischen Bilderschatz“ und den „Klassischen Skulpturenschatz“ heraus. Bedeutungsvoll für die praktische Erschließung der ihm unterstellten Sammlungen wurden die von ihm verfaßten Kataloge; besonders der Katalog der Alten Pinakothek muß als ein Muster der Übersichtlichkeit und Sorgsamkeit angesehen werden. —



Maigrafenbecher.
Entworfen und ausgeführt vom Hofgoldschmied Hugo Schaper in Berlin.

Auch Julius Wolff, der Dichter des wilden Jägers und des Tannhäusers, des Sülfgrafen und der Renata, beging kürzlich die Feier seines 70. Geburtstag, die dem liebenswürdigen Poeten eine reiche Fülle von Huldigungen brachte; auch der Professortitel wurde ihm bei dieser Gelegenheit beschеert. Ein treuer Kreis Verwandter, Freunde und Verehrer stellte ihm als Angebinde einen „Maigrafenbecher“ auf den Geburtstagstisch, den Hofgoldschmied Hugo Schaper-Berlin entworfen und gefertigt hat, nachdem dieser schon auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung des Jahres 1896 mit seinem Maigrafenbecher (jetzt im Rathaus zu Hildesheim) lebhaften Beifall gefunden hatte. Das reizvolle Werk ist, wie Meister Schaper das so trefflich versteht, in edler strenger Renaissance gehalten. Den Deckel krönt die Figur des Zwerges Hödicke, der, in die Zweige des tausendjährigen Rosenstocks verstrickt, das Wappen von Hildesheim hält. Kleine Seejungfrauen und Delphine tragen die schaukelnden Perlen zwischen den hängenden Kettchen am Deckel, der noch sechs Kartuschen mit farbigen Steinen aufweist. Der Becher selbst zeigt auf der einen Seite den Mai-

grafen, wie er durch den im Maiengrün prangenden Wald reitet, auf der anderen die Quellennymphe von Hildesheim; die Kartusche dazwischen trägt den Bechersegen als Inschrift. Sehr fein und schön ist der Fuß ausgebildet. Der Schaft ist nämlich aus Maiblumen geformt, die aus einem, von allerlei buntem Maigetier, von Schnecke und Maikäfer umgebenen Korb aufsteigen; die untere Fläche zeigt eine im Relief gearbeitete Weinranke. Sehr geschickt ist die wechselnde Verwendung von tiefgelber und grünlicher Vergoldung, durch die im Verein mit den grau oxydierten Figuren und den lebhaften Steinfarben eine sehr reiche Wirkung erzielt wird. Hübsch ist auch das Verslein am Fuß: „Julius Wolff schuf mich im Lied — Hugo Schaper heißt mein Schmied.“ —

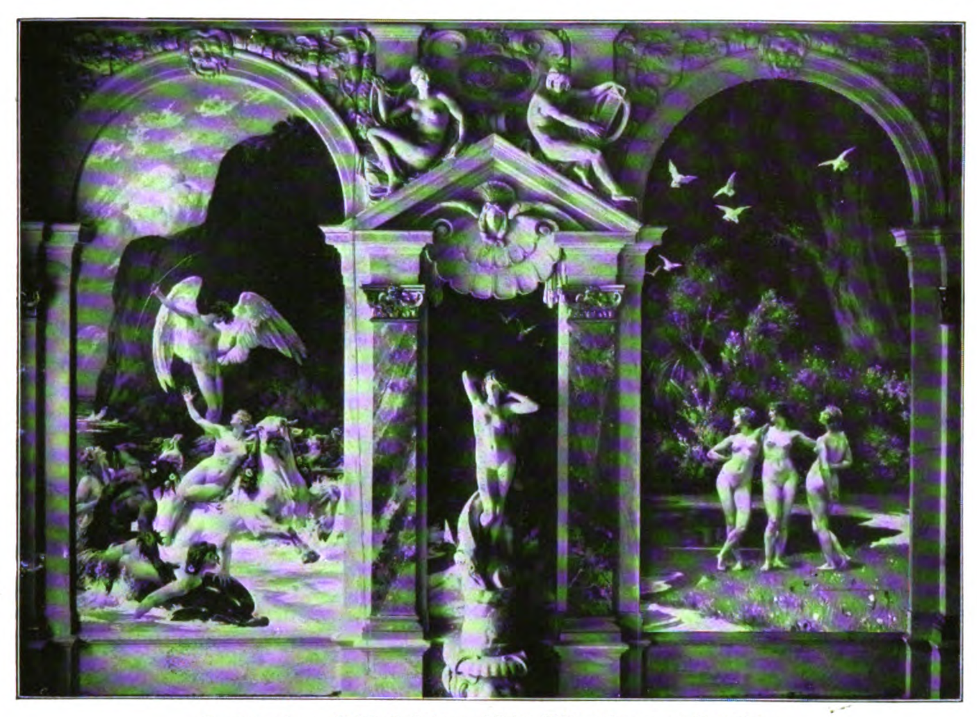


Geh. Hofrat Prof. Hermann Prell vor seinem Prometheus für das Albertinum.

Seit kurzem ist die künstlerische Ausgestaltung des Albertinums in Dresden vollendet. Das herrliche Treppenhaus erhielt seinen besonderen Schmuck durch Professor Herm. Prell, der aus der Konkurrenz für diese wundervolle Aufgabe als Sieger hervorging und dem man erfreulicherweise für seine Schöpfung den weitesten Spielraum zugestand. So ist hier endlich einmal aus der in eine Hand gelegten Vereinigung von Architektur, Plastik, Malerei ein Werk von prächtigster Einheitlichkeit hervorgegangen. Dem Künstler, dessen Wirken wir in diesen Heften schon einmal eingehend gerecht wurden, ist damit ein wahrhaft großer Wurf gelungen. Das Deckengemälde stellt den Sieg der olympischen Götter über die Titanen dar: Zeus mit dem stolzen Vier-



Fresken der „Schicksalswand“ im Albertinum zu Dresden.
Prometheus als Skulptur in der Mitte. Von Prof. Hermann Prell.



Fresken der „Schönheitswand“ im Albertinum zu Dresden.
Die Venus befindet sich als Skulptur in der Mitte. Von Prof. Hermann Prell.

gespann, Athene und Apollo stehen im Kampf, und zerschmettert sinken die Himmelsstürmer, die den Pelion auf den Ossa türmten, in den Abgrund. Die eine Seitenwand zeigt gleichsam als Fortsetzung des Menschen-Schicksal: Kronos an den Felsen geschmiedet, die Parzen an der Quelle des Styx, dazwischen die herrliche Statue des Prometheus; darüber im Giebel die Gestalten des Epimethos und der Pandora als Bringrin von Krankheit und Elend, und Orest auf der Flucht vor den Erinnyen. Auch das Bronzerelief in der Vorhalle gehört demselben Gedankengange an: Ikaros stürzt von seinem tollkühnen Fluge herab und Okeanos breitet ihm mitleidsvoll die Arme entgegen. Im bewußten Gegensatz hierzu steht der Schmuck der gegenüberliegenden Fläche, der „Schönheitswand“ die der Künstler dreigeteilt und über die er einen berückenden Glanz von Frohsinn und Lebensfreude ausgebreitet hat. In der Mitte ragt die Statue der Venus empor, das linke Feld nimmt, eine Allegorie gewissermaßen des Liebesrausches, Europa mit dem Stier, das rechte Feld eine entzückende Gruppe der Grazien ein; über dem die Mittelnische abschließenden Giebel ruhen Orpheus und Eurydice; zwischen ihnen ist in dem reizenden Goldrelief die Sage von Semele und Endymion dargestellt. Auf die übrigen, fein ersonnenen, in schönster Harmonie durchgeführten Einzelheiten an dieser Stelle näher einzugehen, verbietet leider der knapp bemessene Raum. Dem ganzen Werk aber gebührt höchste Anerkennung. Man hat sich gewöhnt, über die „Ge-



Ikaros und Okeanos.
Bronzerelief im Albertinum von Prof. Hermann Prell.

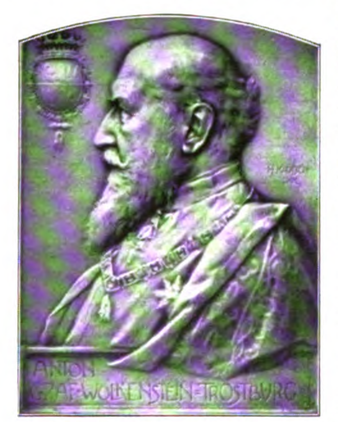
dankenmalerei" etwas mißachtend die Achseln zu zucken — Prells Schöpfung beweist wieder einmal, wie töricht das in der Verallgemeinerung ist: es mußte eben nur ein wirklicher Könner kommen, um auch sie wieder zu Ehren zu bringen. — Unter den österreichischen Bildhauern steht H. Kautsch in vorderer Reihe —, wobei allerdings einschaltend bemerkt sein mag, daß man ihn nur bedingt als Österreicher bezeichnen darf, denn er ist Böhme, Prager, lebt aber seit fast 20 Jahren ganz in Paris. Indessen hat er seine Zugehörigkeit zu Österreich doch immer betont und ist von seinem Vaterlande häufig zu offiziellen Aufträgen herangezogen worden, — so z. B. bei den Weltausstellungen zu Chicago und Paris. Auch gelten viele seiner Arbeiten speziell der Heimat; er hat eine prächtige Büste des Kaisers geschaffen und neuerdings eine famose Viktoria für ein Denkmal der Kaiserjäger auf dem Iselberg bei Innsbruck. Das alles soll uns hier eigentlich nicht beschäftigen, wir wollen H. Kautsch vielmehr von einer anderen Seite kennen lernen. Wie jetzt so mancher Bildhauer hat auch er sich der Medailleurkunst zugewandt und in ihr seine vielleicht bisher stärksten Erfolge erzielt. Die Plaketten, die wir abbilden, sprechen für sich selber, — es ist, besonders in den Porträts, eine Kraft in ihnen, die geradezu überraschend wirkt. Famos ist zumal Graf Wolkenstein, geradezu der Typ eines vornehmen Mannes, höchst charakteristisch Prinz Roland Bonaparte, und, wieder ganz anders,







Heinrich Heine-Plakette. Von H. Kautsch.



Graf Wolkenstein-Trostburg, ehem. österr.-ung. Botschafter in Paris. Von H. Kautsch.

Prinz Roland Bonaparte. Von H. Kautsch.

Muse des Verdienstes. Von H. Kautsch.

aber entzückend, die kleine Lenbach. Übrigens war Lenbach ein besonderer Verehrer der Kautschschen Kunst. Er hat ihm wiederholt gesessen, und eines der letzten Bilder des schon schwer Erkrankten war ein Porträt von Kautsch, das er für dessen Gattin bestimmt hatte. —

Man ist in letzter Zeit mit Recht mißtrauisch geworden gegenüber Tapetenmustern, und Leute von Geschmack und Taktgefühl ziehen es vor, die Wände weiß oder in gebrochenen Farbtönen einfarbig — (aber nicht in Ölfarbe, denn das ist ungesund!) streichen und einen einfachen schablonierten Fries darüber setzen zu lassen. Bevorzugt man aber eine Tapete, so soll sie einen ruhigen und dem Auge wohltuenden Hintergrund bilden, von dem sich Bilder und Möbel gleich vorteilhaft abheben. Auch auf diesem Gebiete ist uns England vorangegangen, und englische Tapeten sind auf dem Kontinent wieder ein viel begehrter Handelsartikel geworden. Unter den hervorragendsten englischen Firmen dieser Branche sind A. Sanderson & Sons in Chiswick bei Turnham-Green an erster Stelle zu nennen. Ihre Fabrikate, für die sie sich der Mitarbeit vieler bedeutender Künstler ihres Landes erfreuen, sind meist Ton in Ton gehalten und infolgedessen von angenehmster Wirkung. Ganz prächtig sind die zahlreichen Friese dieser Firma, von denen wir einige abbilden. Der Eulenfries mit den großen weißen Vögeln unter den dunklen Tannenzweigen, im Hintergrunde ein bläulich verschwimmender Höhenzug vor einem fahlgelben Abendhimmel



Margo Lenbach. Von H. Kautsch.

wirkt ganz vorzüglich, und ebenso ist der von Baumreihen flankierte Kanal mit Segelschiffen und Windmühle und dem sich im Wasser strahlenden Himmel ein vortrefflicher Wandschmuck für jedes Kinderzimmer. Übrigens fehlt es in Deutschland nicht an Tapetenfabriken, die auch Vortreffliches leisten, — man muß sie nur zu finden wissen.

Da ich gerade von „finden“ spreche, möchte ich solchen Lesern, die vielleicht durch unseren in diesem Heft enthaltenen Artikel über oberbayerische Gebirgshäuser dazu angeregt werden, Einrichtungs- und Ausstattungsstücke im Geschmack dieser Bauernkunst zu suchen, auf die letzten Bilder der Rundschau hinweisen. Die Firma Simon Schneller in München, der wir diese verdanken, pflegt nämlich als Spezialität derartige Einrichtungen. —



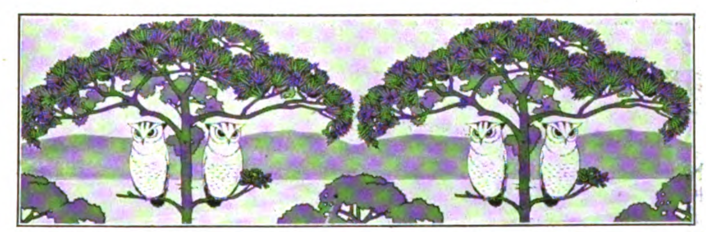
H. Kautsch.
Lithographie von Graf nach F. v. Lenbach.

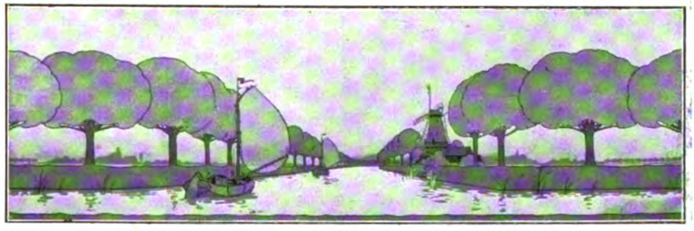
Unser farbiges Titelbild gibt eine Studie zu einem der Kolossalbilder wieder, mit denen augenblicklich Professor Hugo Vogel den Festsaal im Hamburger Rathaus schmückt; auch die Abbildung auf Seite 277 ist eine Vorarbeit für diese Gemälde. Eine gewaltige Aufgabe ist es, die dem Künstler hier gestellt wurde. Der Zyklus für das schöne Hamburger Rathaus soll „Kulturabschnitte“ darstellen, „wie sie sich auf Hamburger Boden von der Urzeit bis zur Jetztzeit abspielten.“ Das erste 100 Quadratmeter große Gemälde ist einer Darstellung der Hamburger Landschaft gewidmet, wie sie in grauer Vorzeit gewesen sein mag; das zweite gibt die Ansiedlungen der Urbewohner, das dritte eine Szene aus der Karolingerzeit, das vierte eine solche aus der Periode der Hansa, das letzte endlich, wieder 100 Quadratmeter groß, zeigt den Hamburger Hafen mit dem jetzigen Riesenverkehr. —



Amélie von Radio-Radiïs, jetzt die Frau des Künstlers H. Kautsch.

Von Georg Koch-Berlin bringen wir zwischen Seite 384 und Seite 385 zwei brillante Jagdfriese, von denen Ausschnitte in farbiger Reproduktion auf Seite 389 u. ff. wiederholt sind. Die Jagd ist Kochs eigentliche Spezialität. Hier findet er das rechte Feld für seine Meisterschaft als Pferdemaler, hier auch Gelegenheit zur Entfaltung seiner Farben-

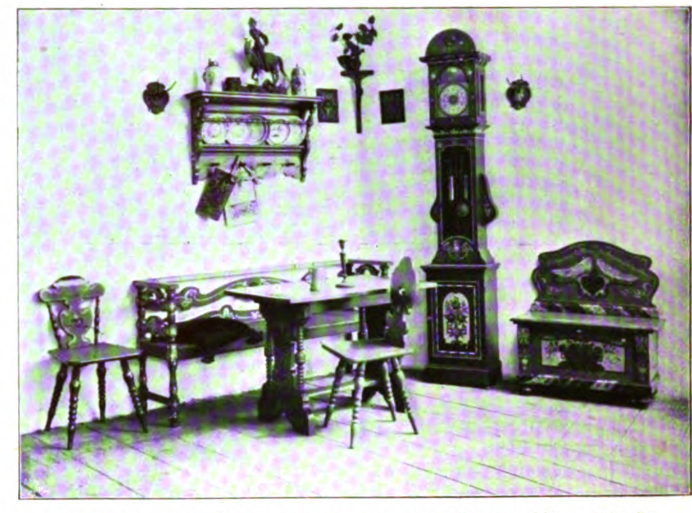






Wandfriese von A. Sanderson & Sons in London.

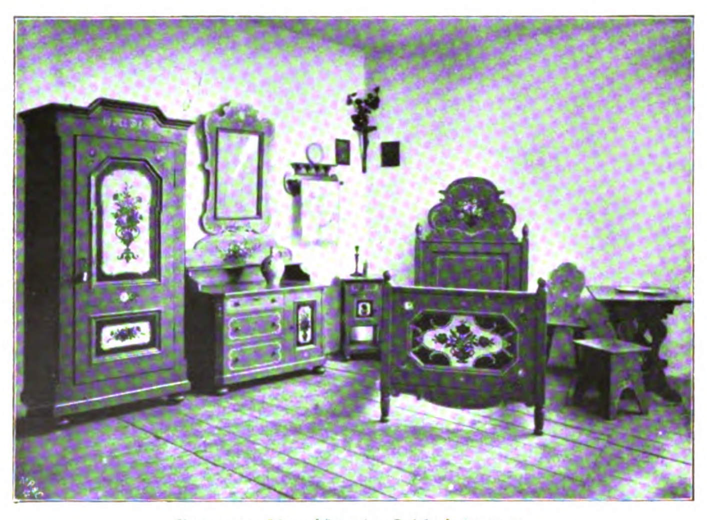
fröhlichkeit und — nicht zuletzt — seines frischen Humors. — Zwischen Seite 400 u. Seite 401 schalteten wir ein Blatt nach einem Gemälde von Heinrich Vogeler ein, die „Mühle im Teufelsmoor“, wieder eine echt Worpsweder Arbeit von tiefem Stimmungsgehalt. Das gilt auch von dem Bilde des Dresdners Carl Bantzer „Der Abend“ (zwischen Seite 416 und 417): Vater und Mutter benutzen nach schwerer körperermüdender Arbeit den Abendfrieden zu einer kurzen Ruhestunde. Das ist so einfach und anspruchslos und gewiß schon hundertmal gemalt. Kaum je aber mag malerische Kunst es verstanden haben, die tiefe Ermattung und die stumpfe, willenlose Ruhe gleich ergreifend darzustellen; man fühlt förmlich mit diesen Körpern, die noch garnicht zur rechten Empfindung der wohltätigen Rast kommen können, so beben ihre Muskeln nach. — Zwischen Seite 432 und 433 finden unsere Leser eine feine Radierung von Georg Jahn, einen Frauenkopf, der mit großer Wirkung scharf gegen einen weiten Hintergrund gestellt ist, höchst originell in Auffassung und Durchführung. —



Tölzer Bauernmöbel. Entworfen und ausgeführt von Simon Schneller in München.

Orginell ist auch die Plastik von Ignatius Taschner „Parzival“ (zwischen Seite 464 und 465) — in aller Bescheidenheit gegen den trefflichen Bildner möcht' ich allerdings sagen, daß ich mir persönlich Parzival anders vorstelle und den Quadrupeden, den er reitet, nicht unter die mir bekannten Pferderassen einzureihen vermag. Nennen wir's ein Stücklein Künstlerphantasie! — Zwischen den Seiten 440 und 441 finden unsere Leser die Reproduktion des Gemäldes „Der Bahnhof“ von Hans Batuschek. Man klagte einst, aus der modernen Technik könne die Kunst keine Motive schöpfen. Hier ist es mit Meisterschaft gezeigt, daß auch sie, richtig erfaßt, die denkbarsten Stoffe darbietet. — Ein reizvolles Familienbildnis von Professor Georg Papperitz, dem bekannten Münchner Maler, bringt endlich unser letztes ganzseitiges Einschaltbild zwischen den Seiten 472 und 473 — Papperitz hat für die feine Anordnung solcher Gruppen, an denen ein minderer Geschmack leicht scheitert, ein besonders glückliches Auge.

H. v. Sp.



Bauernmöbel für ein Schlafzimmer.
Entworfen und ausgeführt von Simon Schneller in München.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

